

(10.901 / 117,2.0.)
Schutzumschlag (Titel): Vor dem Silberhorngrat des Mount Tasman (3498 m), einer der großen klassischen Routen in den neuseeländischen Alpen (zum Beitrag von Seite 185-195).

Foto: Gottlieb Braun-Elwert

Vorsatz und Hinterer Vorsatz: „Gosauseespitzen vom Schwarzkogel“ sowie „Wege auf die Bischofsmütze“, Zeichnungen für die „Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpen-Vereines“ (Jahrbuch) 1914.

Seite 1: Blick von der Dachsteinwarte zum oberen Teil der Dachstein-Südwand – zur „Dachsteinstirn“.

Foto: Klaus Hoi

Doppelseite 4/5: Trassenführung für den Touristikverkehr über den Hallstätter Gletscher.

Foto: Sepp Brandl

Seite 6: Blick vom Rötelstein zu den Südabstürzen von Torstein, Mitterspitz, Dachstein und Dirndl (von links).

Foto: Sepp Brandl



ISSN 0179-1419 ISBN 3-7633-8056-6
Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben. Dieses Buch ist auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Drucktechnische Gesamtausführung:
Franzis-Druck GmbH, Karlstraße 35,
D-8000 München 2

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer:
in Deutschland: Bergverlag Rudolf Rother GmbH, Postfach 19 01 62, D-8000 München 19;
in Österreich: Freytag & Berndt, Schottenfeldgasse 62, A-1071 Wien

1993: 553

14.1.83
AL

Berg '93

Alpenvereinsjahrbuch

(„Zeitschrift“ Band 117)

Redaktionsbeirat:

Peter Baumgartner

Dr. Fritz März DAV

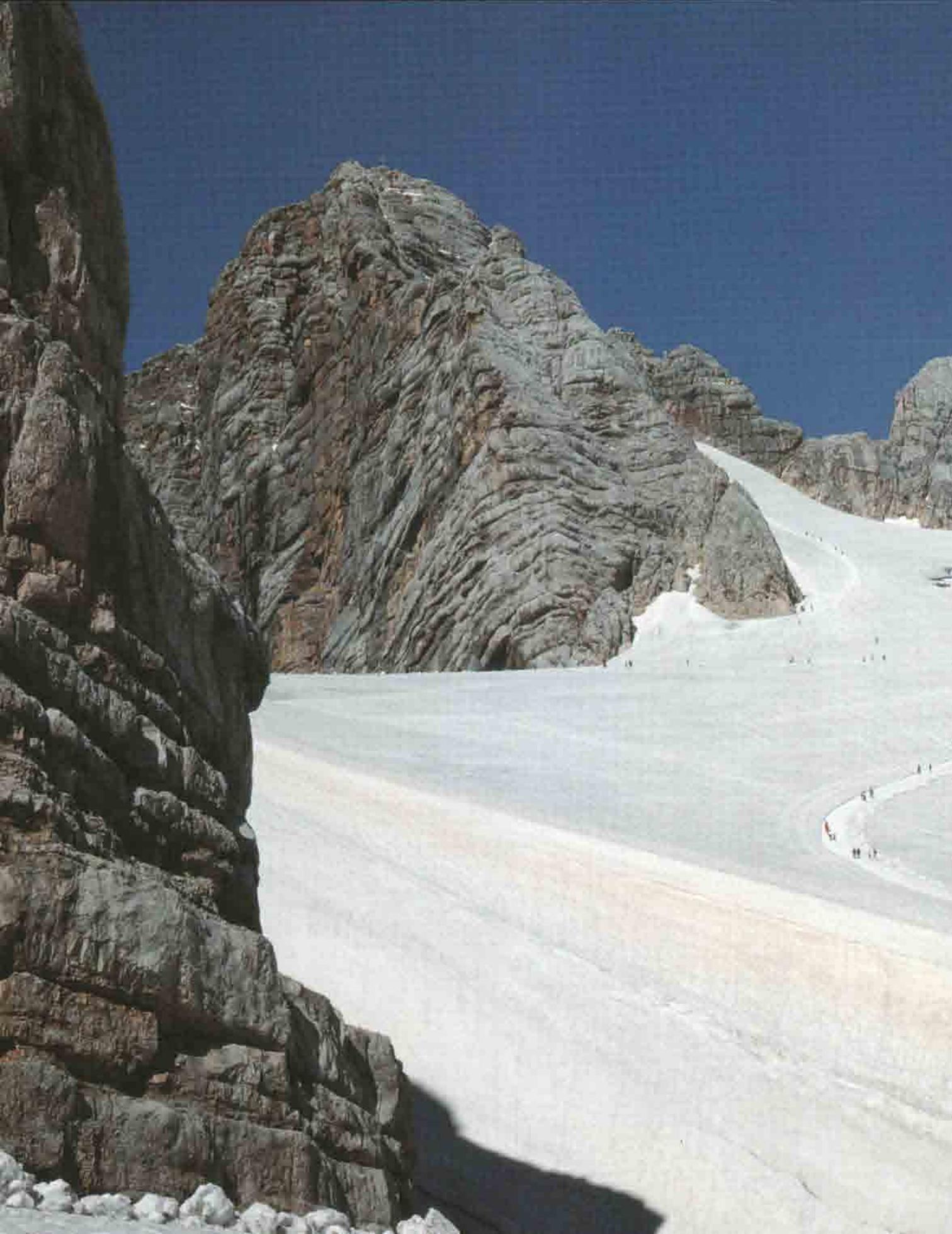
Prof. Dr. Christian Smekal ÖAV

Luis Vonmetz AVS

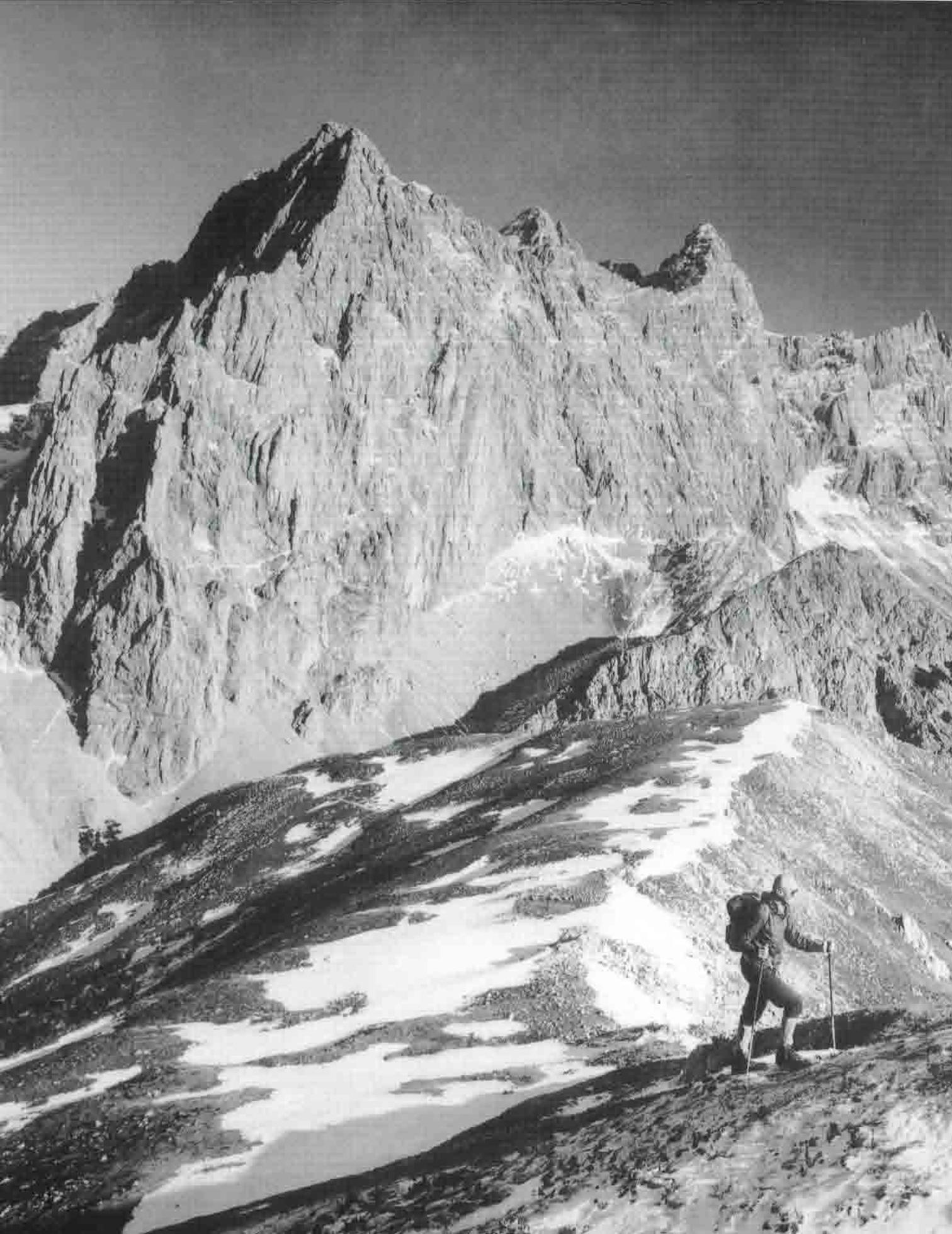
Redaktion:

Marianne und Elmar Landes

Herausgegeben vom
Deutschen und Österreichischen Alpenverein
und vom Alpenverein Südtirol
München, Innsbruck, Bozen







Inhalt

Kartengebiet Dachstein

- 9 *Karl Lukan:*
„Empor zum Licht!“
Der Dachstein in der Zeit des „romantisch-heroischen Alpinismus“
- 17 *Klaus Hoi/Hias Schreder:*
Vielgestaltig und ausdrucksreich
Was Bergsteiger, Skifahrer, Paragleiter und andere an Dachstein und Gosaukamm erwartet
- 45 *A. Tupi/P. Stückl/P. Baumgartner/E. u. R. Gruber/H. Putz/
J. Bacsa/K. Hoi:*
Codewort Dachstein
Erlebtes rund um den Dachstein
- 55 *Gertrude Reinisch/Walter Stipberger:*
Zwischen Vergangenheit und Gegenwart
Reflexionen und Notizen
- 61 *Manfred Buchroithner:*
Korallenriffe und Gletscherströme
Zur geologischen Entwicklung des Dachsteins
- 75 *Herbert Schirmer:*
High-Tech im Rucksack
Die Neuauflage der Dachsteinkarte

Bergsteigen heute: Trends, Erscheinungen, Diskussionen

- 81 *Elmar Landes:*
Face-Lifting fürs Nordwandgesicht
Metamorphosen im Verhältnis von Schein & Sein oder nur ein Wechselspiel des Scheins?
- 95 *Lydia Kraus:*
Sie gehen, wie es ihnen taugt
Reflexionen zum Thema „Frauenbergsteigen“
- 103 *Thomas Bubendorfer:*
Ich weiß nur, daß wir nicht allmächtig sind
Ein Versuch über das Unmögliche
- 109 *Martin Schwiersch:*
Treierlei, Troja und die Toleranz
Erschließungs-, Begehungs- und Umgangsformen
- 115 *Bernd Arnold:*
Lebenszeit
Sächsisches Felsklettern – die Tradition bewahren, doch die Stagnation verhindern
- 127 *Wolfgang Pohl:*
Betrachtungen eines Funktionierenden
Über die Entwicklung des Wettkampfkletterns
- 135 *Tilman Hepp:*
Eine friedliche „Action Directe“
Über die Entwicklung des Schwierigkeitskletterns von Oliver Perry-Smith bis Wolfgang Güllich

Bergsteigen, Mobilität, Reisefreiheit

- 143 *Hans Lobentanzner:*
Wir fahren in die Welt
Reisen und Reisesucht
- 149 *Fritz März:*
Wie war das denn damals?
Reise- und Bergsteigerfreiheit anno '45

- 159 *Christof Stiebler:*
Wandern in Italien
Wege und Berge zwischen Poebene und Sizilien

Auslandsbergfahrten/Expeditionen

- 167 *Christoph Krah:*
„S' huift ja nix“
DAV-Trainingsexpedition 1991 Baffin-Insel
- 185 *Gottlieb Braun-Elwert:*
On Top of Down Under
Erste Besteigung aller 29 Dreitausender Neuseelands innerhalb eines Winters
- 197 *Günter Jung:*
Obichingou
Im schönsten Tal des Pamir
- 205 *Hermann Warth:*
Für Momente einverstanden
Als Projektleiter der Entwicklungszusammenarbeit, Bergsteiger und Wanderer im östlichen Hindukush
- 213 *Dieter Elsner:*
Alpinismus international
Bedeutende Unternehmungen 1991

Kultur/Wissenschaft/Geschichte

- 221 *Helmuth Zebhauser:*
Alpingeschichte – begehbar
Unsere abendländische Welt als Museum
- 227 *Hans Jürgen Panitz:*
Arnold Fanck – Luis Trenker – Leni Riefenstahl
Rollen – Karrieren – Verstrickungen
- 243 *Stefan König:*
Hutfressen statt Schlaraffenland
Über das sonderbare Dasein eines alpinen Publizisten
- 251 *Herbert Guggenbichler:*
Felsenstädte in der Alten und Neuen Welt
Wie es dazu kam und was aus ihnen geworden ist

Natur/Umwelt

- 259 *Walter Danz:*
Alpenkonvention
Versuch einer Versöhnung von Ökonomie und Ökologie
- 267 *Franz Maier:*
Innen-Ansichten einer Idee
Unterwegs im Nationalpark Kalkalpen
- 279 *Elke Kellmann:*
Grenzenlos grenzenlos?
Chancen der Natur beidseits des einstigen „Eisernen Vorhangs“

Anhang/Sicherheit am Berg

- 287 *Pit Schubert:*
Sanierung von Kletterrouten in den Alpen
Ja oder nein?

Kartenbeilage

Blatt 14 „Dachstein“ 1:25 000



„Empor zum Licht!“

Der Dachstein und die Zeit des „romantisch-heroischen Alpinismus“

Karl Lukan

**Links:
Bischofsmütze von Osten,
vom Aufstieg zum
Steigl-Paß**

Der „Deutsche Berg“

Als im Jahre 1879 Markgraf Pallavicini und seine Gefährten zur Ersteigung der Bischofsmütze ausrückten, hielten die Männer am Fuß der Westflanke den rechten Bischofsmützenszipfel für den höheren. Das ist er aber nicht, und so gelang ihnen nur die Erstersteigung jenes Zackens, der heute Kleine Bischofsmütze genannt wird. Ein optischer Irrtum.

Die um siebenundzwanzig Meter höhere Große Bischofsmütze wurde zwölf Tage später von den Ramsauern Hans Steiner und Hans Schrempf (vulgo Auhäusler) erklommen. Und bald darauf verfaßte der evangelische Pfarrer der Ramsau Kotschy das einst vielgesungene Spottlied von der Bischofsmütze: Dem welschen Markgrafen und seinen welschen Führern war die große Bischofsmütze viel zu schwer; es mußten deutsche Männer kommen, um den Berg zu bezwingen ...

*„Da sprach die Bischofsmütze:
Ich steh auf deutschem Grund.
Der Deutsche kommt zur Spitze,
der Welsche, der bleibt drunt ...“*

In Wirklichkeit war der Markgraf – der bereits 1876 durch seine Pallavicinirinne auf den Großglockner gestiegen ist – ein sehr mutiger Mann und seine Führer Angelo Dimai und Santo Siorpaës aus Cortina zählten zu den besten Dolomitenkletterern. Das Spottlied von der Erstersteigung der Großen Bischofsmütze stand eigentlich auf recht schwachem deutschen Grund.

Mehr als ein halbes Jahrhundert später (1932) erkletterten Sepp Lichtenegger und Luis Macherhammer die glatte Ostkante des Däumlings – das war damals eine der schwierigsten Felsklettereien in den Alpen. Nachher schrieb Lichtenegger: „Ich habe diesen Berg lieb, weil er kühn wie ein Märchenberg, auf den nur reine Toren den Weg finden, in den Himmel ragt. Wenn ich der Kühnheit ein riesiges Denkmal setzen müßte, ich würde ihn vom Großwanddeck absägen und mitten ins Armkar stellen. Und dann würde ich zur deutschen Adlerjugend sagen: Da müßt ihr hinauf!“

Eduard Pichl, Erstbegeher vieler Pichlwege, nannte in seinem 1936 erschienenen Dachsteinbuch den Dachstein den „deutschen Berg“, und der Torstein hatte – nach seiner Meinung –

vom blitzeschleudernden Germanengott Thor seinen Namen. Es erscheint seltsam, daß weder die Zugspitze noch der Watzmann zum „Deutschen Berg“ der Ostalpen geworden ist, sondern der Dachstein (womit das ganze Massiv gemeint ist). Aber Zufall ist das keiner. Im Jahre 1874 hatte der Zweig Austria des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins das Dachsteingebiet zu seinem Arbeitsfeld erklärt und diese Sektion war damals ein Sammelpunkt deutschnational denkender Bergsteiger. Deutschnational ist in den letzten Jahren gleichgesetzt worden mit Nationalsozialismus – obwohl es die sogenannten „Deutschtümpler“ schon gab als Hitler noch gar nicht geboren worden war. Erst heute – da überall in der Welt Menschen ihre Nationalität anerkannt haben wollen – sieht man auch den deutschen Nationalismus mit all seinen echten Impulsen wie auch mit seinem falschen Germanen- und Siegfriedzauber etwas differenzierter. „Ich hab 's Gesäuse lieber als den Dachstein!“ sagte seinerzeit der bekannte Wiener Bergsteiger Hans Schwanda öfter. „Am Dachstein hab ich immer das Gefühl, ich muß dort eine Heldentat vollbringen!“

Der Heldenberg

Sepp Lichtenegger (Erstbegeher der Däumlingkante, *1909 in Goisern, †1935 als Alleingehender am Zmuttgrat des Matterhorns) war nicht nur ein hervorragender Bergsteiger, sondern auch ein Poet ...

Bergspruch

*Empor zum Licht!
Zum Licht empor!
Das sei mein stärkster Spruch,
Mit dem ich dunkles Tal
Und Tod mir banne!
An dem sich alles noch entflamme,
Wenn ich des Lichtes Spuren such.*

In diesem Spruch steckt eigentlich alles, was Bergsteiger in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen (und darüber hinaus noch etliche Jahre) am Berg empfanden ... in der heute so genannten „romantisch-heroischen Zeit des Alpinismus“. Das Tal ist dunkel, am Berg ist das Licht. Bergsteigen ist

Seite 11: Die Dachstein-Südwand –
 erstbegangen 1909 durch die „Steinerbuam“
 Irg und Franz Steiner aus der Ramsau.
 Unten: Sepp Lichtenegger



Federzeichnung von Prof. F. Schrempf, Goisern

Sehnsucht nach dem Licht, ist Sehnsucht nach einem höheren Leben. Aber dieser Weg zum Licht ist kein einfacher Weg. Wenn damals in allen Texten – sogar in denen fröhlicher Bergsteigerlieder – immer auch der Tod ums Eck schaute, dann hatte das seinen tieferen Grund: Bergsteigen war in dieser Zeit noch wesentlich gefährlicher als es heute ist!

Man kletterte mit sehr rutschfreudigen Kletterschuhen (Hanf- oder Filzsohlen), mit garantiert nicht reißfesten Seilen, und so mancher Eisenhaken oder -karabiner bewies die Wahrheit des Spruchs, daß auch „Stahl und Eisen bricht“. Das Schlimmste waren aber die Sicherungsmethoden!

Lange Zeit hatte man sich damit begnügt, das Seil nur „mit fester Hand“ zu halten. Erst in den späteren zwanziger Jahren wurde die Schultersicherung (ohne jegliche Selbstsicherung) empfohlen. In den alten Bergfilmen kann man das noch sehen: Wie ein Bergsteigerdenkmal steht der Gipfelstürmer frei in der Landschaft, und wenn einer fällt, der Held, der hält ...

In Wirklichkeit riß leider sehr oft im Falle eines Falles der Gestürzte seinen Bergkameraden mit in die Tiefe. Seilschaft, Bergkameradschaft, Brüder auf Leben und Tod – das waren damals noch keine leeren Phrasen für Alpenschnulzensänger. Keine Phrase war auch die „Ehrfurcht vor dem Berg“. Der Montblanc war der „Monarch“ und der Dachstein „König Dachstein“ (das sogar für revolutionäre Sozialisten und überzeugte Kommunisten!). Man war noch mit viel Gefühl am Berg unterwegs, und man hatte Ideale und Idole ...

Die Steinerbuam – Irg (Georg) und Franz Steiner aus der Ramsau, die Erstbegeber des Steinerweges durch die Dachstein-Südwand im Jahre 1909 – waren solche Idole.

Bei der Erstbegehung des Steinerweges hatten die Steinerbuam auch einen mehr als zwei Meter langen Bergstock mit. Den wollten sie mit einem Schneuztüchl daran als Zeichen ihres Sieges im oberen Wandteil aufstellen. Dieser Stock wurde in den Erzählungen um die Erstbegehung bald zum Zauberstab ... damit sollte an der Schlüsselstelle der Franz seinem Bruder Irg geholfen haben. Schöne Symbolik: Die Kraft des Bruders geht durch den Stock auf den an der Schlüsselstelle nach Griffen fingerlinden Kletterer über!

Die Steinerbuam waren aber ganz gewiß keine Symboliker. Und am Steinerband kann auch ein Zweimeter-Stock keine praktische Hilfe sein. Aber schön ist sie, diese G'schicht, und in der romantisch-heroischen Zeit des Alpinismus hat man sie gerne geglaubt.

Die Erstbegehung der Däumlingkante im Jahre 1932 war ein ähnlicher Höhepunkt in der Dachstein-Erschließung wie die Erstbegehung des Steinerweges durch die Südwand. Als unbegebar hatte man die pralle, glatte Kante gehalten, und Zweifel, ob sie tatsächlich begangen worden sei, stellte sich ein, nachdem viele Versuche einer Zweitbegehung gescheitert waren. Erst 1935 wurde die Kante wiederbegangen – durch die Erstbegeber, welche damit den Beweis für ihre Erstbegehung bringen wollten.

Im gleichen Jahr stürzte Sepp Lichtenegger tödlich ab. Der Nimbus um die Däumlingkante, der frühe Tod des Bergpoeten ... die Jungen hatten ein neues Idol gefunden. Was für den Münchener Kreis Leo Maduschka bedeutete, wurde Sepp Lichtenegger für die Kletterer im Osten der Alpen: Der junge Bergheld.

In dieser Zeit wurde auch der Steinerweg durch die Dachstein-Südwand mehr als nur eine Kletterroute für gute Seilschaften, er wurde zum „Prüfstein“ für Alleingehere.

Alleingehere: Es gibt Bergsteiger, die so gut sind, daß sie das sichere Seil nicht brauchen und daher lieber frei und flott und allein durch Steilwände steigen. Und es gibt Bergsteiger, welche mit einem Alleingang etwas beweisen wollen (zumeist für sich selber). In den ganzen Alpen gibt es wahrscheinlich keine zweite Kletterroute durch eine Steilwand, welche schon so oft von Alleingehere heimgesucht worden ist wie der Steinerweg durch die Dachstein-Südwand. Natürlich brachte der „Prüfstein Steinerweg“ auch schon viele Alleingehere unter einen Grabstein ... Solche Alleingänger-Abstürze wurden damals nicht hinterfragt. Der Alleingehere war ein Held, der „alles gewagt hatte“; der Berg war der Stärkere geblieben.

„Unser Dachstein ist ganz eigenartig ... er kann zu schlechten Kletterern gut sein und manchmal läßt er auch die Guten fallen!“ hatte seinerzeit der Südwand-Hüttenwirt Perner immer wieder gesagt.

Der Dachstein, ein Berg, der nach Laune gnädig oder auch ungnädig sein konnte. König Dachstein!

Im Dezember des Kriegsjahres 1940 wurde der Steinerweg durch die Dachstein-Südwand von Rudolf Peters und Gerald Leinweber erstmals im Winter durchstiegen.



Foto: Jürgen Winkler

Winterbegehungen galten in dieser Zeit (in der man wie schon so oft glaubte, daß die Entwicklung des Bergsteigens abgeschlossen sei) als eine „neue alpine Tat“. Die Weltberge waren unerreichbar, die winterlich weißen Wände der Alpen wurden zur großen Herausforderung. In einer solchen Wand waren die Bergsteiger ganz auf sich gestellt, Hilfe konnten sie kaum erwarten, die Winterbegehung einer großen Wand war eine Expedition im Kleinen ... „Gefrierfleisch-Expedition“ nannte man sie.

Die Winterbegeher der Dachstein-Südwand waren vier Tage unterwegs. Zwei Biwaks in der Wand, eines noch beim Abstieg in der Hunerscharte. In der Wand hatte es viel Neuschnee gegeben, in den Nächten 26 Kältegrade – es waren die kältesten Nächte dieses Winters.

Trotzdem gab es nachher Diskussionen. Am 18. Dezember waren die Bergsteiger in die Wand eingestiegen, am 20. Dezember hatten sie die Wand verlassen. Winteranfang ist jedoch erst

am 22. Dezember. War diese Durchsteigung also eine Winterbegehung?

Romantische Zeiten, heroische Zeiten ... sture Theoretiker gab es auch im Alpinismus schon zu allen Zeiten!

Bewunderswert war an den Bergsteigern dieser Zeit ihre Leidenschaft und ihre Leidenfähigkeit wie auch ihre Härte. Beispiel: Eine Samstag/Sonntagfahrt von Wiener Bergsteigern in den Gosaukamm war wahrhaftig keine besinnliche Bergfahrt ... Abfahrt von Wien: Samstag nachmittag (an Samstagvormittagen wurde damals noch gearbeitet). Ankunft mit dem Bummelzug in Mandling so um Mitternacht.

Aufstieg zur Hofpürglhütte, normale Gehzeit 4½–5 Stunden, Bertl Stärker (1908–1991), ein bekannter Wiener Bergsteiger und großer Liebhaber der Dachsteingruppe: „Wir waren schon ein bisschen geschwinder, weil wir alle Straßenstücke im Dauerlauf gerannt sind!“ ... Im Dauerlauf (das Wort Jogging war noch nicht

erfunden) in schweren genagelten Bergschuhen, mit dem Rucksack auf dem Buckel mit Hanfseil, Eisenhaken und Eisenkarabinern, einem Eisenhammer und einer Blechdose mit Wurst, Käse und Brot darin.

Kurze Rast in der Hofpürglhütte (oder auch keine Rast, weil ja unbedingt der am Nachmittag wieder nach Wien fahrende Zug erreicht werden mußte). Aufbruch zu einer zünftigen Tour an der Bischofsmütze oder am Däumling oder Angerstein (im Gosaukamm sind die Zustiege lang!).

Keine Gipfelstunde, nur einige Gipfelminuten. Abstieg und im Dauerlauf wieder zur Bahnstation Mandling. Ankunft in Wien um oder nach Mitternacht. Nur wenige Stunden Schlaf, um dann – wie man sagte – wieder „körperlich und seelisch neugestärkt an die Arbeit zu gehen“.

Man war damals sehr leidenswillig und leidensfähig, aber noch weitaus größer war die Leidenschaft, am Berg Taten zu vollbringen.

Der Idealberg

Einst galt für viele Bergsteiger ein Berg nur dann als ein richtiger Berg, wenn er auch Ewiges Eis trug. Zum Nordwandgesicht und dem Seil um die Brust gehörte noch der Pickel in der Faust. In den Notzeiten waren jedoch für viele Bergsteiger Österreichs und Deutschlands Fahrten zu den großen Eisbergen finanziell unerschwinglich. Für sie wurde der Dachstein zum Westalpen-Ersatz ...

*„Wir haben den Pickel geschwungen
und den Gipfel bezwungen!“*

war dann im Dachstein-Gipfelbuch zu lesen (obwohl es am sommerlichen Normalanstieg wohl kaum zu einem richtigen Pickelschwinger gekommen sein kann).

Der Dachstein, dessen Firne sogar noch aus weiter Ferne zu sehen sind, erschien als Idealberg, und daraus entwickelte sich auch die Vorstellung, daß es am Dachstein nur ein ideales Bergsteigen geben darf (was immer man darunter verstand) ...

Die Erstbegehung der Bischofsmützen-Südostkante war das nach mancher Meinung nicht! Mit allen Finessen hatten sich im Sommer 1946 die jungen Kletterer Bruno Wintersteller (aus dem salzburgischen Pongau) und Poldi Gruber (aus dem Oberösterreich) über die überhängende Kante hinaufgearbeitet. Daß solche technischen Klettereien kein bloßes Hochsteigen von Haken zu Haken waren, beweist wohl der Bericht von Bruno Wintersteller:

„Vor mir eine vier Meter hohe, fast senkrechte Platte, in der keine Ritze zu sehen ist. Erst oberhalb dieser wieder ein kurzer querziehender Riß unterhalb des weit ausladenden Überhanges. Über eine Stunde lang mühe ich mich ab. Es ist umsonst. Nach eineinhalb Stunden bin ich noch immer nicht höher gekommen. Erst als ich von Umkehr spreche, entdecke ich eine fingerbreite seichte Ritze. Aber der Haken läßt sich nicht eintreiben, weil die Ritze zu breit und zu seicht ist.

Nun schnitze ich einen winzig kleinen Holzkeil und versuche ihn einzuschlagen. Tatsächlich hält dann der Haken verhältnismäßig

gut. Nun war ich 90 cm höher als zwei Stunden vorher. Eineinhalb Meter über mir entdecke ich nun ein fingergroßes Loch. Wie soll ich aber dieses erreichen? Poldi machte den Vorschlag, daß ich mir mit dem Hammer einen Griff ausschlagen solle. Ich folge seinem Rat und hämmere in den Fels. Nach kurzer Zeit ist ein halbwegs guter Griff geschlagen. So daß ich gleich anschließend einen Holzzapfen für das Loch zuschnitzen kann. Allmählich werden aber meine Füße gefühllos, denn die Trittschlingen schneiden furchtbar ein. Endlich ist alles vorbereitet, so daß ich das Höhersteigen wagen kann. Mit äußerster Kraftanstrengung ziehe ich mich an diesem Griff empor und schlage den Holzzapfen und Miniaturhaken ein. Sekunden sind es nur und trotzdem dauert es wie eine Ewigkeit, bis ich in den zwei Zentimeter tief steckenden Haken einhängen kann. Auf einmal ein heller Klang und der vorletzte Haken, an dem ich zwei Stunden gegangen hatte, löste sich ...“

Etwas bekümmert wurde natürlich von den „Idealbergsteigern“ ein solcher Bericht gelesen. Und dazu die Fotos ... Kletterer in Trittschlingen! Die Kommentare ähnelten dem Ausspruch des österreichischen Kaisers Franz Joseph, der beim Anblick der ersten Autos gesagt haben soll „Auch dieser Unfug wird wieder abkommen!“

Und doch war diese Erstbegehung etwas ganz Besonderes: Ein Lebenszeichen der Jungen in der Notzeit nach einem langen Krieg! Sommer 1946 ... damals konnte man nicht einfach in ein Sportgeschäft gehen, um ein Bündel Mauerhaken zu kaufen. Das Eisen war im Krieg verschossen worden und sogar jedes kleinste Stückerl Brot gab es nur auf Bezugsscheinmarken. Die Erstbegeher der Bischofsmützen-Südostkante mußten sich ihre Mauerhaken anderswo besorgen. Das taten sie. Sie schlugen an der Däumlingkante die ihnen dort überflüssig scheinenden Haken heraus ...

Im Herbst 1967 gelang es den Steirern Leo Schlömmer und Peter Perner, eine Dachstein-Südwand-Direttissima in drei Tagen zu vollenden, nachdem sie seit 1965 mehrere Vorstöße in die Wand (14 Klettertage/10 Biwaks) unternommen hatten. Ein 50-Meter-Felsdach war zu überwinden, etwa 200 Mauerhaken wurden geschlagen. Und wieder gab es Kommentare ... „Daß ausgerechnet Steirer das unserem Dachstein antun konnten?“

Kein Zeitgeist endet jäh und abrupt! Noch im Jahre 1967 galt für viele Bergsteiger der Dachstein als Idealberg, in dessen Fels man nicht allzuvielen Mauerhaken klopfen sollte.

Der Wiener Hubert Peterka (1908–1976, mehr als 500 Erstbegehungen in den Alpen) hatte als Nacherschließer der Dachsteingruppe ganz gewiß nicht allzuvielen Haken in den Fels geklopft. Er war ein Freikletterer, der sogar viele seiner Erstbegehungen im Alleingang gemacht hatte, so zum Beispiel im Jahre 1928 die Großwand-Nordwestkamme, eine Kletterei, die heute noch mit dem fünften Schwierigkeitsgrad bewertet wird.

Peterka ist damals als Alleingang-Erstbegeher so unbekümmert ins Ungewisse geklettert, weil er wußte, jede im Aufstieg bewältigte Kletterstelle auch abklettern zu können. Er war überhaupt ein begeisterter Abstiegskletterer (etliche seiner Erstbegehungen hat er sogar im Abstieg erstbegangen). Als im Jahre 1949 die

Bergsteigergruppe des Österreichischen Gebirgsvereins unter der Redaktion von Hubert Peterka einen neuen „Peilstein-Kletterführer“ bearbeitete, fügte er zu vielen Routenbeschreibungen noch den Zusatz „Auch für den Abstieg bestens geeignet“. Erst nach langen Debatten konnte Peterka dazu überredet werden, diesen Zusatz beim Terzettkammin (heute mit 4+ und –5 bewertet) wegzulassen. Anmerkung dazu: Unter Abstieg verstand Peterka selbstverständlich ein seilfreies Abklettern!

Die Hochkesselkopf-Südwestverschneidung wurde sozusagen zum Bestseller aller Peterka-Erstbegehungen ... Klettern unter und über und neben gewaltigen Überhängen im nur vierten Schwierigkeitsgrad. Diese Überhänge! Sie hatten bisher alle Kletterer abgeschreckt. Eine Däumlingkante war schon bezwungen und auch die „alleräußerst schwierige“ Torstein-Südverschneidung von Raimund Schinko und Adolf Bischofberger. In die Hochkesselkopf-Verschneidung hatten sich jedoch sogar diese besten Extremkletterer nicht hineingewagt. Man sah in der Durchsteigung eine „Materialschlacht“ ... viele Mauerhaken, Holzkeile, vielleicht sogar Bohrhaken ... Und dann – im Sommer 1946 – stieg Peterka mit seinem Freund Fritz Proksch in diese Verschneidung ein und durchkletterte sie ohne Verwendung eines Mauerhakens. Konkret: Ein Mauerhaken wurde schon geschlagen ...

„Hubert, wir machen eine Erstbegehung! Einen Haken müssen wir zumindest schlagen, damit die Leut wissen, daß wir da waren!“ rief Proksch zu Peterka, der hoch über ihm im Dreißigmeterriß hing.

„Gut. Dann hau ich halt einen ein!“

Aber sein Seil hatte er darin nicht eingehängt. Peterka hatte sich diese Riesenverschneidung vorher genau angesehen, er wußte, daß sie frei erkletterbar sein mußte.

Einmal hatte einer seiner Spezln gemeint, daß sich der Peterka am Dachstein verzettelt; mit seinem Können und seinem Blick fürs Gelände könnte er in den ganzen Alpen bessere Neutouren machen. Da ist Peterka fuchsteufelswild geworden ... „Verzetteln? Gibt's in den ganzen Alpen einen bessern Berg als den Dachstein?“

„Im Banne der Dachstein-Südwand“ nannte der Bergsteiger und Alpinschriftsteller Kurt Maix (1907–1968) sein 1952 erschienenenes Buch. Ein pathetischer Titel?

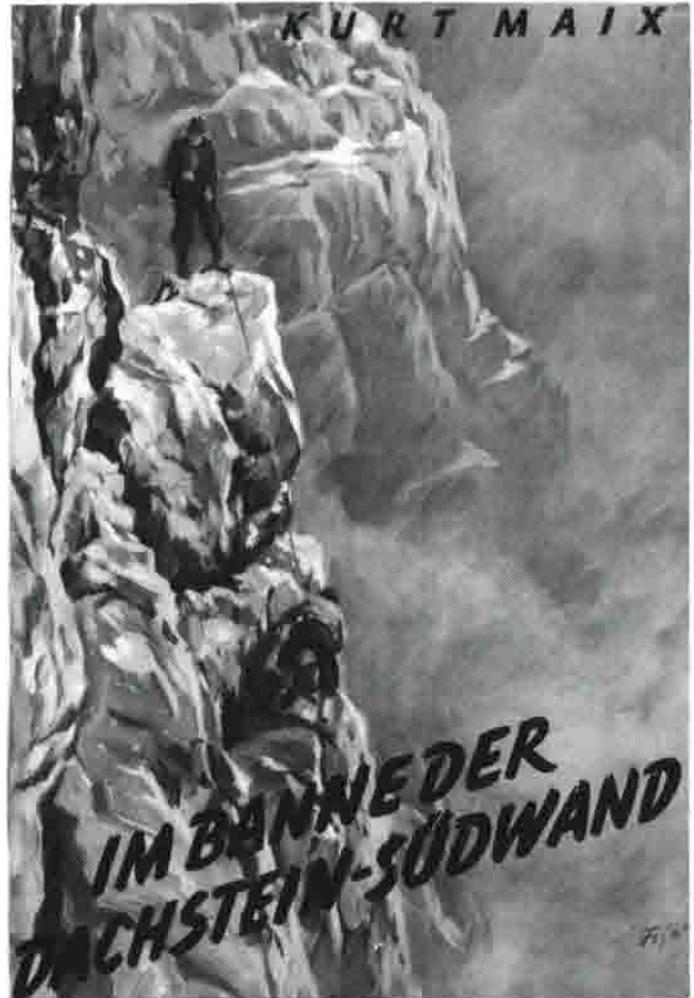
In dieser Zeit gab es noch kein weltweites Bergsteigen („Heuer fahren wir in den Himalaya und nächstes Jahr nach Amerika!“). Damals hatte jeder Bergsteiger noch in den Alpen einen/seinen Lieblingsberg, und so wie für den Verliebten der geliebte Mensch, so war für ihn dieser geliebte Berg der schönste aller Berge dieser Welt. Für Kurt Maix war das der Dachstein. Immer wieder fuhr er zu ihm hin, immer wieder schrieb er über ihn. „Ich nasche ganz gerne an anderen Bergen, aber richtig sattessen tu ich mich am Dachstein!“ hatte er einmal gesagt.

Als Maix zum „Naschen“ in die Dolomiten kam, war er natürlich überwältigt vom Anblick der Drei Zinnen ...

Die Nordwände des Kleinen Zinnenstocks: „Grandios!“

Die Nordwand der Großen Zinne: „Gigantisch!“

Die Nordwand der Westlichen Zinne: „Dämonisch!“



Und abschließend sagte dann Kurt Maix: „Wenn zwischen den Drei Zinnen nicht diese Schluchten wären, dann wäre das eine Wand wie die Dachstein-Südwand!“

Der Dachstein – der Idealberg!

Der Fremdenverkehrsberg

„Ein Poltern und Sausen. Eine Lawine löst sich vom Gipfel, tost in den unteren Teil der Steinerschluft, fährt in hohem Bogen hinaus und stürzt wie ein langer Wasserfall die ganze Wand hinunter. Und dann sehen wir in der Schlucht drei Punkte langsam abwärts dringen – die drei todeskühnen Retter. Manchmal hört man klare, harte Hammerschläge, wenn zur Sicherung ein Haken in den Fels getrieben wird.“

So erzählt Kurt Maix von der fast schon legendären Bergung aus der Dachstein-Südwand im August 1928. Bei dieser Rettungsaktion nach einem Wettersturz konnten nur noch fünf von sieben

Bergsteigern lebend geborgen werden. Einer war schon vorher an Erschöpfung gestorben, der andere ist bei der Rettung abgestürzt ... Steinschlag hatte das Rettungsseil durchschlagen. Die Führer Bernhard und Heinrich Perner und Flori Simonlehner hatten damals die vollkommen erschöpften Bergsteiger an ihren Seilen über eine dreißig Meter hohe Wand mit bloßen Händen hochgezogen!

Es ist heute kaum noch vorstellbar, was vor noch nicht allzulange zurückliegender Zeit eine Rettung aus Bergnot bedeutet hat ... ohne Hubschrauber und Stahlseile, ohne Funkgeräte, nur mit kurzen Hanfseilen und schweren hölzernen Tragbahnen und mit Zuruf von Mann zu Mann (bei dem im Sturmwind oft die Rufe unhörbar oder vertragen wurden).

Damals war es Ehrensache, daß bei Bergnot jeder von den in einer Schutzhütte Anwesenden seine Hilfe anbot, sei es auch nur, um ins Tal zu laufen, um noch mehr Rettungsleute zu holen (die wenigsten Schutzhütten hatten ein Telefon), oder der Rettungsmannschaft als Träger oder Rufverbindungsman zu dienen.

Organisator und Leiter solcher Rettungsaktionen war zumeist der Schutzhüttenwirt. Daß er nicht nur einen guten Kaiserschmarrn auf den Tisch stellte, sondern auch zum rettenden Engel werden konnte, das machte ihn zum König und Kaiser in seinem Schutzhüttenbereich.

Damals war auch die Schutzhütte noch mehr als nur eine Stätte zum Schlafen und Essen, sie war auch ein Ort der Begegnung. Das Gespräch mit anderen Bergsteigern war aus ganz konkreten Gründen höchst notwendig.

Die Führerliteratur war in dieser Zeit noch sehr dürftig. Zehn, zwölf Druckzeilen und nicht länger waren oft die Beschreibungen von Tausendmeterwänden. Auch die Schwierigkeitsbewertungen waren nur sehr vage ... „Überaus bis äußerst schwierig“ ... wie überaus und wie äußerst schwierig ist die Tour wirklich? Soll man kleine Mauerhaken oder Holzkeile zum Verklammern der Haken mitnehmen?

Kurzum: Man brauchte die Erfahrungen der anderen.

Treffs werden heute Treffpunkte genannt, und das sind zumeist gar keine besonderen Orte, wo sich Leute mit besonderen Interessen treffen ...

Auch die Treffpunkte der zünftigen Bergsteiger von seinerzeit waren keine berühmten großen Schutzhütten. Im Wetterstein traf man sich in der Oberreintalhütte, im Gesäuse in der Haindlkarhütte. Eher primitive Schutzhütten ... Waschgelegenheit beim Brunnen, und niemand störte es, wenn von den über dem Herd aufgehängten nassen Socken auch etwas in die kochende Suppe tropfte. Dafür gab es in diesen Hütten große Holztische, an denen man dicht nebeneinander hocken und stundenlang palavern konnte ... übers Bergsteigen und Klettern und manchmal auch über Gott und die Welt.

Am Dachstein war es die Scharwandhütte – kurz „die Scharwand“ genannt – in der sich die Guten trafen und unter sich fühlten. Bei einer Klettertour am Dachstein überholten einmal der Eigernordwand-Bezwinger Fritz Kasperek und der damals ebenfalls berühmte Spitzenbergsteiger Sepp Brunhuber eine Linzer Seilschaft. Höchst erstaunt sagte einer der Linzer: „Ihr seids ja

wirklich Gute ... obwohl wir euch noch nie in der Scharwand gesehen haben!“

Ein anderer Dachstein-Treffpunkt war die Hopfürglhütte. Dort hingen zwar keine nassen Socken überm Suppentopf, aber dafür gab es dort den Wastl Lackner als Hüttenwirt, ein Bergführer, Erstbegeher schwieriger Klettereien und ein Mann, der schon so viele Bergsteiger aus Bergnot gerettet hatte, daß er gar nicht mehr wußte, wieviele es waren. Ein Hüttenwirt, für den der Gast vor allem ein Bergkamerad war ... jederzeit war er bereit, Auskünfte und Ratschläge zu geben, und wievielen Leuten er schon den Normalweg auf die Große Bischofsmütze erklärt hatte, das wußte er ebenfalls nicht.

Und dann kam eine Zeit, in der der Wastl die Welt nicht mehr verstand. Er, der in den Hungerzeiten nach dem Zweiten Weltkrieg immer dafür gesorgt hatte, daß seine Bergsteiger ihre „dicke Suppe“ bekommen, ausgerechnet er kam mit einemmal in den Ruf, geldgierig zu sein.

Es ging ums Teewasser. Nach den mageren Jahren kamen die Leute wieder in Scharen ins Gebirge gezogen und hatten die Rucksäcke voll guter Fressereien. Die aßen sie in der Hütte und die leeren Dosen und das Papierzeug wanderte in Wastls Mistkübel. Bei ihm bestellten sie bloß Teewasser (Teebeutel, Zucker und Zitronen und das Schnapserl dazu hatten sie natürlich ebenfalls mitgebracht). Jedoch: Nur vom Teewasserkochen kann ein Schutzhüttenwirt nicht leben. Das stellte der Wastl grundsätzlich fest (was ihm nach den Diskussionen in den Alpenzeitschriften prompt den Namen „Teewasser-Wastl“ einbrachte). Der Alpenverein blieb dabei: Jedes Mitglied hat Anspruch auf Teewasser.

Ob die Leut nicht zumindest ihren Mist selber wieder ins Tal tragen könnten? „Dazu ist doch der Schutzhüttenwirt da!“ sagten die Bergsteiger einer neuen Zeit.

Der Wastl verstand die Welt nicht mehr.

Die Welt veränderte sich. 1946 war eine „Dachstein-Fremdenverkehrs AG“ gegründet worden. Ein Verein von Idealisten? Idealisten gründen keine AG! 1947 war diese AG bereits hochaktiv; eine Dachstein-Seilbahn sollte gebaut werden, um den Berg „für jung und alt aus nah und fern“ zugänglich zu machen.

Bereits im Jahre 1898 hat es das Projekt einer Zahnradbahn auf den Dachstein gegeben; das haben die Bergsteiger von damals nur als Spinnerei belächelt. 1947 lächelten sie nicht mehr, sie protestierten. Genützt hat es nichts. Daß die Proteste außerdem allmählich erlahmten, hat sicherlich auch seine Ursache darin, daß viele der Bergsteiger dieser Zeit im Sommerskilauf eine neue Erlebnis-Bereicherung gesehen hatten.

Einst war eine Skitour auf den Dachstein ein alpines Großerlebnis gewesen, für das man sich ernsthaft vorbereitete (wahrscheinlich besser als heute die Teilnehmer einer Führungstour in den Himalaya.) Jetzt fahren die Leute oft nur zwischen Frühstück und Mittagessen auf den Dachstein zum Skilaufen ...

„Mutti! Wo fährt denn der Papi hin?“ fragte ein Kind in einem Ramsauer Gasthof, als sich der in einen Ski-Marsmenschen verwandelte Vater verabschiedete.

„Brauchst keine Angst haben, Mauser!“ sagte Mutti. „Papi fährt

heute nicht Auto. Papi tut nur auf dem Dachstein ein bisserl Ski fahren!"

Aber noch immer ist der Dachstein ein Dreitausender, hat noch immer seine Gletscher mit oft tückisch verschneiten Spalten, und auch die Wetterstürze haben nichts von ihrer Heftigkeit verloren. Mehr denn je geraten Menschen am Dachstein in Bergnot.

Aber das versetzt in den Schutzhütten heute niemand mehr in große Aufregung; kein Hüttenwirt muß sich nach Freiwilligen umsehen. Wenn es heißt, daß der Rettungs-Hubschrauber schon verständigt ist, können sich die Gäste wieder beruhigt ihrem Schnitzel oder dem Kartenspiel zuwenden. Vielleicht, daß ab und zu jemand vor die Hütte geht, um nach Motorengeräuschen zu lauschen ...

Und dann ist er tatsächlich am Himmel zu hören ... der Hubschrauber.

Warmzeiten und Kaltzeiten

Ich habe im Jahr 1939 mit dem Bergsteigen begonnen. Meine Lehrmeister und Bergkameraden waren romantisch-heroische Bergsteiger, ich wurde es auch. „Den Bergen treu“ habe ich in mein erstes Tourenbuch geschrieben. Wenn ich einmal an einem brennheißen Augustsonntag doch lieber baden ging anstatt mich in ein sonnendurchglühtes Felswandeln zu hängen, dann habe ich mich den Bergen gegenüber untreu gefühlt. Es gab damals noch weniger Erlebnismöglichkeiten, und das was man dann tat, das tat man mit um so größerer Hingabe, ob das nun Fußballspielen oder Bergsteigen war.

Das „Romantische“ beim Bergsteigen kam auch aus der Zeit. Es war eine Notzeit, und wer Arbeit hatte, der hatte wenig Freizeit. Die Nachtmärsche der Wiener Bergsteiger mit Kerzenlaternen zum Peilstein wurden nur deswegen gemacht, weil damals viele der Spezln noch bis Samstagabend arbeiten mußten. Und für die Radfahrten der Münchener „Bergvagabunden“ in die Dolomiten oder zum Matterhorn war nicht die Freude am Radfahren der Beweggrund, sondern chronischer Geldmangel. Das Fröhliche-Liedl-Singen beim Wandern durch die Nacht oder das Hocken vor einem Lagerfeuer ergab sich dabei.

Das „Heroische“ mit all den markigen Worten war ebenfalls zeitbedingt. Das Bergsteigen war einst, wie schon gesagt, wesentlich gefährlicher als heute und fürs „Gefährlich-leben“ wurden schon immer starke Worte gebraucht.

„Kannst gehen! Ich halt dich schon!“ – Mindestens tausendmal hatte meine Frau und liebste Kletterpartnerin das in jener Zeit gesagt, in der man nur mit Schultersicherung sicherte. Fritzerl (48 Kilogramm schwer, nur 148 Zentimeter groß) hatte ehrlich geglaubt, daß sie – oft nur auf einem Dreckerl von Fleckerl stehend – jeden Sturz von mir auch halten könne.

Und ich (über 70 Kilogramm schwer) hatte natürlich felstenfest geglaubt, daß Fritzerl einen Sturz von mir auch halten würde. Große Worte können den Glauben an Wunder verstärken!

Diese romantisch-heroische Zeit des Alpinismus verklang allmählich im Rhythmus einer neuen Epoche. Für manche Junge ist

sie aber auch heute schon so etwas wie eine „Gute alte Zeit“, und sie beneiden uns Alte, die sie noch erleben konnten. Warum war damals alles noch so ganz anders?

Es war wahrscheinlich anders, weil die Menschen einander noch mehr gebraucht haben, und weil Bergsteigen noch kein Massensport war, der unweigerlich jeden einzelnen in eine Isolation führt.

Jetzt ist der Bergsteiger in ein neues brandbuntes Gewand geschlüpft – aber innerlich friert er manchmal trotzdem. Die Schutzhütten sind größer und komfortabler geworden – aber es fehlt die Nestwärme darin. (Allerdings wäre heute jeder Hüttenbesucher empört, wenn er Wanzen und Flöhe in einem Matratzenlager finden sollte. „Wo sollen's denn sonst sein, die Viecherln?“ hatte man seinerzeit gesagt.)

Also: Kaltzeit!

Jedoch: Kaltzeiten und Warmzeiten haben sich schon immer abgelöst (das wissen wir Bergsteiger von den Gletschern), und auch die Vorlieben und Abneigungen des Menschen unterliegen ebenfalls steter Wandlung ...

Die Bergsteiger vergangener Zeiten hatten eine Abneigung gegen jede Steiganlage („Feuerwehrleitern für Schwache“ nannten sie diese). Daß das Begehen von Klettersteigen einmal modern werden könnte, allein nur diese Vorstellung wäre für sie ein Alp-Alpentraum gewesen.

Wandern war nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges absolut passé, vorbei, vorüber. Bergsteigen, ja! Klettern, ja! Aber Wandern? Hätte man damals dem noch jungen Reinhold Messner gesagt, daß er einmal seine Heimat Südtirol umwandern würde (wie er es 1991 tat), so hätte er wahrscheinlich sofort als Protest gegen eine solche Unterstellung eine Wand des alleräußersten Schwierigkeitsgrades im Alleingang erklettert.

Extremklettern ... natürlich waren die mit großem Materialaufwand geschaffenen Direkttrouten der fünfziger Jahre Wege in eine Sackgasse. Das wußten wir. Aber wie sollte es weitergehen? Zur großen Überraschung kam die Rückkehr zum Freiklettern.

Im Jahre 1938 habe ich mit dem Radfahren begonnen (und fahre noch heute mit dem Fahrrad aus diesem Jahr!). Nach dem Beginn der großen Motorisierung setzte sich kein Mensch mehr auf ein Rad. Das wurde für uns eine schöne Zeit. Bei den Radtouren bekamen wir stets Sonderpreise für die Nächtigung. Kein Mensch glaubte es, daß wir nur zu unserem Vergnügen radelten, man hielt uns für ganz arme Teufel, die sich nicht einmal ein Moped leisten konnten. Daß einmal sündteure Mountainbikes erfunden werden, worauf Leute mit hochroten Köpfen steil bergauf strampeln, das hätten wir als Utopie empfunden.

Eine „romantisch-heroische Zeit des Alpinismus“ wird nicht wiederkehren. Aber vielleicht eine Abkehr von der modernen Sachlichkeit, die nur bezwungene Höhenmeter, Wegkilometer oder Schwierigkeitsgrade oder das Leistungsvermögen registriert. Vielleicht wird man dann auch wieder, statt präzise Infos und Topos zu kultivieren, das persönliche Erlebnis am Berg zu finden versuchen ... und das ganz locker und mit Gefühl und Gemüt ... Ein Schritt in eine neue Warmzeit?

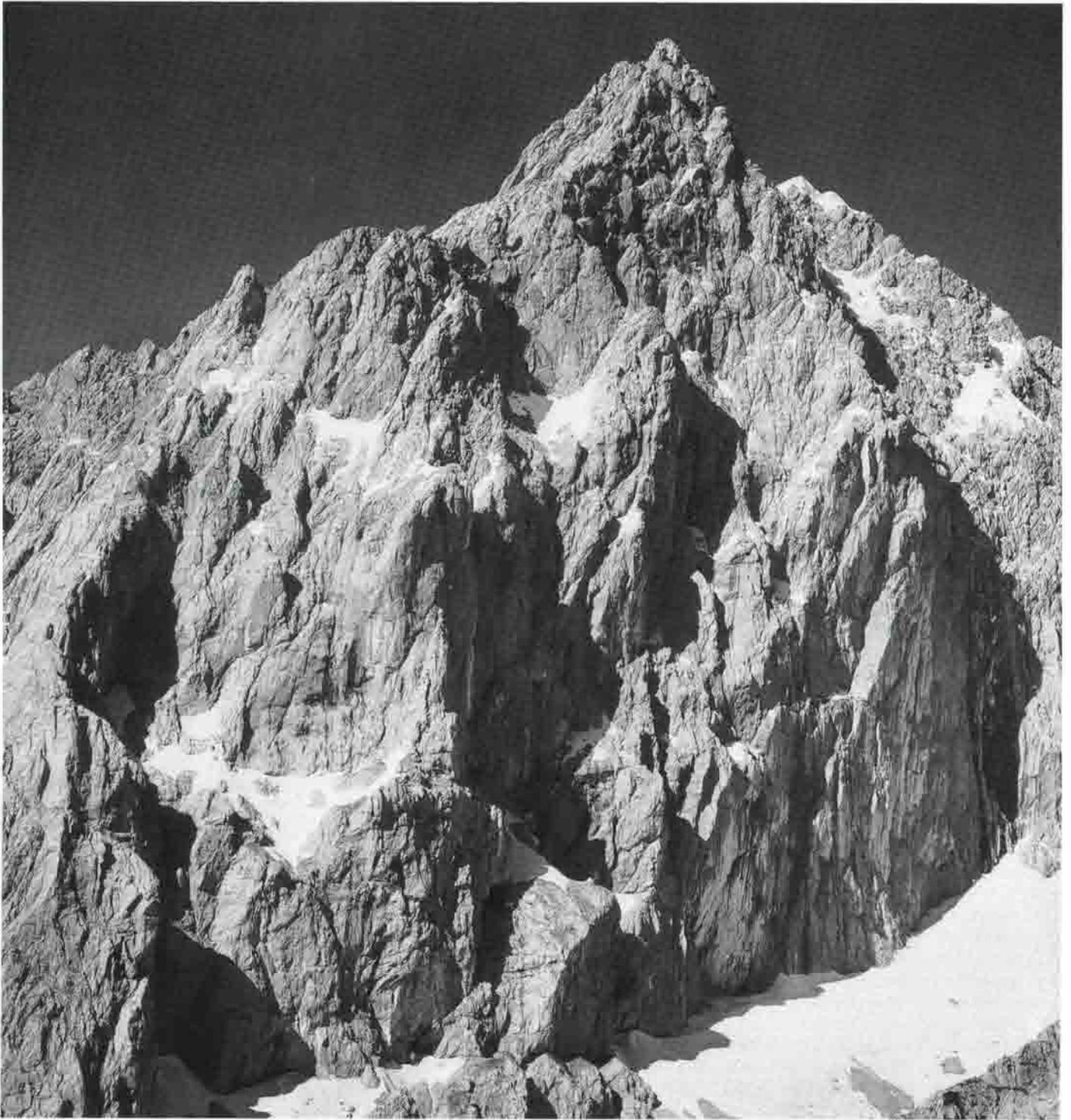


Foto: Jürgen Winkler

**Torstein von Südwesten:
Etwa in Bildmitte die klassische
Südwandroute der Erstbegeher
(Fiechtl-Goedel-Mayerhofer) von 1923;
weiter rechts die
Südverschneidung von Schinko-
Bischofsberger von 1934**

Vielgestaltig und ausdrucksreich

Was Bergsteiger, Skifahrer, Paragleiter und andere an Dachstein und Gosaukamm erwartet

Klaus Hoi/Hias Schreder

„Das Dachsteingebirge, im südlichen Teile des Salzkammergutes gelegen, wird im Süden von der Enns, im Westen vom Fritzbach und dem Oberlauf des Lammerbaches, im Norden vom Gosautal, dem Hallstätter See und dem Traunfluß begrenzt; gegen Osten verläuft seine Hochfläche in jene des waldreichen Kammergebirges über. Diese mächtige Berggruppe mit ihrer ausgedehnten Hochflächenbildung setzt nach Norden zum Hallstätter See und nach Westen zu den Gosau-Seen steil ab; dazwischen erstreckt sich gegen Nordwesten, zum Gosautal, ein waldreiches Vorgelände; südseitig gegen das Ennstal ergeben sich gewaltige Wandabstürze. Das Dachsteingebirge gipfelt im Hohen Dachstein, 2993 m, nach der Parseierspitze, 3040 m, die zweithöchste Erhebung der Nördlichen Kalkalpen. Für dieses Kalkgebirge von Bedeutung ist die Entwicklung der Gletscher in seinem Mittelteil ...

Nicht nur der Bergsteiger und Kletterer, auch der Bergwanderer findet im Dachsteingebirge vielseitige und lohnende Möglichkeiten. Im Süden, Westen und Nordwesten sind diese mehr oder weniger einfacher Natur, im vergletscherten Mittelteil tragen sie eine hochalpine Note und im Osten, bei Überschreitung der weiten Karrenhochfläche „Auf dem Stein“ bedarf es besonderer Orientierungsgabe. Über das gesamte Gebiet erstreckt sich ein Netz von Weg- und Steiganlagen; letztere tragen mitunter hochalpinen Charakter und sind teils mit Sicherungen versehen. Auch der Hohe Dachstein wurde gleich anderen Gipfeln in eiserner Fesseln gelegt, um seine Besteigung zu erleichtern ...

Als erstes Schutzhaus wurde am Nordrande der Dachsteingruppe die Simonyhütte von der ÖAV-Sektion Austria in den Jahren 1876–1877 erbaut ...

Die Hüttenverbindungen führen meist über Gletscher oder hochgelegene Übergänge, die von der ÖAV-Sektion Austria durch

Anbringen von Sicherungen gangbar gemacht wurden (Simonycharte im Jahre 1877, Hunerscharte 1879, Steinerscharte 1887, Austriascharte 1932, Edelgrießhöhe 1932). Für den Wanderer ergeben sich zahlreiche Möglichkeiten, die besonders an der Südseite einfacher Natur sind. Hervorragende Aussichtspunkte sind Brandiedl, Rötelstein, Scheichenspitze und Hoher Gjaidstein. Auch der Bergsteiger findet in der Dachsteingruppe ein interessantes und lohnendes Betätigungsfeld; für den Kletterer ergeben sich vor allem in den Südabstürzen des Dachsteinhauptkammes großzügige Anstiege aller Schwierigkeitsgrade ...“

Die obigen Zitate sind der dritten Auflage des Alpenvereinsführers „Dachsteingebirge Ost – Dachsteingruppe“ von **Willi End** (erschienen 1980 im Bergverlag Rudolf Rother) entnommen. Die Möglichkeiten, die das Gebiet Bergsporttreibenden aller Art im einzelnen bietet, sind darin mit der von Willi End gewohnten Akribie verzeichnet und beschrieben.

Im folgenden skizziert Klaus Hoi nach einer kurzen Einführung aus eigener Sicht in das Gebiet dessen Erschließungsgeschichte für Bergsteiger und Kletterer anhand punktuell herausgegriffener, für die verschiedenen Phasen dieser Geschichte besonders markanter Beispiele: Dies bis hinein in die gegenwärtig, also über den im erwähnten Führer erfaßten Zeitraum hinaus anhaltende Phase, der Hoi durch die Schilderung eigener Erschließungstaten zur Lebendigkeit verhilft.

Daran anschließend charakterisiert Hias Schreder Eigenart und daraus sich ergebende Möglichkeiten für Wanderer, Bergsteiger, Kletterer, Radler und Schirmgleiter des Gosaukammes. Derselbe Autor deutet schließlich, wiederum mittels gezielt ausgesuchter Beispiele, die Möglichkeiten ebenfalls an, die sowohl Dachstein als auch Gosaukamm für den Skilauf bieten. (d. Red.)

**Die Südwände von Torstein,
Mitterspitz, Hohem Dachstein
und Dirndl (v. l. n. r.) von der
Neustatt-Alm**

Hoch und ernst – doch nicht nur

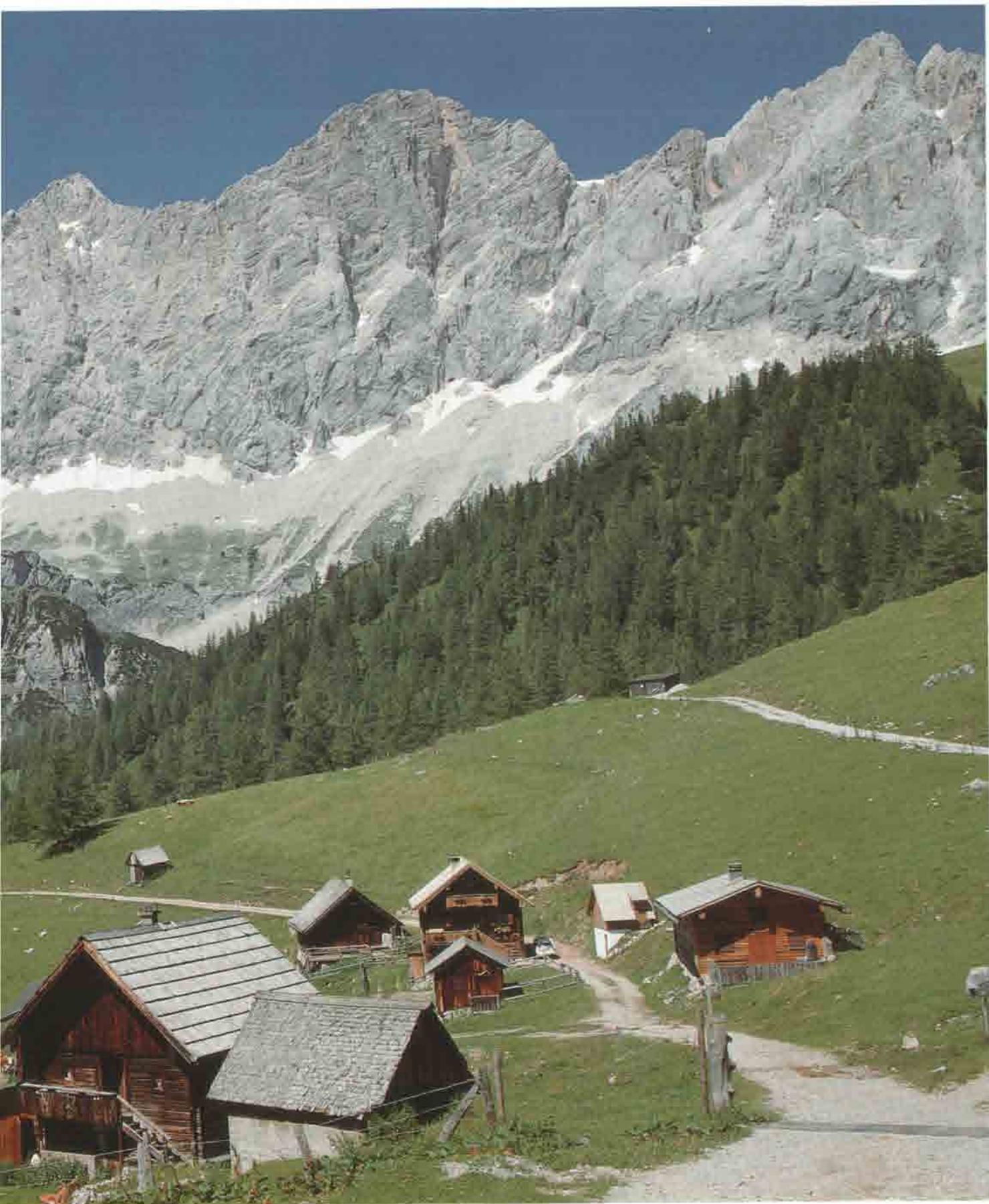
Der Dachstein hat viele Gesichter. Sonnige Südwände und zerklüftete Gletscher, verkarstete Hochflächen und gezackte Grate. Zwischen der Ramsau und Hallstatt liegt eines der für Bergsteiger bemerkenswertesten Gebirge der Ostalpen.

Nicht ohne Grund zählen die Anrainergemeinden zu den ältesten Fremdenverkehrsorten der angrenzenden Bundesländer Oberösterreich, Salzburg und Steiermark. Besonders die Sektion Austria des Österreichischen Alpenvereins trieb die Erschließung des Gebietes durch Wege- und Hüttenbau voran. Die technische Erschließungswelle fand in den siebziger Jahren im Bau der Höhenstraße und von Seilbahnen ihren Höhepunkt; der totale Ausverkauf der Landschaft wurde wohl nur durch Geldmangel verhindert. Das „überragendste“ Bauwerk im Dachsteingebiet steht am Koppenkarstein. Es dient allerdings nicht dem Fremdenverkehr, sondern dem Militär. Der Staat errichtete entgegen Naturschutzinteressen und massiver Proteste der Bergführerschaft auf diesem Paradekletterberg eine häßliche und weithin sichtbare Richtfunkstation samt Seilbahn. „Die nachfolgenden Generationen“, sagt ein besorgter Mahner, „werden in eine Welt hineingeboren, deren Ursprünglichkeit sie niemals mehr kennenlernen können.“ Die Gewöhnung daran ist wohl die logische Konsequenz; weshalb es uns nicht zu wundern braucht, wenn jede neue Fahrstraße und jeder Gittermast weiterhin als Fortschritt begrüßt werden.

Trotz der Erscheinungen des Massenbetriebes in einigen Zentren zeigt sich allerdings, daß der Individualist nur wenige Schritte abseits des Rummels immer noch größtmögliche Einsamkeit und Ursprünglichkeit finden kann: Gerade im Dachsteingebirge! Um diese Oasen in ihrem labilen Gleichgewicht nicht zu stören, ist Sensibilität gefordert. Das übliche „Vermarkten“ sollte tunlichst unterlassen werden.

Was mit ständig angepriesenen „Genußtouren“ passiert, können wir in den einschlägig bekannten „Modegebieten“ studieren. Einige Gebirgsgruppen verfügen glücklicherweise über eine Art „Selbstschutz“. Auch der Dachstein gehört dazu. Die ernste Hochgebirgsnatur der Gipfel verlangt vom Bergsteiger Können und Erfahrung, die großen Anstiege sind ernsthaft. Im Zentralmassiv gibt es bis zu 1000 m hohe Wandbildungen aus vorwiegend horizontal geschichtetem Dachsteinkalk von besonders guter Qualität. Die Routenführung ist zwar meist logisch und folgt den natürlichen Linien, erfordert aber eine sorgfältige Planung und geistige Vorbereitung. Die Gipfelhöhe nahe der Dreitausendmetergrenze, die Schnee- und Eisfelder am Wandfuß, schließlich der Abstieg und Rückweg über einen der nordseitigen Gletscher, machen jeden Südwandanstieg zu einem hochalpinen Unternehmen. Aber nicht alle Berge des Gebietes sind nur hoch und ernst. Hier begeistert die Vielzahl an Möglichkeiten. Auch der „gehfaule“ alpine Sportkletterer kommt zu seinen Zielen. Von der Fünf- bis Zehnseillängen-Tour an der Türllspitze, am Gamsfeld, Koppenkarstein oder Windlegerkopf bis hin zum Klettergarten mit bohrhakengesicherten Anstiegen ist alles geboten.





Doch ein Gebirge lernt man nicht nur durch Begehen von Routen kennen. Man muß sich auch mit der Erschließungsgeschichte, den geologischen Eigenarten und mit den Menschen beschäftigen. Nur mit einem derart erweiterten Horizont können wir in das Herz eines Gebirges vordringen und dessen Wesen erfassen. Nur so gelingt es uns, die Erlebnisse des Augenblicks „verweilen“ zu lassen, bleibende Werte daraus zu schöpfen.

Marksteine der Erschließung

Vor mehr als 150 Jahren begannen mutige Männer aufgrund eines allerhöchsten, fürstlichen Auftrages mit der Ersteigung der Gipfel. Der Hohe Dachstein wurde 1832 erstmals über den Westgrat erstiegen. Die frühe und gründliche Erforschung des Gebirges und der Gletscher verdanken wir Friedrich Simony. Ein halbes Jahrhundert lang durchforschte der „Dachsteinprofessor“ mit außergewöhnlicher Gründlichkeit und Leidenschaft den Dachstein wissenschaftlich als Geograph, Botaniker, Meteorologe und auch als Bergsteiger (siehe auch Seite 59). 1877 organisierte er den Bau von Wegversicherungen an der Ostflanke des Hohen Dachsteins und schuf damit die Grundlage des heute noch üblichen Normalanstieges vom Hallstätter Gletscher.

Hoher Dachstein, 2993 m

Der Gipfel ist allseits nur über Gletscher zu erreichen. *Westgrat*, von der Oberen Windlucke, 250 m, teilweise versichert, Ausgangspunkt Adamekhütte (2196 m), bewirtschaftet.

Ostanstieg – Randkluftweg (kann mit dem Schulteranstieg kombiniert werden, Felsgrat versichert) von der Randkluft 200 m, mit Eisenstiften versichert, Kletterschwierigkeit I–II. Ausgangspunkte Simonyhütte (2203 m), bewirtschaftet, Bergstation der Dachstein-Südwandseilbahn (2700 m) bzw. Dachsteinwarte-hütte (2740 m, einfach bewartet).

Der Berg kann in jeder Richtung auf diesen Normalwegen sehr gut überschritten werden. Normalerweise ist keine Eis-ausrüstung erforderlich. Ungünstige Verhältnisse erfordern jedoch den Einsatz von Seil, Steigeisen und Pickel.

1899 wurde die klettersportliche Erschließung mit der Durchsteigung der *Mitterspitz-Südwand* eingeleitet. Zu diesem Zeitpunkt waren in den Alpen bereits großartige Anstiege im IV. Grad durchgeführt worden. Allerdings nahm der „Riesenmauerwall“ des Dreigestirns Torstein–Mitterspitz–Hoher Dachstein auch in den vielseitigen Nördlichen Kalkalpen eine Sonderstellung ein und es mußte zuerst der Nimbus der Unersteigbarkeit gebrochen werden.

Mitterspitz (2922 m), Südwand

1. Begehung 1899 durch R. H. Schmitt und F. Drasch, 750 m Felshöhe, ältester Südwandanstieg, klassische und natürliche Linienführung, weitgehend III, Stellen III+, das Einstiegsschneefeld kann mittels Varianten vermieden werden. Die Ausstiegsvariante der Zweitbegeher S. Innerkofler und L. Treptow ist empfehlenswert.

Innerhalb eines kurzen Zeitabschnittes wurden eine Reihe klassischer Wanddurchstiege erstbegehen. Die Wegführung entspricht durchwegs den natürlichen Linien und berücksichtigt die geologischen Eigenheiten des Dachsteinkalkes. Diese äußern sich einerseits durch eine deutliche Bänderung der horizontal geschichteten Plattenlagen. Die Routen benützen häufig diese Bänder für Querungen hin zu wieder gangbaren Rissen und Kaminen. Die modernen Führen der heutigen Zeit benützen bevorzugt die Plattenzonen und stürmen kompromißlos gerade empor.

Beim Routenstudium sowie beim Nachbegehen sollte man diese Umstände stets berücksichtigen, will man sich immer optimal zurechtfinden. Viele Begeher klassischer Anstiege (wie etwa des Steinerweges durch die Dachstein-Südwand) haben Orientierungsprobleme. Viele Unfälle und Bergungen vom Weg abgekommener Seilschaften wären vermeidbar, würden sich die Kletterer mit dem Routenstudium eingehender befassen.

Dirndl-Südwand, (2829 m)

1. Begehung H. Pfannl und Th. Maischberger 1899, 600 m Felshöhe, III–, großzügiger, alpiner Anstieg von landschaftlicher Schönheit und Vielseitigkeit. Erfordert alpine Erfahrung und darf in der Routenlänge nicht unterschätzt werden. Das Einstiegsschneefeld sowie die eventuell vorhandenen Schneefelder auf der großen Terrasse sind besonders zu berücksichtigen. Alle Ausstiegsvarianten zum Westgrat sind empfehlenswert, sofern der IV. Grad beherrscht wird.

Wer Gratüberschreitungen liebt und sich akklimatisieren möchte, dem sei die Gratüberschreitung der beiden Dirndlgipfel sehr empfohlen:

Hohes (oder westliches) Dirndl (2829 m), Westgrat, III, weiter über den Ostgrat zum Östlichen Dirndlgipfel (2810 m), wobei in die tief eingeschnittene Dirndlscharte eindrucksvoll direkt abgeseilt wird (20 m, gebohrter Abseilhaken). Für den Abstieg über den Ostgrat des Östl. Dirndls sind ebenfalls Abseilhaken vorhanden. Durch die steile, etwa 150 m hohe Ostwand führt ebenfalls eine Abseilroute.

Das Ringen um einen Anstieg durch die eigentliche Dachstein-Südwand brachte nicht sofort den gewünschten Direktanstieg. Allerdings stellt die Erstdurchsteigung von 1901 im östlichen Wandbereich auch nach heutigen Gesichtspunkten einen wunderbaren Felsgang dar.

Dachstein-Südwand, Pichlweg

1. Begehung 1901 durch E. Pichl, E. Gams und F. Zimmer. 700 m Wandhöhe bis zur Ostschulter, weitgehend III, einige Stellen IV, großartiger, natürlicher Anstieg. Die Bewältigung des Einstiegsschneefeldes kann einfache Eis-ausrüstung erfordern, Haken zur Standplatzsicherung nur teilweise vorhanden, Klemmkeile vorteilhaft.

Mit Überschreitung des IV. Schwierigkeitsgrades nahm im Dachsteingebiet auch die extremere Erschließung ihren Verlauf. Aus

dem großartigen, direkten Südwananstieg der Brüder Steiner sollte man nachträglich keine klettersportliche Höchstleistung machen, vielmehr darin einen Beweis für ausgeprägte Instinkte der einheimischen Bauernsöhne und Bergführer sehen. Vermutlich nutzten die Steinerbrüder gegenüber ihren auswärtigen Konkurrenten den Heimvorteil und beobachteten die Wand über viele Jahre hindurch. Ihr Vater, Johann Steiner, der Bezwingen der Bischofsmütze, war schon 1879 bis auf das „Dachl“ vorgegangen. Somit waren die Brüder erblich belastet und „moralisch“ gezwungen, die Pioniertat des Vaters zu einem erfolgreichen Ende zu führen.

Dachstein-Südwand, Steinerweg

1. Begehung durch Irg und Franz Steiner, 1909, Felshöhe 800 m, IV, mit Stellen IV+. Zählt zu den klassischen Anstiegen der Kalkalpen, weitgehend fester Fels, abwechslungsreiche Kletterstellen, für Dachsteinverhältnisse häufig begangen, Stand- und Zwischenhaken meist vorhanden, Klemmkeile vorteilhaft. Ein genaues Routenstudium ist zu empfehlen. Die meisten „Verhauer“ passieren nach dem „Salzburger Band“ in dem sogenannten „Münchner Kamin“. Dieser stellt zwar eine empfehlenswerte Variante dar, ist aber im V. Grad gelegen. Weitere Verhauer sind im Bereich der Gipfelschlucht möglich. Eine Begehung der oberen Schlucht sollte unbedingt vermieden werden (glatter und brüchiger Fels, Wasser, Schnee, Eis). Eine Seillänge oberhalb des „Schluchtüberhanges“, der zweiten Schlüsselstelle (IV+), weicht man nach links auf einen Pfeiler aus.

Eine besondere Gefahr in der Steineroute stellen die großen Gratwächten am Ende der Ausstiegsschlucht dar. Sie können je nach Schneelage noch im Monat Juli vorhanden sein. Ein Abbrechen erfolgt erst spät im Sommer und ist schon mancher Seilschaft zum Verhängnis geworden.

Das Einstiegsschnee- oder Eisfeld kann unter Umständen ebenfalls schwierig zu überwinden sein. Eine großzügige Umgehung von links (westlich) ist fast immer möglich.

Eine überlieferte Regel sei den Begehern des Steinerweges noch ans Herz gelegt: Wer für die Wegstrecke Einstieg – Dachl viel mehr als eine Stunde benötigt, dürfte den folgenden Schwierigkeiten und konditionellen Anforderungen nicht gewachsen sein. Der Planung sowie einem exakten Zeitplan kommt beim Hochgebirgsklettern enorme Bedeutung zu.

Diese Regel hat bis heute nichts von ihrer Gültigkeit eingebüßt. Doch wer hält sich schon daran, wenn er einmal in der Wand ist. Sehr viele Seilschaften klettern zu langsam und haben auch Probleme mit dem Auffinden der Route.

Die Erstbegeherzeit von 5 Stunden ist auch heute noch eine Herausforderung für jede Seilschaft, auch wenn die Rekordzeit von einer Stunde durch den Schladminger Bergführer Kurt Ringhofer wie eine Legende anmutet. In Anbetracht von Wetterunsicherheiten ist aber eine schnelle Begehungszeit immer von Vorteil. Die einstigen Unsicherheiten des Abstieges sind durch die moderne Erschließung – Dachsteinwarthütte und Hunerkogel-Seilbahn allerdings längst kein Problem mehr.

Im Dachsteingebiet bringt man den Namen Alfred Goedel immer wieder mit besonders schönen und genußreichen Kletteranstiegen im IV. Schwierigkeitsgrad in Verbindung. Der Privatdozent Dr. Alfred Goedel war der geistige Urheber vieler schöner Routen-Linien im Dachsteinfels. Zur Verwirklichung engagierte er sich erstklassige Bergführer. Bevorzugt kletterte er mit Irg Steiner aus der Ramsau.

Doch im September 1923 holte sich Goedel den erfolgreichen Bergführer Hans Fiechtl aus Tirol. Fiechtl stammte aus dem Zillertal, bewirtschaftete aber damals das Stripsenjochhaus im Wilden Kaiser. Zusammen mit dem Bergführer Hans Mayerhofer aus der Ramsau durchstiegen sie zu dritt die Südwand des Torsteins auf einem äußerst kühnen Weg.

Torstein-Südwand

1. Begehung: 15. 9. 1923 durch Hans Fiechtl, Alfred Goedel, Hans Mayerhofer. 1000 m Gesamthöhe, bis zum Windlegergrat 760 m, Schwierigkeiten III, IV, viele Stellen IV+. Klassischer Anstieg in wilder Felsszenerie, kaum Haken vorhanden, Sicherungspunkte müssen selbst geschaffen werden, übertrifft den Steinerweg in der Dachstein-Südwand zwar nicht an klettertechnischen Schwierigkeiten, aber an Wandhöhe und alpiner Anforderung.

Der Durchbruch zum V. Grad gelang dem Wiener Kurt Maix. Zusammen mit Willi Höfler durchstieg er 1929 die Dirndl-Südkante. Kurt Maix kann als Einheimischer bezeichnet werden. Er verbrachte seine Jugendzeit in der Ramsau und begann hier seine Bergsteigerlaufbahn. Später schrieb er seine Memoiren unter dem Titel „Im Banne der Dachstein-Südwand“ nieder. Die „Maixkante“ genießt unter Bergsteigern auch heute noch eine hohe Wertschätzung. Wer freilich eine schneidige Kante erwartet wird enttäuscht sein. In dem fast 700 m hohen Anstieg überwiegen interessante Riß- und Kaminkletterei.

Dirndl-Südkante

1. Begehung K. Maix und W. Höfler, 1929, 650 m, V. Grad. Erstklassiger und großzügiger alpiner Anstieg. Haken vielfach vorhanden, Klemmkeile vorteilhaft. Am Einstieg ist in der Dirndlschlucht häufig ein 50 Grad steiles Schneecouloir anzutreffen.

Zum VI. Grad – und darüber hinaus

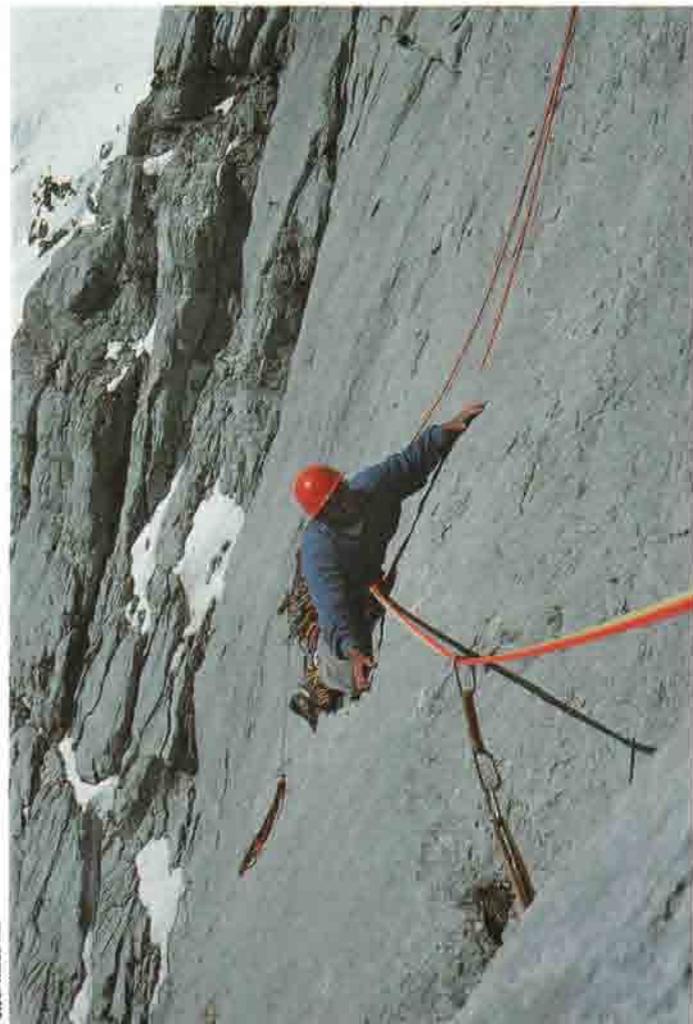
Dem Grazer Klettergenie Raimund Schinko gelang in der Torstein-Südwand 1934 mit Adolf Bischofberger der erste Anstieg im VI. Grad. Interessanterweise bewertete Schinko die *Torstein-Südverschneidung* nach seiner eigenen Schwierigkeitsskala damals schon mit dem VII. Grad, obwohl zu dieser Zeit die Alpen- oder Welzenbachskala nur bis VI reichte. Nachdem die Bewertung nach der Welzenbachskala mit „äußerst schwierig“ endete und eine weitere sprachliche Steigerung nicht möglich war, schlug Schinko eine Öffnung der Skala vor. Weiters wollte er in der Bewertung von Einzelstellen und Gesamtbewertung

„In den achtziger Jahren kam auch im Dachstein moderne Kletterausrüstung zum Durchbruch ... und es kam zu einer längst fälligen Steigerung des Schwierigkeitsgrades.“

Seite 23: Koppenkarstein-SO-Pfeilerwand „Metamorphose“ (VIII)

sowie zwischen hakentechnischen und freiklettertechnischen Schwierigkeiten unterscheiden. Schinko war seiner Zeit also nicht nur im Kletterkönnen, sondern auch gedanklich voraus. Die bestechende Linie der Südverschneidung am Torstein stellt auch aus heutiger Sicht eine große Herausforderung dar. Allerdings nur für den Alpinisten, welcher den VI. Grad voll beherrscht. Bei völlig freier Erkletterung treten auch Einzelstellen bis VII+ auf.

Alles was an Erschließung folgte, konnte die Torstein-Südverschneidung lange Zeit nicht übertreffen. Es handelte sich bei allen Neutouren mehr oder weniger um untaugliche Versuche, mit verstärkter Hakenanwendung die Schwierigkeiten zu steigern. In den fünfziger Jahren löste der Grazer Raimund Otte einige bedeutende Neulandprobleme. Die direkte Südwand der Türispitze 1947 mit Otto Vikas und die Südostwand des Koppen-



Fotos: Klaus Hoi

Dachsteinwarte-Südwand „Unmögliche“ (VII–VIII, A0)

karsteins 1953 mit Otto Stiegler. An dieser roten Feuermauer konnte der VI. Grad wiederum erreicht werden. Aber es war dem klassischen Freiklettergenie Hubert Peterka aus Wien vorbehalten, mit Fritz Proksch 1946 am Koppenkarstein-SO-Pfeiler eine Freikletterroute im oberen V. Grad zu eröffnen. Peterka hat sicher von seinen Vorbildern Hess, Pichl, Pfanni und Prusik gelernt, immer die natürliche Geländelinie für einen Anstieg zu nützen. Mit seinem hohen Freikletterkönnen und ausgeprägten Instinkt spürte er „seine“ schönen Routen auf. „Genagelt“ hat Peterka nie. Wenn es frei nicht mehr weiterging, führte ein Quergang wieder zur Fortsetzung der natürlichen Möglichkeit. Alle Peterkarouten am Dachstein und Gosaukamm, meist im IV. Grad, können uneingeschränkt empfohlen werden.

Am Koppenkarstein-Südostpfeiler wich Peterka den großen Abschlußüberhängen mittels einer langen und abenteuerlichen Linksquerung aus. Die Begradigung dieses Pfeilers vollführten 1963 die einheimischen Bergführer Peter Perner, Fritz und Klaus Walcher (VI, AO, bei Freikletterei bis VII).

Der Radstädter Willi Scherübl und der Ramsauer Bergführer Bernhard Stücklschweiger leiteten 1960 mit der Durchsteigung des „Narrenrisses“ an der Türispitze-Südwand das hakentechnische Klettern ein. Das technische Klettern fand mit der Überwindung des „Großen Daches“ in der Dachstein Südwand 1967 durch Leo Schlömmer und Peter Perner den Höhepunkt.

Meine Erfahrungen mit der „Eisenzeit“ und den Technorouten hatte ich damals schon hinter mich gebracht. 1969 begann ich mit meinem Freund Hugo Stelzig die Freikletteranstiege an der Unteren Windluckenwand zwischen Torstein und Mitterspitze zu erschließen. Jetzt war nicht mehr die Gipfelfalllinie das Ziel einer Route, sondern ausschließlich die Linie durch kompakte Plattenfluchten mit hoher Fels- und Kletterqualität. Der neue Stil zeichnete sich durch sparsamen Hakeneinsatz und Aufspüren freikletterbarer Linien aus. Allerdings hinkten wir mit der Ausrüstung noch hinten nach und konnten uns von den steifen und klobigen Kletterschuhen nicht trennen. Auch die Klemmkeiltechnik war uns noch fremd. Aber es ergaben sich eine Reihe wunderbarer Kletteranstiege von besonderer Schönheit und Eleganz. Der imponierende Wandabbruch der „Unteren Windlucke“ zwischen Torstein und Mitterspitze kann mit bestem Kletterfels und etwa 700 m Wandhöhe aufwarten. Eine interessante Route ist der „Ypsilonweg“ (VI–, 1973, Hoi, Stelzig). Die „Große Verschneidung“ (VI–, 1976, Hoi, Stelzig) bietet mit ihrer kompromißlosen Linie und der außergewöhnlichen Felsqualität einen besonderen Klettergenuß. Der „Schmetterlingsanstieg“ (V. Grad, 1977, Hoi, Hilde Nau, Walter Almberger) ist ein lieblicher Weg an Platten und Rissen mit einigen ernstzunehmenden Freikletterstellen. Der Torstein entsendet nach Norden einen langen, türmereichen Grat. Dieses „Anhängsel“ ist die Schneebergwand. Eindrucksvoll den beiden Gosaugletschern entragend, zählt sie zu den absoluten Geheimtips des Gebietes.

Hohe Schneebergwand, III. Turm-NO-Wanddiagonale (VI–, 1970, Hoi, Almberger), IV. Turm-NO-Verschneidung (V–VI, 1971, Hoi, Rosifka), sind besonders zu empfehlen. Die Schärfe des reibisenartigen Felses erfordert jedoch einige Vorsicht.



Unten: In der „Großen Verschneidung“ der Windluckenwand zwischen Torstein und Mitterspitze



Foto: Klaus Hoi

In den achtziger Jahren kam auch im Dachstein die moderne Kletterausrüstung zum Durchbruch. Wir lernten ebenfalls mit „Patschen“ zu klettern. Zwangsläufig wurden die Plattenziele immer kühner, und es kam zu einer längst fälligen Steigerung des Schwierigkeitsgrades.

Dirndlwanne „Fossilienpfeiler“ (1977, Hoi, Stelzig, VII. Grad), *Schneebergwand, VI. Turm „Magische Linie“* (1981, Hoi, Stelzig, Rudorfer, Sieder, VII. Grad), *Schneebergwand III. Turm Nordostwand* (1982, Hoi, Stelzig, VII+), *Dachstein-Südwand „Himmel und Hölle“* (1983, Hoi, Rudorfer, VII), *Dachstein-Südwand „Hopp oder Drop“* (1982, Rudorfer, Sieder, VI+), *Torstein-Südwand, „Classica“* (1984, Precht, Sucher, Bachler, VII), *Dachstein zentrale Südwand „Zehn vor Fünf“* (1984, Hoi, Stelzig, VI, AO), *Dachsteinwanne-Südwand „Unmögliche“* (1984, Hoi, Stelzig, VII–VIII, AO)

Das Ende einer Erschließung im klassischen Stil ist noch nicht abzusehen. Es werden immer schwierigere Routen geklettert und auch der VIII. Grad ist im Dachsteingebirge bereits realisiert

worden. Zur besseren Absicherung dieser alpinen Sportkletterrouten wird man aber zwangsläufig wieder zum Bohrhaken greifen. Allerdings hat der Bohrhaken bei „Eroberungen“ im Gebirge schon einmal eine zweifelhafte Rolle gespielt. Sollte er jetzt mit dem neuen Stil des Freikletterns wieder eine Rückkehr ins Gebirge feiern? Damit berauben wir uns bei der Erschließung von Hochgebirgsrouten der Illusion eines Abenteuers und der vielgepriesenen Freiheit am Berg. Mit dem Einzug des Bohrhakens im Gebirge würde ein „Ausverkauf“ noch möglicher Erstbegehungen stattfinden. Wir zerstören uns mit der Technik unseren „Spielplatz“ selbst. Möge dieses Schicksal den herrlichen Dachsteinplatten erspart bleiben!

Auf den Spuren des Wassers

Nach einem kurzen Aufwärmersprint biegen wir im Morgengrauen um das Hauseck der Dachstein-Südwandhütte. Verschlafene Bergsteigergesichter schauen nach dem Wetter. Tiefe Wolken lassen keine großen Hoffnungen aufkommen. Unterhalb der Südwandhütte, am Marboden, breitet sich ein weites Schneefeld aus. Darauf bewegen sich eigenartige Gestalten. Eine aufgefädelt Kette schwarzer „Pinguine“. Wir beeilen uns näherzukommen, wollen das Rätsel lösen. Aber die „Pinguine“ beeilen sich auch; und wir kommen ordentlich ins Schwitzen, bis wir endlich erspähen, daß es sich um eine Gruppe von Klosterschwestern handelt. Auf ihrer frühen Morgenwanderung über den Pernerweg haben sie die Röcke etwas hochgeschürzt und springen hurtig über den steinigen Pfad. Aber bald ist unsere Verfolgungsjagd zu Ende. Wir stehen unter der Windluckenwand, jener kompakten, etwa 700 m hohen Steilwand zwischen Torstein und Mitterspitze. Bis jetzt blieb dieser Wandteil völlig unbeachtet, aber wir wissen dort phantastischen Kletterfels. Der „Gipfel“ ist uns längst nicht mehr *das Ziel*, unser Ziel ist diese herrliche Linie der „Großen Verschneidung“. Sie ist noch undurchstiegen und beherrscht seit einiger Zeit unser Denken. Angesichts der wilden Umgebung drücken aber nicht nur die Rucksäcke auf die Schultern. Das Wetter macht trotz günstiger Großwetterlage noch immer keinen guten Eindruck. Also lassen wir uns wenigstens eine moralische Rückzugsmöglichkeit offen. Aber rasch haben wir uns am sympathischen Wandvorbau warmgeklettert und steigen entschlossen in den herrlichen Plattenfels der Riesenverschneidung. Vorerst brauchen wir nicht viel Material – Schlingen und Klemmkeile reichen vollkommen zur Sicherung. Zügig klettern wir höher und nehmen uns vor, dieses Tempo beizubehalten. Gute Moral ist bei einer Erstbegehung ein sehr entscheidender Faktor. Die Verschneidung wird steiler und wir stehen vor dunklen, unheimlichen Rissen. Jetzt hänge ich mir doch einige Haken und Holzkeile an den Gürtel. Mit „Hexentric“ und „Friends“ waren wir damals noch nicht gerüstet. Jedoch gleich zum Auftakt umfassen meine Hände eine große Sanduhr. Die Schwierigkeiten steigern sich, doch immer wieder rechtzeitig bietet sich eine Sanduhr zum Schlingenfädeln an. Am Standplatz bin ich überrascht. Kein einziger Haken war für diese steile und

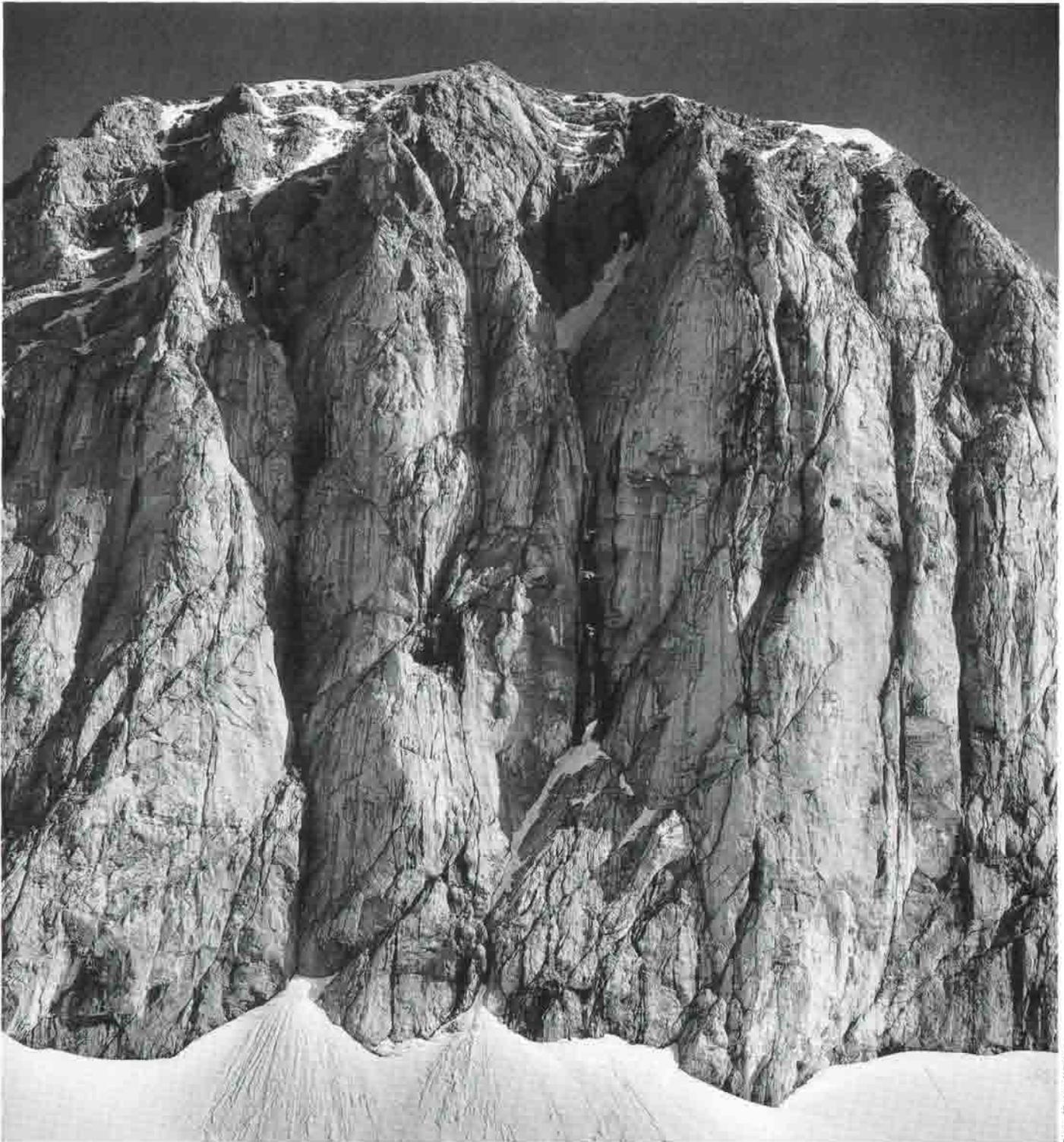


Foto: Jürgen Winkler

**Großer Koppenkarstein von Süden
mit (v. l. n. r.) Südwestpfeiler,
Westlichem und Östlichem Südpfeiler
sowie Südostpfeiler, an dem
Hubert Peterka mit Fritz Proksch
1946 eine Freikletterroute
im oberen V. Grad eröffnete**

schwierig erscheinende Seillänge erforderlich. Für uns „Alpinkletterer“ ist diese Art der Kletterei sehr akrobatisch. Wir „turnen“ an unwahrscheinlich rauhem und griffigem Gestein höher. Längst ist mir klar geworden, daß wir uns hier an den Erosionsformen des Tropfwassers zu orientieren haben, die die Kletterbarkeit bestimmen.

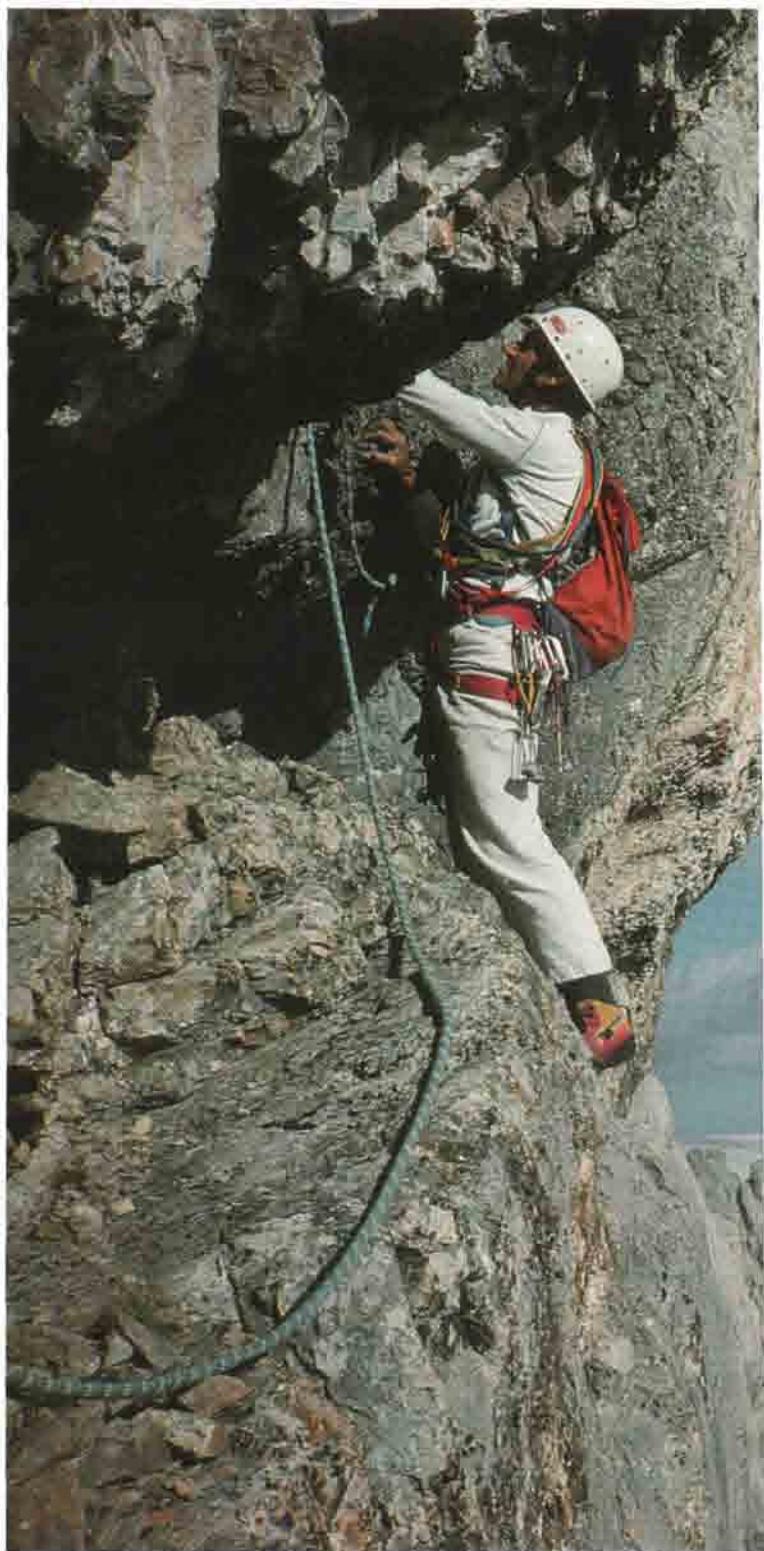
Ich habe einige Sanduhrschlingen zusammengebunden und hänge gut gelaunt an diesem exponierten Standplatz. Die Verschneidungswände streben weit auseinander. Die etwa hundert Meter weit vorspringenden Kanten schirmen die Sonne wohlwend ab. Das Wetter ist inzwischen schön geworden. Cumuluswolken segeln vorbei und eine Nordströmung sorgt für Abkühlung. Freund Hugo klettert locker und zügig zu mir herauf. Offensichtlich macht es ihm trotz des schweren Rucksacks großen Spaß.

Wegen des Weiterweges bin ich unschlüssig, muß aber bald zu einer Entscheidung kommen. Mit dem Seil lasse ich mich ein Stück über die Platte hinunter und sause wie ein gereizter Weberknecht hin und her. Weit lege ich den Oberkörper zurück, um den über uns liegenden Wandabschnitt ergründen zu können. Nicht zuletzt macht das Unbekannte und die Entscheidungsfindung eine Erstbegehung interessant. Doch wieder geht es besser und leichter als erwartet weiter. Freikletterei bringt mich rasch vom Standplatz weg. Sicher gelegte Klemmkeile beflügeln mich, aber es gibt auch immer wieder Sanduhren zur Sicherung. Das Tropfwasser hat den Fels ungeheuer aufgeraut, man hat stellenweise den Eindruck, auf einem riesigen Reibeisen zu klettern. Nur hier keinen Sturz! Aber ich bin mir meiner Bewegungen völlig sicher. Wie gut läuft alles ab, wenn man in „Form“ ist. Allerdings hat uns dieser Anstieg der klobigen Bergschuhe wegen, mit welchen wir klettern, dennoch viel abverlangt. Mit den heutigen Spezialreibungskletterschuhen klettert man sicher um einen Grad leichter ...

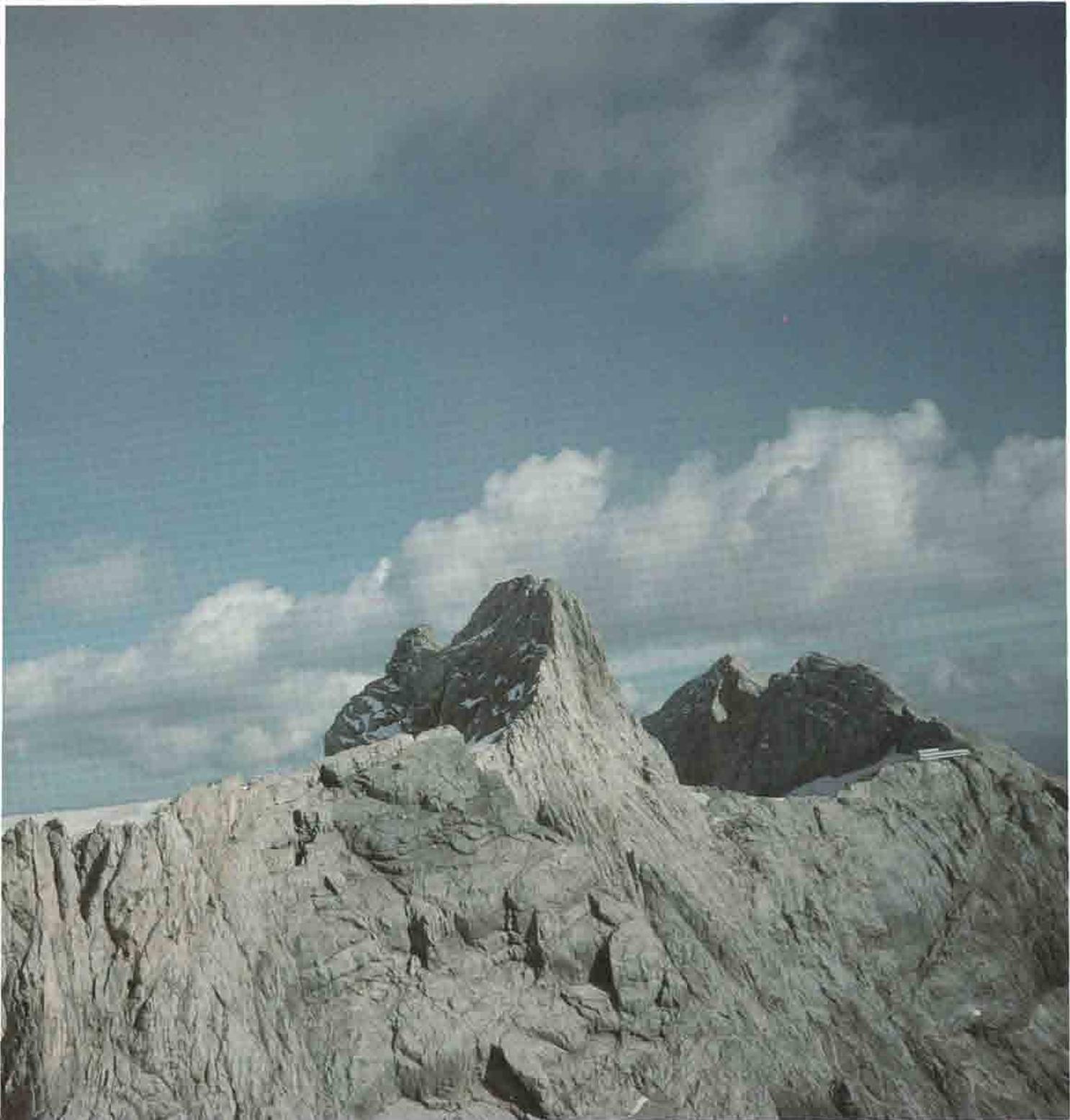
Weit spreizend stehe ich unter dem Abschlußdach. Ich stütze mich mit dem Kopf ab, um die Hände freizubekommen. Rasch ist eine verlässliche Klemmkeilsicherung angebracht, und ich kann nach rechts zu einem winzigen Standplatz turnen. Wir packen die Holzkeile aus dem Rucksack, legen sie in eine Nische und freuen uns darüber, sie nicht gebraucht zu haben.

Schon oft sind Hugo und ich „Wege des Wassers“ geklettert, aber dieser Anstieg durch die Windluckenwand hat alle unsere Erwartungen übertroffen. Sicherlich wird auch die Große Verschneidung unter den vielen Dachsteintouren eine Sonderstellung einnehmen.

Diese Route hätte mit Sicherheit schon vor 50 Jahren durchstiegen werden können. Von einem sehr guten Freikletterer der Klasse eines Kurt Maix oder Hubert Peterka. Aber so einfach ist das nicht. Bergsteiger benötigen ebenfalls Leitbilder und Beispiele zur Weiterentwicklung. Auch wir haben uns an Leitlinien zu orientieren versucht. Aber wie wird diese Entwicklung im Klettersport weitergehen? Wird der Bohrhaken neuerdings im Gebirge einen Fortschritt oder Rückschritt bringen? Jede Art von technischer Erschließung hat sich bis jetzt im Gebirge noch immer als Nachteil und als Qualitätsverlust erwiesen.



In der Dachstein-Südwand-
Direttissima „Zehn vor fünf“;
im Hintergrund Dirndl,
Hunerkogel-Bergstation und
Koppenkarstein



Die Dachsteinplatten bergen noch viele Geheimnisse. Sie werden sich aber nur dem kreativen und phantasievollen Kletterer offenbaren.

Untere Windlucke – Windluckenwand „Große Verschneidung“

Klaus Hoi, Hugo Stelzig, 1976. Verschneidungshöhe etwa 350 Meter, gesamte Wandhöhe 650 Meter, Schwierigkeiten IV+ bis VI, eine der bemerkenswertesten Kletterfahrten der Dachsteingruppe. Der kompakte, vom Tropfwasser strukturierte Fels ist unwahrscheinlich kletterfreundlich. Es wurden zwei Haken benützt und belassen, sehr gute Sicherungsmöglichkeiten an Sanduhren und Klemmkeilen aller Größen.

„Zehn vor fünf“

Wenn es auf den Herbst zugeht, bin ich voller Erwartungen. Fast alle Erstbegehungen sind uns in dieser Zeit gelungen. Die milde Sonne am blanken Himmel wärmt die Südwände angenehm auf. Die ideale Jahreszeit für einen Bergführer zum Urlaubmachen. Die Gäste haben keine Zeit mehr. Im Jahr 1984 kam dieser „Altweibersommer“ sehr spät und dauerte von Mitte Oktober bis in den November hinein an. Jedem kletterwilligen Freund bot ich Routen in der Dachstein-Südwand an. Die idealen Kletterbedingungen mußten einfach genutzt werden: die Wände waren „stroh trocken“. Man konnte ohne Angst vor Gewittern unterwegs sein.

Mit dem Fernglas studierte ich die Wandstrukturen und alle auf dem Plan stehenden Neulandmöglichkeiten. Es war tatsächlich unglaublich, was diese Dachsteinwand an Freikletterrouten zu bieten hatte. Die Entstehung einer modernen Freikletterroute ist vergleichbar mit der eines Bauwerkes: Der erste und wichtigste Schritt ist die Planung, das heißt die optimale Aneinanderreihung von kletterbaren Wandstrukturen, Rissen, Verschneidungen und Platten. Ist das Bauwerk dann geplant, muß es nur noch realisiert werden ...

Während wir in der rauhen, steilen Einstiegsverschneidung höberturmen, klettern die Sonnenstrahlen vom Gipfel entlang der geplanten Route uns entgegen. Zuerst durch die düstere, eisige Gipfelschlucht, dann über die riesenhafte Stirn des Bollwerkes zu dem gegliederten Pfeiler zwischen „Münchner Kamin“ und dem roten Dachausbruch. Auf der Höhe des „Dachls“ treffen wir schließlich mit den Sonnenstrahlen zusammen. Wir, das ist eine Dreierseilschaft – Freund Hugo Stelzig mit seinem 19jährigen Sohn Gerald. Der Junior meistert alle Kletterprobleme und Anstrengungen hervorragend und scheint sich zwischen uns alten Eseln sehr wohl zu fühlen. In meiner Jugendzeit hab' ich immer davon geträumt, einmal mitgenommen zu werden und so wohlbehütet durch eine große Wand steigen zu können. Doch die Träume von großen Touren muß sich jeder selbst verwirklichen.

Unter uns liegen bereits sieben Seillängen phantastischer Frei-

kletterei, an steilen Platten und rauhen Verschneidungen. Sie erinnern uns an die „Große Verschneidung“ drüben in der Windluckenwand. Doch wir befinden uns noch im ersten Drittel unserer Riesenwand und blicken kleinmütig empor zur weit vorspringenden Stirn des Dachsteingipfels. Einige leichtere Seillängen und das „Salzburger Band“ bringen uns zum Ansatz des Mittelpfeilers. Nach fünf Seillängen großartiger Freikletterei im VI. Grad scheint allerdings für heute unser Klettertraum zu Ende zu sein. Eine zehn Meter hohe, weit überhängende Reißverschneidung bildet die Barriere zur darauffolgenden Plattenzone. Ein Sportkletterproblem, 800 Meter über dem Einstieg? Wir müssen nicht lange überlegen, bis wir unter großen Mühen die wenigen Fortbewegungshaken in den Fels geklopft haben.

Welche Bedeutung haben schon diese wenigen, hakentechnischen Klettermeter in solch einer Riesenwand. Vielleicht gelingt mir das Freikletterproblem nach meinem 50. Geburtstag. Die folgende Platte ist wegen ihrer Kompaktheit ohnehin nur freikletterbar. Gibt es einen Weg durch die riesige, furchteinflößende schwarze Platte? Ich vertraue voll auf meinen Kletterinstinkt. Schließlich erreiche ich nach einer anspruchsvollen Seillänge ein winziges Köpfl in der freien Wand.

Hier war die Überraschung perfekt! Da steckte doch wahrhaftig ein handgeschmiedeter Ringhaken! Mit Sicherheit war vor uns noch kein Mensch diese Route heraufgeklettert. Dieser Haken konnte nur von oben, aus dem Abseilsitz, geschlagen worden sein. Es war, so stellte sich heraus, einer der Abseilhaken des legendären Willi Höfler, der sich auf der Suche nach einer Route durch den zentralen Wandteil hier im Jahre 1930 abgeseilt hatte. Vielleicht wurde er zu dieser tollkühnen Abseilreise von Hans Dülfer animiert, welcher einst die Totenkirchl-Westwand im Wilden Kaiser auf diese Art und Weise erkundet hatte. Willi Höfler kann man als einen der ersten Bergsteiger mit „Sportkletterambitionen“ bezeichnen ...

Endlich erreichen wir die mit Eis und Schnee gefüllte Gipfelschlucht. Rechts hinaus gibt es über trockenen Fels einen Fluchtweg. Die Sonne steht schon tief im Westen und mahnt uns an die im Herbst rasch hereinbrechende Dunkelheit.

Aus Erfahrung wissen wir, daß Stirnlampen immer dann notwendig werden, wenn man keine dabei hat. Doch heute sind wir mit Licht gut ausgerüstet. Wie spät ist es eigentlich? Unglaublich, wie lang mancher Tag erscheinen kann! Wann fährt die letzte Bahn vom Hunerkogel ins Tal?

Zehn vor Fünf! Aha, wir müssen uns beeilen, wollen wir uns den „Knieschnagler“ zurück ins Tal ersparen. Es könnte die Genüsse dieses Tages kaum versüßen. Es hat geklappt ...

Dachstein-Südwand, Direttissima

1. Begehung am 31. Oktober (Versuch) und 1. November 1984 in 9½ Stunden Kletterzeit durch Klaus Hoi, Hugo und Gerald Stelzig, 850 Meter Wandhöhe mit einer Kletterstrecke von 1000 Meter. Schwierigkeiten V und VI, 4 Haken A/O

Charakter: Freikletterei in durchwegs gutem Fels, welche die freikletterbare Linie im zentralen Wandteil sucht. Sollte nur nach längerer Trockenheit begangen werden.

Gosaukamm – klein, aber oho!

Hias Schreder

Ich war als Bergführer schon in vielen Gebieten der Alpen und spüre doch immer wieder beim Nachhausekommen eine tiefe Verliebtheit in den Gosaukamm. Hier ist meine Heimat, hier bin ich zu Hause. Und etwas Wahres wird schon dran sein, wenn es bei uns heißt: „Wo der Vogel ausfliegt, dort singt er.“ Ich muß natürlich in meinem Beitrag aufpassen, nicht zu viel zu „singen“, besteht doch für den Gosaukamm berechtigt die Gefahr des Überlaufenwerdens.

Ursprünglich stand ich dieser Arbeit eher skeptisch gegenüber, aber als mir bewußt wurde, daß ja ohnehin über dieses Gebiet geschrieben wird, sah ich doch eine gewisse Chance, mich als direkt Betroffener zu äußern.

Wie gesagt, ich liebe den Gosaukamm mit seinen vielen, unkomplizierten Möglichkeiten, mit seinen vielen „Gesichtern“, mit seinen totalen Gegensätzen, und ich kenne ihn auch wie meinen Hosensack.

Werter Leser, du wirst daher verstehen, warum du fast kein einziges Tourenrezept von mir bekommst. Ich glaube nämlich, daß es völlig reicht, wenn ich im gesamten auf die Eigenheiten und Besonderheiten dieses schönen Gebietes eingehe und lediglich einige Hinweise und berechtigte Warnungen ausspreche. Alles andere sollst du selbst in die Hand nehmen, damit das Bergsteigen in all seinen Ausprägungen eine echt kreative Freizeitbeschäftigung bleiben kann. Bist du dazu nicht in der Lage, oder fehlt dir die nötige Zeit für eine gewissenhafte Planung, steht dir ein Dutzend Bergführer rund um den Gosaukamm (aus den Orten Gosau, Annaberg und Filzmoos) mit Rat und Tat zur Seite.

Wenn ich vom Großglockner aus manchmal meine Augen nach Nordost schweifen lasse, entdecke ich nur mit Mühe „unseren“ Gosaukamm. Viele kleine Zacken, mit dem Kamm eines lustigen Hahnes vergleichbar, stehen da in Reih und Glied wie ein kleiner Klettergarten nordwestlich des massiven Dachsteinstocks. „Der Gosaukamm ist dem Herrgott sein Klettergarten“, soll der legendäre „Steiner Irg“, einer der Erstersteiger der Dachstein-Südwand, immer gesagt haben. Und wenn ich die vielen Zacken und Türme vom Großglockner betrachte, erscheint es mir wirklich so. Allzugut weiß ich aber als Bergrettungsmann, daß sich dieser Eindruck vom „Nur-Klettergarten“ bitter rächen kann. Es stimmt, im normalen Klettergarten fällt der alpine Ernst bezüglich des Wetters und der Verhältnisse weg, aber im Gosaukamm kann aus dem vermeintlichen Spiel sofort tödlicher Ernst werden. Schmerzlich erinnere ich mich an den Wettersturz im August vor etlichen Jahren. Drei Jugendliche waren trotz angekündigter Kaltfront unbekümmert in Hemdsärmeln ohne Rucksack in eine Südwandroute der Großen Bischofsmütze eingestiegen, weil diese fünf Seillängen doch sofort geklettert sind. Der Wettersturz aus Nordwest kam prompt, nur merkten die drei in der Südseite die heikle Situation erst, als es in der letzten Seillänge plötzlich zu stürmen und zu schneien begann. Der Abstieg über den windausgesetzten Normalweg, der immerhin noch den Schwierigkeitsgrad II+ aufweist, wurde zum Wettlauf mit dem Tod. Nur

zwei konnten sich in letzter Minute mit schweren Erfrierungen bis zum Einstieg retten, einer davon gelangte mit letzten Kräften noch zur Hofpürglhütte und schlug Alarm. Bergrettungsmänner aus Filzmoos, die sofort aufbrachen, konnten den dritten von ihnen nur mehr jämmerlich erfroren bergen.

Der Besucher des Gosaukamms tut also in jedem Fall gut daran, den alpinen Charakter trotz der Kleinräumigkeit dieses Gebietes nicht zu vergessen. Er soll jedes Unternehmen, egal in welcher Art, verantwortungsvoll planen und auch ausführen, denn solche vorhersehbaren „Unfälle“ gab es schon genug hier.

Gosaukamm – ein kleiner Streifzug durch die Möglichkeiten

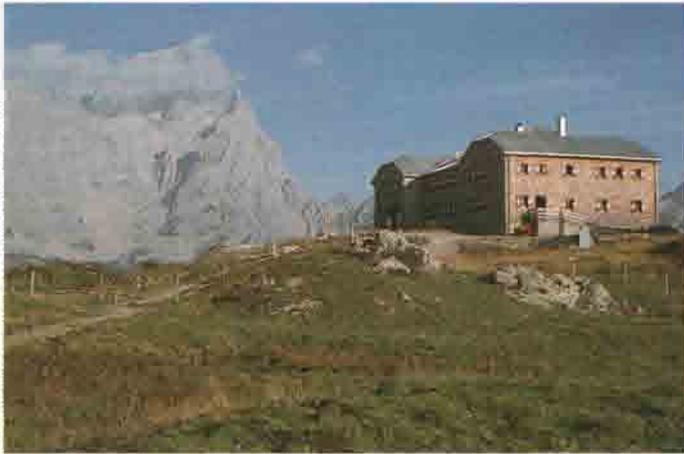
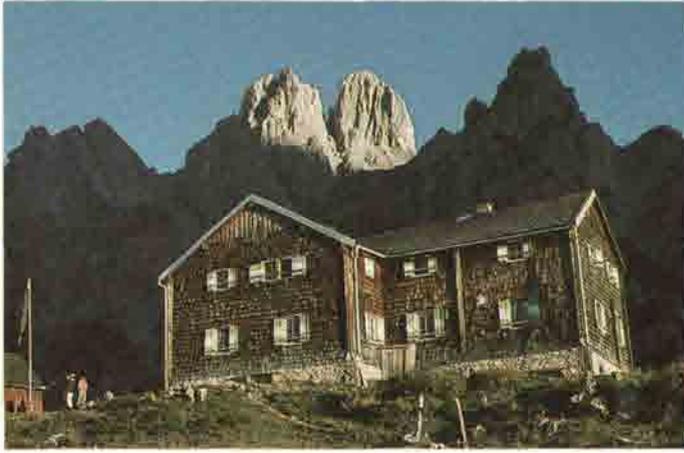
Der Gosaukamm wartet mit einem vielfältigen Angebot an Möglichkeiten auf unser Aktivsein. Diese aus Riffkalk bestehende Bergkette eignet sich in erster Linie einmal zum Klettern. Sowohl für den Anfänger und den Genußkletterer als auch für den Extremkletterer oder gar den alpinen Sportkletterer gibt es eine Vielzahl von Anstiegen vom II. bis zum VIII. Schwierigkeitsgrad. Für den Wanderer steht ein eher knappes Wege- und Steigenetz zur Verfügung. Dieser muß aber damit rechnen, daß auf den Moderouten wie Austriaweg und Steiglweg an schönen Tagen viel Betrieb herrscht. Ruhiger wird es für den hochalpinen Wanderer. Man möchte es kaum glauben, daß viele der bizarren Gipfel des Gosaukamms erwandert werden können, und doch ist es so. Ohne Trittsicherheit und Schwindelfreiheit geht aber hier nichts mehr.

Für die Skitourengeher sind die steilen Rinnen und Kare ohnehin schon lange ein Begriff. Der Tourenneuling muß mehr Phantasie aufbringen, um kurze, einfache Skitouren zu entdecken, es gibt aber bestimmt ein Dutzend davon.

Der Botaniker findet speziell auf der Südwestseite des Gosaukamms ein reiches Betätigungsfeld vor. Im Bereich der Stuhlalm wachsen sogar Orchideen, die sonst nur in den Südalpen vorkommen. Ein Junimorgen auf dem Mahdriedel, der dem Gosaukamm südlich vorgelagert ist, verspricht botanisches Schlaraffenland.

Etwas bescheidener zeigt sich die Tierwelt, und ich werde den Verdacht nicht los, daß der viele „Betrieb“ in einigen Bereichen des Gebietes das seine dazu beiträgt. Die Gemsenkolonie ist eher klein, der Anteil der Birkhühner auch, nur manchmal kommt der Steinadler vom nahen Tennengebirge auf Besuch. Eindeutig beherrschen die vielen Dohlen und ein paar Kolkraben den Luftraum und grinsen sich wahrscheinlich eins, wenn wieder einmal so ein tollpatschiger Paragleiterpilot einen Fehlstart baut. Der Gosaukamm verlangt eben den erfahrenen, sicherheitsbewußten Gleitschirmflieger, der auch mit kleinen, steinigten Startplätzen zurechtkommt.

Drachenflieger starten meist in der Osterhorngruppe und kommen gelegentlich in der Thermikzeit tausend Meter über dem „Kamm“ daher und fliegen weiter Richtung Dachstein. Erwähnenswert ist noch die letzte Modesportart – das Mountain-



Fotos: Rainer Köflerlein, Hias Schreder, Sepp Brandl

Ganz oben: Eine Nostalgieaufnahme: Die alte Hopfürglhütte mit beiden Bischofsmützen (links die Kleine, rechts die Große), im Schatten links der Kamplbrunnspitz, rechts das Mosermannl. Darunter: Die Hopfürglhütte heute – „ein SB-Hotelrestaurant“ – im Hintergrund der Torstein

**Seite 31:
Blick von Mooseben
(Nähe Stuhlalm) auf Stuhlloch
und Bischofsmütze**

biking. Warum, frage ich mich, sagt man nicht einfach „Bergradeln“. Fast alle Almen am Gosaukamm sind durch Güterwege erschlossen und eignen sich gut zum Bergradeln. Grundsätzlich sind diese Wege gesperrt, noch sind aber die Besitzer sehr tolerant und es hängt bestimmt vom Verhalten der Mountainbiker ab, ob dies auch in Zukunft so bleibt.

Hütten im Gosaukamm

Zuletzt noch ein Wort zu den Hütten. Mit Ausnahme der Nordostseite ist der Gosaukamm gut erschlossen. Vier AV-Hütten und etliche kleinere, private Unterkünfte stehen dem Besucher zur Verfügung.

Das gesamte Dachsteingebiet wurde seit 1880 von der AV-Sektion Austria aus Wien betreut. Im Gebiet des Gosaukamms wurde sie von der Sektion Oberes Ennstal unterstützt. Um die Jahrhundertwende übernahm die AV-Sektion Linz den Gosaukamm und den südöstlich anschließenden Gosaustein als Arbeitsgebiet. Steige wurden angelegt und die erste Schutzhütte, die Hopfürglhütte, 1902 eröffnet. Bereits 1910 wurde sie erweitert und 1960 ein Zubau hergestellt. Eine riesige Vergrößerung ganz im damaligen Zeitgeist erfolgte 1975. So ist heute die Hopfürgl ein SB-Hotelrestaurant geworden, das immer von Pfingsten bis Mitte Oktober geöffnet ist.

1923 übernahm die Akademische Sektion Wien des Alpenvereins den Südwestteil des Gosaukamms als Arbeitsgebiet und errichtete in der Nähe der Stuhlalm die Theodor-Körner-Hütte. Dieses kleine, gemütliche Hexenhäuschen ist noch fast in seiner ursprünglichen Form erhalten, ein Zubau wurde in den letzten Jahren sehr gefühlvoll durchgeführt und fällt dem Besucher gar nicht auf. Die Körner-Hütte ist von Mitte Juni bis Anfang Oktober geöffnet.

Die DAV-Sektion Gablonz übernahm 1934 von Zimmerer Bräunig aus Gosau das Unterkunftshaus auf der Zwieselalm, daraus entstand die Gablonzer Hütte. Auch sie wurde mehrmals erweitert. Da die Gablonzer Hütte mitten in der Skiregion Dachstein-West (30 Lifte) liegt, ist sie mit Ausnahme von November ganzjährig geöffnet.

Unbedingt erwähnen muß ich noch die Schwarwandhütte auf der Nordostseite des Gosaukamms. Speziell die jungen Kletterer der Sektion Linz haben hier in der Zwischenkriegszeit und nach dem Zweiten Weltkrieg unter bescheidensten Verhältnissen und mit viel Idealismus diese alte Almhütte wohnbar gemacht. Sie dient auch heute nur noch als einfache Selbstversorgerhütte.

Neben diesen vier AV-Hütten stehen dem Besucher dieser Berggruppe noch etliche Almen als Unterkunft zur Verfügung. Wegen ihrer besonders schönen Lage ist vielleicht die Stuhlalm auf der Südwestseite des Gosaukamms, direkt unterhalb des Angersteins, erwähnenswert. Auf einigen Almen wird noch uralte Almwirtschaft betrieben, so zum Beispiel auf der Zwieselalm, den Loßbeckalmen, der Mahdalm, der Sulzkaralm und der Aualm.



Seite 33: Panoramawanderung Kopfwand–
Adelwand–Mitterkogel. Im Hintergrund der
Gosaugletscher. Von links nach rechts: Hohes Kreuz,
Niederer Dachstein und Hohe Schneebergwand.
Unten: Auf dem Linzer Weg zwischen
Hofpürgl- und Adamekhütte

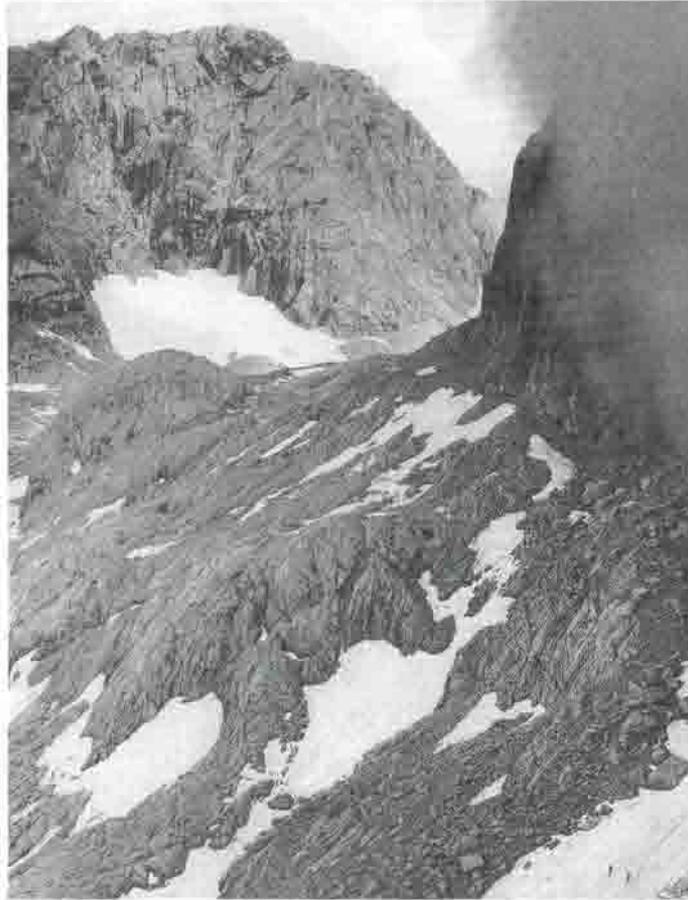


Foto: Klaus Puntschun

Wandern – Karawanenbetrieb oder Einsamkeit

Die geringste Anforderung an den Wanderer stellen auf jeden Fall die verschiedenen Alm- und Hüttenanstiege. Jedes Almgebiet ist von den jeweiligen Talschaften wie Lammertal, Gosautal und Filzmooser Tal in ein bis zwei Stunden gefahrlos auf guten Wanderwegen zu erreichen. Landschaftlich hervorzuheben wären wohl der Bereich der Zwieselalm (jedoch Lift als Wermutstropfen), der Stuhlalm, der Mahdalm, der Hofpürglhütte und des Rinderfeldes, das die Wanderverbindung zum südseitigen Dachsteingebiet darstellt.

Dem Betrachter der großartigen AV-Karte Nr. 14a im Maßstab 1:10 000 sticht sofort die rote Linie ins Auge, die den Gosaukamm umrundet. Dieser markierte Wanderweg wird südwestseitig Austriaweg und nordostseitig Steiglweg genannt. Es ist zweifelsohne die beliebteste Gosaukammwanderung, die Modewanderung schlechthin: mittels Seilbahn erleichtert, gut angelegt, abwechslungsreich, landschaftlich einzigartig. Weniger einzigartig sind an schönen Saisontagen die badehöschentragenden Turnschuhkarawanen, die einem weithin hörbar entgegenkommen. Steiglweg und Austriaweg sind aber keineswegs unproblematische Wanderautobahnen. Öfters schon lag ein Frühsom-

merwanderer, der in einer Firrinne ausgerutscht war, hilflos und schwerverletzt im Geröll am Rinnenende. Es lohnt sich allemal, sich vorher zu erkundigen, ob die Steige und Wege schon schneefrei sind. Auch auf markierten Wanderwegen versprechen gewissenhafte Planung, genügend Kondition, gute Gehtechnik und zweckmäßige Ausrüstung erst ein sicheres, schönes Wandererlebnis.

Wer die Gosaukammkarte weiterhin aufmerksam betrachtet, wird merken, daß zusätzlich nur mehr wenige markierte Wanderwege zur Verfügung stehen. Lediglich nordwestlich beginnend die Modewanderung auf den Donnerkogel, als nächste die schon ruhigeren Touren auf den Strichkogel und den Angerstein. Den Verbindungssteig vom Strichkogel zum Donnerkogel muß man bereits als Klettersteig einstufen, in gleichem Atemzug muß ich aber erwähnen, daß auch für die vorher genannten Gipfelwanderungen Trittsicherheit und Schwindelfreiheit vonnöten sind. Der hochalpine Steig zum Mandlkogel ist irrtümlich als markiert eingezeichnet, er ist es aber nicht. Die Bezeichnung „Steig“ ist ebenso nicht zutreffend, „Steigspuren“ würde schon eher passen.

Eine Vielzahl an Wanderungen bietet sich überraschenderweise dem hochalpinen Wanderer, der auch in der Lage ist, einmal eine kleine Stelle im unteren II. Grad zu meistern. Man möchte es nicht glauben, wie viele Gipfel sich im Gosaukamm erwandern lassen. Die sehr gute AV-Karte ist dabei ein unentbehrlicher Helfer, denn markiert ist, wie gesagt, fast nichts. Der alpine Wanderer ist demnach gefordert, und das ist gut so.

Durchwegs führen diese Touren in den „einsamen“ Gosaukamm, dorthin, wo man die Stille noch „greifen“ kann, dorthin, wo man ohne alpine Erfahrung nichts mehr verloren hat. Wie beschenkt fühlt man sich aber, wenn man zum Beispiel durch das wilde Trümmerfeld des Stuhlochs und die Steilflanken der Großwand endlich zum dritthöchsten Gipfel des Gosaukamms gelangt ist. Drüben auf dem Modeberg Bischofsmütze tummeln sich die Kletterer wie die Ameisen, hier genießt du die Ruhe bei einer wohlverdienten Jause und trinkst mit den Augen die unzähligen Nah- und Fernblicke. Die Großwand ist nicht der einzige Gipfel, der „erwandert“ werden kann, es gibt deren noch etliche. Bemühe dich selbst, lieber Leser, die stillen herauszufinden.

Eine Besonderheit muß ich dir wohl noch verraten: Über den Austriaweg kommend erreichen wir vom Viehscherm der LoBeckscheiben weg über schöne Almmatten das 2042 m hoch gelegene Kampl. Dein Staunen kann ich mir vorstellen, wenn du plötzlich knapp unter dir deutlich Wasser rauschen hörst. Du bist in ein paar Minuten bei der höchsten Quelle des Gosaukamms, dem Kamplbrunn. Auf 2000 m plätschert hier tagaus tagein herrliches, reines Quellwasser hervor, und dies in einer Menge, daß man ein ganzes Dorf versorgen könnte. Dem Volksmund nach wird man um zehn Jahre jünger, wenn man aus dieser Quelle trinkt. Stell dir vor, was los ist, wenn dieses Wasser die Betreiber von Schönheitsfarmen entdecken!

Ein Bereich, der sich auch hervorragend für hochalpines Wandern eignet, ist jener östlich und nordöstlich des Steigpasses.



Foto: Hans Schreder

Tausend Höhenmeter Tiefblick zum Hinteren Gosausee und der Nahblick zum Gosaugletscher mit dem Dachstein sind nicht das einzige, was diese Panorama-Wanderung zu schenken vermag.

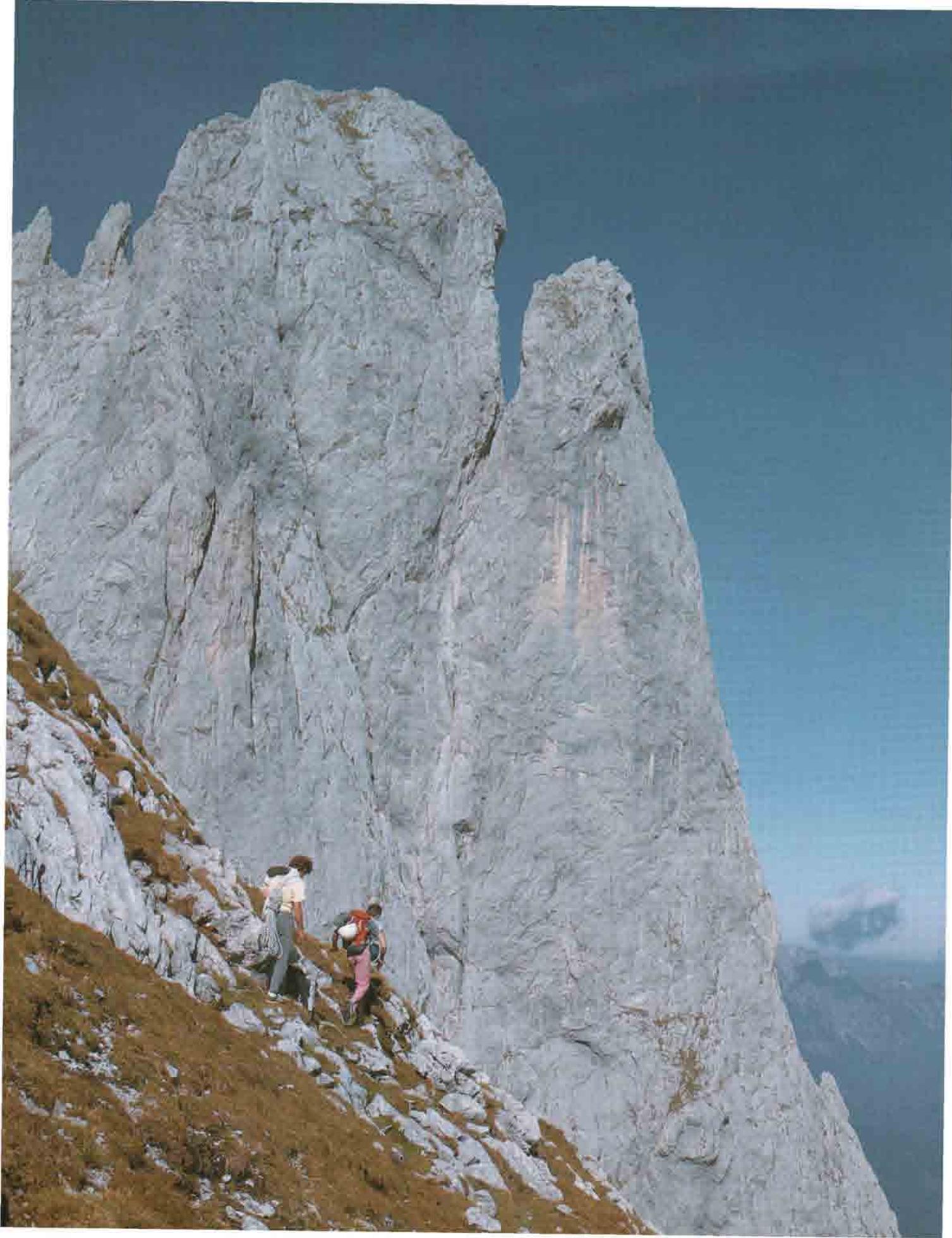
Bleibe noch die Frage nach der besten Zeit. Erfahrungsgemäß ist das Wetter in unseren Breiten im Hochsommer sehr unbeständig. Ideales Bergwetter bekommen wir durchwegs erst im Herbst, im sogenannten „Altweibersommer“. Eine stabile Hochdrucklage mit leichtem Südwind und grenzenloser Fernsicht beschert uns jetzt wohlthuende Wärme und herbstliche Farbenpracht. Oft erneuert sich dieses Hoch nach einer vorübergehenden Kaltfront im November noch einmal. Leider sind zu dieser Zeit alle Hütten schon geschlossen. Außerdem bleibt in den Schattenhängen der gefallene Neuschnee meist schon liegen. Bei aufmerksamer Beobachtung der Großwetterlage kann man durchaus auch im Juli, August und September einige schöne Bergtage nützen.

Klettern – auf kalkhellen Platten turnen

Bereits in der Einleitung habe ich darauf hingewiesen, daß man beim Anblick des Gosaukamms zwangsläufig mehr ans Klettern denkt, als ans Wandern. Die Erbauer der Straße durchs Lammeretal haben auf Anhieb diesen Felskamm „Salzburger Dolomiten“ genannt und davon die „Salzburger Dolomitenstraße“ abgeleitet. Der Vergleich mit den Dolomiten ist, wenn man großzügigerweise das Größenverhältnis nicht ins Kalkül zieht, durchaus zutreffend. Ich glaube, es ist auf jeden Fall interessant, auch ein

wenig von der Ersteigungsgeschichte des Gosaukamms zu hören. Eines ist dabei vorweg klar: Bereits in jener Zeit, als Simony den Dachstein bestieg, wurden von Gemsjägern, Wilderern und Schaffhirten die leicht besteigbaren Gipfel des Gosaukamms erreicht. Die Bischofsmütze, der höchste Berg und das Wahrzeichen dieser Gruppe, mußte aber bis 1879 warten, bis sie ihrer Jungfräulichkeit beraubt wurde. Ein regelrechter Kampf zwischen einheimischen und „welschen“ Führern entbrannte. Die berühmten Ampezzaner Bergführer Siorpaës und Dimai konnten mit Markgraf Pallavicini und seinen Begleitern nur die Kleine Bischofsmütze erobern, aber zwei Wochen später beugte auch die Große Mütze ihr Haupt den legendären Ramsauer Führern Auhäusler und Steiner. Der Bann war gebrochen und nach anfänglichen Wiederholungsbesteigungen mit den Ramsauer Führern kamen bald die sogenannten „Führerlosen“, die systematisch den ganzen Gosaukamm zu erschließen begannen. Zu erwähnen wäre vielleicht auch noch die Tatsache, daß Franz Kostner aus Corvara 1904 nicht die geringste Chance hatte, den Däumling zu erklettern. Erst 1913 konnte der weltbekannte Freikletterer Paul Preuß mit H. v. Saar diesen schwierigsten Gipfel der gesamten Dachsteingruppe bezwingen. Wie bekannt, fand Preuß ein paar Tage danach an der scharfen Manndkogel-Nordkante als Alleingänger den Tod. Ich möchte nun keine erschöpfende Aufzählung der Ersteigungsgeschichte bringen, sondern auf den ausgezeichneten Führer von Willi End verweisen, der 1993 neu überarbeitet in vierter Auflage auf den Markt kommt.

Die jungen Mitglieder jener AV-Sektionen, die den Gosaukamm betreuten (Sektion Linz/Akademische Sektion Wien) eröffneten



In der Zwischenkriegszeit und nach dem Zweiten Weltkrieg bedeutende Kletterrouten, und es konnte damals schon vereinzelt der VI. Grad erreicht werden. Auch die „Direttissima-Eisenphase“ ging von 1955 bis 1970 nicht spurlos am Gosaukamm vorüber. Viele sogenannte „technische“ Routen wurden durch die Wände genagelt. Zwei gut abgestimmte „Fifi-Leitern“ gehörten in dieser Zeit zur Standardausrüstung des extremen Kletterers. Erst dann setzte sich die Freikletterbewegung durch und noch einmal konnten viele schöne Klettereien eröffnet werden. Diesmal waren erstmals Einheimische aus der näheren und weiteren Umgebung an der Neuerschließung beteiligt.

In den letzten Jahren schließlich hielt die Sportkletterbewegung im Gosaukamm Einzug. Am Donnerkogel, Angerstein, Gletscherofen und Zahringkogel wurden etliche Routen bis zum unteren IX. Grad eingerichtet und uns „Alten“ tut der Bauch weh, wenn man zuschauen muß, wie der Berg zum totalen Sportgerät degradiert wird und all die schönen Platten totgebohrt werden. Hut ab vor der sportlichen Leistung, aber, könnte man nicht bei den natürlichen Möglichkeiten, die der Fels bietet, bleiben und bei einem Unmöglich darauf verzichten? Precht und Hoi eröffnen doch auch immer wieder großartige Extremkletterrouten, aber nur mit all jenen Mitteln, die der Berg offenläßt.

Welche Informationen können für den kletternden Leser nun interessant sein?

Vorweg muß ich ehrlicherweise zugeben, daß drei Viertel des gesamten Gosaukammes brüchig sind. Ebenso sind lohnende, leichte Klettereien in der Minderzahl. Vom IV. Grad aufwärts gibt es aber im verbleibenden Viertel mit gutem Fels eine reichliche Palette von großartigen Klettereien. Die Seillängenanzahl schwankt von minimal drei bis maximal zwölf Seillängen. Nicht immer kann man über sogenannte „Normalwege“ absteigen, am Däumling gibt es sogar eine 300 m hohe, luftige Abseilpiste.

Es ist im Gosaukamm unbedingt notwendig, daß man sich auch im Schrofengelände sicher bewegen kann, denn oft ist dieser Bereich beim Zu- und Abstieg zu überwinden. Viele Unfälle passierten schon genau in diesem Schrofengelände.

Ich möchte nun all jene Bereiche aufzählen, die meiner Meinung nach brauchbaren, also halbwegs guten bis sehr guten Fels aufweisen. Es überwiegt dabei die Plattenklettereien, was nicht heißen soll, daß es Risse, Kamine, Überhänge und Verschneidungen nicht gibt.

Ich beginne im Nordwesten:

Donnerkogel: Nordwestgrat und Westwandplatten

Angerstein: Nord- bis Südwestseite, Nordturm

Gletscherofenkogel: Südostseite.

Gamsfeldrücken: West- und Nordwestseite.

Zahringkogel: Nordwest- bis Südwestseite.

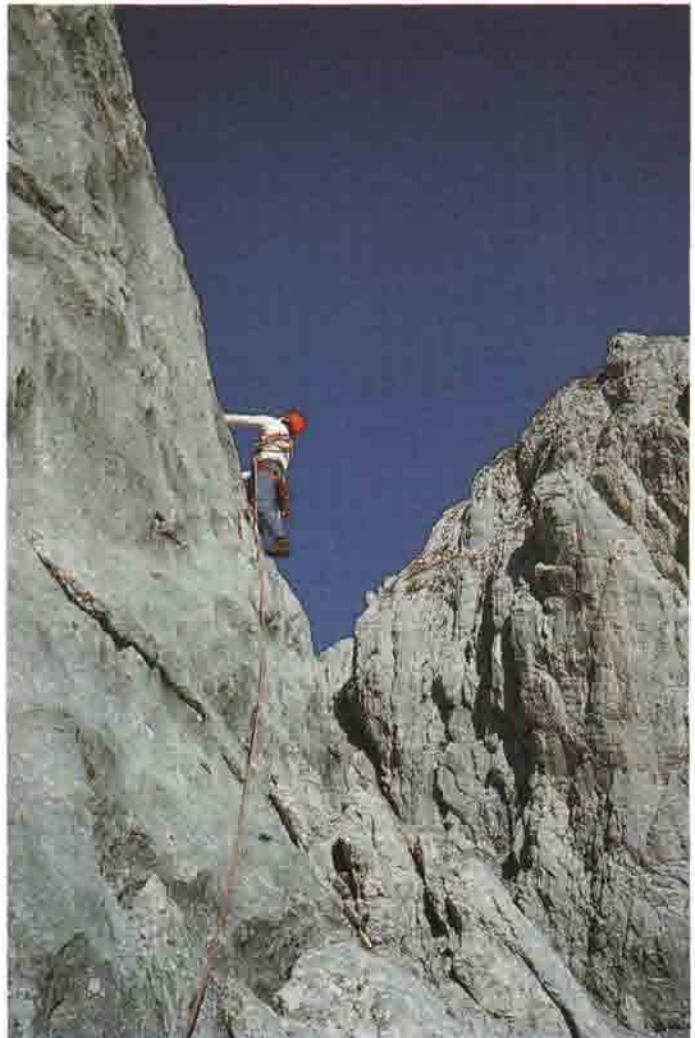
Geisterkogel: Nord- bis Westseite (kurz, plattig und leicht!).

Däumling: Ost- bis Südostseite; Niederes Großwanddeck: Südostseite, Nordseite.

Scharwanddeck: Ostseite. Vordere Kopfwand: Nordwest- bis Westseite.

Große Bischofsmütze: Nord- und Westseite, andere Seiten mit Vorbehalt.

Kleine Bischofsmütze: Schwere Touren an der Westseite.



Fotos: Rainer Köllertner, Hias Schredler

Weil viele Klettereien kurz sind, werden heute die Kletterer vielfach dazu verleitet, im Gosaukamm „ohne alles“ ganz unbeschwert zu klettern. Ohne Helm, ohne Brustgurt, ohne Rucksack, ohne Verbandszeug, ohne Anorak und so weiter ... Ein kleines Mißgeschick (Steinschlag, ein Sturz ...), Gewittergefahr oder gar ein Wettersturz machen aus dem lockeren, leichten Spiel sofort eine ernste, gefährliche Situation, ja manchmal sogar eine Überlebensfrage daraus.

Modeklettereien wie zum Beispiel die Däumling-Ostkante, der Salzburger Pfeiler am Angerstein oder der Jahnweg auf die Bischofsmütze sind manchmal überlaufen, und ich frage mich immer wieder, warum Kletterer nicht so flexibel sind, daß sie aus Gründen der Sicherheit in eine danebenliegende Route einsteigen, in der augenblicklich niemand klettert und in der keine Steine daherfliegen.

Ja, noch etwas fällt mir ein: Viele Klettertouren setzen ein bestimmtes Maß an alpinem Routengefühl voraus, sonst kommt

**Rechts: Knapp unter dem
Gipfel des Niederen Großwandecks –
Blick nach Südwesten zur Nordwand
der Großen Bischofsmütze**

man von einem „Verhauer“ in den anderen. Ich erinnere mich diesbezüglich noch an jene Seilschaft, die in der Direkten Nordwand der Großen Bischofsmütze bald biwakieren mußte, weil sie ständig Verhauer baute. Die Routenführung wäre wohl durchwegs logisch. Wenn man im Klettergarten eine VIII schafft, heißt das eben noch lange nicht, daß man dieses Können ohne Probleme auf die alpinen Wände umsetzen kann. Oft beobachte ich sogar schon größere Orientierungsprobleme beim Zustieg.

Da viele Kletterer bei trockenem, stabilem Wetter nur mit Turnschuhen zu den Kletterwänden auf- und absteigen, möchte ich noch auf die sinnvolle Verwendung von zwei Skistöcken hinweisen. Turnschuhe bieten dem Fuß viel weniger Halt als Bergschuhe, mit den Skistöcken kann das schmerzvolle Umknicken in vielen Fällen verhindert werden und die Knie werden beim Abstieg um vieles entlastet.

Abschließend wünsche ich mir, daß im Gosaukamm alle Platten und Wände, die derzeit mit den natürlichen Sicherungsmöglichkeiten (Felshaken, Klemmkeile, Knotenschlingen, Sanduhren etc.) nicht zu schaffen sind, für eine spätere Generation, die vielleicht besser klettert als die derzeitigen Superleute, ungebohrt zur Verfügung stehen.

Zusatzprogramm für Spezialisten: Paragleiten im Gosaukamm

Oktober 1986. Altweibersommer. Mit einem Bergrettungskollegen mühe ich mich gerade über die Weitschartenrinne zum Einstieg des Salzburger Pfeilers empor. „Da werden die Knie beim Abstieg wieder heiß werden“, meint er bedauernd. Murrend pflichte ich ihm bei. Plötzlich hören wir ein schwaches Flattern in der Luft und – wir trauen unseren Augen nicht – da fliegt doch einer mit so einer komischen Matte über uns hinweg. Mit offenem Mund stehen wir beide da. Sollte wirklich ein langersehnter Bergsteigertraum Wirklichkeit werden?

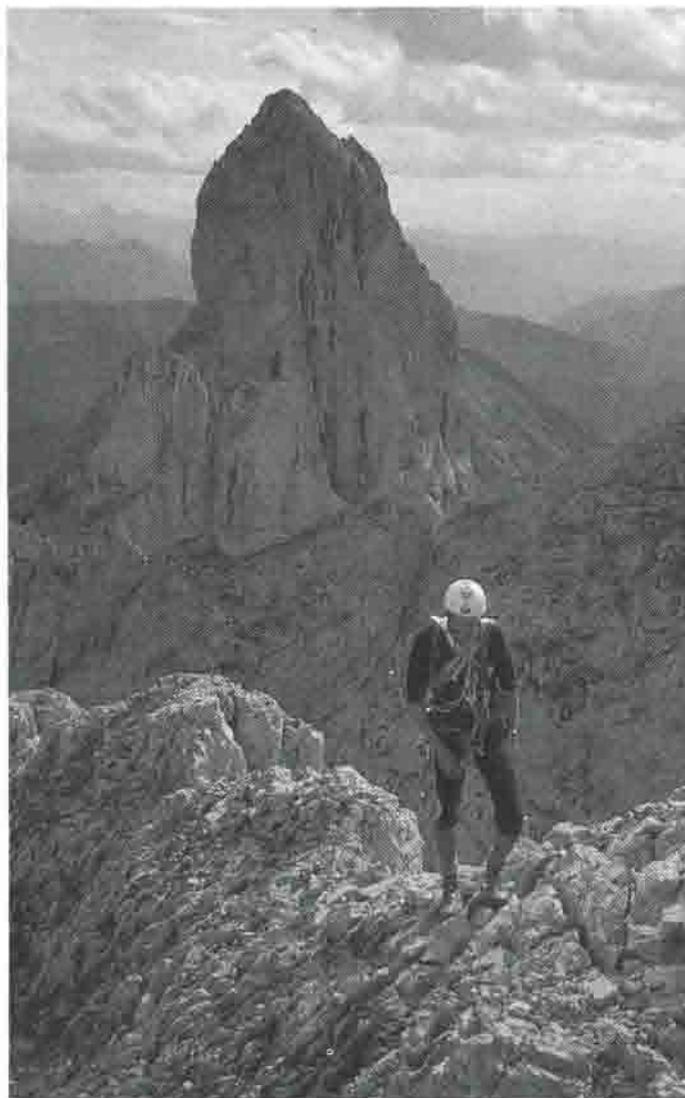
Ja, er wurde es! Bereits im Frühjahr belegen wir einen Paragleiterkurs. Unsere Begeisterung ist grenzenlos.

Nie werde ich meinen ersten alpinen Höhenflug von der Großen Weitscharte vergessen. Ruhige Abendluft, schwacher Aufwind, ein paar Schritte ... die Startnervosität weicht einem unbeschreiblichen Glücksgefühl, ich kann es einfach nicht fassen, daß ein langjähriger Traum Wirklichkeit geworden ist.

Unsere Begeisterung zündet. Bald gibt es fünfzig Paragleiter in Annaberg. Alle möglichen und unmöglichen Gosaukammgipfel müssen als Startplätze herhalten. Donnerkogel, Strichkogel, Angerstein, Flachkogel, Großwand. Diese wahnwitzige Entwicklung gipfelt wohl zuletzt in den Klippenstarts von der Großen Bischofsmütze, im Sommer und im Winter, nach Süden und Nordwesten.

Doch wie sieht es heute, fünf Jahre danach aus? Kurzum, rapide „natürliche Auslese“, Unfälle, Spitalsaufenthalte, Probleme mit Almbesitzern und Jägern ...

Sieben bis zehn fliegende Bergsteiger sind übriggeblieben, diese waren seit eh und je am Berg und haben in jeder Hinsicht eine



große Erfahrung. Gestartet wird nur noch im Bereich Angerstein/Weitscharte und am Gamsfeld in der Nähe des Gletscherofens.

Fazit: Der Gosaukamm erfordert den erfahrenen Paragleiter, der die Mühen des Aufstiegs nicht scheut und auch mit kleinen, exponierten Startplätzen zurechtkommt. In der Thermikzeit herrschen geländebedingt fast immer stärkere Turbulenzen, es darf einem nichts ausmachen, ordentlich durchgeschüttelt zu werden.

Etlche Kletterer und Wanderer gibt es aber immer wieder, die nach ihrer Tour den landschaftlich großartigen Rückflug ins Tal antreten. Die ruhige Abendluft beschert ihnen dabei keine Probleme mehr. Ehrlich gesagt, wer von euch möchte nicht nach einer herrlichen Plattenklettereier tausend Meter über dem Tal lautlos nach Hause schweben und vor der Haustüre landen? Im gleichen Atemzug muß man unbedingt auch fragen: „Wer von euch möchte jahrelang mit viel Fleiß die nötige Erfahrung erwerben und letztlich zusätzlich zum Kletterzeug auch den Gleitschirm noch hinaufschleppen?“

Zum Schluß möchte ich noch darauf hinweisen, daß man sich auf jeden Fall um die Start- und Landeerlaubnis kümmern muß. Lieber Flieger, beschränke dich auch du auf „unsere“ wenigen Startplätze und überfliege Gamsen genügend hoch.

Letzte Randerscheinung der Freizeitgesellschaft: Mountainbiking

Ja, da haben die listigen Werbemanager wieder einen riesigen Erfolg zu verbuchen. Fast jeder besitzt in unseren Tälern schon ein richtiges Mountainbike, und in neuester Zeit nehmen sogar schon die Gäste ihre in die Ferienorte mit.

Die „normalen“ Fahrräder oder Rennräder kommen in den Keller und gefahren wird nur mehr mit den superneuen, kraftsparenden „Bergradeln“. Weil aber bald jeder draufkommt, daß auch mit dem Mountainbike das Bergauffahren anstrengend ist, fährt der Großteil zum Wohle der Natur ohnehin wieder auf den Asphaltstraßen mit surrendem Reifenton (den man beim „alten“ Rennrad nicht hört).

Dafür sind die übrigbleibenden, echten Bergradler um so extremer. Sie fahren querfeldein über die Almböden, über schmale Hüttensteiglein auf und ab, auf Forststraßen mit hohem Tempo daher, und sogar rund um den Gosaukamm, über den Austria- und Steigweg sind schon welche „gefahren“. Daß in dieser Situation schwer eine vernünftige Gesprächsbasis mit Almbauern, Jägern und Forstleuten gefunden werden kann, ist klar.

Derzeit sind alle Forststraßen und privaten Güterwege im Bereich des Gosaukamms gesperrt. Man muß aber ehrlicherweise dazusagen, daß etliche Almbesitzer das Befahren ihrer Güterwege bis zur Almhütte großzügigerweise tolerieren, wenn sich die Bergradler „normal“ verhalten. Dem werten Besucher unseres Gebietes kann man also nur empfehlen, bei Almradmationen mit dem jeweiligen Almbesitzer positiven Kontakt aufzunehmen und sich bei Erlaubnis wirklich rücksichtsvoll zu verhalten. Im Tal sind in allen Orten am Gosaukamm eigene Mountainbikestrecken eingerichtet worden, die in erster Linie genützt werden sollen.

Lustiges und „Hantiges“

Der Autor hat schon viel allzu Menschliches im Gosaukamm erlebt, vielleicht ist auch der Leser in der Lage, ein wenig darüber zu schmunzeln ...

Nach der Firnabfahrt von der Weiten Zahring findet ein Tourengeher seinen Autoschlüssel nicht mehr. Er ist überzeugt, diesen am Rastplatz in 2000 m Höhe verloren zu haben. Ein schweißtreibender Wiederaufstieg beginnt und oben angekommen, merkt er, daß sich der Schlüssel im linken hinteren Hosensack befindet, genau dort, wo er ihn sonst nie einsteckt ...

Ein Gleitschirmflieger verzichtet auf Grund schlechter Windverhältnisse auf den Flug vom Gamsfeld südwestlich des Flachkogels. Er will am nächsten Morgen wiederkommen und versteckt den Schirm mit dem Gurtzeug unter einem großen Stein. Er steigt zu Fuß ab, übernachtet in der Körnerhütte und kommt am nächsten Tag zurück. Seine Augen werden immer größer, als er bemerkt, daß ihm inzwischen die Bergmäuse ein großes Loch aus dem Gleitschirm gefressen haben ...

Während einer Skitour ins Stuhlloch bekommt ein stark verköhl-

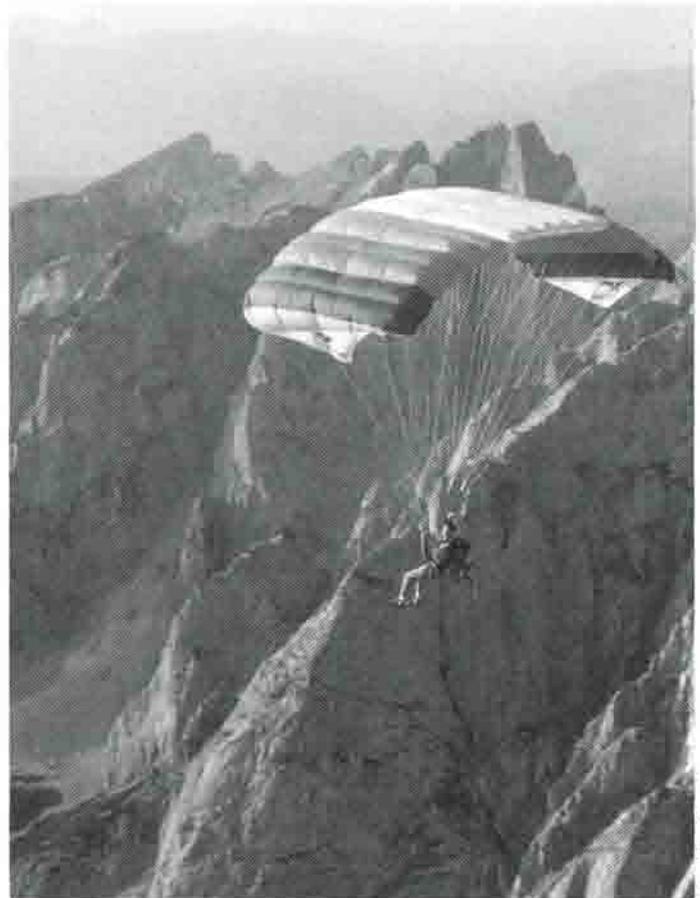
ter Tourengeher einen derartigen Niesanfall, daß er eine Schulterluxation erleidet. Ich muß aber darauf hinweisen, daß ihm die Schulter schon vorher zwanzigmal herausgehüpft war. Operation dringend nötig, was?

Die Bergrettung Annaberg wird dringend zu einer Kletterbergung gerufen, die Sache gestaltet sich aber sehr schwierig, weil der Seilkamerad des Verletzten nicht weiß, auf welchem Berg sie geklettert sind ...

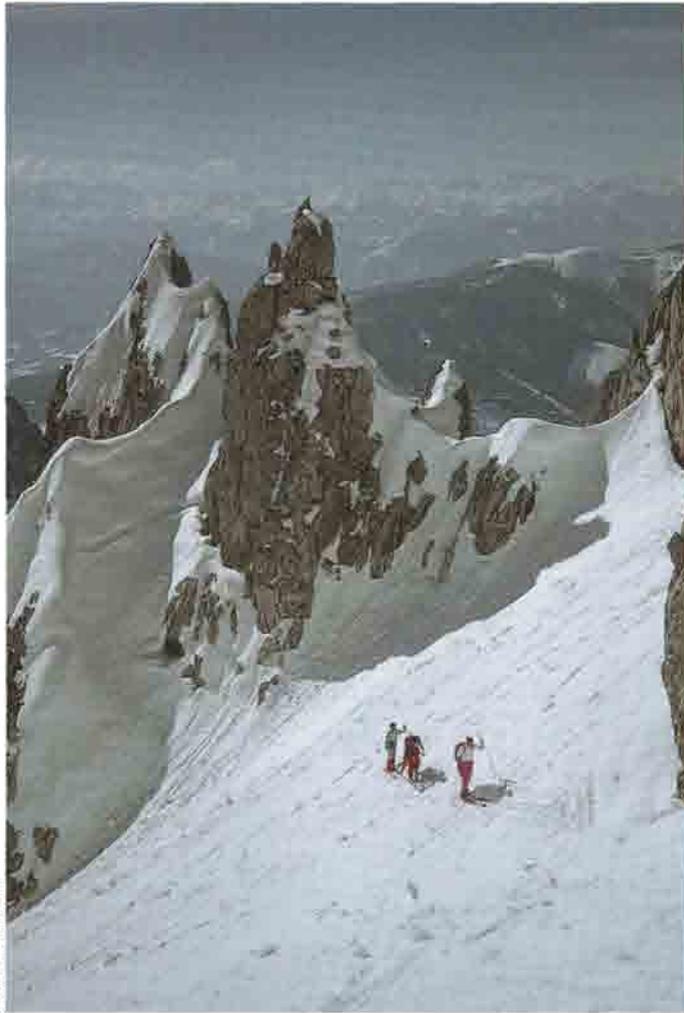
Während einer Almpartie erwischt ein Wanderer zu viel Alkohol und schläft sich daher in frischer Luft neben dem Steig seinen Rausch aus. Im Nu bekommt er einen Sonnenbrand, und vorbeikommende Jäger stecken ihm Tannengras (einen sogenannten „Bruch“) in den Mund, wie das bei einem frisch erlegten Wildbret üblich ist ...

Bei einer Wanderung zieht ein Bub eine Kreuzotter, die sich gerade in ein Felsloch verkriechen will, am Schwanzende wieder heraus und schaut nach, welchen Kopf die Schlange hat. Daß ihn diese natürlich auf der Stelle gebissen hat und er ins Krankenhaus mußte, liegt auf der Hand.

Lieber Leser, es gäbe noch viel Derartiges zu erzählen, diese kleine Leseprobe soll uns wieder einmal klarmachen, daß es nichts gibt, was es nicht gibt ...



Fotos: Hias Schreder



Fotos: Hias Schreider

**Aufstieg zur Mandlscharte
von Südosten über die
Weite Zahring. Im Hintergrund
die Gratzacken des
Südlichen Mandlkogels
und dahinter die
Hohen Tauern**

**Seite 39: Blick vom Mahriedl
zu den beiden Bischofsmützen und
zum wesentlich tiefer liegenden
Kamplbrunnspitz.
In Bildmitte die Skiabfahrt
vom Kampl ins Langtal**

Zum Schluß: geistige Beweglichkeit nötig!

Der Gosaukamm ist ein kleinräumiges Berggebiet, das stellenweise tatsächlich überlaufen ist. Es gibt Menschen, die lieben den Rummel. Ursprüngliche Bergsteiger und Wanderer gehen ihm aber lieber aus dem Wege. Gefragt sind also Hirnschmalz und geistige Beweglichkeit! Wenn du bereit bist, deine Touren exakt zu planen, hast du immer die Möglichkeit, für dich das Beste auszuwählen, genau das, was dir und deinen Gefährten entspricht und gefällt. Bei richtiger Zeitwahl kannst du oft auch auf Modebergen die Massen in den Griff bekommen. Bei Sonnenaufgang bist du am Donnerkogel oder auf der Bischofsmütze bestimmt alleine. Bei Sonnenuntergang ebenso. Ich muß natürlich voraussetzen, daß du die nötige Kondition und das Können dazu hast und nebenbei das Wetter stimmt. Es steht nirgends geschrieben, daß du an einem schönen Tag zu Mittag mit hundert Menschen am Donnerkogel sitzen mußt, oder daß dir am Normalweg der Großen Bischofsmütze am Vormittag die Steine um die Ohren fliegen müssen, weil soo viele Modetouristen soo große „Bartwischhaxn“ haben.

Warum müssen wir unbedingt die bekannte Däumlingkante gehen, wenn schon vor uns vier Seilschaften eingestiegen sind? Die gleich daneben emporziehende Südostwand auf das Niedere Großwanddeck ist doch genauso schön. Da klettert niemand, obwohl sie herrlichen Fels aufweist.

Ist es notwendig, daß ein Wanderer noch knapp vor dem angekündigten Wettersturz den heiß ersehnten Angerstein abhaken muß, fällt ihm ein Stein aus der Krone, wenn er auf Grund der Wettersituation „nur“ eine kleine Almwanderung unternimmt?

Muß die ausgeschriebene Vereinsskitour zur Oberen Stuhllochscharte wirklich bis zum letzten Meter durchgeführt werden, wenn einem der letzte Steilhang nicht ganz „sauber“ erscheint? Wäre es in diesem Fall nicht besser, östlich davon zum Wandfuß der Armkarwand zu spuren?

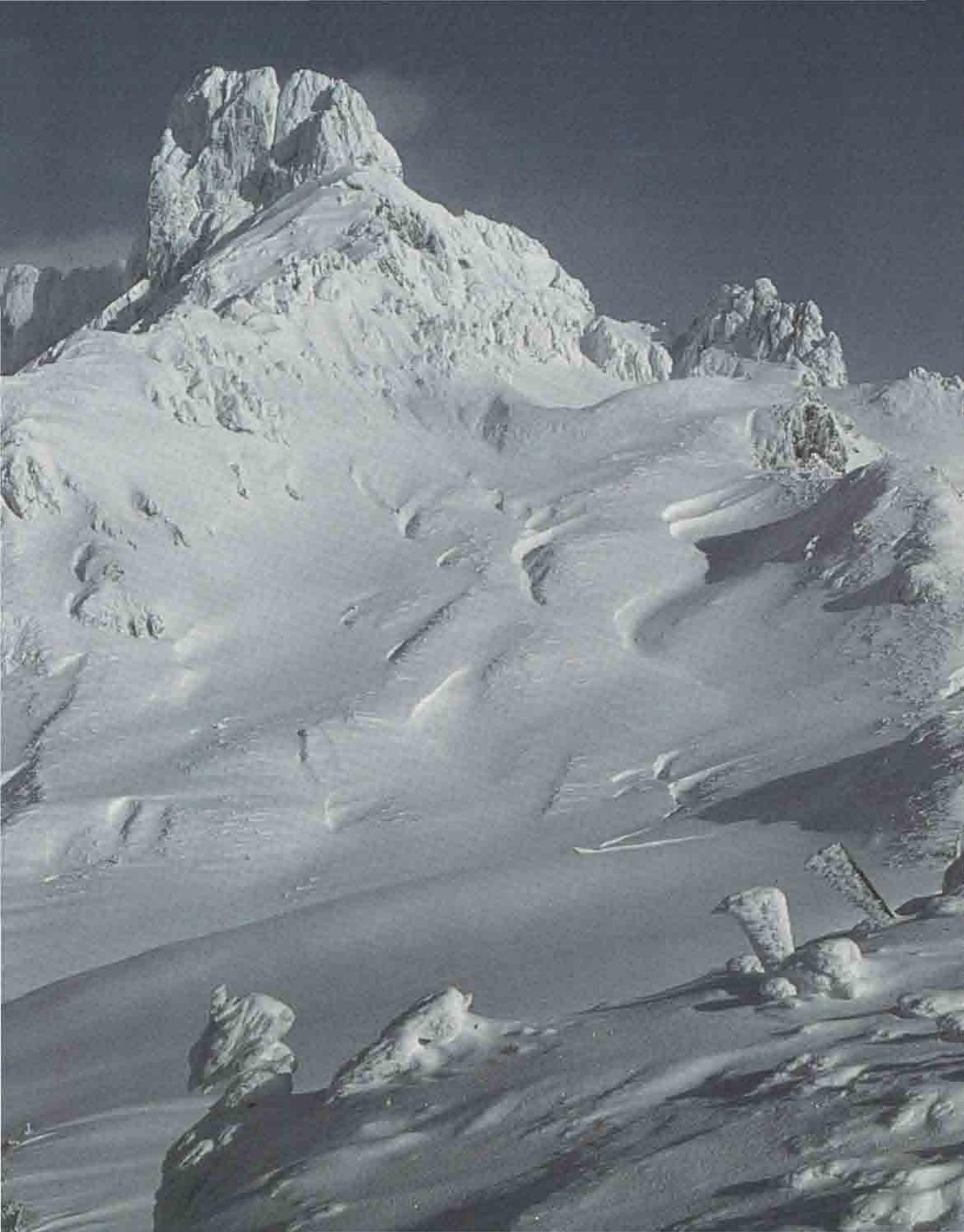
Lieber Leser, du siehst, worauf ich hinaus will. Komm mit Liebe und viel geistiger Beweglichkeit, ja Kreativität in die Berge, zum Dachstein, in den Gosaukamm. Und nimm dir Zeit. Übertrage nicht die Hektik des Alltags in die Berge, sonst beraubst du dich selbst um das Wesentliche. Erkenntnis will mit Zeit bezahlt werden!

Vielleicht willst du nur im Gelände sitzen und staunen, vielleicht botanisieren, Genssen beobachten ...

Es gibt so viele Möglichkeiten, die wir dankbar annehmen dürfen.

Und noch eine Bitte:

Beherrze den Satz, den der bekannte Bergführer Klaus Hoi einmal in einer Alpinzeitschrift an alle Wanderer und Bergsteiger gerichtet hat: „Jeder einzelne mußte wieder lernen, sich wie ein scheues Wildtier in der Natur zu bewegen, ohne zu stören und ohne bleibende Spuren zu hinterlassen.“ Leben wir danach!





Skitouren – mit Kopf, Herz und Hand

Hias Schreder

**Oben:
Die Südwestseite des Gosaukamms;
von links: Donnerkogel – Angerstein –
Manndlkögel, rechts darunter
die Weite Zahring, daran
anschließend (Bild S. 41)
die Großwand**

Im Gosaukamm

Im schroffen Gegensatz zum übrigen Dachsteingebirge mit seinen weiten Hochflächen, breiten Flanken und Riesenwänden zieht der Gosaukamm völlig andersartig vom Steigpaß nach Nordwesten. Hier finden wir wannenförmige Kare und lange, schmale Steilrinnen, die in dieser Gegend „Riesen“, „Gries“ oder „Loch“ genannt werden. Wegen dieser zahlreichen, meist bis in den Juli mit Schnee gefüllten Kare und Rinnen gehört der Gosaukamm (leider) jetzt zu den schönsten Frühjahrsskigebieten der Kalkalpen. Dies war nicht immer so. Noch vor zwanzig Jahren galten Skifahrer, die sich in den Gosaukamm wagten, als selbstmörderische Spinner. Doch das allgemein stark gestiegene Können der Skifahrer machte auch den Gosaukamm interessant, und heute tummeln sich speziell an der Südwestseite an schönen Wochenenden Hunderte von Menschen auf den Modetouren wie Strichkogel, Kampl und Angersteinrinne. Das bringt natürlich auch Probleme mit sich: In Annaberg stehen die Bewohner des Pommer- und Pommerlehengutes manchmal vor zugeparkten Hofzufahrten, weil die bewegungshungrigen Skitourengeher zu faul sind, zwanzig Minuten vom großen Skiliftparkplatz im Astauwinkl zusätzlich zu gehen. Im Brandfall könnte an solchen Tagen niemals ein Feuerwehrauto an den brennenden Bauernhof herankommen. Ein Lokalausweis am späten Nachmittag treibt einem erneut den Groll in das Herz: Die Autos sind zwar weg, aber es liegen Dosen, Papierreste und Verpackungsmaterial herum, alles Andenken an die so naturliebende Freizeitgesellschaft! Gosau ergeht es da im Winter etwas besser. Durch die geografische Lage konzentriert sich das Skitourengehehen doch in erster Linie auf das späte Frühjahr, und außer-



Fotos: Sepp Brandl

dem kann niemand weiter als bis zum Vorderen Gosausee fahren. Auch in Filzmoos ist der Hofalm- und der Aualmparkplatz groß genug. Beide signalisieren deutlich das Ende der Fahrmöglichkeit und nebenbei muß ich noch betonen, daß bis Ostern derzeit diese Zufahrt für den Autoverkehr gänzlich gesperrt ist. Was hat wohl den Gosaukamm als Skitourengebiet so beliebt gemacht? Zum einen sicherlich die leichte Erreichbarkeit, und zum anderen – und das ist wohl der Hauptgrund – die großartige Landschaft, das fast baumfreie Gelände, das Fehlen der langen „Talhatscher“, die rassigen Abfahrten, und, und ...

Die Annaberger Seite kann nebenbei fast immer mit einem günstigen Schneedeckenaufbau aufwarten, da sich in der Sonnenseite die Schneedecke wesentlich vorteilhafter setzt. Dasselbe gilt bedingt auch für die Filzmoosenseite. So ist es gar nicht verwunderlich, daß nach längerem Schönwetter bereits im Jänner bester Firn anzutreffen ist, der noch dazu den Vorteil hat, daß er bis zum Abend nicht tief wird. Gänzlich anders zeigen sich aber die Verhältnisse im obersten Stuhlloch. Hier, direkt unter der düsteren Nordwand der Großen Bischofsmütze, kommt es fast alljährlich zu einer starken Schwimmschneebildung und somit zu einem sehr schlechten Schneedeckenfundament. Nach Schlechtwetterfronten werden in diesem Bereich noch dazu regelmäßig große Schneebretter aufgebaut, die oft lange auf die Auslösung warten. Der Autor hat genau dort schon drei Schneebrettunfälle als Augenzeuge miterlebt. Sie sind Gott sei Dank bis jetzt noch glimpflich verlaufen.

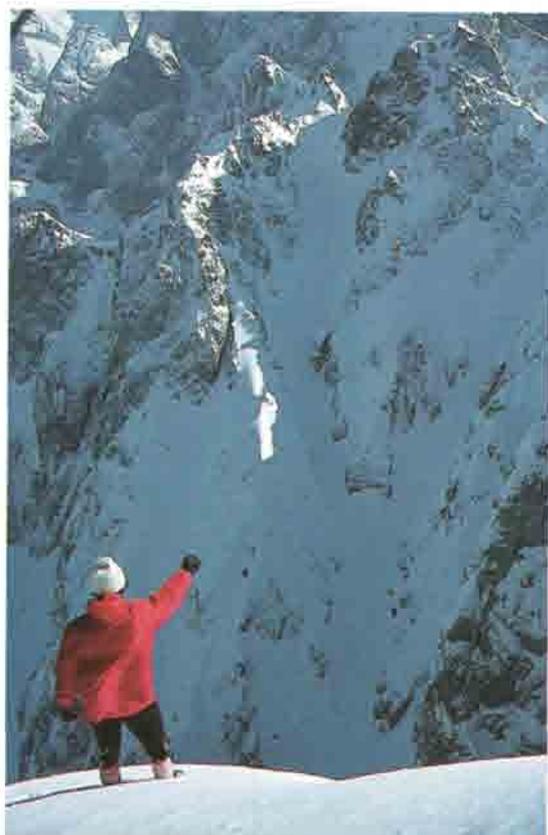
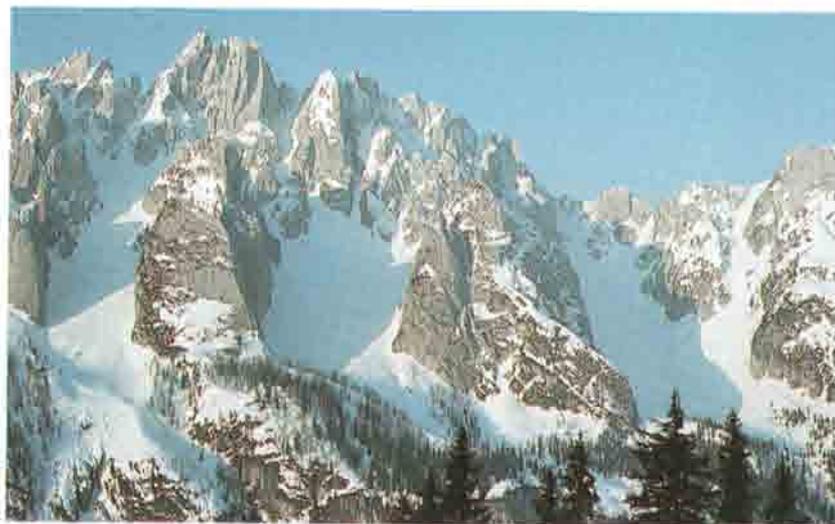
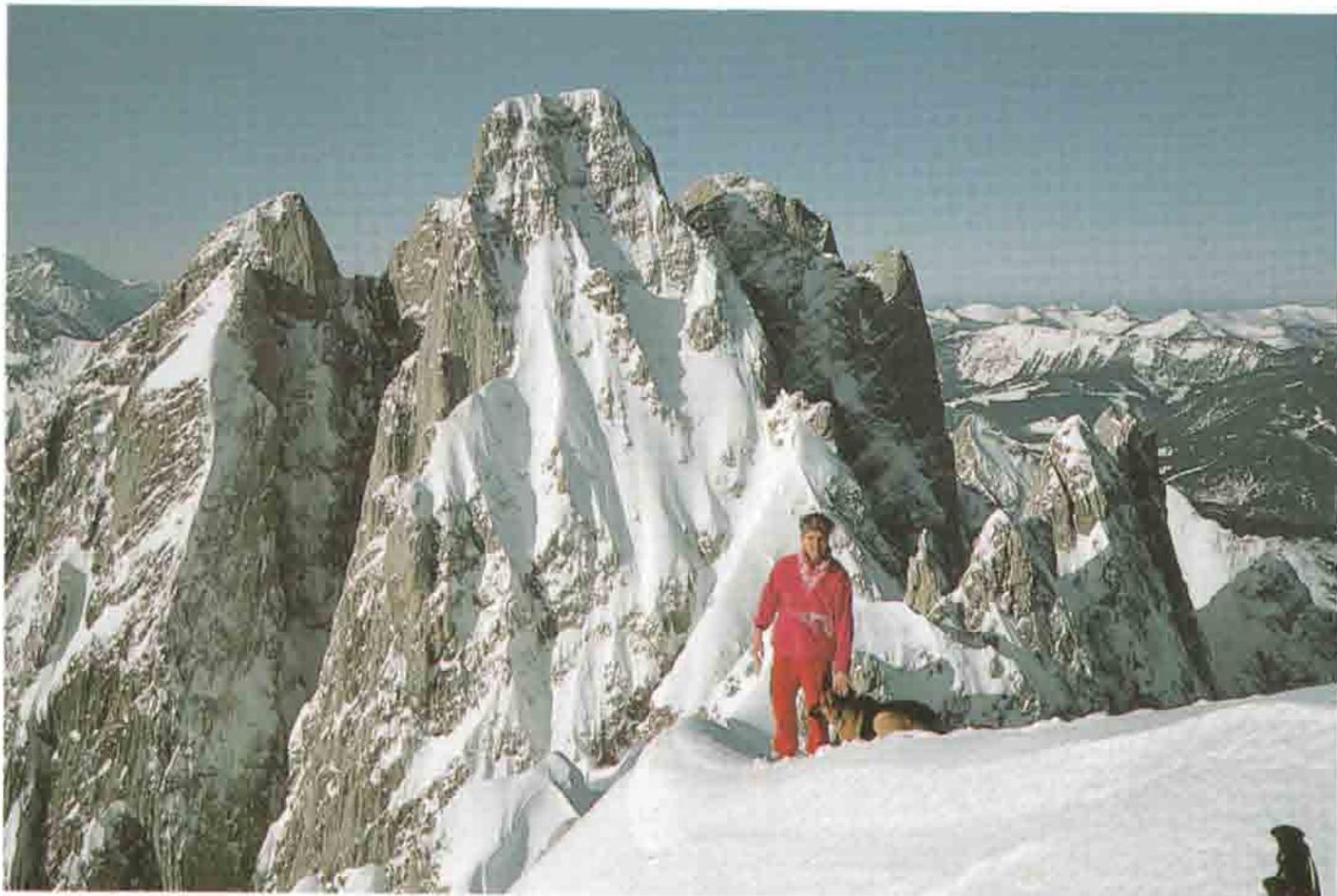
Dieselbe Situation wie im obersten Stuhlloch ergibt sich klarerweise auf der gesamten Gosauer Seite des Gosaukammes. Beinahe alle Rinnen und Kare schauen nach Nordost. So ist es

wohl logisch, daß hier erst im späten Frühjahr diese extremen Rinnen und Kare locken sollen. Am Morgen sind aber dann Harscheisen, Steigeisen und manchmal sogar der Pickel ratsam. In der Firnzeit kann die Besteigung der Großen Bischofsmütze mit anschließender Abfahrt zur Aualm oder zur Hofalm ein tolles Erlebnis für den extremen Skibergsteiger sein. Wer das Gosaukammgelände nur bis zu den Steilaufschwüngen mit Skiern erwandert, findet so unzählige einfache Skitouren vor; dem Normalverbraucher macht es erfahrungsgemäß ja nichts aus, wenn er auf halber Strecke zum Ziel schon umkehren muß.

Eine Warnung möchte ich zum Schluß noch aussprechen: Es versteht sich von selbst, daß fast alle Touren im Gosaukamm nach größeren Neuschneefällen höchst lawinengefährdet sind. Je nach Temperatur entspannt sich die Situation danach bald oder sehr langsam (bei Kälte). Auch hier ist es mir wieder ein Anliegen, auf die große Erfahrung und das enorme Sachwissen der heimischen Bergführer hinzuweisen.

Lieber Leser, versuche zu verstehen, daß ich keinen einzigen Skitourenvorschlag mache. Werde bitte selbst aktiv und suche dir deine Wunschtouren nach deinem Können aus. Auch in diesem Fall wird dir die hervorragende Gosaukammkarte ein wertvoller Begleiter sein. Genaue Detailinformationen bietet dir der ausgezeichnete „Skiführer Dachsteingebirge“ von Gernot u. Gisbert Rabeder (Landesverlag Linz, 1979).

Allem Anschein nach werden auch im Gosaukamm bestimmte „Ruhegebiete“ ausgewiesen werden. Ich hoffe dabei, daß eine vernünftige Lösung gefunden werden kann, die allen dient: der Natur und dem Menschen. Rücksichtsvolles Verhalten von unserer Seite ist nie fehl am Platz!



Ganz oben: Auf dem Gipfel des Wasserkarkogels, einem rassigen Skigipfel im zentralen Gosaukamm. Blick zum Geisterkogel (links) und zum Südlichen Mannlkogel (Bildmitte).
 Oben: Ein Teil der nordostseitigen Abfahrten im Gosaukamm: links die Wasserriese, danach die Gamsriese und rechts der Weitschartenkar.
 Rechts: Die Nord-Steilrinne des Strichkogels vom Donnerkogel aus. Sie ist eine typische Steilrinne im Gosaukamm und mündet tiefer in die Steinriese, welche direkt zum Vorderen Gosausee hinabzieht



Fotos: Hias Schreder

Skiabfahrten auf der Nordseite des Dachsteins

Während die Südseite des Dachsteins mit schroffen Steilwänden abfällt, hat die vergletscherte Nordseite erst knapp über den Tälern eine ausgeprägte Steilstufe aufzuweisen. Gerade diese Nordseite des Dachsteins lockt mit gewaltigen Skiabfahrten bis zu 2400 Höhenmetern und kilometerlangen Abfahrtsstrecken.

Wer diese Zeilen aufmerksam liest, wird sich wohl fragen, wie man dieses gewaltige Pensum im Aufstieg bewältigen kann. Und automatisch sind wir schon bei einem ökologischen Problem: Es hat sich in den letzten Jahrzehnten nämlich eingebürgert, von der Südseite mit der Hunerkogel-Seilbahn auf den Gletscher zu fahren, gemütlich in einer knappen Stunde zur ostseitigen Randkluft des Hohen Dachsteins zu wandern, von hier mit Genuß bis nach Hallstatt zu fahren und sich dort zuletzt vom Auto wieder abholen zu lassen. Wegen der Bequemlichkeit der Zeitgenossen muß der gesamte Dachsteinstock ständig von unzähligen Autos und Bussen großräumig umfahren werden. Sollten wir Bergsteiger und Skifahrer nicht umdenken und den Berg von jener Seite angehen, auf der wir auch wieder abfahren wollen?

Auf dem Dachstein gäbe es durchaus die Möglichkeit dazu, vorausgesetzt, daß man weniger Bequemlichkeit und die Mehranstrengung in Kauf nimmt.

Welche Vorschläge bieten sich diesbezüglich an?

Wir fahren von Norden mit der Seilbahn auf den Krippenstein (Oberfeld). Von hier steigen wir entweder über den Schladminger Gletscher oder über die Simonyhütte und den Hallstätter Gletscher zum Dachsteingipfel auf. Nun haben wir mehrere Möglichkeiten vor uns: Die Standardabfahrt führt über die Simonyhütte und das Wiesberghaus ins Echerntal nach Hallstatt. Eine schöne Variante zweigt vor der Simonyhütte nach Westen zum Hohen Trog ab; von diesem ergibt sich eine lange, landschaftlich großartige Abfahrt durch das Weittal ins Echerntal und ebenso nach Hallstatt. Mit dem Bus gelangen wir nach ein paar Kilometern bereits nach Obertraun zum Parkplatz. Manche Skifahrer nehmen auch die Route über den Schladminger Gletscher direkt nach Obertraun.

Bei der sogenannten Gosauabfahrt steigen wir von der Simonyhütte weg gleich direkt zur Steinerscharte auf und erreichen nach einem kurzen westseitigen Abstieg den Gosaugletscher.



Fotos: Nias Schreder

Ganz oben: Aufstieg zur Ost-Randkluft des Hohen Dachsteins. Links im Hintergrund Koppenkarstein, darunter Dirndl; ab Bildmitte Ostgrat mit Schulter am Hohen Dachstein. Darunter: Die längste Skiabfahrt vom Dachstein nach Hallstatt über den Hohen Trog. Blick vom Weittal zum Gschlüsselkogel, dahinter Hohes Kreuz

Wir können ohne weiteres schon von hier nach Gosau abfahren; es zählt sich bei gutem Wetter und idealen Schneebedingungen auf jeden Fall aus, noch bis zur oberen Windlucke aufzusteigen und von hier die lange Abfahrt zu beginnen. Über den Westgrat können wir sogar noch den Gipfel besteigen. Vom Vorderen Gosausee gelangen wir mit dem Postbus nach Obertraun zurück (ca. 12 km).

Zusammenfassend möchte ich sagen, daß die Skiabfahrten auf der Nordseite des Dachsteins den erfahrenen Skibergsteiger verlangen. Bei schönem Wetter und idealen Schneebedingungen stellen die Abfahrten über den Schladminger Gletscher und den Hallstätter Gletscher noch die wenigsten Anforderungen; sie werden manchmal schon im Hochwinter durchgeführt. Wesentlich alpiner ist jedoch die Abfahrt nach Gosau einzustufen.

Gefährlich wird die Sache auf jeden Fall nach größeren Neuschneefällen und bei aufkommendem Wind, speziell, wenn er von Süden kommt. Sofort werden dann bei Geländeknicken an den Nordhängen gefährliche Schneebretter aufgebaut. Nicht zu unterschätzen ist auch plötzlich einfallender Nebel. Die weitläufige Nordseite stellt diesbezüglich höchste Ansprüche an den Skibergsteiger. Das Heilbronner Kreuz erinnert uns unmißverständlich an den Wettersturz zu Ostern 1954, bei dem zwanzig Kinder mit ihren Begleitern im dichten Nebel die Orientierung verloren und jämmerlich erfroren.

Wenn du nicht hundertprozentig Bescheid weißt, ist es auf alle Fälle vernünftiger, einen Bergführer zu nehmen. (Tennisstunden nimmt man doch auch, da geht es aber nicht um Leben und Tod.)

Codewort Dachstein

Erlebnisse aus Dachstein und Gosaukamm

Andrea Tupi / Pepi Stückl / Peter Baumgartner / Ernst und Roman Gruber / Heli Putz / Julian Bacsá / Klaus Hoi

Zum Schnurren ist das.

Katz und Kater können, sich in der Sonne räkelnd, jedenfalls kaum größere Behaglichkeit empfinden, als wir eben hier und jetzt. Es ist ein angenehm warmer Vorfrühlingstag. Zurückgekehrt von einem kecken, schon schneefreien Voralpen(vor)gipfelchen sitzen wir auf der Hausbank vor einem kleinen Berggasthof. In Blickrichtung steht die Nachmittagssonne noch in Muße gewährender Höhe überm waldbestandenen, mäßig steilen Berghang. Vor dem Wald in gleicher Hangneigung hingebreitet ein Wiesenfleck. Viel mehr ist nicht zu sehen. Wohin aber die Sonnenstrahlen treffen, dort beleben sie nuancenreich den ersten deutlichen Hauch von jungem Grün auf der Wiese und – vor uns auf dem Tisch das Gold in den beiden Weißbieregläsern. Gegen die Anwendung, die Zeit sei stehengeblieben, lassen Ort und Stunde keinen Widerspruch zu...

... und irgendwo hinter unserem Rücken steht das Dachsteingebirge: Es ist ein eigenartiger Automatismus beinahe schon, der mich, so vom Empfinden der Zeitlosigkeit angewandelt, zugleich meist an diese Berge denken heißt. Von der Erinnerung daran kann das nicht herrühren. Denn die beschränkt sich auf eine knappe Woche Urlaubsaufenthalt anno 1959 auf der Hofpürglhütte unter der Bischofsmütze. Von dort führte uns an einem Tag, dem ersten, bei schönem Wetter eine Wanderung zum „Hineinschmecken“ in das Gebiet über den Steigpaß und zur „Unmittelbaren Kopfwandkante“ als i-Tüpfel des Tages. Von der restlichen Woche blieben zwei Nachmittage leidlich regenfrei; da „holten“ wir uns am kälteklammen Fels der „Mützen-Südwand“ den Jahn- und Schneiderweg. Eher mag das also an Wastl Lackner liegen, der – damals noch Wirt auf der „Hofpürgl“ – uns mit seinen Erzählungen (siehe auch Seite 82) für Holzhackerdienste zu entlohnen, vor allem aber aufzumuntern versuchte. Oder haben daran gar unsere wetterbedingt „unausgeführten Entwürfe von Ausflügen“ (Robert Musil) Schuld, weil solche Entwürfe unverletzt von der Ausführung ihre Idealgestalt behalten?

Kurzum: „Dachstein“ rührt in mir wie ein Codewort fast regelmäßig an ein Konglomerat des Empfindens von „... wo der Aar noch haust“, Kurt Maix und sein Hohes Lied auf die Dachstein-Südwand und Land und Leute darunter, von Steiner-Buam und Kernnatur und... Dagegen ist bewußt schwer anzukämpfen. Und

das, obwohl ich natürlich weiß, daß Adler immer schon in tieferen, beutereicheren Regionen gehaust haben, als das Lied uns glauben macht. Daß statt der Aare auf dem Dachsteingletscher heute in gepflegten Loipen Langläufer ihre Bahnen ziehen. Daß den Hunerkogel eine Seilbahnstation ziert, deren Bau das Gelände des Südwananstiegs von Sepp Brunhuber und Maria Kampitsch auf diesen Gipfel „sehr in Mitleidenschaft gezogen“ hat, wie im AV-Führer von Willi End nachzulesen ist. Daß ...

Schon: Doch andererseits und ganz genau genommen: Unser Empfinden auf der Hausbank vor dem Berggasthof, die Zeit sei hier stehengeblieben – wär's wohl dasselbe, hätte sich die Zeit, sagen wir aus dem Jahr meines Besuchs auf der Hofpürglhütte, tatsächlich lebensecht konserviert? Hätte ich damals mich zu meinem Eifer beim Herumkraxeln an wenige Meter hohen Steinblöcken nicht bestenfalls als Mittel zum Zweck des In-Übungs-Bleibens oder der Gaudi bekannt – und das ein wenig verlegen? Trägt es heute dagegen nicht sogar recht wesentlich zu meinem inneren Aufgeräumtsein bei, ein (persönliches) „Boulderproblem“ am Weg endlich „gelöst“ zu haben? Fühl' ich nicht außerdem mich hier eben deshalb so wohl in meiner eigentlichen Haut, weil die nicht in der kratzbürstigen „zweiten“ von anno ehedem steckt? Weil ich, anders als damals, auch weiß, daß ich den Tourenschweiß auf der „ersten“ nicht verkrusten lassen muß zu einer Art Zwischenhaut, sondern vor dem Abendessen noch dem Duschbecken übereignen kann?

Ist, so betrachtet, aber die Vermutung ganz unbegründet, daß für die, die sich davon anwehen lassen möchten, das Erlebnis – bedingter – Zeitlosigkeit auch „hoch vom Dachstein an“ noch zu haben ist? Grad von dort!

Darüber mögen – und sei's „zwischen den Zeilen“ – neben den dieses Buch einleitenden Beiträgen auch die folgenden Schilderungen Auskunft geben ...

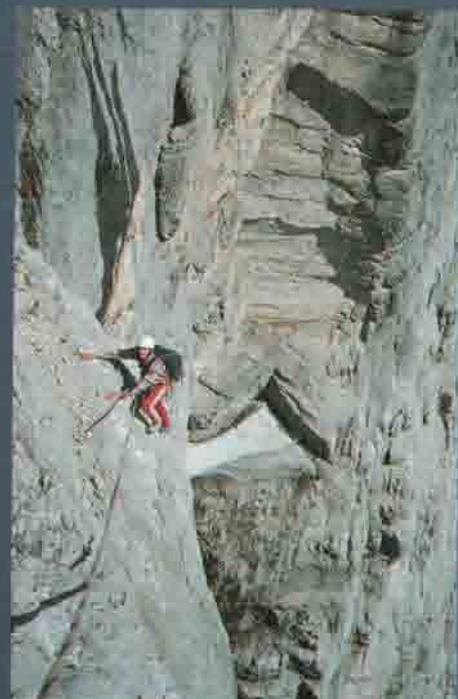
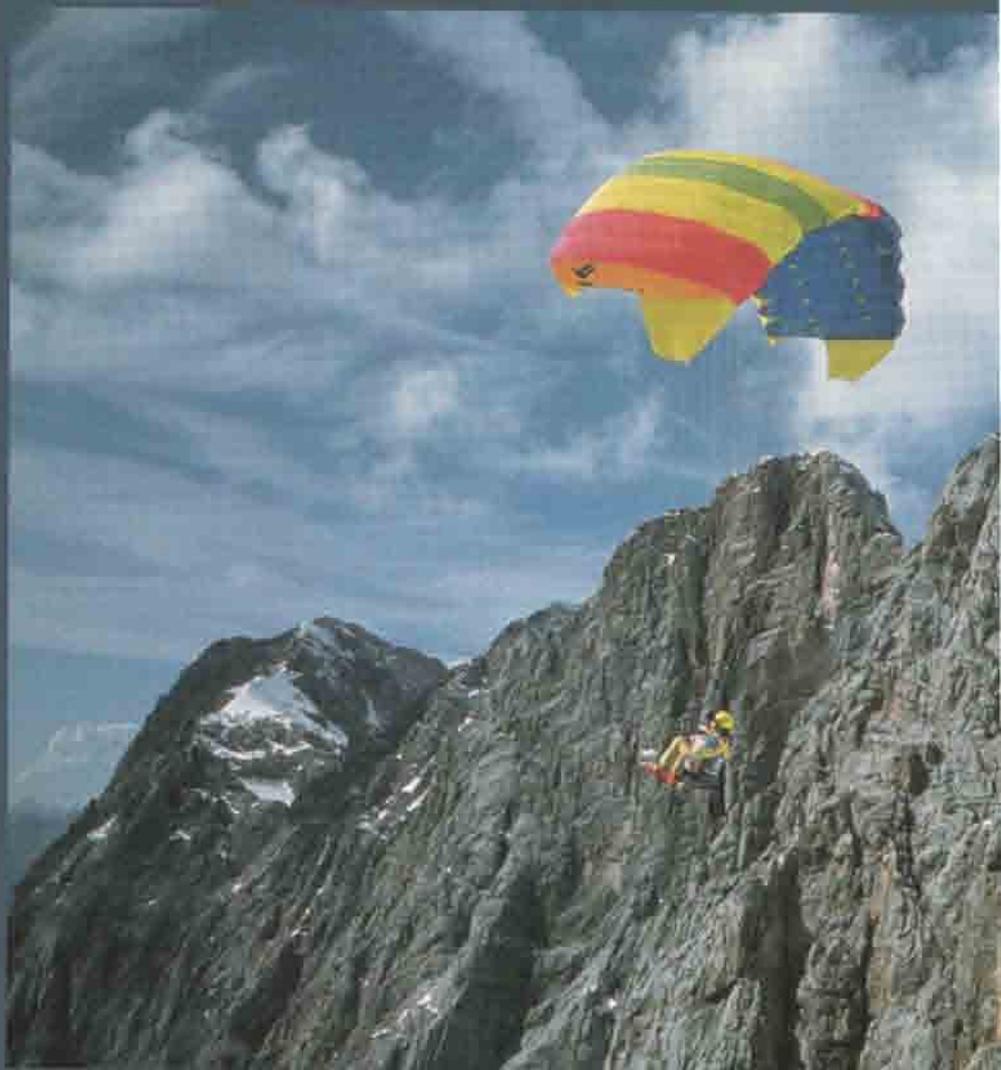
... Die Sonne ist unterdessen merklich auf die „Skyline“ des bewaldeten Hanges zugewandert. Wenn sie dahinter abtaucht, wird es empfindlich frisch werden. Doch auch in unseren Weißbieregläsern ist nur eine kleine Neige noch übriggeblieben. Über dem Wiesenfleck vor uns aber beobachten wir einen prächtigen Zitronenfalter beim lebhaften Flirt mit einem erdfarbenen, also eher unscheinbaren und viel kleineren Schmetterling ...

Zeiten sind das!

Elmar Landes

Rechts: Klippenstart
vom Schladminger Gletscher
direkt in die Südwände
des Dachsteins
(Pilotin: Andrea Tupi)

Unten: Wasserfallklettern
Sigi Grabner am „Nautilus“,
Krippenstein



In der Dachstein-
Südwand: Steinerweg,
Unterbrechungsstelle
am Steinerband IV+
(linkes Bild) und
Dachstein-Südwand-
„Direkte“ (rechts
daneben)

Codewort

Dachstein

für vielfältiges Erleben

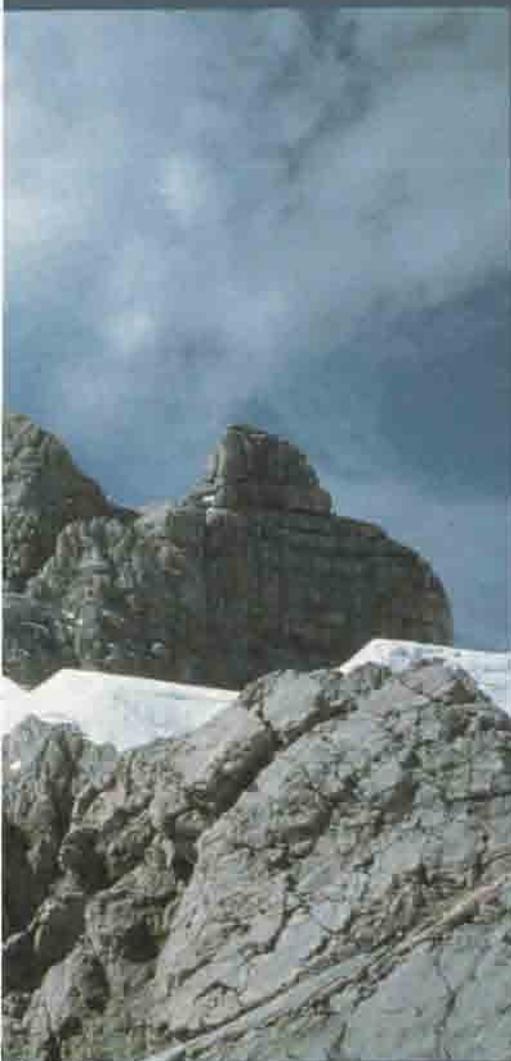
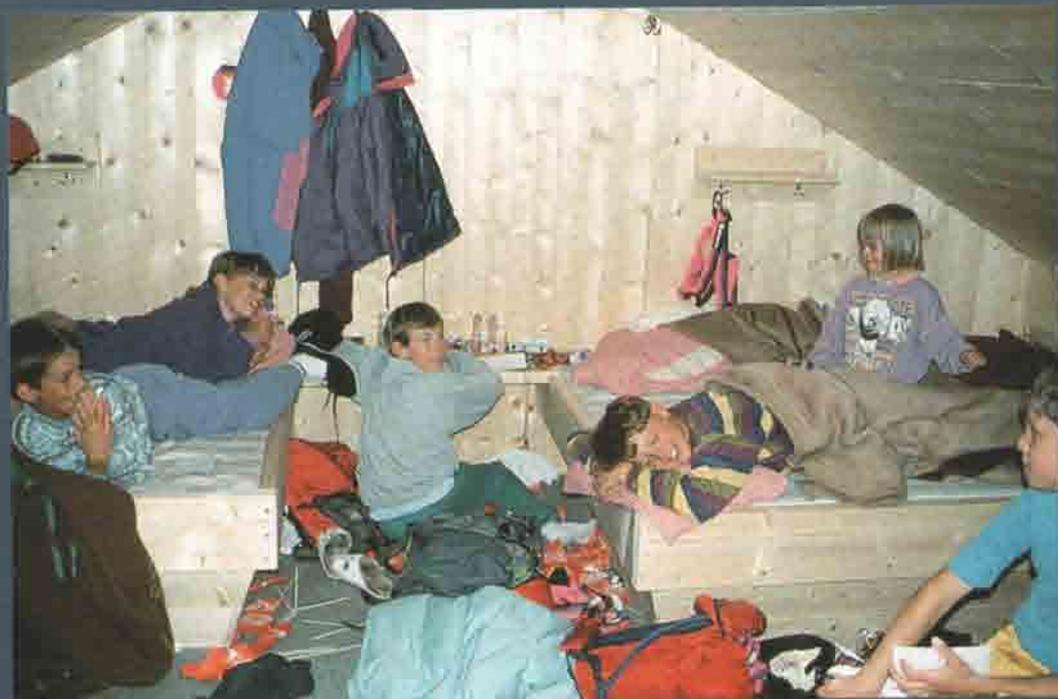


Foto: (2) Hans Pütz



Oben:
Unterwegs mit
Telemarkski
auf dem Plateau
„Am Stein“.
Links:
„In der Hütte
geht es auch nicht
fad zu...“
Abenteuerwoche
auf der Simony-
hütte

Frei wie ein Dachsteinvogel – aber kleiner als eine Almmaus

Gott sei Dank – heute ist ein guter Flugtag, und ich kann mit meinen Freunden zum Fliegen gehen. Am Vortag beobachtete ich während einer Führungstour auf den Dachstein, wie ein Gleitschirmflieger hoch über uns seine Kreise zog.

Kann ich heute dort oben sein? Passen die Wind- und Wetterverhältnisse für diesen lang ersehnten Streckenflug vom Dachstein das Ennstal hinunter, bis mich die zu Ende gehende Thermik zurück auf die Erde zwingt?

Eine Gruppe von Gleitschirmpiloten trifft ebenfalls Startvorbereitungen. Doch beim Flug ist jeder für sich allein. Noch sind die Wolken tief, und ich darf nicht zu viel Höhe verlieren. So berühre ich manchmal eine Wolke und bemerke, daß dieser weiße Flaum auch feucht und turbulent ist. Darum meide ich sie und fliege bei eindrucksvollem Weit- und vor allem Tiefblick vom Dachstein weg, lasse die weißen Gletscher und die Gosauseen hinter mir. Das Gelände wird felsiger. Das Hochplateau „Am Stein“ sieht von oben viel kleiner und vor allem flacher aus. Die vielen Hügel und Senken, die beim Fußmarsch oft die Orientierung erschweren und zu Umwegen zwingen, kommen mir von oben nur wie zerknittertes Papier vor. Die Hochfläche selbst scheint unmittelbar in die grünen Wiesen der Ramsau überzugehen. Doch in Wirklichkeit bricht sie schroff über tausend Meter ab. Ich erkenne den Klettersteig auf den Eselstein. Wie ein Zwirnsfaden hängt das Stahlseil am Felsen hinunter, wie kleine Punkte sieht man die Wanderer auf der Oberfläche kleben. Gestern war ich selbst noch einer von diesen. Heute habe ich für kurze Zeit diese Verbindung gelöst und lasse ganz bewußt die Füße ins Freie baumeln, während unter mir die Erde sich weiterzudrehen scheint.

Jetzt bin ich schon auf der Höhe von Haus im Ennstal und sehe meinen Hausberg – die Luserwand – unter mir. Eine kleine, graue Schotterrinne, die in die Südwand abbricht, erinnert mich an die Erstbefliegung, welche ich allein, nach dem Durchsteigen der Südwand, durchgeführt habe. Bei solchen Flügen kann man sich an jede Kleinigkeit und an jede Entscheidung erinnern. Das Schönste daran war gewesen, daß der Flug gelang und ich sogar noch einige Kreise über meinem Heimathaus in Birnberg ziehen konnte, ehe ich in der Wiese davor landete.

Ich lasse auch diesen Berg zurück und fliege am Stoderzinken vorbei. Beim Gröbminger Kamm trägt mich der Aufwind wieder fast auf 3000 m hinauf. Eine kleine Hürde ist geschafft. Ich bin oben und fühle mich so groß. Auf dem Gipfelwieserl der Kammspitze liegt ein Bergsteiger auf dem Rücken und sieht mir zu. Ich überblicke das Ennstal, sehe das Ausseerland – das ganze Dachsteinmassiv scheint mir zu Füßen zu liegen. Auch ein Steinadler fliegt in der Thermik. Er steigt schnell, kommt mir immer näher, und plötzlich fühle ich mich nicht mehr groß. Eher wie eine kleine Almmaus, die sich einbildet, wie dieser Adler fliegen zu können. Er – oder war es eine Sie? – kommt immer näher. Jetzt ist er hinter mir, zieht seine Flügel ein und kommt im Sturzflug zu mir herunter. Ich ziehe instinktiv den Kopf ein und befürchte, daß mein Schirm unter seinen Klauen die typische Form verliert. Doch nichts passiert. Der Vogel scheint verschwunden zu sein. Auf einmal sehe ich sein Haupt von meiner Schirmvorderkante neugierig herunterschauen. Er muß dabei fast das Segel berüh-

ren. Jetzt überholt er mich, sinkt ein bißchen und driftet zu mir herüber. Neugierig dreht er sich nach mir. Die Schwingen berühren fast die Leinen, und ich habe das Gefühl, mit meinen Händen nach ihm greifen zu können. Noch zweimal wiederholt er seinen Sturzflug zu mir herunter. Ich bemerke jetzt, wie machtlos ich bin. Ich habe schon längst in der Thermik zu kreisen aufgehört, will nur noch im Geradeausflug möglichst schnell das Revier des Steinadlers verlassen, um ihn nicht weiter zu stören. Doch er hat sich in der Zwischenzeit zu seinem Partner gesellt und jegliches Interesse an meinem Schirm verloren.

Wegen dieses Zwischenfalles komme ich relativ tief zum Grimming hinüber und kämpfe dort um jeden Meter. Oft nur wenige Meter vom Felsen entfernt, in starker Turbulenz, gewinne ich langsam an Höhe. Ich fliege entlang des Grimmingstockes. Erst jetzt bemerke ich, welch riesige Amphitheater dessen Kare sind. Über der Grimminghütte steige ich in einer Thermik wieder bis über die Gipfelhöhe an. Empfindlich kalt ist es hier oben auf fast 3000 m. Dafür kann ich mit ausreichender Höhe dazwischen über den Bergführerklettergarten am Fuß der kleinen Ortschaft Pürgg hinwegfliegen. Ein letztes Mal gewinne ich über den Ausläufern des Toten Gebirges an Höhe und erreiche am späten Nachmittag nach 49 km eine Landwiese am Stadtrand von Liezen.

In der Erinnerung kann ich jetzt auf ein großartiges Flugerlebnis zurückblicken, vor allem aber auf die Begegnung mit dem Steinadler, dem wahren König der Lüfte.

Andrea Tupi

Dreimal Dachstein-Südwand

Alpinliteratur, Bergbücher – der Stoff, aus dem die Träume entstehen. So Willy Merkl's „Ein Weg zum Nanga Parbat“ oder „Im Banne der Dachstein-Südwand“ von Kurt Maix, von mir begeistert verschlungen, Wegweiser zu hohen Zielen. Ein markantes solches, in meiner Reichweite liegendes: die Dachstein-Südwand.

Pfingsten 1959. Als 15jähriger – ich steckte noch tief in den alpinen Lehrjahren – war's dann soweit. Mit Franz und Alois (damals 18 und 22 Jahre alt und für mich Inbegriff der erfahrenen Bergsteiger) fuhren wir mit der Bahn zum Dachstein. Mit dem ersten Zug um 6 Uhr früh ab, viermal umsteigen bis Schladming, dann mit dem Postauto hinauf in die Ramsau zur Haltestelle beim Karlwirt, zum Nachtessen erst erreichten wir die Austriahütte. Und ich sah die Dachstein-Südwand! Riesengroß, mächtig – und noch tiefverschneit. Die große Platte, ein riesiges lawinenzerfurchtes Schneeschild, der Quergang ein weißer

„Ich will euch nicht als schlechtes Beispiel dienen“

Strich, die Ausstiegskamine eine gigantische Eisrinne. Der Pfingstsonntag sah uns bauchtief watend in Richtung Einstieg; nach vier Stunden erst sahen wir die Hoffnungslosigkeit unseres Tuns ein. So begnügten wir uns am Sonntag mit der Erklammerung des Südwestpfeilers am Großen Koppenkarstein, immerhin war's die 13. Durchsteigung. In Erinnerung blieb mir eine ober-schenkeltiefe Schneewaterei, ein gigantischer Steinschlag, der Franz und mir ums Haar das Leben gekostet hätte, aber auch eine herrliche Kletterei ohne einen einzigen Haken in der ganzen Tour!

Trotzdem erschien mir weiterhin die Dachstein-Südwand im Traum, ja die Steineroute, die wär's halt ...

Acht Jahre später – in der Zwischenzeit war ich ein richtiger Bergsteiger geworden und konnte in meinem Tourenbuch viele der großen Alpenwände verzeichnen – war ich mit Erwin unterwegs, Ziel wieder mein immer noch unerfüllter Wunsch: Dachstein-Südwand. Wieder ging's in die Ramsau, diesmal jedoch mit dem Auto. Hatte die Anfahrt damals einen ganzen Tag verschlungen, dauerte sie jetzt nur drei Stunden. Wieder stiegen wir beim Karlwirt aus, schulterten die Rucksäcke, die nun auch erheblich leichter waren als damals, und schlugen den Weg zur Austriahütte ein. Ziel war heute die Südwandhütte. Es war ein herrlicher Tag, warm, ideales Bergwetter, um so mehr verwunderten wir uns, daß kein Mensch unterwegs war. Bis zur Austriahütte keine Menschenseele; die Hütte, sonst überfüllt, leer. Wir laufen weiter; Erwin schwärmt gerade aus voller Brust was von „Urnatur, völliger Einsamkeit“ und ähnlichem, unterbricht aber plötzlich mitten im Satz, bleibt abrupt stehen und deutet nach vorn: Zwischen den Lärchen und Almwiesen steht ein Omnibus, ganz deutlich.

Es waren noch mehr, 10 oder 15. Und noch mehr Autos, einige Hundert! Auf dem Großparkplatz der vor kurzem eröffneten Dachstein-Südwand-Seilbahn, deren Existenz uns mangels Information nicht bekannt war!

Am Weiterweg zur Südwandhütte sprachen wir kein Wort mehr, erst beim Bier fingen wir fürchterlich an zu lachen. Nachts begann es zu regnen, am Morgen lagen vor der Hütte 10 cm Schnee. Wir stiegen ab, die anderen Bergsteiger alle bis zum Parkplatz, wir ganz hinunter in die Ramsau, unser Auto stand ja beim Karlwirt.

Abermals einige Jahre später kam ich wieder. Diesmal auf der neuen Tauernautobahn in eineinhalb Stunden bis zum Parkplatz, in zweieinhalb Stunden von daheim zur Dachstein-Südwandhütte! Diesmal wieder mit einer neuen Begleitung, einer Seilgefährtin, für die das Bergsteigen erst begann, die sich ohne große Kenntnisse blind meiner Erfahrung anvertraute. Und diesmal klappte es. Ein herrlicher, kalter Septembermorgen, auf schmalen Kerben übers Einstiegseisfeld, die schwierige Randkluff, die Platten sonnenüberflutet. Bange Minuten am berühmten Steinerband, der rauhe Fels, dann das Hinaufschwelgen durch die langen Kamin-Seillängen, dazwischen nur der Kraftakt am Klemmblock. Der Grat – der Gipfel. Die Sorge um die Seilgefährtin, ihr Vertrauen zu mir, das Gipfelbussl. Mein Traum hatte sich erfüllt, eine Seilschaft begonnen, die bis heute andauert.

Pepi Stückl

Endlich wieder einmal ausgeschlafen! Es war neun Uhr, als ich mit einem Häferl voll heißem Kaffee und der unvermeidlichen Zigarette in den Sonnenschein vor die Austriahütte schlurfte, zufrieden mit den beiden letzten Tagen, die uns die Kubasek-Rois-Führe durch die Torstein-Südwand gebracht hatten – mit Maix-Variante, bitte sehr – und dann den Zauberweg Peterkas durch die Hochkesselkopfverschneidung, unterbrochen beides allerdings von einer unruhigen Nacht in der Adamekhütte und garniert mit den Elends-Hatschern zum Zustieg der Torstein-Süd und zurück fast aus dem Gosaukamm zur Austriahütte; meine Zufriedenheit an diesem Sonnen-Vormittag wird man demnach zu einem Gutteil wohl der Rasttags-Vorfreude zuschreiben können; ein besonders fleißiger Kletterer war ich nie, und die Anekdoten über jene Methoden, die meine Tourenpartner anwenden müssen, um mich vor einem größeren Unternehmen rechtzeitig aus dem Schlafsack zu bringen, werden im Freundeskreis gerne erzählt.

Ja, ich war zufrieden an diesem Vormittag vor der Austriahütte. Der Kaffee der Reiter Kathl, legendäre Herrscherin über die „Austria“ mit all deren totem und lebendem Inventar, inbegriffen die Touristen, dieser Kaffee war was anderes als das entsetzliche G'schlader, das wir in den beiden letzten Tagen zu uns genommen hatten, und die Zigaretten waren mir schon beim Einstieg der „Hochkesselkopf“ ausgegangen. Ich war zufrieden, und dort vorn auf dem altersgrauen Balkenzaun vor der Hütte saß Kurt Maix, hatte einen Feldstecher an den Augen und schaute hinauf zu seiner Kante am Hohen Dirndl, in die meine Freunde Hartmut und Erich in der Früh eingestiegen waren. Ich würde, dachte ich mir, das Gespräch mit ihm beginnen mit einer passenden Bemerkung über seine Dirndl-Kante, bevor ich dann was über die Kubasek-Rois erzähle und seine Variante, in der er beim ersten Versuch so grauslich geflogen ist, was ihm beinahe das Leben gekostet hätte, nachzulesen „Im Banne der Dachstein-Südwand“, einem Buch, von dem ich große Teile auswendig konnte; ja, und danach würde ich ihm eine Maix-Geschichte nach der anderen aus der Nase ziehen, während wir hin und wieder einen Blick auf die beiden da droben an seiner Kante werfen würden, und das würde ein Tag im Gebirg werden, wie ich ihn liebe.

Ich begann also mit der passenden Dirndl-Bemerkung:

„Guten Morgen, Herr Maix!“

„Mmmh!“

„Jetzt ist es wohl schon zu spät, um in Ihre Kante noch einzusteigen?“

Maix nahm das Glas von den Augen und sagte: „Ich will euch nicht als schlechtes Beispiel dienen. Ich bin bei der Erstbegehung um eins am Nachmittag eingestiegen!“

Hätte bloß ich allein diese Maix-Worte gehört, ich hätte das schon irgendwie hingekriegt. Aber hinter mir war auch meine Tourenpartnerin Edith aus der Hütte gekommen ... Wenig später waren wir unterwegs zu den Dirndl, vor zwölf waren wir beim Einstieg. Der letzte Teil des Zustiegs war allerdings nervenzerfetzend! Nein, nicht der übliche Steinschlag durch die Steiner-Gödel-Schlucht (obwohl ich andernfalls die paar Steine, die da

runterkamen, schon zu einer beeindruckenden Geröll-Lawine ausgebaut hätte), auch nicht das um diese Tageszeit butterweiche Einstiegs-Schneefeld (obwohl ich steile Schneefelder, seit ich einmal eins über dreihundert Meter weit hinuntergefallen bin, auch sehr eindrucksvoll schildern könnte); was an meinen Nerven zerrte, war schlicht die Tatsache, daß unsere beiden Freunde, obschon sechs Stunden vor uns eingestiegen, noch immer im mittleren Steilaufschwung der Kante waren. Den Ausschlag gab schließlich ein Gedanke: Wenn ich jetzt zurückgehe, muß ich möglicherweise in meinem Leben noch einmal da herauf.

Man war damals – in den sechziger Jahren – sehr allein in den meisten großen Wänden am Dachstein. Der Vorbau, der Kessel unter dem Steilaufschwung, all das hat riesenhafte Dimensionen: grauweißer Fels, der sich in der Unendlichkeit des blauen Himmels zu verlieren scheint; Rinnen, Türmchen und Grate, unkenntlich in der Gesamtansicht der Wand, aber seillängenglang, wenn man sie zu klettern hat, dazu der halbvergangene Tag und ich, der ich's auch während der Tour gerne bedächtig habe, und zu allem Überfluß die beiden Freunde da droben, die nicht weitermachten. Nein, ich war nicht gut drauf da am Anfang der Maix-Kante!

Am Beginn des Riß-Systems, das die eigentlichen Schwierigkeiten bietet, hatte ich mich endlich freigeachtet und sah nun auch, was es mit der zögerlichen Fortbewegung unserer beiden Spezeln auf sich hatte: Den linken der beiden Risse nimmt man ganz am Anfang, weil er hier manierlicher ist als sein rechter Bruder; man verläßt ihn aber bald, um in den rechten zu queren, der zu einem bequemen Absatz leitet, von welchem schöne Bänder in den Gipfelkamin und so weiter, und so weiter – Hartmut jedoch, bekannt dafür, daß er an keinem Haken vorbei konnte ohne das Seil reinzuhängen, auch wenn er dazu zwanzig Meter aus der Route queren mußte, Hartmut war einer Hakenleiter im linken Riß nachgestiegen, und nun befanden sich die beiden Herren auf dem Rückzug.

Die Erleichterung über diese Erkenntnis war groß und als moralische Aufrüstung dringend nötig, denn die Risse waren steil. Mit Schwung startete ich in den Riß, ließ Edith nachkommen und begab mich fröhlich weiter himmelwärts, bis plötzlich etwas schrie über mir und etwas polterte und ein Trumm Stein, einwandfrei losgemacht von den beiden da droben, mein linkes Schulterblatt zu einem kurzen und schmerzhaften Zwischenstopp auf dem Weg in die Geröllhalde am Wandfuß nützte.

In der Ich-Form erzählt verlieren solch dramatische Ereignisse stark an Spannung, denn der Leser weiß von vornherein, daß es mich damals nicht am Fuß der Dirndl-Süd zermatscherkt haben kann.

Sauer war ich aber schon, vollendete meinen Aufstieg auf den Absatz und wollte eben zu der zwischenzeitlich eingeübten Begrüßungs-Rede, beginnend mit „Ihr Saubärn, ihr bledn“ ansetzen, als ich etwas sah, das mir die Zunge hemmte: Die beiden Rückzügler hatten offenbar bereits einen Gutteil ihres Materials verschlissen; etwa zwanzig Meter über mir hing Hartmut in einem alten morschen Kuhstrick an einem Haken, dem man das würdige Alter und den schlechten Sitz auch auf diese

Distanz anmerkte. Zwanzig Meter weiter droben war Erich eben damit beschäftigt, das Vierziger-Seil durch sein Relais zu ziehen. Bei diesen Vorkehrungen hätten die beiden am Ende Hartmuts wettergegerbten Kuhstrick nebst Altershaken teilen müssen, um sich die letzten zwanzig Meter zu uns abzuseilen, ein Manöver, nicht unähnlich dem russischen Roulette.

Ich stoppte diese Anstrengungen durch Zuruf, holte Edith nach, sandte unseren Strick an Erichs langer Leine nach oben, und die letzte Abseilerei vollzog sich halbwegs lehrbuchmäßig.

Der Weiterweg der vereinigten Seilschaften war noch lang, doch nun waren wir vier, und wir fühlten uns wieder einmal davongekommen und erreichten um sieben Uhr abends den Gipfel, gerade recht für den Abstieg über den Dirndl-Grat im letzten Licht des Tages. Nach Hause über die Hunerscharte war es zwar schon stockfinster, aber um Mitternacht war auch dieser ursprünglich als Rasttag geplante Tag zu Ende.

Und der nächste Tag war dann wirklich ein Rasttag, mit vielen schönen Maix-Geschichten in der Sonne der Südwandhütten-Terrasse, und die grauweißen Wände über uns waren voller Leben, das Kurt Maix aus seinen Erinnerungen entstehen ließ, und die Ramsau drunten war ein Land des Friedens und der Schönheit, und wir waren jung, und wie schön das ist, weiß man so richtig erst, wenn es damit vorbei ist. Peter Baumgartner

Die erste große Wand

„Einige Meter nach links und den Riß gerade empor ...“, sorgfältig studierten wir den Führer. Hier, mitten in der Dachstein-Südwand, wußten wir nicht mehr so recht weiter. Nebel war eingefallen und hüllte die Umgebung in milchiges Grau, von fern Donnernrollen. Unsicherheit, nein, Angst stieg in uns auf.

Wir kletterten erst seit wenigen Monaten, damals, im Sommer 1974. Ich war noch keine 13, mein Bruder Roman gut zwei Jahre älter, als wir unsere erste Klettertour im Voralpengebiet unternahmen, alleine und ohne Seil. Erblich nicht vorbelastet, nur aus einem inneren Bewegungsdrang heraus und inspiriert durch Kletterfotos, hatten wir diese Leidenschaft für uns entdeckt. Mit unseren Ersparnissen kauften wir ein Seil und zogen jedes Wochenende mit dem Fahrrad zu den nahegelegenen Felsen; manchmal schwänzte ich samstags sogar die Schule, um klettern gehen zu können. Die wichtigsten Knoten und Sicherungstechniken brachten wir uns aus einem Lehrbuch selbst bei oder schauten sie uns von anderen Kletterern ab. Unsere Eltern waren von Anfang an gar nicht begeistert von unserem Tun; sie ließen nichts unversucht, um uns vom Klettern abzubringen, drohten uns mit allem Möglichen, mußten aber letztendlich einsehen, daß doch alles nichts nützte. Schließlich waren uns bis zum Sommer schon viele Routen im Voralpengebiet gelungen und einige

wenige auch im Hochschwabgebirge. Besonders stolz waren wir auf die Touren, die im Führer mit dem 6. Grad bewertet waren; sie gaben uns das nötige Selbstvertrauen für unsere erste große Wand, die Dachstein-Südwand. Viel hatten wir schon über sie gelesen, Fotos gesehen; noch diesen Sommer wollten auch wir sie durchsteigen. Als wir den Eltern von unserem Vorhaben erzählten, kam es, wie es kommen mußte, sie verboten uns, dort hinzufahren. Wir dachten aber nicht daran, unseren Plan aufzugeben und nützten die Gelegenheit, als sie einmal nicht zu Hause waren. Wir hinterließen eine Nachricht und hauten einfach ab. Mit der Bahn ging es nach Schladming, mit dem Bus weiter zur Türwandhütte, dem Ausgangspunkt. Die Anreise dauerte fast den ganzen Tag. Hier, von der Busendstation aus, sahen wir nun die gewaltige Südwand zum ersten Mal. Verdammt hoch und steil kam sie uns vor; wir wurden noch kleiner als wir ohnehin schon waren. Verlegen schulterten wir unsere Rucksäcke und machten uns auf den Weg zur Südwandhütte. Wir nächtigten aber nicht in dieser, sondern stellten unweit von ihr unser kleines Zelt auf. Keiner Menschenseele erzählten wir von unserem Vorhaben. Die Nacht war sternenklar, der Mond tauchte die Wand in ein gespenstisches Licht, bedrohlich wirkte sie jetzt. Wir schliefen beide sehr schlecht in dieser Nacht. Uns drückte das schlechte Gewissen, das wir nun gegenüber den Eltern spürten; bestimmt waren sie schon in großer Sorge um uns. Andererseits war da diese Ungewißheit für den morgigen Tag, würde wohl alles gutgehen? Jedenfalls änderten wir noch in dieser Nacht die geplante Route, wir sattelten von der Steinerföhre auf die leichtere Pichlföhre um. Endlich graute der Morgen, endlich konnten wir aktiv sein, den bedrückenden Gedanken davonlaufen. Und tatsächlich, schon beim Zustieg hatten wir alle Sorgen vergessen, freuten uns nur mehr auf die Kletterei. Es war gar nicht einfach gewesen, über die steilen, harten Firnfelder zum Einstieg zu gelangen, aber jetzt, wo wir Fels unter den Fingern spürten, gab es kein Halten mehr. Die Wand war gestuft, die Kletterei einfach, wir kamen flott voran. Wir waren gerade in einem Schuttkessel angelangt, den es zu queren galt, als uns plötzlich Steine um die Ohren pfften. Es war das erste Mal, daß wir in einer Wand Steinschlag erlebten. Instinktiv rannten wir um unser Leben, suchten Schutz unter Überhängen. Zum Glück blieb mein Rucksack der einzige, der etwas abbekam, ein kleiner Stein hatte das Segeltuch durchschlagen. Leicht geschockt von diesem Vorfall setzten wir den Anstieg fort. Weiter oben wurde das Klettern schwieriger, und wir merkten vorerst gar nicht, daß dunkle Wolken aufgezogen waren und Nebel die Wand einhüllte. Fast gleichzeitig mit dem ersten Donnerrollen hörten wir plötzlich Stimmen über uns. Erleichtert, mit dem Wissen, nun nicht mehr allein in dieser Wand zu sein, kletterten wir schnell weiter. Nach wenigen Metern trafen wir auf eine Zweierseilschaft. Es war seltsam, beide waren am Standplatz, einer davon hockte in einer Nische, den Biwaksack übergezogen, der andere bemühte sich um ihn, sprach ihm gut zu und war sichtlich aufgeregt. Er erzählte uns, daß sein Partner einen Herzanfall erlitten habe und nun nicht mehr weiter könne. Völlig ratlos fragten wir ihn, ob wir irgendwie helfen könnten; aber was sollten wir schon helfen, zwei kleine Buben, keine Ahnung von Erster Hilfe und Rettungs-

technik. „Nein, nein“, sagte er, wir sollten nur schnell weiterklettern, die Rettungsmannschaft sei bereits alarmiert, vielleicht könnten wir sie einweisen. Das Gefühl, gebraucht zu werden, gab uns neuen Antrieb, verfliegen waren Angst und Unsicherheit. Inzwischen hatte es zu regnen begonnen, aber das störte uns überhaupt nicht, wir wünschten ihnen noch viel Glück und stiegen weiter. Über ein Bändersystem kamen wir nach rechts, einen Riß gerade hinauf, die Wand wollte kein Ende nehmen. Nun hagelte es auch noch, wir waren durchnäßt, aber den beiden da unten ging es wohl noch schlechter. Wenige Seillängen unterm Ausstieg kam uns die Rettungsmannschaft entgegen. Wir waren stolz, als wir ein Seil fixieren konnten, das sie uns vorher zugeworfen hatten und an dem sie sich nun abseilten. Sie waren ganz überrascht, so junge Burschen hier alleine anzutreffen. Wir erklärten ihnen noch so gut wie möglich die Lage der Verunglückten und kletterten weiter. Wenig später standen wir am Grat, die Tour war zu Ende. Wir freuten uns gar nicht so sehr über die gelungene Route, waren nur froh, daß alles vorbei war. Wir machten uns sogleich an den Abstieg. Am Gletscher dann riß die Wolkendecke auf, die Sonne blinzelte hindurch, und der Regen hatte aufgehört. Von der Dachsteinwarte sahen wir noch einmal die Wand, der Nebel löste sich langsam auf. Ja, jetzt sahen wir sie, die Rettungsmannschaft hatte die in Not geratene Seilschaft bereits erreicht. Uns aber stand noch ein langer Abstieg bevor, für die Seilbahn hatten wir kein Geld; erst nach Stunden erreichten wir müde und erschöpft unser kleines Zelt.

10 Jahre danach

Der kleine Reisewecker riß mich aus meinen Träumen. Mein Bruder Ernst, der neben mir schlief, reagierte nicht. Wir lagen im bequemen Laderaum unseres Uralt-Kombis, den wir spottbillig erstanden hatten und der seit zwei Jahren unser verlässlicher Reisegefährte war. Draußen war es sternenklar und das Auto naß vom Tau. Das Wetter würde wohl gut werden, also hatten wir es nicht sehr eilig. Ich legte mich wieder zurück und dachte an vergangene Zeiten. Vor ziemlich genau 10 Jahren waren wir zum ersten Mal hier gewesen: 200 m höher, in einem winzigen Zelt, zwei Buben, die Angst vor der mächtigen Dachstein-Südwand hatten, die sie fast zu erdrücken schien. Trotz aller Zweifel durchstiegen sie am nächsten Tag die Wand ihrer Träume, und sie waren sehr stolz darauf. Das Karussell drehte sich weiter, immer um Wände und Berge, das extreme Bergsteigen war ihre große Leidenschaft geworden. Hochschwab, Gesäuse, Dachstein, weiter kamen wir nicht, denn wir standen im Beruf und waren in Firmen tätig, die nichts übrig hatten für solche Spinnereien. Es gab grundsätzlich nur 14 Tage Sommerurlaub, und dann begann der große Streß, denn natürlich wollten wir trotzdem alle großen Wände klettern. Ab in die Dolomiten oder nach Chamonix, ohne viel Rücksicht auf Wetter und Verhältnisse irgendwo eingestiegen; das Unternehmen endete meist – mit viel Glück – mit Rückzügen, Biwaks und Wetterstürzen. Eines Tages hatten wir die Nase voll und etwas Geld auf der hohen Kante; wir

kündigten beide unsere Arbeitsverhältnisse. Zunächst kauften wir uns zwei Flugtickets nach Kalifornien und verbrachten zwei abenteuerliche Monate im sonnigen Yosemite Valley. Mit einigen Big Walls und großem Selbstvertrauen kamen wir zurück nach Europa. Hier begann erst der Sommer, und im Eilzugstempo holten wir alles nach, was uns bisher nicht vergönnt gewesen war. Dann ging uns das Geld aus, wieder ein Job, aber keine Dauerlösung, also im nächsten Frühjahr wieder das gleiche Spiel. Diesmal mehr Sportklettern, viel Erschließertätigkeit in den Heimatgebieten.

Und nun waren wir wieder einmal hier, hatten unser Nachtlager unter den beeindruckenden Dachstein-Südwänden errichtet. Unser heutiges Ziel war die sogenannte „Flamme“ in der Windluckenwand. Dafür gab es drei Gründe. Einmal lockte der ästhetische Anblick: ein schlanker, gelber, überhängender Pfeiler, wirklich einer Kerzenflamme ähnlich. Dann der Name des Erstbegehers: Albert Precht, der Spitzenbergsteiger mit den unzähligen Erstbegehungen, gefürchtet seine Bewertungen. Zu neugierig waren wir einfach auf eine „Precht-Route“. Und drittens war die sportliche Herausforderung da; es war noch keine Wiederholung bekanntgeworden, und einige technische Stellen lockten zu einem Rotpunkt-Versuch.

Inzwischen war auch Ernst wach geworden. Während ich das Teekochen übernahm, kümmerte sich mein Bruder um das obligate Frühstücks-Müsli. Es wurden Riesenportionen, und danach gab es noch Honigbrote. Mit vollen Kohlehydratspeichern gingen wir schnellen Schrittes über die Südwandhütte unserem Einstieg entgegen; im Steinerweg waren schon Seilschaften aktiv. Die Stimmung war wie immer, eine Mischung aus freudiger Erwartung, Spannung und etwas Angst.

Dann standen wir unter der riesigen Verschneidung, an deren linker Begrenzung die „Flamme“ gelb und unnahbar emporzüngelte. Was wohl die Erstbegeber an dieser Stelle dachten? Ins Neuland, ins Ungewisse zu klettern, verstärkt die oben genannten Gefühle nochmals erheblich. Nach der traditionellen Einstiegsjause kletterten wir seilfrei gute 100 m der großen Verschneidung im 4. und 5. Grad empor. Dann ging es los, wir seilten uns an und querten an geeigneter Stelle an den Pfeiler. Es wurde steil, die Sicherungen waren spärlich, der Fels sehr gut. Ich erreichte einen luftigen Standplatz, und während ich meinen Bruder an Klemmkeilen nachsicherte, sah ich nach dem Weiterweg. Der sah ziemlich wild aus: eine 30 m hohe, überhängende Verschneidung, nur zwei Haken zu sehen und die (Precht!) Bewertung VII-A1. Ein wenig ehrfürchtig schaute mein Partner zuerst nach oben, dann auf die Skizze, zuletzt auf mich. Ohne ein Wort zu sagen, sortierte er die Klemmkeile und kletterte los. Flüssig und schnell wie immer, unterbrochen nur vom Legen der Sicherungen, durchstieg er diese Seillänge Rotpunkt. Geschafft! Auf mich wartete noch ein wilder Riß, in dem man seine Fäuste ordentlich verklemmen mußte, um hinaufzukommen. Tief unter uns eine Seilschaft in der „großen Verschneidung“, ein eindrucksvoller Tiefblick. Nach den Schwierigkeiten banden wir uns aus dem Seil und kletterten die restlichen 200 m seilfrei empor zur Windlucke. Das Wetter war prächtig, in der Ferne standen die Hohen Tauern voll im Mittagslicht, deutlich war der Groß-

glockner zu sehen. Wir wanderten über den Gosau- und Hallstätter Gletscher hinüber zur Bergstation der Südwandseilbahn. Als wir wenig später mit der Gondel zu Tal schwebten und das gewaltige Dreigestirn von Dachstein, Mitterspitz und Torstein im vollen Licht dastehen sahen, dachten wir wohl beide das gleiche: Hierher würden wir immer wieder zurückfinden und unsere Abenteuer suchen, in Kletterrouten, steilen Skiabfahrten und viel später vielleicht einmal in der „Normalbesteigung“ der Dachsteinberge.

Ernst und Roman Gruber

Hägar der Schreckliche

Irgendwie waren wir bei der Namensgebung für unsere Erstbegehungen von Wasserfällen immer wieder auf Comics gekommen. Ich weiß nicht warum. Waren es die Formen oder die Größe der Eisgebilde? Aber wahrscheinlich hatten wir auch nur Blödsinn im Kopf.

Es gibt zum Beispiel einen dreiteiligen Wasserfall, der nach oben hin immer größere Stufen hat, der Name fiel also auf *Idefix*, *Asterix* und *Obelix*. *Mordillo* ist ein Eisfall, der immer wieder in sich zusammenfiel bis wir ihn endlich klettern konnten: Ähnlich wie das gezeichnete Strichmännchen immer von einer Linie abstürzt. Beim *Kleinen Prinz* war der Erstbegeber sehr verliebt. Übriggeblieben war schließlich nur noch ein Wasserfall. Für uns war der immer nur ein Traum, aber ihn wirklich anzugehen, dazu fehlte uns lange das nötige Können. Aber endlich wußten wir, daß auch er möglich war.

In den USA hatten wir uns den dortigen Kletterstil angewöhnt. Die Geräte werden nur zur Fortbewegung benützt. Es wird also nie am Handgerät gerastet. Beim Drehen einer Schraube oder Einrichten eines Standplatzes kann man sich zwar an einem Handgerät selbstsichern, diese Sicherung wird aber nicht belastet. Diese Art „Freikletterstil“ erschwert zwar das Klettern am Eis wesentlich, hält aber Kletterer von einer Route ab, der sie nicht gewachsen sind.

Unser „großer“ Wasserfall ist in Obertraun zu finden, direkt unter der ersten Teilstrecke der Krippensteinbahn.

21. Februar '86: Der Winter ist fast zu Ende, auch mit dem Schnee, aber das Eis ist so gut wie nie zuvor. Der Zustieg führt zuletzt über eine Lichtung, welche über den Wasserfall stürzende Lawinen ausgeholzt hatten. Ich beginne mit der ersten Seillänge, damit Sigi noch seine Einstiegszigarette schmauchen kann. Das Eis, etwa 80° steil, läßt sich bestens klettern. Nach den vollen 50 Metern mache ich Stand. Es ist die erste Stelle, wo ich die Schrauben ganz ins Eis drehen kann. Ruhig und locker steigt Sigi nach. Die einzige Zwischensicherung, die er mitnehmen muß, ein 15 cm langer Snarg, läßt sich mittlerweile schon mit den Fingern herausziehen. Das Eis scheint aber oben härter zu werden. Daß Sigi die nächste Länge führt, ist mir sehr recht. Etwa 10 Meter oberhalb des Standes folgt eine absolut senk-

rechte Passage von etwa 15 m Höhe. Wobei es sich um sehr zarte, aufgetropfte, zapfenförmige Gebilde handelt. Was über diesem Vorhang geboten ist, kann ich von meinem Standpunkt aus nicht sehen. Doch Sigi beweist ausgezeichnete Moral und zugleich doch sehr exakte Selbsteinschätzung, also die entscheidenden Tugenden fürs Wasserfallklettern.

Unter dem Vorhang findet er noch „gesundes“ Eis, worin er eine Schraube gut unterbringen kann. Dann aber heißt es in einem Zug durchklettern. In dem Stil kletternd, den wir bevorzugen, ist es nur sehr schwer möglich, im Vorstieg eine Schraube ins Eis zu drehen. Sigi wendet deshalb eine Methode an, die wir schon des öfteren praktiziert haben. Ein Stück hinaufklettern – soweit es gut möglich ist – an denselben Löchern, die beim Einschlagen der Handgeräte entstehen, wieder abklettern – an einer flachen Stelle ausruhen, bis in die Arme wieder warmes Blut gelaufen ist. So braucht man die Geräte beim zweiten Anlauf nur mehr in die alten Löcher einzuhängen und spart damit viel Kraft. So dauert es nicht lange, und er hat die Stufe überwunden. Nach oben verschwindend, beginnt er alsbald aber entsetzlich zu fluchen. Gleich danach krachen kopfgroße Eisschollen an mir vorbei. Das Seil ist noch lange nicht zu Ende, als mich Sigi nachkommen läßt. An seinen Einschlaglöchern habe ich ein leichtes Nachklettern. Er hat ja auch keine Zwischensicherung eingebaut, die mich hätte bremsen können. Im oberen Teil der Länge aber verstehe ich schnell sein Fluchen. Sehr hartes, sprödes Eis, das bricht wie Glas und eine maximale Stärke von fünf Zentimetern hat. Undenkbar also, daran eine Sicherung anzubringen! Die einzige „Oase“ des langen Teilstücks hat Sigi schließlich für den Standplatz genutzt.

Die nächste Länge klettere ich wie auf rohen Eiern. Irgendwo bringe ich einen Snarg unter, den ich aber in der Mitte abbinden muß. Die vierte Länge ist die leichteste, mit etwa 80° auch die flachste. Das Eis wird wieder besser.

Unterdessen ist es zwei Uhr mittags, um ein Uhr habe ich meiner Freundin versprochen, sie abzuholen. Dies einzuhalten ist also jetzt schon unmöglich: ein Zeichen dafür, daß wir den Eisfall doch ganz schön unterschätzt haben.

Eine Länge noch, und die gehört mir! Die letzten 45 m verlaufen in einem Eisgully, der von der Seilbahn aus wesentlich flacher und um einiges kürzer aussieht. Doch die Steilheit ist nicht ausschlaggebend, es sind nur ca. 75° bis 80°. Ausschlaggebend ist die Eisbeschaffenheit. In dieser Wasserrille, die etwa einen Meter breit ist und sich bis zu 1,5 m in den Fels eingearbeitet hat, ist das Eis wie eingequetscht. Zusätzliche Spannung haben im Eispanzer die starken Temperaturschwankungen der letzten Tage bewirkt. Bei jedem Hieb mit meinem Eisgerät entstehen meterlange Risse nach allen Richtungen. In mir kommt jedesmal das Gefühl auf, mit der gesamten durchsichtigen Glasplatte abzufahren. Noch dazu hat Sigi seinen Stand direkt in meiner Falllinie. Die einzige Zwischensicherung, die ich anbringen kann, ist eine Titan-Schraube Marke „Rußland“. Die äußerst geringe Wandstärke dieser Schraube löst nur geringe Sprengwirkung aus. Mit den Eisgeräten muß ich erst immer eine kleine Kerbe in die Oberfläche des Eises ritzen und anschließend, bedacht darauf, keine größere Sprengwirkung zu verursachen, hart nach-

schlagen. Zwischen meinen Beinen, 30 m unter mir, sehe ich Sigi, der sich, da er wieder mal ohne Helm unterwegs ist, seinen Rucksack über den Kopf gestülpt hat.

Nach 40 m ist der Ausstieg erreicht. Die einzige Möglichkeit, einen Stand zu bauen, ist ein umgestürzter und festgefrorener Baum. Ein alter Spiralzahnaken, den ich meist für Rückzüge dabei habe, findet eine gute Verwendung. Bis zur Öse treibe ich ihn in das hartgefrorene Holz. Sigi klettert elegant an den Löchern, die meine Eisgeräte hinterlassen haben, nach. Ich muß mir einige Schimpfwörter wegen der Eis-Bombardierung anhören, ehe es zum üblichen Händedruck kommt.

Als Belohnung für diesen sechseinhalbstündigen Eis-Terror gibt's eine herrliche Rutschfahrt auf unseren Hosenböden über Schnee bis zum Einstieg zurück.

Bei der Namensgebung für diesen Wasserfall aber muß uns die „fürchterlichste“ aller Comic-Figuren Pate stehen. Und das ist gewiß: *Hägar der Schreckliche*.

Heli Putz

Meine Berg- Abenteuerwoche

Heli, der Bergführer, macht jedes Jahr mit uns (7 Kinder) eine Woche lustiges Klettern am Dachstein. Heli klettert mit uns nicht nur fad herum, sondern erzählt und erklärt uns dabei auch viele wichtige Dinge. Und zwar so, daß es lustig und spannend zugleich ist.

Wir steigen zur Simonyhütte auf, egal bei welchem Wetter: Schnee – Sonne – Regen oder Nebel, es ist auf jeden Fall ein tolles Erlebnis. Es schlängelt sich ein kleiner, holpriger Weg durch Latschen, Felsbrocken und kleine Schneefelder bis zu unserem Ziel. Von weitem hört man schon die Huskies heulen, sie kennen uns schon.

Bei Schlechtwetter üben wir an der überdachten Felswand. Bei Schönwetter geht es hinaus auf die steilen Felsen. Manchmal fahren wir auch mit den Huskieschlitzen. Zum Abschluß des Kurses besteigen wir den „Hohen Dachstein“. Heli erklärt uns dabei viel von Gletscherspalten, über Knotentechniken, schwierige Passagen, besonders aber die wichtige Selbsteinschätzung und alles, was wir von ihm wissen wollen.

In der Hütte geht es auch nicht fad zu. Spaß miteinander (7 Buben!), Spaß vor der Hütte (die berühmte Schneeballschlacht gegen die übrigen Hüttenbewohner!).

Nach einer irrsinnig schnell vergangenen Woche beginnt schon wieder der Abstieg, hinunter ins Tal. Dort treffen wir unsere Eltern. Zum Abschluß der Berg-Abenteuerwoche machen wir gemeinsam eine Raftingpartie auf der wilden Traun in voller Ausrüstung, mit Neopren-Schwimmweste, Helm und so. Wer nicht in die Fluten stürzt, springt freiwillig, aber an einer sicheren Stelle.

Julian Bacsa (11 Jahre)

**Skiüberquerung
der Dachstein-Hochfläche
„Auf dem Stein“**



Foto: Heil Pirz

Jeder Winter ist anders

Da jeder Winter anders verläuft, bieten auch längst vertraute Skitouren immer wieder neue Eindrücke. So war das Dachsteinplateau „Auf dem Stein“ für mich neben dem Toten Gebirge schon früh zunächst willkommene Trainingslandschaft. Dort konnte ich mich ideal auf die große Alpenlängsüberschreitung von Wien nach Nizza vorbereiten.

Damals (1971) hatte ich noch keine Ahnung, daß einmal der Telemarski bei uns wieder Einzug halten und der hochalpine Langlauf eine Wiederbelebung erfahren wird.

Die Überschreitung des Plateaus „Auf dem Stein“ von West nach Ost ist eine Skiwanderung durch eine traumhafte Landschaft in absoluter Einsamkeit. Zwar beginnt sie im Trubel der Seilbahnstation am Hunerkogel (2700 m), aber schon nach wenigen Minuten hat man über den sanft abfallenden Schladminger Gletscher die „Schneewildnis“ des Plateaus erreicht.

In der Karstlandschaft scheinen immer wieder scharfe Kalkklippen den Weg zu versperren. Aber immer wieder findet sich doch ein überraschender Durchschlupf durch kleine, verborgene Dol-

entäler. Mit den alpintauglichen Telemarski sind wir beweglich genug, den steten Wechsel zwischen kleinen Abfahrten und Aufstiegen flink zu bewältigen. Nachdem wir den Landfriedstein und die Handgrube passiert haben, erreichen wir die ersten urig-zerzausten Zirbengestalten. Jede Zirbe hat ein „Gesicht“ und scheint uns stumm den richtigen Weg zu weisen. Die Sonne sollte trotzdem scheinen, denn bei Schlechtwetter könnte es schon Orientierungsprobleme geben. Noch weit vor der Schildenwangalm tauchen wir in lichten Zirbenwald und müssen uns entscheiden, ob wir über den Kimpfling (1840 m) zum Steinerhaus (1872 m) an der Stoderzinkenstraße gehen oder unsere Überschreitung durch die sogenannte „Notgasse“ und durch die „Öfen“ bis nach Gröbming-Winkel (886 m) fortsetzen wollen. An die 30 km Wegstrecke bei 1800 Höhenmeter Gefälle können wir so zurücklegen an einem Tag.

Die beste Zeit für dieses erlebnisreiche Unternehmen ist der Hoch- und Frühwinter, bei Minusgraden und Pulverschnee. Mit Lawinengefahr ist kaum zu rechnen. Neulinge im winterlichen Gebirg sind jedoch sicher gut beraten, sich von einem Bergführer in diese Welt neuer Erlebnisse einführen zu lassen.

Klaus Hoi

Zwischen Vergangenheit und Gegenwart

Reflexionen und Notizen

Gertrude Reinisch (Teil I) / Walter Stipperger (Teil II)

Nur drei Autostunden von Wien entfernt liegt eine verlassene Steinwüste mit vielen Höhlen ... Das Skelett unserer Mutter Erde kommt hier zum Vorschein: nackt, unbedeckt, wild und faszinierend. Jahrtausendlang arbeitete die Natur an ihren Werken; vollendete Skulpturen entstanden aus dem Fels, ein Wald aus Stein, Reliefs aus Kalk, in allen Farbvariationen von Grau, mit Einschlüssen von Rot, Grün, Gelb, Weiß oder Schwarz ...

Das Karstplateau „Auf dem Stein“ breitet sich wie ein riesiges Dach aus Fels im Osten des Dachsteingebirges aus; ein Labyrinth aus geborstenem Kalk soweit das Auge reicht, zerrissen wie eine Mondlandschaft, – eine vergessene Welt, fast weglos und menschenleer. – Aber das war nicht immer so, denn in den Zwischeneiszeiten herrschte hier mediterranes Klima – der „Stein“ war bewohnt. Dieses Gebiet möchte ich heute erkunden ...

Jahrhunderte und Jahrtausende tauchen aus dem Nebel der Zeit, während ich dem steinigen Pfad folge ... Es ist eine Wanderung über die Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart ...

Das „Salzgebirge“

Wie weit die Besiedlungsgeschichte des Salzkammergutes wirklich zurückreicht, läßt sich nur vermuten. Während der Jungsteinzeit zogen die ersten Siedler in die Hochtäler der Kalkalpen. Man entdeckte prähistorische Ritzzeichnungen auf Kalkböden, in Felswänden und Höhleneingängen.

Die Seen haben die ersten Bewohner angezogen. Sie entdeckten das Salz. Eine einzigartige Kulturepoche entwickelte sich und gab einem Zeitalter für ganz Europa seinen Namen: Die Hallstattzeit!

Später stritt sich die weltliche und geistliche Obrigkeit um ihren Anteil am „Weißen Gold“. Denn hier drehte sich alles ums Salz. Nicht die unvergleichliche Schönheit des Gebietes machte diese Landschaft attraktiv, sondern die reichen Salzvorkommen, Bergarbeiter wurden wie Sklaven ausgebeutet, Kerntrageweiber schleppten ihre Lasten zu den dampfenden Sudhäusern, die unterdrückten Bauern litten Not und hatten keine Freiheiten, sondern mußten gegen Leibeigenschaft, Frondienste und hohe Abgaben kämpfen.

In dem engen Tal des Hallstätter Sees sind die Sommer kurz und kühl. Die Winter endlos. Hier heroben „Auf dem Stein“ ist es still und menschenleer. – Unberührte Einsamkeit. Den Trubel habe ich bei der Seilbahn zurückgelassen.

Von denjenigen, die in den Stollen und Gängen dort drüben am Sandling, im Inneren des Salzberges arbeiten, hört man nie etwas. Im Dunkel der ewigen Nacht des Berges, hundert Meter unter Tag sprengen sie Tunnels und Kammern in den Fels, leiten Wasser in Hohlräume, laugen das Salz aus dem Gestein und pumpen die Sole zu den Sudhäusern.

Der ungeheure Gebirgsdruck hatte im Lauf der Jahrtausende die meisten Stollen wieder geschlossen. Aber manchmal verschiebt ein Erdbeben das Gestein, und es kommt vor, daß sich plötzlich prähistorische Nischen und Schächte auftun. Steigbäume, Kien-späne und Bronzepickel tauchen auf und 1734 der konservierte Leichnam eines Bergmanns aus der Hallstattzeit – der „Mann im Salz“. Auf dem Salzberg fand man Tausende Gräber. Schwerter und Dolche, Bernsteinketten und Bronzegefäße, die ihre Träger bis in alle Ewigkeit hätten zieren sollen, brachte man in Museen.

Der hängende Garten der Toten

Weiter unten, am Friedhof von Hallstatt liegen die Katholischen noch von den Evangelischen getrennt. Aber im Beinhaus gibt es keine Unterschiede mehr, keine Prachtgräber, keinen Prunk. In Hallstatt ist schon der Platz für die Lebenden knapp. Für die Toten bleibt nur die Terrasse rund um die Kirche, im Schatten der steilen Felswand, am Abhang des Salzberges. Im hängenden Garten der Toten schmiegen sich die hölzernen und eisernen Kreuze an die Mauer. Hier dauert die ewige Ruhe nicht viel mehr als zehn Jahre. Länger darf in Hallstatt niemand unter der Erde bleiben. Dafür ist der Friedhof zu klein. Wenn man neue Gräber braucht, holt man die Gebeine der Verstorbenen wieder ans Tageslicht, säubert sie am Brunnen und legt den Schädel auf ein Brett über der Tür des Totengräberhauses. Dort bleibt er wochenlang, in Sonne und Mond, Wind und Wetter, bleicht aus. Bis ihn der Totengräber bemalt und in den Karner bringt. – Ins Beinhaus! Dort liegen unzählige Knochen aufgestapelt, Arme, Beine, Hüftknochen und Schädel, wohl geordnet, in Reih und Glied.



**Gotisches Portal
der katholischen Pfarrkirche
Mariä Himmelfahrt
in Hallstatt**

**Seite 57:
Hallstatt am Hallstätter See.
Links die evangelische, rechts
die katholische Kirche,
im Hintergrund
der Hirletz**

Seit fast vierhundert Jahren ehrt man die Toten in Hallstatt auf besondere Weise, läßt ihre Schädel in Kobaltblau, Zinnoberrot oder Veroneser Grün bemalen, Blütenzweige und Blumenkränze auf die Stirnen der Frauen, Eichenlaub und Efeu auf die der Männer, dazwischen die Namen der Toten in gotischen Buchstaben, schwarz wie die Trauer ...

Andere Zeit-Dimensionen

Nachdenklich wandere ich weiter. Es ist heiß geworden hier heroben. Ich setze mich unter eine Zirbe und trinke aus meiner Wasserflasche. Aus einer Doline weht ein kühler Hauch. Ob der Schacht wohl mit dem riesigen Höhlensystem des Dachsteins verbunden ist?

Von jedem Gebiet unserer Erde gibt es heute Satellitenbilder, Karten und Beschreibungen. Alles scheint erforscht, bekannt, dokumentiert. Dennoch existieren Plätze auf unserer Erde, die noch nie gesehen oder betreten wurden: in der geheimnisvollen Welt der Höhlen.

Die Nacht der Höhlen kennt keinen Mond und keine Sterne, ihr Tag wurde nie von einem Sonnenstrahl gestreift. Höhlen kennen keine Jahreszeiten, weder Dämmerstunde noch Morgenröte ... Die Uhren der Höhlen gehen anders, zählen in viel größeren Dimensionen als unsere Zeitmaschinen. Wir sind nicht für die Finsternis geboren.

Und doch fand man Werkzeug dort, 30 000 Jahre alt und Waffenreste der Bärenjäger aus der Zwischeneiszeit. Bis heute wissen wir nicht, wer diese Menschen waren und woher sie kamen. Nach dem Vorstoß der Gletscher verschwanden sie wieder. Am Ende dieser Eiszeit bedeckte ein riesiger See das Ennstal. Es dauerte Jahrtausende bis er allmählich verlandete. Torfmoore blieben zurück. Damals konnten sich in dieser gefährlichen Gegend der Sümpfe keine Menschen ansiedeln. Darum lebten die Menschen oben auf dem Stein, legten Felder an, sammelten Pilze und Beeren, jagten Hirsch und Reh, zogen über die Pässe. Auf die Gipfel stieg wohl niemand. Aber die Höhlen entstanden schon viel früher ...

Eine einzigartige Mischung

Steinzeit, Höhlenbären, Pfahlbauten und Hallstattkultur, Völkerwanderung und Römerstraße, Salztransporte auf der Traun, Bauernkriege, Reformation und Gegenreformation, Franzosenkriege, Seuchen und Naturkatastrophen prägten die Geschichte des Salzkammergutes und seine Menschen, die von den Illyrern, Kelten, Slawen, Bayern, und wer weiß von welchen Völkern noch, abstammen, eine einzigartige Mischung, die es immer geschickt verstand, ihre Kultur, ihre Geschichte und Tradition zu bewahren. Selbst heidnische Bräuche blieben erhalten, trotz strengster Verbote der Kirche ...



Foto: Klaus Putschuh

Ein furchtloses Völkchen, das sich sein Paradies erhalten hat. Trotz aller Versuche von außen, Altes niederzureißen, verschwinden zu lassen, die moderne Zeit auch hierher zu bringen. Man erkannte rechtzeitig, daß nicht immer alles einen Vorteil bedeutet, was sich im Moment Fortschritt nennt.

Aber selbst im Salzkammergut hatte sich Haß gegen die jüdischen Gäste aufgestaut, gegen die „Reichen und Großkopfer“, die den ganzen Sommer über anscheinend nichts anderes taten als reden, spaziergehen und schreiben. Eingeworfene Fensterscheiben und verschmierte Hauswände hatte es auch hier gegeben. Auch hier war man nicht vor Verhaftungen und Hinrichtungen zurückgeschreckt.

In Mauthausen wurde eine großangelegte Flucht der Insassen des Konzentrationslagers verhindert. Statt der Künstler kamen die, die jener Vernichtung plantem, die über Leben und Tod von Millionen Menschen entschieden. Das Salzkammergut sollte die letzte Alpenfeste Hitlers werden. Tizians und Rubens' Kunstwerke lagen im Ausseer Salzbergwerk, Kisten mit falschen Pfundnoten waren im Toplitzsee versenkt ...

Da wende ich mit lieber wieder „Dem Stein“ zu und meiner Karte. Den Weg habe ich längst verlassen, folge den rauhen Steinplatten und Felsblöcken, immer darauf bedacht, in kein Latschendickicht zu geraten. Im Nebel würde man sich hier hoffnungslos verirren ...

Gertrude Reinisch

Brauchtum und Geschichte unterm Dachstein

Walter Stipberger

Im Grenzbereich der Bundesländer Steiermark, Oberösterreich und Salzburg erhebt sich die zu den Nördlichen Kalkalpen gehörende Dachsteingruppe und die Plateaulandschaft „Auf dem Stein“. Ihr zu Füßen erstreckt sich die fast 18 km lange Hochfläche der Ramsau – einst ausgesprochenes Bauernland – heute Fremdenverkehrsgemeinde im steirischen Spitzfeld.

Hauslandschaft und Brauchtum

Ihre Besiedlungsgeschichte hatte in den Bauformen der Wohnhäuser deutliche Spuren hinterlassen, denn die Hauslandschaft war bis vor einigen Jahrzehnten vom salzburgisch-bajuwarischen Stil der Häuser geprägt, deren Dächer mit steinbeschwerten Holzschindeln gedeckt und von einem Glockentürmchen gekrönt waren. Die Glocken am Dachgiebel wurden nicht nur zur Essenszeit geläutet, sondern auch dann, wenn unheildrohende Gewitterwolken am Himmel standen und Blitzschläge zu befürchten waren. Die Geschlossenheit der Landschaft und ihre verkehrsmäßig abgeschiedene Lage ließen neben der Hauslandschaft auch den Volksglauben in seinen vielfältigen Ausdrucksformen sich hier länger und unverfälschter erhalten als anderswo.

Neben dem Glauben an die Abwehrwirkung des Glockengeläutes suchte man auch andere Dinge, die Schutz vor Naturereignissen bieten sollten, denen der Mensch machtlos gegenüberstand. Da gab es zum Beispiel die „Antlaßeier“, jene Hühnereier, die am Karfreitag oder Karsamstag gelegt wurden, denen man besondere Abwehrkraft gegen die Elemente Feuer und Wasser zuschrieb. Ein Antlaßei, in den Firstbaum des Hauses eingezimmert oder einfach hinaufgelegt, sollte vor Feuergefahr schützen, und gegen Hochwasser und Vermurungen legte man vorsorglich beim Herannahen des Wetters ein Antlaßei vor das Haus. Vergessen hat man das Antlaßei auch heute noch nicht. Neben seiner traditionellen Verwendung findet man es mitunter sogar im Handschuhfach des Autos junger Ramsauer Bauern als Schutz vor Unfällen – sicher ist sicher!

Fast vergessen ist die Katze als Bauopfer. Einst war die Meinung weitverbreitet, die Katze schütze das Haus vor Unglück. So mauerte man sogar Katzen in Neubauten ein, was Funde aus abgerissenen Häusern bestätigen. Bei den Eckverbindungen der gezimmerten Obergeschosse alter Bauernhäuser und Wirtschaftsgebäude in der Ramsau findet man in exakter Zimmermannsarbeit einen stilisierten Katzenkopf in der Reihe der übrigen verschiedenen Formen von Eckverbindungen. Schließlich sieht man noch an vielen Haustüren und Fensterkreuzen sogenannte „Sonnwendkanzln“ und „Sonnwendbüscherln“ – zur Sommersonnenwende aus sieben oder neun verschiedenen Blumen und Gräsern gebundene kleine Sträuße und Kränze, die Unwetter mit Hagel und Blitzschlag abwehren sollen.

Das Bauernland der Ramsau war stets reich an Brauchtum. Der Strukturwandel zur Fremdenverkehrsgemeinde brachte manche Veränderungen mit sich. Besonders gewandelt hat sich die Hauslandschaft, und nur ganz wenige Häuser sind in der Bauform erhalten geblieben, von der eingangs die Rede war. Bald

nach dem Zweiten Weltkrieg setzte rege Bautätigkeit ein, um dem zunehmenden Fremdenverkehr gerecht zu werden. Es entstanden Beherbergungsbetriebe, wie wir sie im gesamten Alpenbereich finden. Trotz dieser, der modernen Zeit Rechnung tragenden Entwicklung haben die Ramsauer dennoch viel Traditionsbewußtsein bewahrt. Stark ausgeprägt ist dies zum Beispiel im Lebenslauf. Mit Geburt, Hochzeit und Tod verbindet sich eine Reihe überlieferter Bräuche, an denen trotz der veränderten Lebensweise unserer Tage festgehalten wird. Das Jahrlaufbrauchtum hat allerdings durch die geänderten Arbeitsvorgänge und besonders durch das Fehlen des Ackerbaues stark abgenommen.

Aus dem Ramsauer Heimatmuseum

Will man in der Ramsau am Dachstein einen Blick in die Vergangenheit tun, so lohnt sich ein Besuch im Ramsauer Heimatmuseum. Schon durch sein äußeres Erscheinungsbild wird es zu einer Sehenswürdigkeit besonderer Art, denn es ist einer der wenigen Ramsauer Bauernhöfe, die in ihrer ursprünglichen Bauweise erhalten geblieben sind. Die Einrichtung des Museums vermittelt einen lebendigen Eindruck von der Arbeitsweise und dem einst kargen Leben der Ramsauer Bauern.

Einen besonderen Platz in diesem alten Haus nimmt die Religionsgeschichte ein. Wandten sich doch die Ramsauer Bauern schon früh dem evangelischen Glauben zu und blieben der Lehre Luthers auch in der Zeit der Gegenreformation treu, so daß nach dem Erlaß des Toleranzpatentes durch Kaiser Josef II. Ramsau die erste evangelische Toleranzgemeinde in der Steiermark wurde. Den Bestimmungen des Toleranzpatentes entsprechend, das noch keine Kirchenbauten zuließ, versammelte man sich zuerst in der Tenne beim „Moarhofer“ zum Gottesdienst. Dieser Raum ist noch heute erhalten und das Kanzelbrett, auf dem einst die Bibel lag, erinnert noch an jene Zeit. Bald wurde ein großes Bethaus errichtet, in dem ein über zwei Stockwerke reichender Saal mit einem in dieser Zeit üblichen Kanzelaltar eine große Zahl Gläubiger faßte. Am 8. September 1888 legte man den Grundstein zur neuromanischen evangelischen Kirche. Die Pläne stammten vom Nürnberger Architekten Hans Kieser, und nach einer Bauzeit von 7 Jahren hielten am 15. August 1895 die Ramsauer Einzug in ihr Gotteshaus.

Zu den kunsthistorisch bedeutendsten Kirchen des oberen Ennstales zählt die katholische Kirche St. Rupert am Kulm im ersten geschlossenen Ort der Ramsau, wenn man von Schladming auf der kurvenreichen Straße die Hochfläche erreicht hat. Das Kirchenschiff ist noch romanischen Ursprungs. Im Jahre 1444 erfolgte die Erweiterung durch den Anbau eines gotischen Chorraumes (Altarraum), der gegenüber dem Kirchenschiff eine deutliche Achsenbrechung erkennen läßt. Mit dieser Bauweise wird in vielen gotischen Kirchen der Kreuzestod Christi – sein im Tod zur Seite geneigtes Haupt – symbolisiert. Spätromanischen Ursprungs ist der Freskenzyklus an der linken Längswand im Kirchenschiff, der Christus als Weltenrichter darstellt und mit der



**Bauernhäuser
in der Ramsau.
Oben der Grahhof – heute
Heimatmuseum, darunter
der Unerzhuberhof**

Loden wesentlich leichter und wird zum Teil aus Importwolle hergestellt. Die Lodenfabrik im Rössinggraben erzeugt jetzt eine Vielfalt hochwertiger Schafwollwaren, die ihren Absatz im In- und Ausland finden. Besonders beliebt sind die bunten, gestrickten „Walkjanker“, die einer ähnlichen Behandlung wie der Loden unterzogen werden und so eine besonders warme und schicke Kleidung für jung und alt sind.

Erforschung und Erschließung

Schon früh galt das besondere Interesse dem höchsten Berg des Bundeslandes Steiermark. In den Jahren 1810 und 1811 wandte bereits Erzherzog Johann von Österreich sein Augenmerk dem Dachstein zu. Die erste Anregung zur Besteigung des Berges gab im Jahre 1812 Erzherzog Karl, ein Bruder Erzherzog Johanns, der auch bis zu dem später nach ihm benannten Eisfeld vordrang. Den weiteren Versuch, auf den Dachsteingipfel zu gelangen, mußte er aber wegen eines Wettersturzes abbrechen. Im Verlaufe der zahlreichen Bemühungen, diesen gewaltigen Berg zu bezwingen, ging man allerdings zunächst von der irtümlichen Meinung aus, der Torstein, in unmittelbarer Nachbarschaft des Dachsteins, sei der höchste Berg. Als der Schladminger Jäger Jakob Buchsteiner im August 1819 den Torstein bezwang, glaubte alle Welt, die höchste Erhebung im Dachsteinmassiv sei erreicht. Peter Gappmaier aus dem salzburgischen Wallfahrtsort Filzmoos war es jedoch vorbehalten, im Jahre 1832 den Gipfel des Dachsteins tatsächlich zu erreichen. Er wählte seine Aufstiegsroute über den Westgrat vom großen Gosaugletscher aus. Zwei Jahre später, am 18. Juli 1834, bestieg der aus Salzburg stammende Professor Carl Thurwieser unter Führung der Brüder Gappmaier aus Filzmoos als erster geführter Alpinist den Dachstein. Vom Hallstätter Gletscher kamen im Jahre 1841 als erste zwei Arbeiter aus Kaltenbach bei Bad Ischl, Johann Ramsauer und Franz Linertner, auf einer anderen Route zum Gipfel des Dachsteins. Zu dieser Zeit ließ sich in Hallstatt auch der junge Naturforscher Friedrich Simony nieder, um von diesem Standquartier aus den Dachstein naturwissenschaftlich zu erforschen. Durch seine systematischen Begehungen im Dachsteingebiet – die erste erfolgte im Jahre 1842 – leistete Simony grundlegende Forschungsarbeiten in diesem gewaltigen Gebirgsstock. Besonders erwähnenswert ist wohl die Tatsache, daß Simony wiederholt auf dem Gipfel des Dachsteins übernachtet hat und eine Vielzahl von präzisen Zeichnungen der Nachwelt hinterlassen konnte.

Die wissenschaftliche und alpine Erschließung wurde von den Erzherzogen Ludwig und Franz Carl sowie von Fürst Metternich und Baron Rothschild mehrfach finanziell unterstützt.

Als Friedrich Simony infolge seines hohen Alters nicht mehr in der Lage war, seine Geländearbeit weiterzuführen, setzten seine Söhne das Werk des Vaters fort.

In späteren Jahren befaßten sich bedeutende Geologen wie Sueß, Mojsisovics und Geyer mit der Entstehung und Struktur des Dachsteinstockes, so daß wir seit dem Jahre 1874 ein Kartenbild dieses gewaltigen Gebirgsmassives besitzen.



Fotos: Sepp Brandl

Personifizierung der sieben Hauptsünden, die vom Höllenrachen verschlungen werden, endet. Aus dem 15. Jahrhundert stammen die Fresken im Altarraum und im Kirchenschiff die großen Wandmalereien über dem romanischen Freskenzyklus. Besonders interessant ist die sehr seltene Darstellung des heiligen Daniel als Bergbaupatron mit dem Gezähe (Berghammer) in der Hand. Von dem einstigen gotischen Flügelaltar ist nur noch die Figur des Kirchenpatrons Rupert seitlich im Chorraum erhalten. Zwei Flügel dieses Altars befinden sich im steirischen Landesmuseum Joanneum in Graz.

Auf eine lange Geschichte kann in der Ramsau auch die Lodenherzeugung zurückblicken. Seit dem 15. Jahrhundert ist im Rössinggraben der Betrieb einer Lodenwalkerei nachweisbar. Das rauhe Klima und die Holzarbeit im Winter sowie das Fahren mit Pferdeschlitzen erforderten besonders warme und wetterfeste Kleidung für die Männer in dieser Gegend. Da war der „Schladminger Rock“ aus grauem, schwarz genopptem Perlloden mit Aufschlägen aus grünem Tuch das geeignete Kleidungsstück. Der ursprüngliche Schladminger Loden wurde aus der Wolle der einheimischen Bergschafe erzeugt, wobei die Haltung von ein oder zwei schwarzen Schafen in der Herde für die schwarzen Noppen im späteren Loden sorgte. Heute erlebt der „Schladminger Rock“ zwar eine Renaissance, doch ist der

Die Austriahütte mit Torstein (rechts) und Bischofsmützen (links über der Hütte). Seit 1989 ist dort in einem Alpinmuseum die Entstehungs-, Erschließungs- und Naturgeschichte des Dachsteinstockes dokumentiert (s. dazu auch Seite 222)



Foto: Sepp Brandl

Neben der naturwissenschaftlichen Erkundung des Dachsteins setzten natürlich einheimische Jäger und Bergführer ihre Versuche fort, auf neuen Routen zum Gipfel des Berges zu gelangen. Ein Zufall wollte es, daß der Ramsauer Bergführer und Gastwirt Schrempf vulgo Auhäusler den Durchstieg durch die Hunerscharte fand, als er flüchtenden Gamsen nachkletterte. Er dachte sich, wo Gamsen steigen können, da ist es auch dem Menschen möglich durchzukommen. Und so kletterte er erstmals über die steilen Felsplatten der Hunerscharte, die heute, gut abgesichert, als bekannte Aufstiegsroute zum Dachstein von der steirischen Seite gilt.

Das Alpinmuseum in der Austriahütte

Die Erschließung immer weiterer Gebiete unserer Alpen durch Straßen und Seilbahnen bringt es mit sich, daß Hütten, die als Ausgangspunkte für Alpentouren noch vor wenigen Jahrzehnten große Bedeutung hatten, heute ins Abseits gedrängt um ihre Existenz ringen müssen. Eine dieser Hütten ist die Austriahütte am Fuße des Dachsteins im Besitz der Sektion „Austria“ des Österreichischen Alpenvereins. Mit der Fertigstellung der Straße zur Türwandhütte und der Errichtung der Dachstein-Südwand-

bahn auf den Hunerkogel eröffneten sich nicht nur hochalpine Regionen für den Massentourismus und den Sommerskilauf, sondern auch bedeutende Zeitgewinne für den Alpinisten. Es fällt nun der zeit- und kraftraubende Aufstieg zum Gletscher über die Hunerscharte weg, und auch der Zugang zum Einstieg in die Dachstein-Südwand ist von der Türwandhütte aus kürzer geworden.

Die Übernachtungsmöglichkeiten in der Austriahütte wurden nur mehr vereinzelt benützt, und auch der Gastronomiebetrieb blieb auf Wanderer, die den Fußweg in die Ramsau benützten, beschränkt. In dieser Situation suchte man einen Ausweg und fand ihn in der Idee, gleichsam vor Ort ein Alpinmuseum einzurichten, in dem die Geschichte des Dachsteinmassivs vom mesozoischen Meer und der späteren Gebirgsbildung bis zur Erschließung der hochalpinen Bergwelt durch die moderne Technik dargestellt werden sollte. Die bereits in den siebziger Jahren in der Ramsau ins Auge gefaßte Gründung eines solchen Museums wurde von der Sektion Austria 1988 aufgegriffen und am 8. Juli 1989 konnte in der Austriahütte die Dokumentation der Entstehungs-, Erschließungs- und Naturgeschichte des Dachsteinstockes als erstes steirisches Alpinmuseum eröffnet werden. An der Ausgestaltung waren Handwerker aus der Ramsau, das steirische Landesmuseum Joanneum Graz mit der Geologischen Abteilung, der Österr. Bergrettungsdienst, Ortsstelle Ramsau sowie der Historiker Walter Stipberger und, für die Botanik und Zoologie verantwortlich, Lia Stipberger beteiligt. Eine junge Forschergruppe unter dem Namen „ANISIA“ stellte Material aus dem Bereich der Vor- und Frühgeschichte sowie über Forschungen über die historische Almwirtschaft zur Verfügung. Schließlich war auch eine direkte Nachfahrin eines der beiden Erstdurchsteiger der Südwand auf der Steineroute, die Tochter des Georg Steiner („Steiner Irg“), die „Steiner Gretl“ mit authentischen Angaben, reichem Bildmaterial und interessanten Exponaten an der Gestaltung der Ausstellung beteiligt.

So zeigt das Alpinmuseum heute eine interessante Zusammenfassung der Erd- und Erschließungsgeschichte des Dachsteins. Neben geologischen Erläuterungen, Gesteinen und Fossilien sind auch Bilddokumente und Landkarten aus jener Zeit zu sehen, als die Furcht vor den gletscherbedeckten Bergen noch Namen wie „Wilde-Männer-Herberg“ für den Dachsteinstock entstehen ließen.

Ausführlich wird natürlich die wissenschaftliche Erforschung durch Friedrich Simony behandelt und den bedeutenden Alpinisten, die die Durchsteigung der weithin bekannten Dachstein-Südwand auf verschiedenen Routen wagten, ist ein besonderer Raum gewidmet – allen voran der Bergsteigerfamilie Steiner. Das Bergführerwesen und die Rettung aus Bergnot haben in dieser umfangreichen Schau ebenfalls einen würdigen Platz erhalten. Und wenn am Ende des Rundganges in einem Ehrenbuch der Dachsteinopfer gedacht wird, so ist das Bild dieses mächtigen Gebirgsstockes der Nördlichen Kalkalpen im Grenz-dreieck der österreichischen Bundesländer Steiermark, Oberösterreich und Salzburg in Anbetracht der Enge des Ausstellungsraumes zwar nicht vollständig, aber trotzdem eindrucksvoll präsent für jeden Freund der Berge.

Korallenriffe und Gletscherströme

Zur geologischen Entwicklung des Dachsteins

Manfred Buchroithner

Alpine Motivation

Langsam und ganz vorsichtig schiebe ich mich auf den nassen Knien meiner weichen, neuen Schnürsamt-Knickerbocker-Hose auf dem abdrängenden Band nach links. Mehr als 20 Minuten hatte ich gebraucht, um meinen spitzen Hickoryhammer aus dem Rucksack zu fischen und den zähen, dicken Eisbelag Meter für Meter damit wegzupickeln. Nun muß ich nur noch einen weiteren eisbedeckten Meter überwinden und dann bin ich an jener Stelle, die mir über die letzten, steilen Felsbänke den Weg zum Dachsteingipfel freigibt. Beglückt genieße ich wenig später den herrlichen Rundblick. Wieder einmal hat mir „mein“ Dachstein einen traumhaften Bergtag beschert.

Von der Steinerscharte aus hatte ich damals, Ende der sechziger Jahre, den Niederen Dachstein überklettert, um dann über den Nordgrat auf den höchsten Punkt seines großen Bruders zu gelangen. Und gerade dort, wo im Führer von einem „ausgesetzten, ansteigenden Band an einem mächtigen Wandvorbau“ geschrieben steht, hatte ich dann diese Kalamität mit dem vereisten Fels.

Warum gibt es am Dachstein überhaupt diese ausgeprägten Bänder? Warum muß auch gerade hier das Wasser aus der Fuge zwischen den Kalkschichten so heftig austreten und dann, weil immerhin knapp 3000 m hoch und nordexponiert, gefrieren? In der vorhergegangenen Woche, als ich mich – von meiner ersten Mont Blanc-Besteigung abgesehen – im herrlichen Gestein der Aiguilles von Chamonix und am Dent du Géant herumgetrieben hatte, war mir solches nie passiert. Granit war eben doch Granit! Aber war der rauhe, wasserzerfressene Rillenkalk von Schneebergwand oder Koppenskarstein nicht schöner? Anders war er jedenfalls! Warum war er anders? Ich wollte es genauer wissen, um mit diesem Wissen dann unsere Berge mit mehr Verständnis be-greifen zu können. Ich beschloß, mich intensiver mit der Geologie zu befassen.

Kleine Reiseanleitung durch die Geologie

Viel Theoretisches – aber auch praktisch Anwendbares – habe ich seitdem über die Entstehung unserer Erde erfahren. Vor allem habe ich aber verstehen gelernt, daß das Bild der heutigen

Landschaft mit ihren vielfältigen Formen eine Momentaufnahme der Erdkruste darstellt. Die äußere Gesteinshaut des Planeten Erde, die *Lithosphäre* (Gesteinshülle), die zusammen mit der *Hydro-* (Wasserhülle) und *Atmosphäre* (Lufthülle) das Fundament der *Biosphäre* (belebter Teil der Erde) bildet, ist einem ständigen Wandel unterworfen.

Wollen wir in der Vielfalt der Landschaft nicht nur deren Schönheit erkennen, sondern auch den Ursachen hierfür nachgehen, müssen wir im versteinerten Geschichtsbuch der Erde zu lesen versuchen. Dieser Aufgabe haben sich Geologie, Paläontologie, Petrographie, Mineralogie und viele andere Wissenschaftszweige verschrieben. Sie versuchen unter verschiedenen Gesichtspunkten, die Zeugnisse vergangenen Geschehens ans Licht zu heben und auszudeuten. Anhaltspunkte für den über 4,5 Milliarden Jahre währenden Wandel bieten die heutigen Geschehen und Veränderungen, deren Gesetzmäßigkeiten in die Vergangenheit projiziert werden können. Die Anwendung dieses sogenannten *Aktualitätsprinzips* ist jedoch mit einiger Sicherheit nur auf einen winzig kleinen Ausschnitt der Erdgeschichte anwendbar, wahrscheinlich nur auf die letzten 600 Millionen Jahre. Verglichen mit den letzten 100 000 Jahren, in denen der Mensch das Bild der Erde veränderte, ist das allerdings ein unfaßbar langer Zeitraum.

Die Daten, welche dieses steinerne Geschichtsbuch, wenn auch mit großer Lückenhaftigkeit, überliefert, sollen uns zu einem Entwicklungsbild der heutigen Landschaft verhelfen. Bevor wir die im Dachsteingebiet vorhandenen Gesteine in einen geschichtlichen Ablauf zu ordnen versuchen, sei aber kurz über die Entstehung von Gesteinen gesprochen.

Vom Werden der Gesteine

Was wir als Gestein bezeichnen, ist das Gemenge einer oder mehrerer Mineralsorten. Die *primären Gesteine* bilden sich aus dem Schmelzfluß (*Magma*), z. B. Basalte durch Vulkane. Gleiches geschieht jedoch auch im Erdinneren, wo flüssiges Material durch langsame Abkühlung (z. B. zu Granit) erhärtet.

Alle anderen Gesteine werden als *sekundäre Gesteine* zusammengefaßt. Dazu gehören die *Sedimentgesteine*, die als

**Seite 63: Der Hohe Dachstein
von Nordwesten, rechts der Westgrat.
„Warum gibt es am Dachstein
diese ausgeprägten Bänder?“**

Gesteinstrümmer unterschiedlicher Form und Größe verfrachtet und wieder abgelagert werden und die in lockeren Massen (Sand, Schotter) oder verfestigt (Sandstein, Konglomerat) vorliegen können. Dieser Vorgang spielt sich tagtäglich in den kleinsten Rinnsalen ebenso wie in den größten Flüssen ab. Das durch Einfluß von Klima oder Organismen entstandene Verwitterungsmaterial verschiedener Größe wird ständig in Hohlformen (Seen, Meere, Täler usw.) transportiert und dort abgelagert. Auch Gletscher schürfen bei ihrer Wanderung Kanten und lockere Gesteinsmassen ab und transportieren sie vor sich her. Die Moränen bleiben als Zeugen für den Vorstoß einer Gletscherzunge zurück (*Glazialsedimente*).

Vor allem ist es das Meer, in dem sich im Laufe der Erdgeschichte ungeheure Massen von Sediment gebildet haben. Die bis zu 3000 m hohen Kalkberge im Norden von Schladming sind zum größten Teil aus Sedimenten aufgebaut, die sich in einem ehemaligen Meer vor etwa 240 bis 140 Millionen Jahren abgelagert hatten. Diese z. T. auch wirtschaftlich interessanten *Karbonatgesteine* (Kalke und Dolomite als wichtigste Vertreter) sind einer reichen Organismenwelt von Kleinstlebewesen und Algen zu verdanken, die durch den Bau von Kalkskeletten im Laufe von Jahrmillionen diese ungeheuren Mengen produziert haben. Daneben sind die aus Skeletten von Korallen und anderen Organismen aufgebauten Riffe bedeutende organische Sedimentproduktionsstätten.

Durch die allmähliche Überlagerung mit anderem Gesteinsmaterial können sowohl Sedimente wie auch primäre Gesteine nach ihrer *Verfestigung (Diagenese)* unter Bedingungen gelangen, bei denen durch Überlastungsdruck und hohe Temperaturen die vorhandenen Minerale in andere umgewandelt werden. Durch diesen Vorgang entstehen *metamorphe oder kristalline Gesteine*. Die Druck- und Temperaturbedingungen spiegeln sich in den Mineraleigenschaften wider. Die Bildung dieser „kristallinen Schiefer“ kann in Experimenten in vereinfachter Weise nachvollzogen werden. Dazu werden Sedimentgesteine oder Mineralgemenge in Stahlbomben unter bestimmte Druck- und Temperaturbedingungen gebracht, die dabei entstehenden Mineralneubildungen bestimmt und mit natürlichen Vorkommen verglichen.

Die ständige Veränderung der Erdkruste wird zu allererst durch *endogene (erdinnere) Kräfte* verursacht. Dadurch werden Gesteinspakete gehoben, abgesenkt, übereinander geschoben oder auch zusammengestaucht und in Falten gelegt – ähnlich wie wenn man einen Papierstoß von den Seiten her zusammenschiebt, sodaß er sich in der Mitte hochwölbt – oder über andere Gesteine transportiert. Mit diesen unter dem Begriff *Tektonik* zusammengefaßten Vorgängen wirken nun die *exogenen (äußeren) Kräfte* zusammen. Durch die Einflüsse von Temperatur, Wind, Wasser, Eis usw. werden die Gesteine an der Oberfläche der *Verwitterung (Erosion)* ausgesetzt. Nicht zu vergessen ist dabei auch die Wirkung der organischen Welt auf die Gesteine. Wird ein Gebiet tektonisch gehoben, so setzt die Erosion ein, wodurch tiefer liegende Erdkrustenteile in den Hochgebieten zutage treten können. Das verwitterte und aufge-

lockerte Gestein wird, den Gesetzen der Schwerkraft folgend, in den angrenzenden Hohlformen abgelagert.

Dieses ständige Wechselspiel von tektonischen Vorgängen mit exogenen Erscheinungen formt und verändert unsere Landschaft permanent: Erhabene Formen (Gebirge) werden abgetragen und Hohlformen aufgefüllt. Das läuft auf eine Einebnung der gesamten Erdoberfläche hinaus. Doch die neuerliche Hebung bzw. Absenkung von Gebieten stößt den Prozeß, bei dem Wasser als abtragende Kraft die aktivste Rolle spielt, immer wieder aufs Neue an.

Das Meer – die Wiege des Dachstein

Von der heute an den Meeresküsten beobachtbaren Situation ausgehend wollen wir versuchen, uns ein Bild jenes Abschnittes des Meeres im ausgehenden Erdaltertum und Erdmittelalter zu machen, in dem die nunmehr als Festgesteine vorliegenden Sedimente im Dachsteingebiet abgelagert wurden.

Je nach Art der Küste bilden sich sehr unterschiedliche Strandformen heraus. Steilküsten, bestehend aus Kalkgestein, werden durch ständiges Nagen der Wellen und durch die lockernde Tätigkeit der Bohrorganismen so lange unterhöhlt, bis überhängende Felsteile nachstürzen und allmählich durch die Brandung zerkleinert werden. Küsten in Lockergesteinen (z.B. Sand) oder nur schwach verfestigten Gesteinen können breite Sandstrände ergeben. An manchen Sandstränden kann man kilometerweit ins Meer hinauswaten, ohne den Boden unter den Füßen zu verlernen; andererseits kann der Meeresboden jäh in unterschiedliche Tiefen abfallen. Die Kontinente selbst enden nicht an der Küste, sondern fallen allmählich in die Bereiche echter Tiefseebecken ab. Dabei bildet sich auf diesem sogenannten *Schelf* eine untermeerische Landschaft heraus – entstanden durch Vorstöße und Rückzüge des Meeres, verbunden mit dem unterschiedlichen Einfluß vom Land her. Auch die „Tiefsee“ zeigt ein überaus reiches Bodenrelief, das dem unserer Alpen in keiner Weise nachsteht.

Die Vielfalt der Bodenmorphologie wird hervorgerufen durch überlagernde Wassermassen und durch den Einfluß des Landes, vor allem über die Flüsse, welche große Mengen an Sediment anliefern (Ganges und Brahmaputra haben z. B. eine jährliche Transportleistung von zusammen 2,18 Milliarden Tonnen Sand und Geröll!) und zugleich den Salzgehalt des Meeres verändern. Doch Küstenform, Strömungen und Klima finden ihren Niederschlag nicht nur in den Sedimenten; in besonderer Weise zeigen sie sich auch in der zum Teil empfindlich reagierenden Organismenwelt. Alle diese Faktoren, die sich in den Sedimenten und in den lebenden Organismen abbilden, werden unter dem Begriff *Fazies* zusammengefaßt. Damit wird es möglich, Gesteine aus vergangenen Zeiten einem Raum zuzuordnen, indem an Hand der versteinerten Zeugen die „fossilen“ Umweltbedingungen rekonstruiert werden.

Fast jeder wird als Kind am Strand bunte Muschelschalen, reich verzierte Schneckengehäuse, Seestern- oder Seeigelreste mit

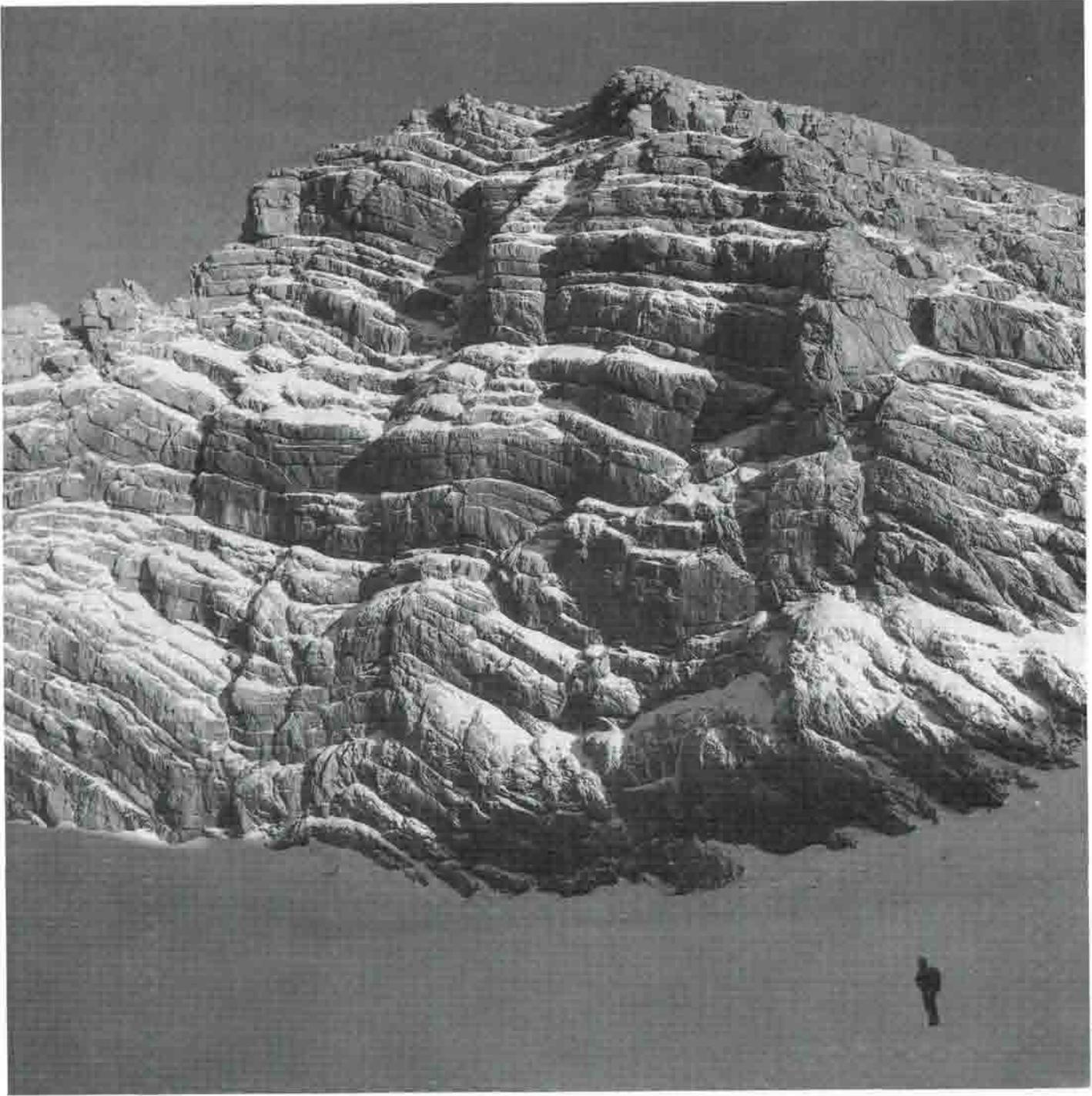


Foto: Franz Bauer

Neugierde und staunend gesammelt haben. Viele dieser Reste von Organismen werden, ehe sie durch den Wellenschlag zerkleinert oder durch Menschenhand entfernt werden, von herangebrachten Sedimenten zugedeckt. Mit diesem Vorgang der *Fossilisierung (Fossilisation)* beschäftigt sich die *Paläontologie*. Dazu gehört aber nicht nur die Gesamtheit dieser Überreste des Lebenden, seien es Skelette von Pflanzen oder Tieren, sondern auch Fährten bzw. Wühlspuren von Organismen. Da sich alle Lebensformen ständig verändern, das heißt eine gerichtete *Entwicklung (Evolution)* durchmachen, kann man Entwicklungsstadien zeitlich ordnen, ein Forschungszweig, den man unter dem Begriff *Stratigraphie* zusammenfaßt. Die in den Sedimenten kon-

servierte Entwicklung der Organismenwelt bietet somit, aneinandergereiht, ein steinernes Geschichtsbuch des Lebens und der Erde. Wie der Archäologe aus wenigen Bruchstücken eine Vase rekonstruiert, so versuchen der Geologe und Paläontologe aus den wenigen Zeugen vergangenen Geschehens ein Gesamtbild zu entwerfen, das sowohl nebeneinander (bezogen auf einen Zeitabschnitt) als auch übereinander (bezogen auf die Entwicklungsgeschichte der Erde) die einstige Umwelt zeigt. Im Dachsteingebirge haben wir aufgrund der kaum oder nur schwach metamorph veränderten Gesteine eine hervorragende Möglichkeit, durch dieses wissenschaftliche Puzzlespiel ein solches Bild zu entwerfen.

Die Entstehung des Dachsteins im Zeitraffer

Würden wir in Gedanken die jahrmilliardenalte Erdgeschichte so raffen, daß 1000 Jahre in einer Sekunde ablaufen, das heißt, daß wir innerhalb von zwei Sekunden in die Zeit des römischen Kaisers Augustus zurückversetzt wären, dann hätte die Geschichte unserer Erde etwa 52 Tage gedauert.

Über die ersten 48 Tage der Erdgeschichte können wir im Bereich des Dachsteins praktisch keine Auskünfte erteilen. Danach finden wir, durch Fossilien und gut erhaltene Gesteine belegt, etwas weniger als 5 Tage in Form der mächtigen Gesteinsstapel des Dachsteinstockes. 28 Stunden vor der Stunde Null (= heute) finden sich die Gesteine der Gosau-Formation, deren Ablagerung ca. 10 Stunden währt. Etwa 7 Stunden vor heute beginnen die Tertiärablagerungen. Die Grenze Tertiär-Quartär befindet sich in unserem Gedankenspiel

ungefähr 33 Minuten und 20 Sekunden vor Ablauf des Countdown. An dieser Grenze, die in Wirklichkeit etwa zwei Millionen Jahre zurückliegt, kam es zu einer klimatischen Umstellung. Nach dem warmen, zeitweise sogar subtropischen Klima des Jungtertiärs wurde die Landschaft nunmehr durch den mehrfachen Wechsel von Kalt- (= Eis-) und Warm- (= Zwischeneis-)zeiten geprägt. Obwohl von den älteren Eiszeiten (Gliederung vom ältesten zum jüngsten *Glazial*: Günz – Mindel – Riß – Würm) kaum Zeugen der Vergletscherung erhalten sind, können wir uns doch ein Bild dieser klimatisch gesteuerten Landschaft machen: Im gesamten Bereich der Ostalpen bis zum Wechsel finden sich durch Gletscher tief ausgeschürfte Kare, die jungtertiären Eintaungen folgen. Die Vergletscherung reichte sogar im Südosten, im Koralpengebiet beispielsweise, bis auf ca. 1200 m Seehöhe herab. Gletscherrückzugsphasen in höheren Regionen sind durch Geröllwälle fossiler Moränen angedeutet.

Geologisch-tektonischer Überblick

Die Dachsteingruppe gehört zwei großen Einheiten der Ostalpen an: der *Grauwackenzone* und den *Nördlichen Kalkalpen*.

Zu der aus *paläozoischen Gesteinen* (meist Phyllit) bestehenden Grauwackenzone gehört nur der Mandlingzug am Südrand. Daß sich die Grauwackengesteine auch unterhalb der Schuttmassen der Ramsau nach Osten erstrecken, zeigen kleine Vorkommen von Phyllit nördlich der Gehöfte Mayrhof und Gruber.

Alles übrige gehört zu den *Nördlichen Kalkalpen*. Diese bestehen aus Trias-, Jura- und Kreidegesteinen, und zwar ist hier – wie fast überall in den Kalkalpen – der weitaus größte Teil des Dachstein aus *Triasgesteinen* aufgebaut: Die Werfener Schichten der Untertrias bilden felsarme, mit Vegetation bedeckte Berge, so wie die Phyllite der Grauwackenzone. Die Kalke und Dolomite der Mitteltrias bauen fast gänzlich den Mandlingzug (Kulmberg, Sattelberg, Resingberg) auf und spielen sonst nur in den Südwänden der Dachsteingruppe eine größere Rolle (Scheichenspitze, Raucheck, Gosaustein). Das Hauptgestein stammt aus der Obertrias, das nicht nur hier, sondern auch sonst in den Kalkalpen als Dachsteinkalk bezeichnet wird. Dem Dachsteinkalk gehören fast alle für den Bergsteiger interessanten Teile der Dachsteingruppe an. Innerhalb des Dachsteinkalkes sind zwei gleichalte Ausbildungen zu unterscheiden: der gebankte Dachsteinkalk und der massige, von zahlreichen lotrechten Klüften durchsetzte Dachsteinriffkalk. Auf diesem Gegensatz beruht der sehr auffallende Unterschied zwischen dem in unzählige Felszacken aufgelösten Gosaukamm (Dachsteinriffkalk) und den massiveren Bergformen der eigentlichen Dachsteingruppe (geschichteter Dachsteinkalk). Die *Juragesteine* bilden geringmächtige und sehr kleine Flächen bedeckende Auflagerungen auf dem Dachsteinkalk. Nur der Plassenkalk des oberen Malm baut selbständige Gipfel auf (Plassen, Röthelstein).

Unterkreidegesteine fehlen gänzlich. Die *Oberkreide* ist in der Fazies der *Gosauschichten* entwickelt, welche aus leicht verwitterbaren Konglomeraten, Sandsteinen und Mergeln bestehen und daher dort, wo sie ausgedehntere Flächen einnehmen, eine felslose, größtenteils bewaldete Landschaft bilden, die in auffallendem Gegensatz zu den Felsbergen der Umgebung steht.

In *tektonischer Hinsicht* können wir innerhalb der Trias- und Juragesteine der Dachsteingruppe drei große Einheiten unterscheiden: 1. die

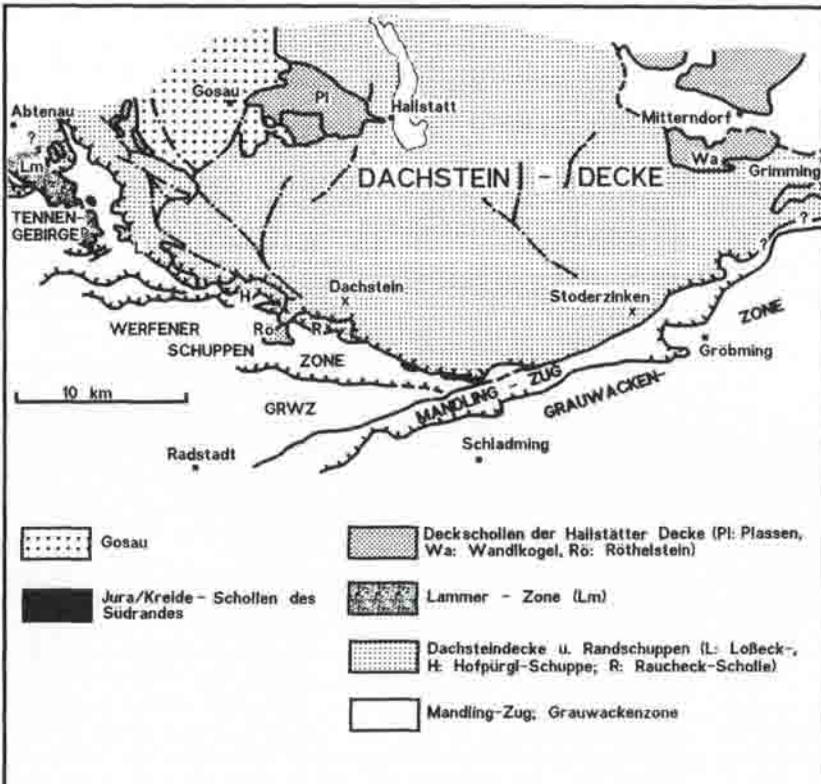
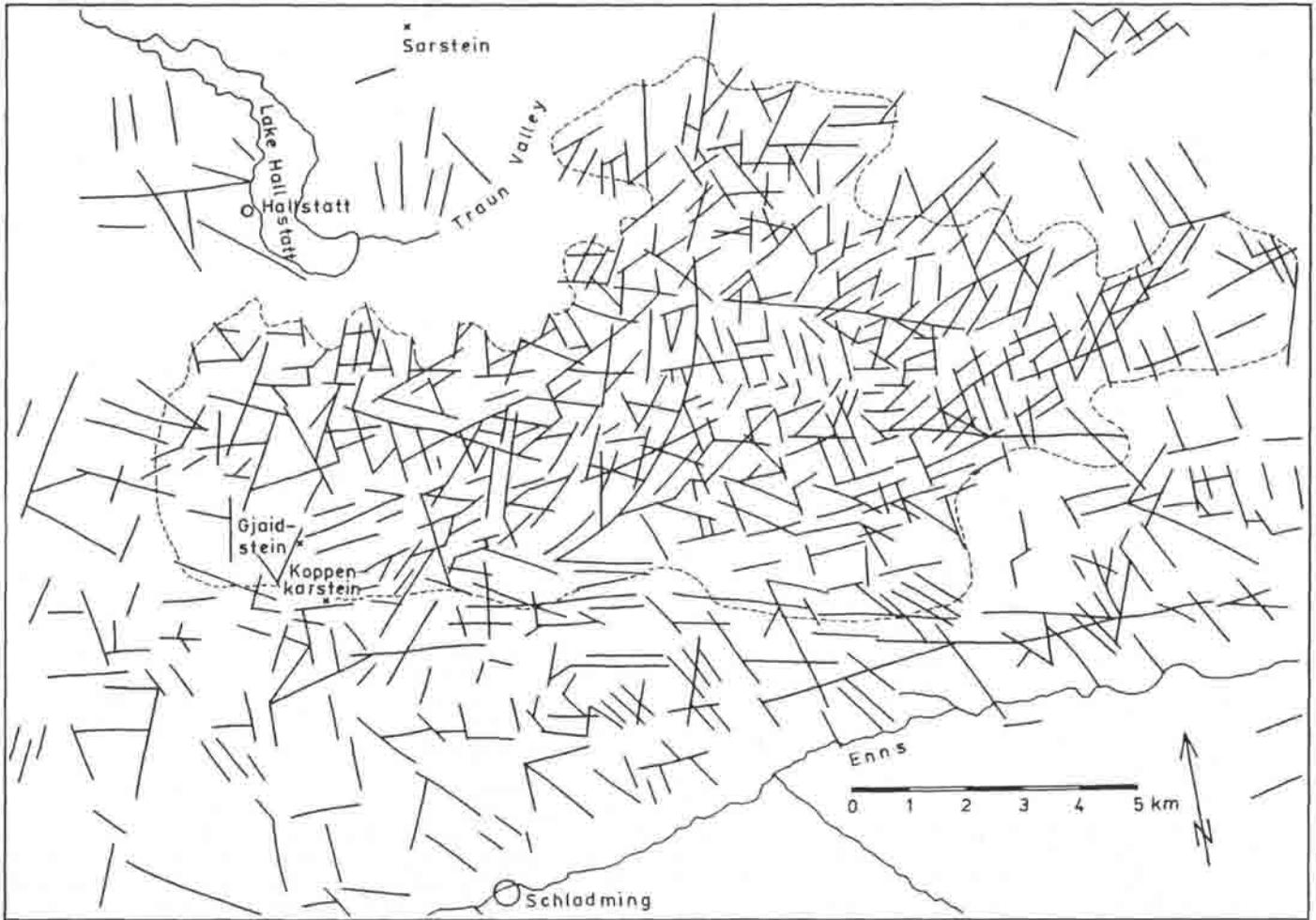
Dachsteindecke, 2. die Deckschollen der *Hallstätter Decke* und 3. die *Werfener Schuppenzone*.

Die Hallstätter Decke liegt auf der Dachsteindecke, die Werfener Schuppenzone tritt an der Südseite der Dachsteingruppe unter der Dachsteinschicht zutage. Die Dachsteindecke ist eine im allgemeinen gegen Norden einfallende, sehr mächtige Triasplatte mit geringmächtigen Juraauflagerungen. Vor Sedimentation der Gosauschichten wurde aus einem südlichen Ablagerungsraum die Hallstätter Decke auf die Dachsteinschicht aufgeschoben, von welcher vor allem die Deckscholle der Plassenzone erhalten geblieben ist. Der Röthelstein stellt wahrscheinlich einen im Süden zurückgebliebenen Rest der Hallstätter Decke dar. Die Werfener Schuppenzone besteht aus einer Anzahl sich im Streichen zum Teil ablösender Gesteinsschuppen, welche durch südgerichtete Überschiebungen entstanden sind. Die südlichste ihrer Schuppen ist der Mandlingzug.

Die jüngsten, „nachgosauischen“ Störungen im Dachsteingebirge sind steilstehende tektonische Brüche. Ein Nordost- und ein Nordwest-streichendes Bruchsystem beherrschen den mittleren und westlichen Teil der Dachsteingruppe und manifestieren sich auch sehr deutlich in den morphologischen Verhältnissen (breite Auswitterung, die sog. „Gassen“-Bildung durch die Gesteinszerbrechung entlang der Störungen). Eine der eindrucksvollsten dieser Hohlformen ist das etwa 1,3 km lange und nur 200 m breite, jedoch nahezu 300 m tiefe Höllkar (oder Hölltal) nahe dem Südrand der Hochfläche „Am Stein“. Die Bruchbildung, die in erster Linie mit vertikalen Verwerfungen der Gesteinsschollen verbunden war, dauerte noch bis ins Pliozän an.

Zur metamorphen Überprägung

Anzeichen einer schwachen Metamorphose finden sich hauptsächlich im Bereich der Werfener Schuppenzone, sie greifen jedoch z. T. weit nach Norden und innerhalb der Schichtfolge von den Perm- bis in die Obertrias- und auch Juraschichten empor. Die zur Metamorphose nötige Energiezufuhr wird heute auf einen Wärmeaufstieg im Zuge der Erdkrustenausdünnung während Trias und Jura zurückgeführt.



Oben: Geologische Bruchstrukturen des Dachsteingebietes, kartiert aus einer Landsat-Winteraufnahme, die aufgrund des niedrigen Sonnenstandes die Brüche vor allem auf dem Karstplateau deutlich hervortreten läßt. Die strichlierte Linie zeigt den Rand des Dachsteinmassivs bzw. -plateaus an.
Links: Tektonische Übersicht des kalkalpinen Stockwerks der Dachsteinregion (nach G. W. Mandl, 1987)

Stratigraphischer Überblick

Im folgenden werden – beginnend im Perm-Zeitalter des obersten *Erdaltertums* (*Paläozoikums*) – bis zum *Quartär* die wesentlichen Gesteinstypen in ihrer zeitlichen Abfolge und unter Erwähnung ihres Ablagerungsraumes beschrieben. Auch Hinweise auf besondere Vorkommen werden fallweise gegeben. Für genauere diesbezügliche Informationen muß die geologische Karte des Dachstein mit ihren Erläuterungen herangezogen werden.

Basale Permoskyth-Silikat-Klastika

Filzmoser Konglomerat und „Phyllit-Serie“

Das „Filzmoser Konglomerat“ wird von einer Brekzie mit bis zu 10 cm großen Komponenten gebildet, die aus dem Materialangebot der unterlagenden Grauwackenzone stammen. Am Schildlehenhang sind nordöstlich von Punkt 1414 m mehrere etwa 5 cm „mächtige“ Hämatitlinsen eingeschaltet. Die „Liegend“-Grenze zur Grauwackenzone ist scharf, im „Hangenden“, d. h. nach oben hin, ist der Übergang zur feinklastischen „Phyllit-Serie“ fließend.

Die „Phyllit-Serie“ besteht aus einer Wechselfolge von dunkelgrauen, teilweise glimmerschieferartigen, feinen Tonsteinen und Quarziten sowie dunkelgrauen oder grünen, massigen gebankten oder gebänderten Quarziten. Grobkörnige, löchrig-bräunlich verwitterte Quarzlagen bilden markante Einschaltungen im „Liegend“-Abschnitt, d. h. im unteren Teil der Serie. Die „Mächtigkeit“ (= die Schichtpaketdicke), der Basisbrekzie schwankt zwischen wenigen Metern bis zu einigen Zehnermetern im Bereich der Dachsteinstraße. Die „Phyllit-Serie“ nimmt im Profil Schildlehen etwa 70 m ein, wobei durchaus deutlich größere Mächtigkeiten zu erwarten sind. Eine schwache metamorphe Überprägung macht sich durch die Bildung von Chloritoidmineralen sowohl in der Basisbrekzie als auch in der „Phyllit-Serie“ bemerkbar.

Quarzit-(Sandstein)Serie

Typisch ist die überwiegend hellgraue oder hellgrüne Färbung der massigen oder dickbankigen Quarzite. Bei günstigen Aufschlußverhältnissen ist manchmal Kreuzschichtung erkennbar. Aufgrund des Fundes eines berippten Muschelrestes glaubt man auf marine Bedingungen schließen zu können.

In den „hangendsten“ (obersten) Zehnermetern kann die ansonsten durch Metamorphose „vergrünte“ primäre rote Farbe lokal noch erhalten sein. Die Mächtigkeit beträgt im Profil an der Schildlehen etwa 300 m und schwillt gegen Westen hin noch weiter an, nach Osten keilt die Serie jedoch rasch (sedimentär oder tektonisch) völlig aus.

Gips-, Ton- und Sandstein-Serie

Den einzigen Aufschluß dieser Serie bietet der Erosionskessel des Karlgrabens zwischen Brandriedel und Burgleiten oberhalb der Ramsau. Von der Ferne betrachtet überwiegt die rotbraune Farbe des Sand-Tonsteinkomplexes, der die beiden mächtigen Gipslagen trennt. Die gebankten Sandsteine können von hämatiterfüllten Haarrissen und Ankeritklüften durchzogen sein. Im Kontaktbereich zu den Gipsbänken schlägt die Farbe jeweils nach grün um. Im Unterlauf des westlichen Seitengrabens kommen weiters vor: grüne Brekzien mit Ton- und Sandsteinkomponenten, dunkle zerbrochene Dolomitmäntel, weißer, grauer und bunter Gips.

Insgesamt ist eine weitgehend geordnete, schichtige Abfolge erhalten, wiewohl die Sequenzen in den verschiedenen schlecht begehbaren Runsen des steilen Kessels nicht immer eindeutig parallelsierbar sind. Aus der haselgebirgsartigen (d. h. den Gesteinen des Hallstätter Salzber-

ges ähnlichen) Brekzie sind „Melaphyr“-Komponenten sowie aus grünen Tonschiefern oberpermische Sporen bekannt. Die „Mächtigkeit“ der Evaporitfolge (Evaporite sind „Eindampfungssedimente“ wie Salz, Gips oder Anhydrit, die in flachen, abgeschlossenen Meeresbecken entstehen) beträgt etwa 200 m, wobei auf die beiden Gipslagen jeweils 60 bis 70 m entfallen. Die „Hangend“-Grenze der „Gips-Serie“ ist im Karlgraben tektonischer Natur, die dunklen Schiefertone und Mergelkalke an der östlichen Grabenoberkante sind anhand fossiler Pollen und Sporen eindeutig in die Obertrias zu stellen.

Werfener Schichten im engeren Sinne

Als Normalabfolge gilt bei den nach dem Salzburger Ort Werfen benannten Werfener Schichten die gesteins- und altersmäßige Abfolge von Quarziten an der Basis über mächtige bunte Schiefer hin zu einer kalkigen „Hangend“-Serie.

Quarzite

Die Quarzite sind hellgrau bis grünlich und dünnbankig mit tonig-schieferigen Zwischenlagen. Ihre schlechten Aufschußverhältnisse erlauben keine Beurteilung der Lagerungsbeziehungen zu den vermutlich überlagerten Werfener Schiefen. Die Frage nach dem Kontakt zur Grauwackenzone kann derzeit ebenfalls (noch) nicht entschieden werden.

Werfener Schiefer

Zum Teil gut aufgeschlossene typische Werfener „Schiefer“ bilden die Basis der sogenannten „Dachsteindecke“. Die bunten, vorwiegend grünlichen bis violetten, meist dünn-schichtigen, plattig oder linsig zufallenden Sand- und Siltsteine mit reichlich Hellglimmer sind oft reich an Sedimentstrukturen wie Kleinrippeln und fossilen Wühlspuren von Würmern und ähnlichen Tieren, häufig in Form von Röhrenfüllungen oder Abdrücken. Weiters treten gleichfalls bunte, aber eher kompaktere, vor allem durchwegs fossile Sand-Tonsteine im Raum Durchat-Nordseite – Brandriedel-Karlgraben auf. An Fossilien sind aus den Schiefen Muscheln des Unterskyth (unterste Trias) bekannt.

Werfener Kalke

Diese Serie besteht (z. B. am Lenachriedel) aus einer Wechselfolge von grauen und bunten Sandstein- und Tonschieferlagen, bunten Kalksandsteinen, grauen und grünlichen Mergelkalken und grauen oder roten Kalken. Linsen von angehäuften zerbrochenen Muscheln treten mindestens in zwei Niveaus auf, desgleichen bunte Kalke mit reichlichen fossilen Seelilienstielen. An Großfossilien wurden in grauen Mergelkalken nahe der Dachsteinsüdwandhütte einzelne Exemplare von Ammoniten gefunden. Daneben konnten in Dünnschliffen Foraminiferen bestimmt werden. Bemerkenswert ist das Auftreten von Conodonten, den mikroskopischen Überresten „Hautzahn“-tragender Würmer.

Für die zeitliche Grenze des Überganges von den Werfener Schichten zum Gutensteiner Kalk wird das sogenannte Oberskyth (Untertrias) angenommen.

Gutensteiner Schichten

Die Gutensteiner Schichten der tektonischen „Decke“ des Dachsteins sind überwiegend dolomitisch, d. h. kalkig, aber mit erhöhtem Magnesiumgehalt, ausgebildet. Benannt sind sie nach ihrer „Typuslokalität“, dem niederösterreichischen Ort Gutenstein. Aufgrund der dunklen Farbe und der deutlichen Bankung sind sie schon aus der Ferne an der Basis der sonst hellen, massig wirkenden Südwände deutlich erkennbar. Leicht zugänglich ist diese „Serie“ z. B. entlang des Steiges von der Dachsteinsüdwandhütte zur Hunerscharte. Grobkantige graue Dolomite mit mm-„mächtigen“ schwarzen Einschaltungen wechseln mit dünnplatt-

tigen dunklen Dolomiten, im cm-Abstand gebänderten Typen, brekziösen Bänken und einzelnen dunklen Kalklagen mit Dolomitschlieren.

Deutlich mächtiger als die etwa 50 m an der Basis der Dachsteindecke ist der Gutensteiner Dolomit des Raucheck-Marstein-Zuges. Gebankter grauer und blauschwarzer Dolomit geht hier zum „Hangenden“ hin in eher massigen schwarzen Dolomit über. Die Grenze zum überlagernden Ramsaudolomit bildet ein gelblich verwitterndes Band dunkler, erneut gebankter Dolomite. Im Bereich des südlich gelegenen Mandlingzuges prägen „dunkelblaue“ bis graue, kalzitdurchäderte Kalke und Dolomite in massig-klotziger bis gut gebankter Ausbildung mit dunklen tonigen Schichtbelägen das typische Erscheinungsbild. Schwarze Knollenkalke – wie an der Stoderstraße – leiten zur „pelagischen Mitteltrias“ über, wie das Profil an der Aichberg-Westseite zeigt. „Pelagisch“ bedeutet „uferfern“, vollmarin.

Fossilien wurden bisher keine gefunden. Als Altersuntergrenze kann in Analogie zu einem Profil in der Lammerschlucht oberstes Skyth (oberste Untertrias) vermutet werden. Die Obergrenze ist nur indirekt faßbar. Aus dem auflagernden Steinalkalk der Dachsteinsüdwände sind Algen der Anis-Stufe und im Aichberg-Profil Conodonten aus dem Oberanis bekannt, sodaß die Obergrenze der Gutensteiner Schichten noch im Bereich des sogenannten Oberanis der unteren Mitteltrias liegen könnte.

Steinalm-Schichten

Unter diesem Begriff werden hier alle hellen, mehr oder weniger massigen, wandbildenden Kalke mit anisischer Algenflora (Diplopora, Macro-porella und Physoporella) sowie deren dolomitische Äquivalente verstanden. Im Gosaukamm-Gebiet überwiegen bei gleichzeitig größerer Mächtigkeit die Dolomite. Die Algen können im Bereich Mosermandl-Hofpürglhütte, am Loseck und am Gosaustein sowie an den Türspitzen gefunden werden. In den dolomitischen Anteilen sind biogene Reste bei der Diagenese, d. h. bei der Umbildung und Verfestigung der ursprünglichen Sedimente durch Druck, Temperatur und chemische Veränderung, völlig zerstört worden, das Gestein ist grob zuckerkörnig umkristallisiert.

Beckenablagerungen der Mitteltrias

Pelagische Sedimente, also Ablagerungen unter vollmarinen Bedingungen bei normaler Salinität und größeren Wassertiefen (bis zu einigen 100 m), finden sich in der Mittel- bis basalen Obertrias in allen kalkalpinen „Baueinheiten“ des Dachsteins, wenngleich auch in unterschiedlicher Ausbildung.

Zur zeitlichen Einstufung erwiesen sich die „Hautzahn“-tragenden Wurmreste der Conodonten als brauchbarste Organismengruppe. Gleichzeitig geben sie aufgrund ihrer ökologischen Ansprüche oft den einzigen Hinweis auf den primär pelagischen Charakter diagenetisch stark veränderter Gesteine.

Buntdolomit

Dem Steinalm- bzw. Wettersteindolomit/-kalk lagern, beispielsweise am Raucheck, dm-gebankte, gelblich angewitterte Dolomite mit schlierigen, gelblich-rötlichen Interstrukturen auf. Ihr Erscheinungsbild ist ähnlich dem der Buntdolomite des Gosaukammgebietes. Über Bildungsmilieu und (bio-)stratigraphische Einstufung des Vorkommens am Raucheck-Gipfel können derzeit noch keine Angaben gemacht werden, ja im Gosaukammgebiet erwies sich deren Bestimmung infolge der diagenetischen Veränderungen als schwierig. Die dort vereinzelt gefundenen fossilen Conodontenfaunen sprechen für pelagischen Ablagerungseinfluß und geben neben der Unterlagerung durch anisische Algenkalke und der Überlagerung durch ladinische Hornsteinkalke oder karnische Schiefer-tone Anhaltspunkte für einen relativ großen zeitlichen Umfang von der

Oberanis- bis zur untersten Karn-Stufe (Großteil der Mitteltrias, vielleicht 6–7 Millionen Jahre).

Hallstätter Kalke

Über der massigen Wandstufe des Steinalkalkes/-dolomites folgen oftmals die rötlichen, eher dünnbankigen, wellig-knolligen Hallstätter Kalke, die ablagerungsmäßig als zumeist von Meerestieren verwühlte Wechselfolgen von Feinsanden und Schlammern gedeutet werden können. Im höheren Abschnitt dominieren eher dickbankige, ebenflächige, zunehmend graubraune bis graue Typen. Stellenweise auffällig sind bankinterne Dehnungsfugen, die von hell/dunkelgrauem „Kalzitcement“ verfüllt werden und bis hin zur Bildung bankinterner Brekzien führen können. Eindrucksvolle Bilder von so einer sogenannten „Resedimentation“, d. h. einer „Aufarbeitung“ und Neusedimentation bereits schwach verfestigter Sedimente, sind in der Schwoadring nördlich der Dachsteinsüdwandhütte zu sehen: zwischen rötlich-grauen Kalkbänken schalten sich bunte Kalkbrekzien mit mm bis 0,5 m großen Komponenten in roter bis graugelber Matrix ein. Durch Farbwechsel und Lagen von feinem „Zerreibsel“ bedingte Bänderung zeichnet eine oft starke „syndimentäre“, d. h. bereits während der Ablagerung durch irgendwelche Ursachen wie z. B. gravitative Abgleitungen, entstandene Verfaltung der schlammigen „Matrix“ nach. Auch bis zu mehrere Meter breite fossile Rinnenfüllungen sind sichtbar. Beteiligung von Komponenten aus dem Rifffbereich wurden darin bisher nicht beobachtet.

Eine gewisse laterale Variationsbreite der Hallstätter Serie ist erkennbar. Am Gosaukamm, dominieren z. B. graue Bankkalke, nur der „Liegend“-Abschnitt zeigt mit grauroten Hornsteinknollenkalcken mit grünen und roten Tonfasern einen bunteren Charakter. Bunte Hornsteinkalke kennzeichnen auch die tieferen Profilanteile an der Stellwand und in der Silberkarklamm, während sie am Stoderzinken – vielleicht tektonisch bedingt – wieder fehlen. Dort ist, im Raum zwischen Stoderbründl und „Verlobungskreuz“ der Ramsaudolomit stark zertrümmert und von zahlreichen roten Adern „durchschwärmt“, die trotz des rekristallinen Aussehens durch ihren Conodontenreichtum im Labor als Spaltenfüllungen von Hallstätter Kalcken zu identifizieren sind.

Von der Basis der Hallstätter Kalke existieren bisher nur einzelne, wenig aussagekräftige biostratigraphische Daten. Weitere Untersuchungen sind hier nötig. Die Grenze zu der auflagernden, zum Wettersteinkalk vermittelnden Übergangsserie wurde mit der letzten Knollenkalkein-schaltung bzw. mit dem Aussetzen der deutlichen und regelmäßigen Bankung gezogen. Diese Grenze dürfte, einem beckenwärts gerichteten Rifffwachstum entsprechend, zeitlich und räumlich verschoben verlaufen. Im Profil des Türispitz liegt sie etwa genau im Bereich der „mittleren Mitteltrias“ (mittlere Ladin-Stufe) und zieht dann schräg durch Raum und Zeit über eine Strecke von wenigen Millionen Jahren empor.

Reiflinger Schichten (im weiteren Sinne)

Diese nach dem Gebiet von Reifling an der Enns (Oberösterreich) benannte „Serie“ kann über weite Teile des Dachsteingebietes, zumindest in Spuren, verfolgt werden. Die gesteinsmäßige Abfolge zeigt das Profil am Aichberg sehr gut. Die „Liegend“-Grenze zum Ramsauboden ist nicht unmittelbar aufgeschlossenen. Im Schutz dominieren knollige graue Dolomite und schwarze Kalke. Die darüber folgenden schwarzen, hornsteinführenden Knollenkalke dürften den oberanisischen Zeitraum darstellen. Im Unterladin folgen hellgraue Bankkalke mit bunten Hornsteinen und schließlich bunte Knollenfaserkalke. Hellrosa, gelbliche und bräunliche Kalkknollen in rotbraunem, tonigem Gesteinsmaterial prägen in ihnen das Bild. Die Faserkalke werden von einer Serie abgelöst, die hier als „Kalk-Tuffit-Wechselfolge“ bezeichnet wurde (Tuffit ist eine Art verfestigte Vulkanasche, vermischt mit Meeressedimenten). Charakteristisch für diesen Profilschnitt sind dm-dicke, intensiv grün gefärbte,

verkieselte, d. h. durch Kieselsäureanreicherung verhärtete, Bänke sowie plastisch-weiche grüne Lagen zwischen den grauen Hornsteinkalken. Ein geochemischer Nachweis des vulkanischen Ursprungs allerdings fehlt noch, die Bezeichnung Tuffit erfolgte vorläufig in Anlehnung an vergleichbare Einschaltungen in anderen kalkalpinen Mitteltrias-Profilen. Hangend folgen graue Hornsteinkalke. Ein Übergang zum überlagernden Ramsaudolomit ist weiter im Westen, nahe dem Gasthof Burgstaller aufgeschlossen: über wellig-knolligen, mittel- bis dunkelgrauen Dolomitmänteln ohne Hornstein, aber mit grünen „Tuffitbelägen“, folgt eine etwa 1 m mächtige Wechselfolge von 5–15 cm dicken, grauen Dolomitmänteln und mehrere cm starken grünlichen bis orangebraunen Dolomitlagen. Wenige Meter eines tonig-rot durchäderten Dolomites leiten dann zum typischen Ramsaudolomit über, womit der zeitliche Wechsel zu Seichtwasserablagerungen markiert wird.

Stark dolomitisiert und nahezu unkenntlich ist das bisher westlichste Vorkommen der Reiffinger Serie an der Böschung der Ennstal Bundesstraße südöstlich von Mandling.

Die zeitliche Verbreitung der Reiffinger Schichten liegt im obersten Ladin (obere Mitteltrias).

Seichtwasser-Karbonatplattformen der Mittel- bis basalen Obertrias

Mächtige Seichtwasserkarbonate dieses stratigraphischen Niveaus bauen die Dachstein-Südwände zwischen Türispitz und Schwalbensteinwand auf. Der Dachsteinkalk weicht in diesem Gebietsabschnitt nach Norden auf die Plateaufläche zurück. Mächtiger Dolomit dieses Zeitabschnittes bildet auch das Rückgrat des Mandlingzuges.

Wettersteinkalk und Plattformrand-Sedimente

Zwischen Hallstätter Kalk und Wetterstein-Riffschuttalken tritt ein oft mächtiger Übergangsbereich auf. Dieser ist durch eine Wechselfolge aus pelagischen (Tiefwasser-) Schlammkalken und eingeschwemmtem Riffdetritus gekennzeichnet. Neben den meist hell- bis mittelgrauen Typen können einzelne dunkle Bänke auftreten. In den Dachsteinsüdwänden zwischen Eiskar und Kampl ist oft eine zyklisch wiederkehrende Sedimentation von groben zu feinen Korngrößen innerhalb der Kalkbänke erkennbar. Das weitgehende Fehlen von tonigen Zwischenlagen bedingt den meist massigen Eindruck der Serie. Nur einzelne, lateral nicht weit durchziehende Bankfugen treten hervor. Auch ist die „Hangend“-Grenze zum groben Riffschuttalk fließend und infolge des unwegsamen Geländes nur ungefähr darstellbar. Deutliche Variationen der „Mächtigkeit“ und des allgemeinen Erscheinungsbildes treten auf. So ist etwa ein Äquivalent dieser Serie an der Stoderzinken-Südseite ein eher bräunlich-grauer, undeutlich gebankter Kalk mit unregelmäßig eingestreutem Riffdetritus und Kalkschwämmen. In der Schwoadring, südlich der Hunerscharte, dürfte die Serie weitgehend auskeilen, die Hallstätter Kalke mit ihren eindrucksvollen Brekzien oder werden hier rasch von grobem Riffschutt überdeckt.

Fossile Conodontenfaunen belegen das bereits karnische Alter (obere Mitteltrias) der Hauptmasse dieser Plattformrand-Sedimente.

Der Wettersteinkalk im engeren Sinne ist als hellgrauer, massiger Riffschuttalk ausgebildet, der im „Hangend“-Bereich zunehmende Dolomitisierung zeigt. Vom Stoderzinken werden fossile Kalkschwämme erwähnt. Eine systematische Untersuchung des Ablagerungsraumes fehlt bisher noch. Vom Wettersteinkalk des Scheiblingsteines nördlich der Dachsteinsüdwandhütte sind im Riffdetritus Schwamm- und Seelilienreste sowie vereinzelte Muschelkrebse (Ostracoden) und Foraminiferen bekannt.

Bei tektonisch bedingter, direkter Nachbarschaft zu massigem Dachsteinkalk ist eine makroskopische Unterscheidung nahezu unmöglich.

Hier kann nur eine mikroskopische Bearbeitung durch den Fachmann weiterhelfen.

Nach der Position in der Gesamtfolge der Gesteine des Dachsteins ist auch für den Wettersteinkalk überwiegend tiefkarnisches Alter (obere Mitteltrias) anzunehmen.

Wetterstein- und Ramsaudolomit

Mächtige helle Dolomite treten sowohl in der Dachsteindecke als auch im Mandlingzug auf. In ersterer liegen sie zwischen Wettersteinkalk und Dachsteinkalk, mit beiden durch dolomitisierte Übergänge verbunden. Dieser massige Dolomit besitzt meist schmutzig-graue bis graubraune Färbung und stellenweise ein brekziöses Erscheinungsbild. Charakteristische Gesteinsmerkmale oder Fossilreste wurden bisher nicht gefunden. Zum „typischen Hauptdolomit“ lassen sich kaum Beziehungen herstellen.

Der recht ähnliche Dolomit des Mandlingzuges wurde von den Geologen immer als Ramsaudolomit (benannt nach der Ramsau in den Berchtesgadener Alpen und nicht nach der Ramsau bei Schladming!) angesprochen. Die durch ihre leuchtend weiße Farbe auffälligen Aufschlüsse des sonst bewaldeten Mandlingzuges zeigen einen tektonisch zertrümmerten Dolomit, der nach erneuter Verfestigung durch meist kalkiges Bindemittel nochmals zerbrochen wurde und von spiegelnden Hamischflächen (tektonischen Bewegungsflächen mit Striemen) durchzogen ist. Lokal sind dunklere Partien erkennbar. Eisenreiche tonige Kluffüllungen bewirken manchmal leuchtend rote Verwitterungsfarben. Primäre Sedimentstrukturen gingen weitgehend verloren, vereinzelte Relikte (z. B. an der Aichberg-Südseite) zeigen grobe „Riffbrekzien“ mit Detritus von Riffbildnern. Ein oberkarnischer Anteil im Dolomit wird durch die Einschaltung von Äquivalenten des Raibler Niveaus im Westen („Carditaoolith“) und im Osten („Halobien-schiefer“) erkennbar. Der zeitliche Umfang entspricht damit weitgehend jenem des Wettersteindolomits der Dachsteindecke, d. h. der oberen Mitteltrias („Jul“- bis „Tuval“-Zone), und würde an sich auch eine gleichlautende Gesteinsbezeichnung rechtfertigen.

Nordalpine Raibler Schichten

In der Dachsteindecke sind zwei fazielle Ausbildungsformen von Raibler Schichten erkennbar, die innerhalb des Dolomitpaketes auftreten und lateral auskeilen. Zum einen sind relativ geringmächtige Schiefer-Sandstein-Folgen über den mitteltriadischen Plattformsedimenten entwickelt (z. B. in der Scheichenspitzen-Gruppe), zum anderen treten am Plattformrand charakteristische Schiefer-Ton-Hornsteinkalk-Abfolgen mit Seichtwasserdetritus (z. B. am Leckkogel) auf. Ob in Gebieten mit durchgehender Dolomitfolge die Karbonatsedimentation ohne terrigene, d. h. vom Land her beeinflusste Störung in der Karn-Stufe (obere Mitteltrias) weiterliefe oder ob es zu Sedimentationsunterbrechungen durch zeitweiliges Trockenfallen kam, ist derzeit nicht sicher entscheidbar. Einige „Lesesteine“ (= Gerölle) im Kar südlich der Hunerscharte sind wegen ihrer schwarzen Farbe, des groben Seichtwasserdetritus und der bunten Mergelfasern mit Gesteinstypen des Leckkogels vergleichbar. Andere „Lesesteine“ zeigen gelbe und rote, durch Dolomit-Feindetritus dünngebänderte Dolomite, die ebenfalls einer Phase des Trockenfallens (Auftauchen über den Meeresspiegel) zugeordnet werden könnten. „Anstehende“, kartierbare Einschaltungen solcher Gesteine waren bisher nicht zu finden.

Etwas besser ist nach neuen Beobachtungen die Situation im Mandlingzug deutbar. In den Ramsaudolomit-Schrofen westlich des Mandlingpasses (Ennstal-Durchbruch) ist bei günstiger Beleuchtung das Durchstreichen einer dunkleren wenige Zentimeter mächtigen Zone erkennbar.

Ein kleiner Murenabgang während eines Gewitters förderte im August 1986 Blockwerk aus diesem Wandabschnitt zu Tale und erlaubte eine erste Beprobung. Das dunkle Band besteht aus dunkelgrauem, dickbankigem Dolomit mit oolithischen Lagen (das sind Lagen mit Anhäufungen mm-großer kugelförmiger Konkretionen). Crinoidendetritus und diverse Schalenbruchstücke bilden die Kerne. Eine andersartige, deutlich terrigene Karn-Entwicklung setzt südlich des Stoderzinken beim Stoderbründl ein und gewinnt gegen Osten rasch an Mächtigkeit. Schwarze Schiefertone, Hornsteinkalke und mächtige dunkle sedimentäre Kalkbrekzien mit Biogendetritus bauen die Serie auf. Die Abfolge ist zwar ziemlich verrutscht, tektonisch verquetscht und rekristallisiert, erinnert aber dennoch deutlich an die Plattformrand-Fazies des Leckkogels (Dachsteindecke, Gosaukamm). Eine West-Ost-Differenzierung des Ablagerungsraumes innerhalb der Karn-Gesteine des Mandlingzuges wird damit erkennbar.

Hauptdolomit

Der fossilfreie Hauptdolomit bedingt das steile, großteils von Schutt bedeckte Gelände am Fuß der Dachsteinsüdwand. Er ist bei Mächtigkeiten bis über 600 m hell- bis gelblichgrau, ungeschichtet und stets stark tektonisch zerrüttet. Darauf beruht seine grusige Verwitterung sowie die Tatsache, daß dieser beim Anschlagen bituminös riechende Dolomit keine steileren Geländeformen entwickelt.

Im Landschaftsbild des Dachsteinplateaus ist der oft brekziös ausgebildete Hauptdolomit nicht von Bedeutung. Als das stratigraphisch „Liegende“ des Dachsteinkalks kennzeichnet er lediglich dessen Unterkante. Im Bereich des südöstlichen Plateaubabfalls (Guttenberghaus bis Kernetgebirge) fällt er durch einen reichlicheren Latschenbewuchs und Rasenbildung auf.

Dachsteinkalk

Die moderne Untersuchung des Dachsteinkalkes erlebte ihren Aufschwung besonders durch Vergleiche mit den Erfahrungen aus der Erforschung rezenter Riff- und Lagunensedimente. Da nach bisherigem Augenschein im Dachstein eine Gliederung in Riff, Rückriff und Lagune möglich sein dürfte, soll im folgenden dieser Aufteilung gefolgt werden.

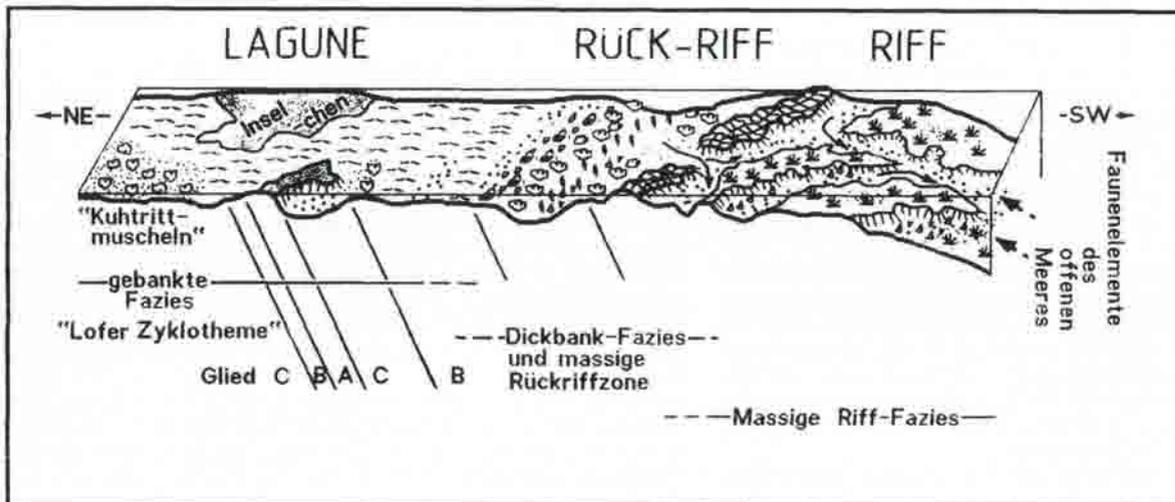
Lagunäre Fazies

Das Charakteristikum dieses Dachsteinkalks, so auch in der namensge-

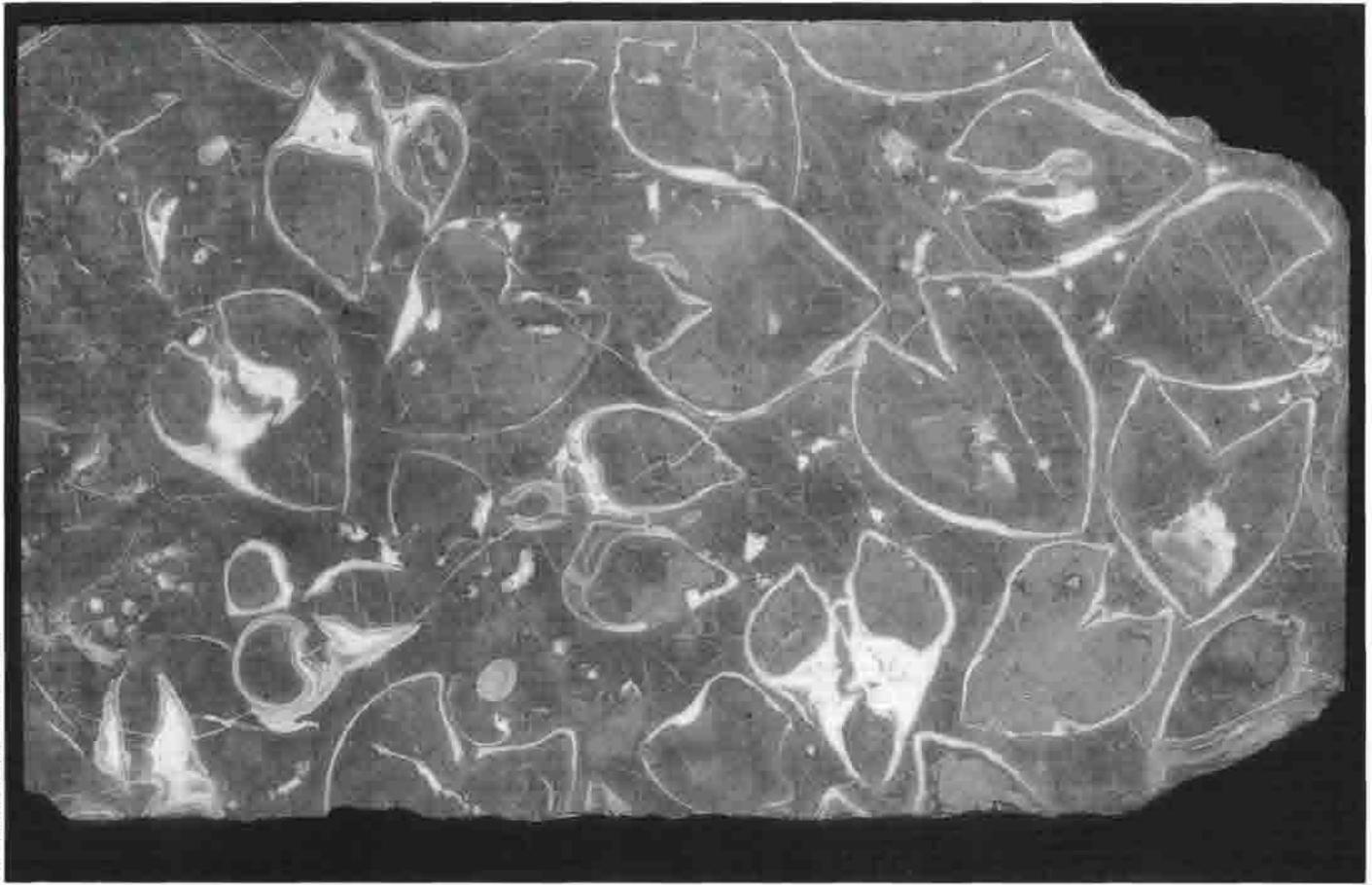
benden Gebirgsgruppe selbst, ist die morphologieprägende deutliche Bankung im Meterbereich. Die diesem Erscheinungsbild zugrunde liegenden Sedimentationsmechanismen wurden von den Geologen ausführlich analysiert, und die zyklische Wiederholung typischer Abfolgen von Kalktypen in einer Bank („Members A B C“) als „Loferer Zyklus“ beschrieben. Ein zusätzlich überlagerter Rhythmus („Megazyklus“) äußert sich in Mächtigkeitsschwankungen der einzelnen „Members“, wodurch eine Bündelung mehrerer Zyklustheme zu einer Bankgruppe erfolgt. Von den möglichen Ursachen der wechselnden Wassertiefe – periodischen tektonischen Hebungen und Senkungen sowie sogenannten „eustatischen“, d. h. durch Änderungen des Wasserhaushaltes der Weltmeere bedingten, Meeresspiegelschwankungen – scheinen eher letztere, für die überlagerten „Megazyklen“ Schwankungen in der Absenkgeschwindigkeit des Sedimentationsraumes verantwortlich sein. Das beobachtbare „Auskeilen“ und laterale Nebeneinander von „Supra- und Subtidal“ (Zonen über und unter dem Gezeitenbereich) ließ manche Geologen allerdings dem eustatischen Modell widersprechen, da derartige Schwankungen stets den gesamten Ablagerungsraum betreffen müßten. Sie vermuten in Strömungen, Erosion und Schlammhügelbildungen durch Algen die Ursache für zeitlich und räumlich wechselnde Wassertiefen. Erstere Theorie scheint jedoch eher wahrscheinlich.

An fossilem Biogeninhalt findet man in einer Bank eines solchen „Zyklus“ (grob nach ihrer Häufigkeit geordnet) versteinerte Kot-„Pillen“ von Meerestieren, Algenmatten und -konkretionen, Foraminiferen, Muscheln, Meeresschnecken, Muschelkrebse, Schwämme, Korallen, Moortierchen, Armfüßler (Brachiopoden), Kopffüßler (Cephalopoden) sowie Seeigel und deren Verwandte.

Im – vermutlich einige hundert Meter breiten – Übergang zu den massiven Riffkalken treten unregelmäßig gebankte Gesteinstypen mit Algenknollen auf, die noch der Lagune bzw. dem Rückriffbereich angehören. Massige, in der Mehrzahl noch lagunäre Kalke treten am Dachsteinplateau (zumeist am Südrand) großflächig auf. Dolomit-„Loferite“ fehlen hier, aber bunte, z. T. gebänderte Hohlraumfüllungen („Member A“) sind immer wieder zu beobachten. Riffnahe Bereiche sind nur untergeordnet erkennbar, so z. B. im Bereich Eselstein-Sinabel und am Stoderzinken. Der Dachsteinkalk des Mandlingzuges ist wegen seines lokalen Reichtums an Dasycladaceen-Algen auffällig. Diese Algen weisen auf ein obernerisches Alter (untere Obertrias) hin. Westlich der Brandscharte fallen nahe dem unterlagernden Dolomit auch bis zu 20 cm große Megalodonten („Kuhtrittmuscheln“) auf.



Vereinfachte blockbildliche Darstellung des marinen Ablagerungsraumes im Dachsteingebiet während der Mittel- und unteren Obertrias (vereinfacht nach G. W. Mandl, 1987)



Dachstein-Riffkalk

Die Bandbreite der sogenannten „Mikrofaziestypen“ des Dachstein-Riffkalkes weist etwa 10 verschiedene Gesteins-„Unterarten“ auf und seine typischen Organismen umfassen rund 30 Tier- und Pflanzenarten! Alles, was auch ein rezentes, d. h. heutiges, tropisches Riff zu bieten hat, ist hier vertreten. Das Blockbild auf Seite 69 ist jedoch nur als Schema eines idealisierten horizontalen Zeitschnittes gedacht, nicht als paläogeographische Rekonstruktion der Dachsteinkalk-Plattform. Die realen Verhältnisse stellen ein komplexes Übereinander derartiger horizontaler Abfolgen dar, wobei Meeresspiegelschwankungen zu einer beträchtlichen lateralen Wanderung der einzelnen Ablagerungsräume geführt haben dürften. Besonders im „Liegend“-Abschnitt des Dachsteinkalkes können beträchtliche Anteile von hochmarinen Hellkalken enthalten sein, wie dies vom Tennen- und Hagengebirge bekannt ist.

Riffkalke wurden außerhalb des Gosaukammes nur am Eselstein, Sinabel und am Stoderzinken beobachtet. Intensive Klüftung und Verkarstung machen auf der Plateaufläche allerdings oft bereits die grobe Trennung von massivem und gebanktem Dachsteinkalk schwierig. Auch Luftbilder erwiesen sich dafür als weitgehend unbrauchbar. Die Ausschleifung der Riffe erfordert ein dichtes Begehungsnetz und die Beprobung kritischer Bereiche. Die eindeutige Zugehörigkeit gewisser Plateaubereiche zum Dachsteinkalk erscheint derzeit nicht immer ausreichend abgesichert.

Ein Gebiet, wo die Vielfalt der fossilen Meeresbiotope vom Riff über die Flachwasserplattform bis zur Lagune auf engstem Raum studiert werden kann, ist der Bereich Sinabel-Guttenberghaus-Eselstein. Die Kalke des Sinabel-Westabfalles zeigen in den „liegenden“ Partien riffartige Ausbildung mit Korallen und Ammoniten. Auch Kleinriffe aus Moostierchen-Gerüsten sind hier zu beobachten. Weiter gipfelwärts folgen Gesteine einer Plattformentwicklung. Im Detritus dominieren fossile Seeigelstacheln und Riffschutt mit Schwammresten.

Der Gipfelbereich des Sinabel zeigt wiederum „Riffnähe“, jedoch keine echte Riffentwicklung. Auch der Bereich nördlich und nordöstlich des

Sinabel zeigt wechselnd rekristallisierten Riffschuttkalk. Korallen (vor allem die Gattung *Montlivaltia*) und Spongien (Schwämme) dominieren. Am Weg nordöstlich der Wasenspitze sind zahlreiche Korallen- und Spongien-Riffknospen im stark rekristallisierten Riffschuttkalk erkennbar. Der Riffschuttkalk am Weg vom Guttenberghaus zur Feistererscharte wird ebenfalls von versteinerten Korallen dominiert.

Nordwestlich der Feistererscharte findet sich wiederum Korallen-, Schwamm- und Algendetritus mit dickschaligen Muscheln und Meeresschnecken. Der Ostabfall des Eselstein zeigt bereits angedeutete Bankung. Seine Nordwestflanke zeichnet sich wieder durch Korallen-, Schwamm- und Algendetritus aus, mit Muschelschill, dicken Seeillienstielen, Seeigelstacheln, Schnecken und Foraminiferen. In den Karrenfeldern östlich des Landfriedsteins steht ein einheitlicher, massiger Dachsteinkalk an, der durch Algenkrusten und Seeigelreste sowie durch starke Kalzitäderng charakterisiert ist.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß der Dachsteinkalk im Umfeld des Guttenberghauses eine vom Riff beeinflusste Entwicklung zeigt, die jedoch bereits deutliche Anklänge an die Rückriffzone bzw. die seichte Meeresplattform aufweist.

Die alte Frage nach dem genauen zeitlichen Umfang des Dachsteinkalkes scheint in jüngster Zeit einer befriedigenden Antwort nähergekommen zu sein. Das früher als „norisch bis rhätisch“ angegebene Alter ist heute bei entsprechend intensiver Beprobung auf Conodonten wesentlich genauer erfaßbar. Damit zeigt sich überraschenderweise ein relativ spätes Einsetzen des Riffwachstums im Laufe der Mittelnor-Stufe. Die Hauptmasse der Riffe dürfte obernorisch, einzelne „Hangend“-Abschnitte rhätisch sein. Im Unternor treten dagegen verbreitet massige, vollmarine „Bekensedimente“ auf.

Betrachtet man das Sedimentationsgeschehen in jenem Ablagerungsraum in welchem in der Mitteltrias die Hallstätter Kalke abgelagert worden sind, so fällt auf, daß die Rotkalksedimentation (Roter Bank- und Knollenflaserkalk) knapp über der Karn/Nor-Grenze endet und dem „Massigen Hellkalk“ weicht. Erst in der mittleren Nor-Stufe beginnt mit

Seite 70: Eine polierte Platte aus dem Dachsteinkalk mit deutlich sichtbaren Querschnitten von Megalodonten (Dachsteinmuscheln, „Kuhtrittmuscheln“). Alter: Obertrias, Nor (ca. 210 Mio. Jahre); Fundort: Paß Lueg, Salzburg; Durchmesser der einzelnen Querschnitte: 14–18 cm; Eigentum: Naturhistorisches Museum, Wien

dem Hangendrotkalk erneut „Mangelsedimentation“. Folgender Zusammenhang erscheint denkbar: Im Zuge des kamischen Meeresrückzuges kommt es zu einem weitgehenden Trockenfallen der Mitteltrias-Plattform. Riffe überdauern diese Phase nur in tieferliegenden Bereichen, z. B. am ehemaligen Plattformabhang, wo sich ihr Detritus in Schiefergesteinen wiederfindet. Der folgende rasche Meeresspiegelanstieg (? tiefste Unternor-Stufe) kann vom Wachstum der wenigen lokalen Riffe nicht kompensiert werden und pelagische, vollmarine Verhältnisse drängen weit auf die ertrinkende Plattform vor. Die Riffe weichen auf geeignete Untiefen plattformwärts zurück, können jedoch infolge des raschen Absinkens keinen geschlossenen Riffgürtel durch seitliches Zusammenwachsen ausbilden. Die Kalkschlammproduktion der seichten Plattformareale kann somit nicht in einer „Lagunenschüssel“ festgehalten werden, sondern wird auch in angrenzende tiefere Bereiche verfrachtet und mit pelagischem Material vermischt. Es entstehen auf den ertrunkenen Plattformflächen pelagische, mehr oder weniger massige Kalke, Hornsteinkalke und „Massiger Hellkalk“ im sogenannten Hallstätter Becken. Verlangsamte Wasservertiefung läßt schließlich doch ein allmähliches Zusammenschließen zu einem Riffgürtel zu (Obere Nor-Stufe), der Plattformschlamm wird zunehmend festgehalten und auf den Hallstätter Beckenschwellen sinkt die Sedimentationsrate wieder bis zur Rotkalkbildung ab.

Juraserien

Hierlitzkalk

In Form von Spaltenfüllungen treten im Dachsteinkalk u.a. östlich der Adamekhütte und am Taubenriedel westlich des Eisseees rote Crinoidenkalke (Crinoiden = Seelilien) auf. Die Spalten können Breiten von einigen dm bis zu wenigen m und Tiefen bis zu 330 m und mehr erreichen. Sie verlaufen etwa parallel zu dem im Dachsteinmassiv weit verbreiteten Nordwest-Südost-streichenden Störungssystem, dessen sehr frühe Anlage dadurch dokumentiert wird. Das Alter ist durch Ammoniten überwiegend mit Unterlias, sehr selten Mittel- oder Oberlias (Lias = unterer Jura) belegt.

Der Bildungsgang dieser Liaskalke, die nach dem Hierlitz südwestlich von Hallstatt benannt sind und sich auf einen Raum von etwa 20 km² verteilen, kann wie folgt erklärt werden: Die Ablagerung des Dachsteinkalkes wurde am Ende des Rhät durch ein Vordringen des Meeres unterbrochen und das Gebiet wurde im unteren Unterlias trockengelegt. Während einer leichten Aufwölbung des Dachsteingebietes zerriß die Dachsteinplatte und die nachfolgende Karstverwitterung erweiterte die Zugspalten und löste Teile des obersten Dachsteinkalkes auf. Aus dem Lösungsrückstand bildete sich Roterde, dem das Liasgestein seine rote Farbe verdankt.

Liasfleckenmergel

Diese grauen Mergel im Bereich Langtal–Hinterer Gosausee sind die Ablagerungen eines tieferen Meeres. Die einzigen häufigeren Fossilreste sind Nadeln von Kieselschwämmen sowie seltene Ammoniten, deren Alter auf oberen Unterlias hinweist. Meist nicht deutbare organische Überreste verursachen im Gestein kleine dunkle Flecken, die den Namen gegeben haben. In anderen Gebieten konnte nachgewiesen werden, daß es offenbar chitinöse Wurmröhren waren, deren Bewohner in diesen Schlammgründen ein günstiges Lebensmilieu gefunden haben. Der Wurmbau setzte sich aus kleinen ringförmigen Segmenten zusammen, deren Höhe und Durchmesser etwa 1cm betragen haben. Nach dem Tode des Tieres fielen die Wurmröhren auseinander, die einzelnen Bauteile wurden verschwemmt und im Sediment zerdrückt, um schließlich als schwer bestimmbare Reste fossil zu werden.

Radiolarit

Auf der Hochfläche der Luserwand kommen Erosionsreste von dünnem banktem Radiolarit (das ist ein aus Kieselsäurehaltigen Strahlentierchen aufgebautes, hartes Gestein mit muscheligen Bruch) in Form von kleinstückigem Hornsteingrus vor. Ob es sich bei diesem Vorkommen um eine normale Ablagerung auf primär geringmächtigem Dachsteinkalk oder um umgelagertes Material handelt, ist schwer zu entscheiden. Eine lokale Reduktion des Dachsteinkalkes auf etwa 300 m Mächtigkeit erschien jedoch ungewöhnlich.

Plassenkalk

Der im geschützten Flachwasserbereich abgelagerte weiße oder gelblichweiße, massige Plassenkalk tritt neben dem namensgebenden Hauptvorkommen im Plassenstock westlich von Hallstatt noch als Restscholle der Hallstätter Decke auf dem Röthelstein auf. Gerade dort unterscheidet er sich von dem stets „rein grauen“ Dachsteinriffkalk u. a. durch das reichliche Auftreten von roten, durch einen dünnen Hämatitbelag gefärbten Adern. Längs dieser zerspringt das Gestein bei Verwitterung, wodurch die schon von Ferne sichtbare Rotfärbung der Schuttriesen, die dem Berg den Namen verschafft haben, hervorgerufen wurde. Vor allem die feinkörnigeren Schlammkalkpartien des Plassenkalkes führen Korallen, Schwämme, Bryozoen (Moostierchen), artenreiche Hydrozoen (fossile Quallenverwandte), Algen und Foraminiferen.

In der Kalchwand, das sind die Felsabstürze südlich der Kote 1496, nordöstlich des Gasthofs Feisterer, treten wechselnd stark ausgewaschene Schlammkalke bis grobkörnige Kalke mit reichlichen Algenrasen (vor allem die Kalkalge „Bacinella“) und Foraminiferen auf. Gesteinstypus und bestimmbarer Biogeninhalt weisen diese Kalke eindeutig den jurassischen Plassenkalken (benannt nach dem Plassen bei Hallstatt) zu. Einschaltungen von „Gosau“-Sedimenten im Plassenkalk deuten auf die Verfüllung von fossilen „Karst“-Hohlräumen hin.

Auch am Ramsauer Hühnerkogel, bei den Felsabstürzen nördlich des Rabenkogels, sind Plassenkalke mit den Übergängen zu den auflagernden Gosauschichten aufgeschlossen.

Gosauschichten

Die Basiskonglomerate der Unteren Gosau sind unterschiedlich grob entwickelt und weisen verschiedene Farbtöne auf. Hauptsächlich sind Sandsteine und sandige Feinkonglomerate vertreten. Das Material ist ausschließlich kalkalpiner Herkunft. Fossilien fehlen in den Grundkonglomeraten.

Die darüber liegenden grauen, dunklen Mergel entwickeln sich allmählich aus den Grundkonglomeraten zu einer ziemlich gleichförmigen Schichtfolge, die man auf Grund der reichen Fauna (Korallen, kleine Schnecken und Muscheln) noch weiter gliedern kann.

Die Mittlere Gosau ist faziell stark differenziert. Besonders ist das reiche Vorkommen von Hippuriten (korallenförmige Muscheln), Riffkorallen, Actaeonellen und Nerineen auffällig. Die erstgenannten bauen charakteristische Riffe.

Die hellgrauen Mergel der mittleren Gosau sind besonders reich an marinen Versteinerungen. Bezeichnend für die Obere Gosau sind Brekzien, deren Komponenten meist klein sind und bis zu 10 mm Durchmesser haben. Daneben kommen aber auch grobe Lager vor, deren Bestandteile bis zu 10 cm Durchmesser erreichen können. Am Aufbau der Brekzien nehmen Gesteine der Beckenumrandung Anteil, daneben finden sich aber auch Sandsteine aus den weiterferen Schichten und kleine Quarzkörper. Das sandig-kalkige Bindemittel der Brekzien ist grünlich gefärbt. Als charakteristischer Horizont läßt sich auf der Westseite des Gosautales, beginnend bei der Roten Wand, eine Brekzien-Sandstein-Bank verfolgen.

Seite 73: „Dachstein from Space“: Naturfarbenähnliche Farbkomposite einer Scanner-Aufnahme des amerikanischen Landsat-Satelliten, aufgenommen am 22. August 1985 aus 700 km Höhe. Ein Vergleich mit der Landkarte zeigt den Detailreichtum, aber auch die Mängel der Satellitenfernerkundung (Schatten in steilen Nordhängen, vereinzelte Haufenwolken).

Tertiäre Ablagerungen

Ablagerungen tertiärer Sedimente sind im Mittelabschnitt der Nördlichen Kalkalpen hauptsächlich entlang der Längstalbrüche des Südrandes erhalten geblieben, können aber auch bis auf die Plateauflächen (z. B. Stoderalm, Miesboden) „emporsteigen“. Sie werden im Bereich zwischen Wagrain und Hieflau als *Ennstal-Tertiär* zusammengefaßt. Lokal auftretende Kohleflöze in diesen sich verzahnenden See- und Flußablagerungen mit z. T. fossilreichen tertiären Kalkgeröllen wurden zeitweise wirtschaftlich genutzt. Ein kleiner Rest derartiger Sandsteine ist hinter dem Betriebsgebäude des „Lodenwalkers“ in der Ramsau unter mächtigen quartären Eisrandsedimenten aufgeschlossen.

Die gleichzeitige Ablagerung des Ennstaltertiärs und der Aufschotterung der Augensteinlandschaft wird schon lange diskutiert, ist aber bis heute nicht endgültig abgeschlossen.

Kohleflöze der Stoderalm

Dieses Kohlevorkommen stellt wahrscheinlich das höchstgelegene innerhalb der Ostalpen dar. In 1700 m Seehöhe steckt in einer West-Ost-streichenden Mulde eine stielgestellte Wechselfolge von Tonen und Sandsteinen mit Glanzkohlelagen, eingeklemmt zwischen Dolomit und Dachsteinkalk. 11 Kohleflöze waren bekannt. Das Hauptflöz besaß 1,8 m, die anderen nur um die 10 cm „Mächtigkeit“. Das Vorkommen war vom Gröbinger Kaplan Pater Leonard Fahrer 1845 entdeckt worden. Der Abbau erfolgte mit Unterbrechungen bis etwa 1903. Die Kohle wurde auch im Tiefbau durch eine Reihe kleiner Einbaue gewonnen, der sogenannte „Gottesgab-Schacht“ traf das Hauptflöz in 19 m Tiefe. Die fossile Mikroflora erlaubt eine Einstufung der Ablagerungen auf den Zeitbereich Oberoligozän bis Mittelmiozän.

Augensteine

Als letzte Relikte einer flächenhaften Überschotterung der Kalkalpen, die Material aus den im Jungtertiär durch gebirgsbildende Kräfte aufsteigenden Zentralalpen und aus der Grauwackenzone über die Kalkalpen hinweg in das im Norden vorgelagerte Restmeer transportierte, finden sich eingespült in das Karstrelief des Dachsteinplateaus „Augenstein“-Gerölle auf sogenannten „sekundärer“ oder „tertiärer Lagerstätte“. Erneute Gebirgsbewegungen („*Jungsavische Phase*“) führten zur Umgestaltung im Relief, zum Ende der ersten großen Entwässerungsnetze und zur erosiven Zerstörung dieser Altlandschaft, die sich heute noch auf der Dachsteinhochfläche „Auf dem Stein“ abbildet.

Pleistozän

Die Entwicklung während der Eiszeiten ist, wenn auch nur lückenhaft, recht gut faßbar, wobei sich generell drei Phasen ergeben. Die älteste Phase wird durch den alten Talboden der Enns markiert. Die zweite ist die der Brekzienbildung an der Dachsteinsüdwand. Die letzte – und naturgemäß am besten dokumentierte – ist die Entwicklung während der letzten Eiszeit.

Nördlich von Aich sind am Hangfuß Verebnungen erhalten, die von Kiesen gebildet werden. Es sind der Zusammensetzung nach Schotter der Enns, die aber einen deutlichen Einfluß (Kalke, Dolomit) des Dachsteinsockles erkennen lassen. Bei diesen Verebnungen im Fels handelt es sich sehr wahrscheinlich um Reste eines breiten, ebenen Talbodens des Ennstales in ca. 800 m Höhe. Weiter ennsabwärts sind diese Reste häufig anzutreffen. Hier bilden sie z.B. den ausgedehnten Sockel des Gröbminger Mitterberges, in dem ein breites Muldental der Enns erhalten ist. Aus diesen Resten läßt sich ein ehemaliges Talniveau rekonstruieren, das als breites Muldental zu charakterisieren und über das ganze Ennstal zu verfolgen ist. Es war während der frühen Phasen des Quartärs

ein aktiver Talboden und hatte wohl bis in die ersten Vereisungen weitgehend seine Funktion erhalten können. Durch die Erosion der Enns und die der Gletscher während der nachfolgenden Vereisungsperioden wurde er dann zerstört. Über das Alter dieses Talbodens können nur Vermutungen angestellt werden. Aus verschiedenen Überlegungen ergibt sich jedoch ein Bestand dieses Talniveaus im oberen Ennstal bis zur vorletzten Eiszeit (Mindel).

Der Grund für die folgende, auffällig starke Erosionsleistung während des Mindel-Riß-Interglazials ist in einer längeren Dauer („Großes Interglazial“) zu suchen. Wahrscheinlich sind in dieser Zeit auch die ausgedehnten Brekzienbildungen (*Ramsauer Brekzie*) an der Südseite der Kalkalpen entstanden. Im Bereich der Dachsteinsüdwand finden sich westlich der Kalchwand (Aufstieg zum Guttenberghaus) ausgedehnte, mächtige Brekzienvorkommen, die den oberen Teil der langgestreckten Rücken und Riedel (Grubrücken, Rabenkögel, Mittereck, Burgleiten) bilden. Es sind dies Reste einer mächtigen Schuttumhüllung der Dachsteinsüdwand, die erst durch Zerschneidung bis in den präquartären Untergrund in diese Rücken zerlegt wurde. Wie die feinkörnigen Reste beim Ramsauer Steinbockgehege zeigen, griff diese Schuttumhüllung weit nach Süden aus. Diese Brekzien wurden wegen der starken Verbreitung und ihrer gleichen Ausbildung – die ursprünglich feinschlammige Matrix füllt oft alle Hohlräume und ist zu einem harten Gestein verkittet – immer wieder mit der bekannten „Höttinger Brekzie“ bei Innsbruck gleichgestellt und somit dem Mindel-Riß-Interglazial zugeordnet.

Die zeitliche Stellung der mächtigen Schotter in der Ramsau ist durch ihre Lage unter dem Niveau des alten Talbodens jünger als das Mindel-Riß-Interglazial festgelegt. Das Schieferkohleflöz im Revier Klaus mit einem Alter von $30\,700 \pm 1200$ Jahren vor heute zeigt an, daß die obersten 150 m der Schotter als Schüttung der letzten Phase vor dem glazialen Ereignis der letzten Eiszeit anzusehen sind. Sie dürften somit hauptsächlich im Zeitraum vor 25 000 Jahren und knapp danach abgelagert worden und als „Vorstoßschotter“ anzusehen sein.

Die Zusammensetzung der Schotter der Ramsau zeigt an, daß die Schüttung fast ausschließlich aus den südlichen Tälern (Tal-, Preunegg-, Forstaubach) erfolgte. Nur in den „hängendsten“ Anteilen um den Griebach (Obere Klaus) zeigt ein nennenswerter Prozentsatz karbonatischer Geschiebe auch eine Schüttung von Norden an. Diese Anteile sind leicht an den Konglomeratwänden (Talrandverkittung) zu erkennen, die sonst auf der ganzen Raumsauterrasse fehlen. Unter den kühlen Klimabedingungen knapp vor der letzten Großvergletscherung war die Schuttproduktion in den Hängen sehr stark und der Schutttransport nur wenig durch dichtere Vegetation behindert. Dadurch wurde den Tälern durch Muren und Wildbäche derart viel Geschiebe zugeführt, daß sie ihre Sohle stark erhöhten und auch in die großen Täler mächtige Schwemmkegel schoben. Unter diesen Bedingungen ist es auch verständlich, warum gerade im Mündungsgebiet der großen Bäche (z. B. Talbach) die auffällig mächtigen Schüttungen der Ramsau gebildet werden konnten. Zwischen diesen Schwemmkegeln entwickelten sich Staubereiche, in denen vornehmlich Sande und Tone abgelagert wurden. Unter zeitweise verbesserten Klimabedingungen und damit verbundener Abnahme der Sedimentationstätigkeit bildeten sich offensichtlich auch kleine Sümpfe und Niedermoore, deren organische Ablagerungen heute als Schieferkohlen vorliegen. Die Ost-West-Erstreckung des Kohleflözes im Revier Klaus ist gering, wohingegen die Verbreitung der feinkörnigen Sedimente, durch kleine Wasseraustritte und Quellen markiert, größere Ausdehnung aufweist (z. B. Schlapfleiten). Letztere haben auch zur tiefgreifenden Zertalung der Ramsauer Terrasse geführt (z. B. bei den Gehöften Klausner, Schneeberger und Haslach).

Während des Höhepunktes der Würmvergletscherung war das Ennstal durch einen Eisstrom bis zu einer Höhe von rund 2000 m (z. B. Grundmoräne im Gipfelbereich der Planal) erfüllt, der hauptsächlich aus den



Tälern der Niederen Tauern ernährt wurde. Dementsprechend finden sich auch auf den Südhängen des Dachsteins, z. B. auf dem Rücken südöstlich der Luserwand, bis zu den Grundmoränen im 1400 m Höhe 20–30 % kristalline „Geschiebe“, da nur wenig Eis aus den südgerichteten Karen (z. B. Edelgrieß, Gruberkar, Senfkar) oberflächennahe dem Haupteisstrom zufließt. Nur aus dem Hängetal des Grafenberger Ahornsees dürfte ein größerer Gletscher als Zustrom anzunehmen sein.

Im Bereich des Mandlingpasses lag zur Zeit der Vollausbildung des Eisstromnetzes der Eisscheitel, von dem einerseits Eis dem Salzach-, andererseits dem Ennsgletscher zufließt. Letzterer floß nach Osten ab und bewirkte die letzte glaziale Überformung des Ennstales. So ist die Erosion dieses Eisstromes sehr deutlich an der Gestaltung der Terrasse der Ramsau zu erkennen. Ist sie im Westen auch durch die Hügel des Mandlingzuges etwas vor Erosion geschützt und nur mit Grundmoränen bedeckt, so wird sie nach Osten zunehmend bis ins Talniveau erodiert, was wahrscheinlich auch auf die zunehmende Fließgeschwindigkeit und die damit verbundene Erosionswirkung des Eises zurückzuführen ist.

Als Zeugen des Eisrückzuges finden sich u. a. Moränenwälle auch bei der Schlitzentalnalm und der ihr benachbarten Austriahütte an der Dachsteinsüdsseite. Diese Gletscherzungen dürften einem kräftigen Wiedervorstoß der Lokalgletscher zuzuordnen sein, wofür auch eine recht gleichmäßige Höhenlage spricht. Ihre Lage in rund 1700 m Seehöhe legt eine Einstufung in die Gschnitz-Eiszeit um 14 000 vor heute nahe. Danach erreichten die Gletscher nicht einmal mehr die Talböden der Nebentäler und füllten nur noch hochgelegene Karräume. Eine genauere Zuordnung der Endmoränen zu den Gletscherständen des ausgehenden Spätglazials war aber noch nicht möglich.

Wenn wir abschließend die letzte Seite der Erdgeschichte überfliegen, so finden wir bereits die Handschrift des Menschen. Zahlreiche Funde von Kulturgegenständen in den Höhlen zeugen neben Feuerstellen von Ent-

wicklung und Fortschritt. Aber es finden sich auch Mordinstrumente. Aus Mooren läßt sich durch Detailuntersuchung über die dort erhaltenen Pollen und Sporen das Pflanzenkleid und somit die Pflanzengeschichte rekonstruieren.

Epilog

Wir haben nunmehr den Text des geologischen Geschichtsbuches des Dachsteins überflogen; der Bildteil bleibt übrig. Diesen findet man, wenn man offenen Auges und Sinnes durch die Landschaft wandert oder klettert, sich nicht nur am Großen, Gewaltigen erfreut, sondern auch im Detail die unbeschreibliche Vielfalt und enge Verflechtung aller Vorgänge studiert. Umso schmerzlicher wird man erkennen, wie gewaltsam die Eingriffe des Menschen durch seinen Drang, alles zu erobern und die „Segnungen der Zivilisation“ auch in die seinerzeit noch entlegenen Berggebiete zu bringen, sind.

Dank

Meinen Kollegen G. Mandl und D. van Husen (Wien) sowie H.-L. Holzer (Graz), auf deren Ausführungen ich mich in weiten Teilen dieses Artikels stützen durfte, sei mein herzlicher Dank ausgesprochen.

Ausgewählte Literatur

DRAXLER, I. & HUSEN, D. van: Zur Einstufung innerwurmzeitlicher Sedimente von Ramsau/Schladming und Hohentauern (Steiermark). – Z. Gletscherk. Glazialgeol., 14, S.105–114, Innsbruck 1978.

FENNINGER, A. & HOLZER, H.-L.: Fazies und Paläogeographie des oberostalpinen Malm. – Mitt. geol. Ges., Wien, 63 (1970), S. 52–141, Wien 1972.

FISCHER, A.G.: The Lofar Cyclothems of the Alpine Triassic. – Bull. Geol. Surv. Kansas, 169, S. 107–149, Lawrence 1964.

FUCHS, W.: Das Inneralpine Tertiär. In: OBERHAUSER, R. (Red.): Der geologische Aufbau Österreichs. S. 452–483, Wien-New York (Springer) 1980.

GANSS, O., KÜMEL, F. & SPRINGLER, E.: Erläuterungen zur Geologischen Karte der Dachsteingruppe. – Wiss. Alpenvereins., 15, 82 S., 1 geol. Karte, Innsbruck 1954.

HIRSCHBERG, K.: Die Geologie des Mandlingzuges (Oberes Ennstal, Österreich). – Diss. Philipps-Univ. Marburg, 110 S., Marburg/Lahn 1965.

HUSEN, D. van: Geologisch-sedimentologische Aspekte im Quartär von Österreich. – Mitt. österr. geol. Ges., 74/75, S. 197–230, Wien 1981.

HUSEN, D. van: Zur Entwicklung des oberen Ennstales im Pleistozän. – In: MATURA, A. (Red.): Arbeitstagung der Geologischen Bundesanstalt 1987. Blatt 127 Schladming. – S. 86–93, Wien 1987.

LEIN, R.: Neue Ergebnisse über die Stellung und Stratigraphie der Hallstätter Zone südlich der Dachsteindecke. – Sitzungsberichte der Österr. Akad. Wiss., math.-naturw. Kl., Abt. I, 184, 8–10, S. 197–235, Wien, 1976.

MANDL, G.W.: Zur Trias des Hallstätter Faziesraumes – ein Modell am Beispiel Salzkammergut (Nördliche Kalkalpen, Österreich). – Mitt. Ges. Geol. Bergbaustud. Österr., 30/31, S. 133–176, Wien 1984.

MANDL, G.W.: Zur Tektonik der westlichen Dachsteindecke und ihres Hallstätter Rahmens (Nördliche Kalkalpen, Österreich). – Mitt. österr. geol. Ges., 77 (1984), S. 1–31, Wien 1984.

MANDL, G.W.: Das kalkalpine Stockwerk der Dachstein-Region (Mit Beiträgen von H.-L. Holzer und H. Lobitzer & O. Piros). – In: MATURA, A. (Red.): Arbeitstagung der Geologischen Bundesanstalt 1987. Blatt 127 Schladming. – S. 46–85, Wien 1987.

SCHAUER, M.: Zur Altersstellung obertriadischer Dachsteinriffkalke. – Anz. Österr. Akad. Wiss., math.-naturw. Kl. 192, S. 127–137, Wien 1983.

SCHLAGER, W.: Hallstätter- und Dachsteinkalk-Fazies am Gosaukamm und die Vorstellung ortsgebundener Hallstätter Zonen in den Ostalpen. – Verh. Geol. Bundesanstalt 1967, S. 50–70, Wien 1967.

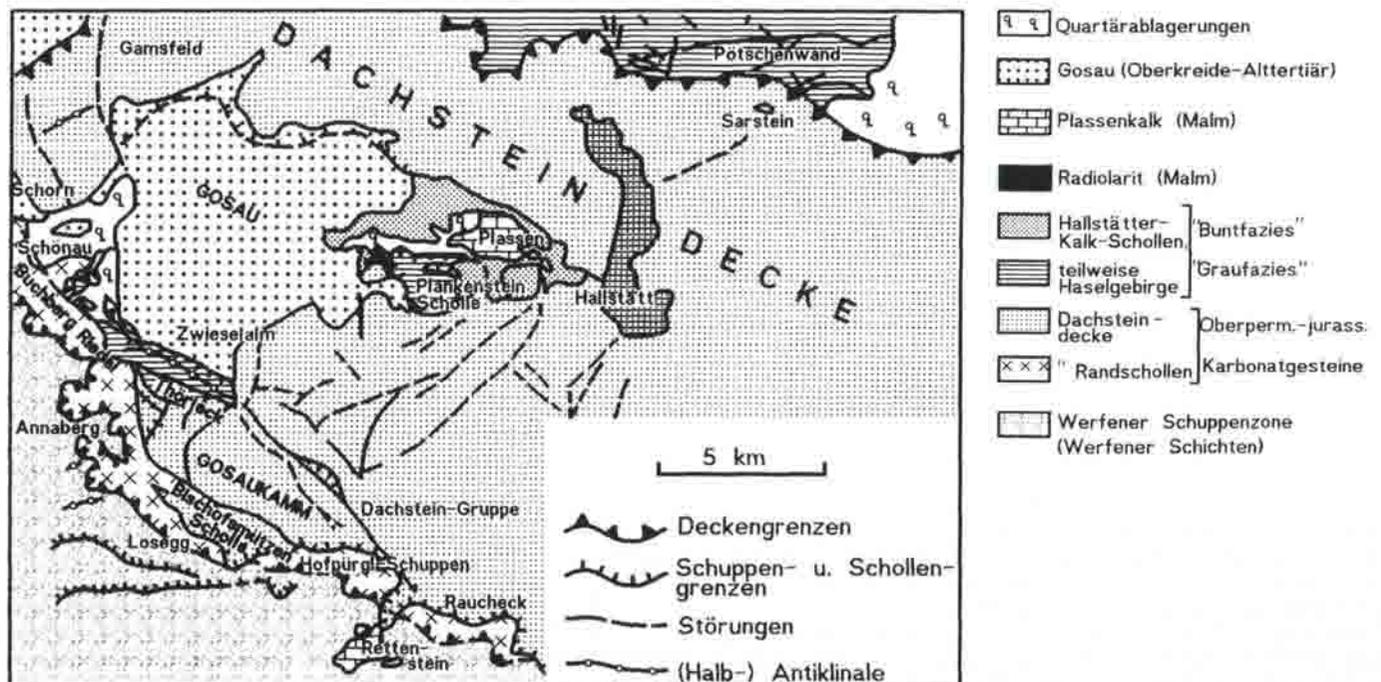
SPENGLER, E., GANSS, O., KÜMEL, F., NEUMANN, G.: Geologische Karte der Dachsteingruppe 1:25 000, Innsbruck 1954.

TOLLMANN, A.: Der Bau der Nördlichen Kalkalpen. Monographie der Nördlichen Kalkalpen, Bd. 3, X+449+7 S., Wien (Deuticke) 1976.

WURM, D.: Mikrofazies, Paläontologie und Paläökologie der Dachsteinriffkalke (Nor) des Gosaukammes, Österreich. – Facies, 6, S. 203–296, Erlangen 1982.

ZANKL, H.: Upper Triassic Carbonate Facies in the Northern Limestone Alps. – In: MÜLLER, G. (Ed.): Sedimentology of Parts of Central Europe, Guidebook, S. 147–185, Frankfurt 1971.

Stark vereinfachte geologische Karte des Dachsteingebirges (nach G. W. Mandl, 1984)



High-Tech im Rucksack

Die Neuauflage der Dachsteinkarte

Herbert Schirmer

Den Landjäger können wir nun bald zu Hause lassen. Aus Platzmangel. Das Gedränge im Rucksack bietet aber Ersatz: Schon vom Gipfel aus dürfen wir dafür den Gamsbraten ordern und den Wein kühlen lassen. Ein D-Netz-Funktelefon beschert uns diese neue kommunikative Dimension. Halt: Weißwein paßt nicht zur Gams. Anruf genügt. Der Siebenminutenzapfvorgang fürs Pils fällt nun in die Anmarschzeit zur Hütte, und die Nudeln sind beim Rucksackablegen al dente. Aber Vorsicht: Trotz genau getimten Speichelflusses wird die Kraxe sachte deponiert. Sonst könnte das GPS-Gerät den Walkman rammen und mit der hervorquellenden gemeinsamen Chip-Lawine das VS-Gerät verschütten. Nur mehr ein CB-Ruf an den freundlichen Elektronik-Krämer könnte das Schlimmste verhindern: Daß unser Laptop mit dem Tourenprogramm für die nächsten Tage ausfällt. Und während die Gabel mit einem vielversprechenden Teilchen aus dem Gamskitzarsch vom Teller abhebt, piepst der Pager: Achtung, der Bergsteigernotfunk ist gestört! Das Mittagessen auch. Und wir?

Mühsam stapften wir durch den tiefen Schnee. Der heftige Wind peitschte uns spitze Schneekristalle ins Gesicht. Zeitweise blieben wir stehen, um uns von den plötzlichen Sturmböen abzuwenden. Skispuren gab es natürlich keine. Wir waren schon froh, gerade noch von einer Markierungsstange zur anderen sehen zu können.

Welches Vorhaben trieb uns zu solch einer „Wahnsinnstour“? Für die Neuauflage der Alpenvereinskarte „Dachsteingebirge“ sollten ähnlich den Karten vom Toten Gebirge markierte Skirouten eingetragen werden. Um uns über den Umfang unserer Arbeit Klarheit zu verschaffen, besorgten wir uns den Skiführer von Gisbert Rabeder. Beim Durchblättern des Büchleins notierten wir uns die Randzahlen der Touren, bei denen das Wörtchen „Wintermarkierung“ aufschien. Schnell war eine umfangreiche Liste zusammengestellt und der ungefähre Verlauf der Routen in der Karte eingezeichnet – der Anstieg von der Gjaidalm zur Simonyhütte und zum Wiesberghaus, die Überschreitung des hohen Troges mit der herrlichen Abfahrt durch das Weittal, die mühsame Querung von der Simonyhütte zur Adamekhütte, und, und, und ...! Werden wir das alles in einer Woche schaffen?! Mein Kollege Ing. Gerhart Moser hat noch einen Geheimtip in der Tasche. Bei den Geländebegehungen im Sommer lernte er den



Foto: Archiv G. Moser

Die Innsbrucker AV-Kartographen im Hätetest

Hüttenwirt Toni Rosifka kennen, der ihm mit guten Ratschlägen zur Seite stand. Ein kurzer Anruf genügte, und der Termin für unseren Hüttenbesuch war fixiert.

Unglücklicherweise verwöhnte uns der Wettergott an diesem Tage nicht. Bei der Abfahrt in Innsbruck hingen düstere Wolken über den Bergen. In Bayern regnete es, und ab Salzburg setzte dichtes Schneetreiben ein. Vorerst störte uns die Wettersituation nur wenig. Gut gelaunt und mit der leisen Hoffnung auf Wetterbesserung verbummelten wir die Zeit. Erst gegen 15 Uhr erreichten wir mit einer klapprigen Gondelbahn die Bergstation Oberfeld. Vor der Eingangstüre tobte ein gewaltiger Schneesturm, der in mir starke Zweifel aufkommen ließ, heute noch die Simonyhütte zu erreichen. Aber Gerhart kartierte im Sommer die Wege für unsere Karte, und er würde wohl die Route kennen? Sogleich entmutigte er mich jedoch mit der Bemerkung, daß Sommer-



und Winterrouuten nicht identisch seien. Hoffentlich waren wenigstens die Markierungsstangen lückenlos aufgestellt. Ein überlegenes Lächeln huschte kurz über Gerharts Gesicht, als er aus seinem Rucksack ein Gerät, etwa in der Größe eines Walkie-Talkies mit Tasten und LCD-Anzeige wie eine TV-Fernsteuerung zog. Das ist unsere Geheimwaffe: Das GPS-Gerät zur exakten Lage- und Höhenbestimmung unseres Standpunktes.

GPS – eine Revolution in der Vermessungstechnik

Hinter der Abkürzung GPS verbirgt sich die Bezeichnung „Global Positioning System“ (weltweites Positionsbestimmungssystem). Mit einem Aufwand von über zehn Milliarden Dollar wurde Ende der siebziger Jahre dieses System von den Amerikanern fertig entwickelt. In erster Linie standen militärische Interessen im Vordergrund, doch auch im zivilen Bereich ergeben sich vielseitige Anwendungsmöglichkeiten. In der Landesvermessung können mehrere Punkte, die einige Kilometer voneinander entfernt sind, lagemäßig zueinander auf Zentimetergenauigkeit bestimmt werden. Auch in der See- und Luftfahrt wird schon neben den herkömmlichen Navigationseinrichtungen das GPS verwendet. Wird dieses System in naher Zukunft auch im Gebirge, vielleicht im Bergrettungswesen zum Einsatz kommen?

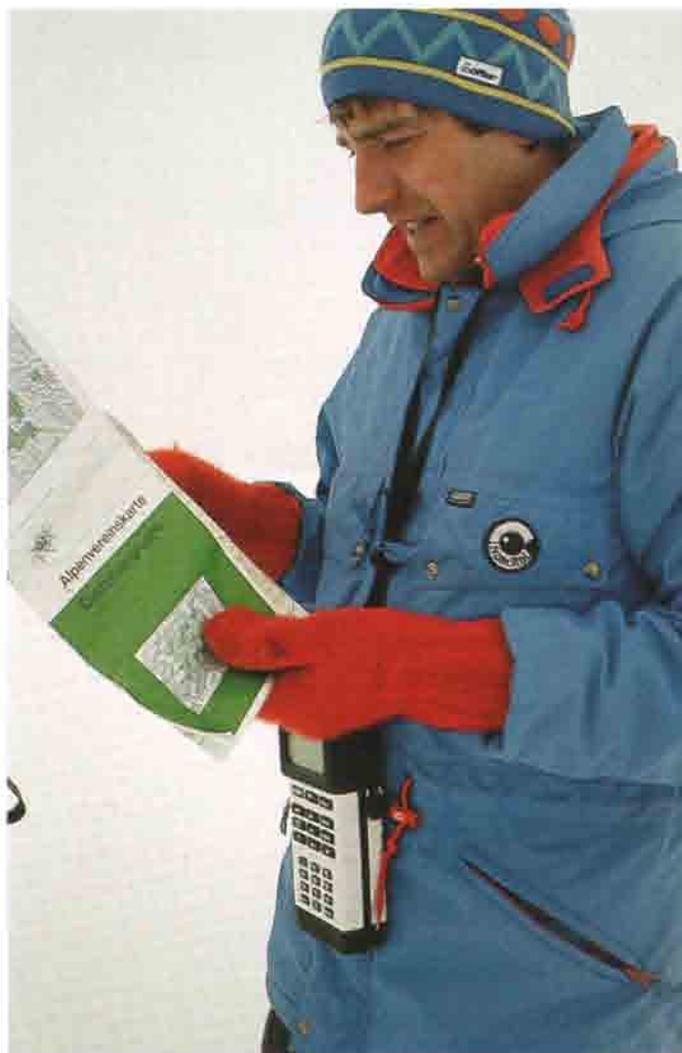
GPS ist ein Satellitennavigationssystem. Es funktioniert ähnlich dem Rückwärtsschnitt, den wir von der Orientierung mit der Karte und der Bussole her kennen. Statt der Richtungen werden jedoch die Entfernungen zwischen Satelliten und dem Standpunkt auf der Erde bestimmt. Sämtliche Punkte mit gleicher Entfernung liegen auf einer Kugelschale, in deren Mittelpunkt sich der Satellit befindet. Irgendwo auf dieser Kugelschale ist unser Standpunkt. Beziehen wir nun mehrere Messungen in unsere Satelliten ein, so erhalten wir ebenso viele Kugelschalen. Bei zwei Messungen bekommen wir also zwei Kugelschalen, auf deren Schnittlinie, einem Kreis, sich der gesuchte Standpunkt befindet. Der Schnitt einer dritten Kugelschale mit dem Kreis läßt noch zwei Lösungspunkte zu, von denen sich nur einer auf der Erdoberfläche befinden kann. Wir benötigen also mindestens drei, besser vier oder fünf Satelliten, um unseren Standpunkt koordinativ ermitteln zu können. Überbestimmungen werden mathematisch ausgeglichen und verbessern unser Ergebnis. Derzeit umkreisen 24 Vermessungssatelliten in einer Entfernung von mehr als 10 000 km unsere Erde. Sofern keine Abschirmung durch die Geländeoberfläche, Vegetation oder Baulichkeiten vorhanden ist, sind stets von jedem Punkt der Erde genügend Satelliten für GPS-Messungen verfügbar. Sogar Reinhold Messner und Arved Fuchs verwendeten bei ihrer Antarktisdurchquerung dieses Satellitennavigationsverfahren. Im Gebirge sind enge Täler oder dichter Wald zum Messen völlig ungeeignet, während orientierungsmäßig anspruchsvolle Gebiete, wie Hoch-

oder ausgedehnte Gletscherflächen prädestiniert für die Standpunktbestimmung mit GPS sind. Freie Sicht zu den Satelliten ist notwendig, um die von dort ausgesendeten elektromagnetischen Wellen auf der Erde empfangen zu können. Wolken und Nebel beeinträchtigen unser Meßergebnis nicht. Die Entfernung zwischen Satellit und Standpunkt wird durch Ermittlung der Laufzeit der elektromagnetischen Wellen und deren bereits bekannter Geschwindigkeit, nämlich der Lichtgeschwindigkeit (299 000 km/s) bestimmt. Der Zeitpunkt der Signalabgabe kann ebenso wie die Lage des Satelliten durch die Codierung der Wellen entschlüsselt werden. Unser Empfangsgerät auf der Erde mißt wegen der enormen Geschwindigkeit in Nanosekunden (10^{-9} s oder eine milliardstel Sekunde) genau die Ankunftszeit, und nach rund einer Minute können schon Ergebnisse erwartet werden.

Das unwirtliche Wetter bewog uns, noch im Vorraum der Bergstation Oberfeld unsere Skier anzufellen. Eine abenteuerliche Skiwanderung harte unser. Wir ließen das schützende Gebäude hinter uns, und im diffusen Licht konnten wir die erste Markierungsstange erkennen. Nur schemenhaft tauchte die folgende aus Nebel und Schneetreiben hervor. Langsam glitten wir durch das hügelige Gelände, bald auf, bald ab, meist jedoch zogen wir unsere Spur eben dahin. Von den Kuppen wurde der frisch gefallene Schnee in die Mulden gefegt, und der verharschte Untergrund kam zum Vorschein. So wurden die kurzen Abfahrten zu einem Genuß besonderer Art. Nach einem schwungvollen Beginn gab es beim Eintauchen in den verfrachteten Schnee plötzlich einen Ruck nach vorne und der „Köpfler“ war perfekt. Der zweite hatte leicht lachen, denn das Schicksal des ersten mahnte ihn zum rechtzeitigen Bremsen.

Ein kurzer Blick auf den Höhenmesser frustrierte uns etwas, denn wir verloren zusehends an Höhe. Zeitweise ragten Wegweiser aus dem tiefen Schnee – für uns ein Hinweis, auf dem Sommerweg zu sein. Nach etwa eineinviertel Stunden Gehzeit erreichten wir die Abzweigung der Wintermarkierung zum Wiesberghaus. Wir mußten uns nun entscheiden, ob wir den weiteren Anstieg zur Simonyhütte aus Zeitgründen noch wagen durften.

Gerhart zog sein GPS-Gerät zur genauen Lagebestimmung aus dem Rucksack. Ein kurzer Druck auf die Taste „POS“, und das Gerät begann mit der Suche nach Satelliten. Nacheinander tauchten im Display die Nummern der gefundenen Satelliten auf, die immer wieder durch günstiger positionierte ersetzt wurden. Die Signalqualität in der zweiten Zeile pendelte stets zwischen 7 und dem Höchstwert 9, ein Zeichen für den ausgezeichneten Empfang. Ungeduldig blickten wir auf die stets wechselnden Zahlen im Display, und plötzlich erschienen die geographischen Koordinaten unseres Standpunktes. Die hundertstel Minuten schwankten noch ein wenig, doch nach kurzem Warten konnte leicht der Mittelwert bestimmt werden – $47^{\circ}30'97''$ nördlicher Breite und $13^{\circ}39'17''$ östlicher Länge (einer hundertstel Minute in der Breite entsprechen ca. 18,5 m, in der Länge auf unsere Breite bezogen ca. 12,5 m). „Wir sind genau hier – auf dem



Fotos: Gerhart Moser

Sommerweg“, sagte Gerhart und wischte Schneeflocken von der Karte. Wie sollten wir uns entscheiden? Die Zeiger der Uhr standen auf 16.15 Uhr – in einer guten Stunde würde die Dämmerung einsetzen. In der schnell darauffolgenden Dunkelheit würden uns auch unsere Stirnlampen nichts nutzen, denn ihr Licht ist zu schwach, um uns zur nächsten Markierungsstange zu führen. Beide blickten wir links den Hügel hinauf, sahen uns in stummem Einverständnis an und begannen den Weg zur Simonyhütte.

Die Vegetation wurde immer dürrtiger, und so konnte der Wind ungehindert über die weiße Fläche fegen. An den Steilhängen der Hügel bildeten sich teilweise ziemlich ausladende Wächten, die wir erst im letzten Augenblick als solche erkennen konnten. So waren wir nicht wenig erstaunt, als die Markierung über eine solche Barriere hinwegführte. Den Gedanken, die Schneemassen zu umgehen, mußten wir sogleich aufgeben, denn felsiges Gelände vereitelte diesen Plan – also nichts wie gerade hinauf.

Gerhart versuchte, im tiefen Schnee des Lee-Hanges eine Spur zu legen, doch rutschten seine Skier im haltlosen Untergrund weg. Nach mehrmaligem Hintreten gelang es ihm, den Schnee zu verfestigen und das Gewicht auf den anderen Ski zu verlagern. So näherte er sich mühsam der Wächte. Mit dem Skistock schlug er kleine Schneebrocken heraus, bis der Überhang endlich überwunden wurde.

Schritt für Schritt schoben wir unsere Skier über einen verborgenen Weg, kämpften gegen die Natur, bis sich alles in einem mühsamen Einerlei verlor. Wie eine Maschine pflügten wir in gleichmäßigem Takt durch den fast knietiefen Schnee. Langsam setzte die Dämmerung ein, und wir sehnten uns danach, die Hütte zu erreichen. Aus der Ferne hörten wir leises Hundegebell. Tatsächlich – aus schemenhaften Umrisen formten sich mehrere Samojuden, begleitet von ihrem Herrn. Eine kernige Stimme begrüßte uns herzlich. Es war der Hüttenwirt, der sich wegen unseres langen Ausbleibens schon gesorgt hatte. Zielsicher dirigierte er uns den letzten Schrofenhang hinauf. Wir klopfen uns den Eispanzer vom Körper, rieben uns die Schneekristalle aus den Wimpern und traten in die Hütte ein. Wohlige Wärme umfing uns sogleich und erweckte uns zu neuem Leben. Nach einer guten Mahlzeit saßen wir zu dritt gemütlich beisammen, während draußen der Wind um die Hütte tobte. Bei einem Glas Bier ließ es sich gut erzählen, und Gerhart führte uns mit seinen Worten in die Entstehungsgeschichte der Dachsteinkarte.

Entstehungsgeschichte der Dachsteinkarte

Die AV-Karte Dachsteingebirge aus dem Jahr 1915 verdanken wir der meisterhaften Zusammenarbeit des großen Vermessungstechnikers Orel und des ausgezeichneten Kartographen Aegerter. Das bis zu jenem Zeitpunkt vorhandene Kartenwerk war mit dem neu geschaffenen in keiner Weise vergleichbar. In der Epoche von 1869 bis 1888 wurde im Zuge der österreichischen Landesaufnahme eine Karte im Maßstab 1 : 75 000 vom k. u. k. Militärgeographischen Institut, dem Vorläufer des Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen, hergestellt. Die einfache Darstellung und der kleine Maßstab entsprachen nicht einmal den damaligen Forderungen für eine gute Karte. Karten im größeren Maßstab gab es nur von Teilbereichen des Dachsteingebirges, und diese dienten in erster Linie wissenschaftlichen Zwecken. So war es 1900 Freiherr v. Hübl, der den Hallstätter Gletscher anhand von Photographien punktweise vermaß und die Höhenschichtenlinien hineininterpolierte.

Die Photogrammetrie, oder auch Bildmeßtechnik genannt, war um die Jahrhundertwende noch in einer stark aufstrebenden Entwicklungsphase. Aimé Laussedat erkannte 1850 die Photographie als Abbildung nach streng mathematischen Gesetzen und somit zu Vermessungszwecken geeignet. Er baute die erste Meßkamera und bestätigte mit seinen Arbeiten die Bedeutung der photographischen Aufnahme für die Kartographie. Acht

Jahre danach keimte in dem mutigen Franzosen Felix Tour-nachon, genannt Nadar, der Gedanke, das Gelände von der Luft aus zu photographieren. Er setzte sein Wissen sogar für militärische Zwecke ein, indem er in der Schlacht von Solferino unter Napoleon III. die gegnerischen Stellungen von einem Fesselballon aus aufnahm. Schon zu jener Zeit erkannte man in der Luftaufnahme den Vorteil der ungehinderten Einsichtnahme ins Gelände. Trotzdem wurde der Gedanke der Luftbildmessung aufgrund photographischer und luftfahrttechnischer Probleme erst um die Jahrhundertwende vom Österreicher Theodor Scheimpflug wieder aufgegriffen und intensiv verfolgt. Sein großes Ziel war die praktische Verwirklichung der Photokarte, doch der frühe Tod vereitelte die endgültige Ausführung seines Vorhabens.

Neben Scheimpflug gab es noch einen weiteren Österreicher, der durch seine Dienste für die Photogrammetrie berühmt wurde. Dr. Eduard Ritter von Orel erfand den Stereoauto-graphen, das erste Auswertegerät für Erdmeßbilder (Bilder, die nicht aus der Luft, sondern von der Erdoberfläche aus aufgenommen werden) mit automatischer Kartierung von Punkten und Linien. Als Basisgerät verwendete Orel den Stereokomparator des deutschen Physikers Carl Pulfrich, mit dem einzelne Punkte aus Stereobildern koordinativ bestimmt werden konnten. Ein Hebel-system übertrug die Bewegungen der Bildträger des Stereokomparators auf Lineale und einen Zeichenstift, so konnten die Höhenlinien direkt auf das Papier übertragen werden. Das erste Auswertegerät entwickelte Orel 1907 in Zusammenarbeit mit der Firma Rost in Wien, wobei einige technische Unzulänglichkeiten weitere Modelle folgen ließen. Erst das dritte Modell von der Firma Zeiß in Jena aus dem Jahre 1911 eignete sich zur praktischen Auswertung umfangreicher Geländeaufnahmen, unter anderem auch für den 360 km² großen Ausschnitt des Dachsteingebirges der AV-Karte. Drei Exemplare wurden von dem Modell 1911 erzeugt. Eines stand im k. u. k. Militärgeographischen Institut und die zwei weiteren im stereophotogrammetrischen Vermessungsbüro „Stereographik“, das von Orel und der Firma Zeiß gegründet wurde. Ein Modell von 1914 steht derzeit auch im Alpenvereinsmuseum in Innsbruck, und sogar noch Anfang der achtziger Jahre wertete Dipl.-Ing. Erwin Schneider an diesem Gerät für seine Expeditionskarten aus.

Am 5. Januar 1912 regte der damalige Sachwalter für Kartographie, Eduard Brückner, die Herstellung einer AV-Karte Dachsteingebirge an und bekam prompt die Zustimmung des Hauptausschusses. Zur Herstellung eines Schichtlinienplanes mit 20 m Höhenäquidistanz beauftragte Brückner die Stereographik GmbH unter Führung von Orel. Leider eignet sich gerade das Dachsteingebirge mit seinen ausgedehnten Hochflächen und den stark bewaldeten Steilabstürzen im Randbereich für die Erdbildmessung nicht. Orel war sich dieser schweren Aufgabe bewußt, jedoch nahm er dieses Wagnis als Herausforderung für sich und sein Gerät an. Die Auswertung erfolgte im Maßstab 1 : 25 000 mit Höhenlinienabständen von 20 m, auf den Hochflächen sogar mit 10 m und 5 m. Der Hallstätter Gletscher wurde für Vergleiche mit der Karte von Hübl in 1 : 10 000 ausgearbeitet.

Orel übergab den Schichtlinienplan an den schon damals bekannten Kartographen Leo Aegerter. Dieser mißtraute der geometrischen Genauigkeit des erst kürzlich erfundenen Stereoaufographen und sah die Photogrammetrie nur als „Hilfsmittel der Topographie“ an. Aegerter arbeitete sehr selbständig, ja sogar eigenmächtig, was zu einigen Differenzen mit dem Hauptausschuß, besonders mit Brückner führte. Einer der Streitpunkte betraf die Höhenlinienabstände. Aegerter zeichnete in seiner Karte 10-m-Schichtlinien ein, obwohl mit dem Aufographen überwiegend nur 20-m-Linien ausgewertet wurden. Er wollte eine genaue Wiedergabe der Geländeformen erreichen, bedachte jedoch nicht, daß er die Karte dadurch überlud und nur schwer lesbar machte. Diesem Manko muß sich der Kartenbenützer bis heute noch fügen. Das Entfernen der ungeraden 10er-Höhenlinien würde einen enormen Arbeitsaufwand bedeuten, der bei der derzeitigen personell geringen Besetzung nicht durchführbar wäre.

Ein weiterer Streitpunkt betraf die Höhenlinien im Felsgelände. Aegerter lehnte nach alter Schule Höhenlinien im Felsgelände ab, da sie die künstlerische Gestaltung der Felszeichnung beeinträchtigen würden. Früher verbreiterte man sogar die Felswände, um ihre Mächtigkeit zu unterstreichen und mehr Einzelheiten darstellen zu können. Die Höhenlinien waren nur Interpolationskurven zwischen einzeln vermessenen Punkten und kamen mehr einer Formlinie gleich. Durch die Auswertung am Stereoaufographen gewann die Höhenlinie an Wert und hatte auch im Felsbereich ihre Berechtigung. Brückners Argumente haben Aegerter offensichtlich doch sehr beeindruckt, denn er beließ trotz der gerade im Dachsteingebirge ungünstig waagrecht Bankung die Höhenlinien in vielen Felsgebieten.

Der dritte Streitpunkt zwischen Hauptausschuß und Aegerter betraf die Beleuchtung der Karte. Aegerter wollte die schweizerische Idee der schiefen Süd- und Südostbeleuchtung in die Wiener Schule einfließen lassen und naturgetreue Lichtverhältnisse wiedergeben. Dieses Herausarbeiten der Geländestruktur sollte aber nur das Felsgelände betreffen; das heißt auf der Nordwestseite eine dichtere Felszeichnung als auf der Südostseite. Brückner plädierte für eine Nordwestbeleuchtung, also von links hinten, so wie wir es im Zimmer bei der Betrachtung einer Karte gewöhnt sind. Brückners Einwände kamen jedoch zu spät, denn die Arbeit Aegerters war zu fortgeschritten. Diese für den heutigen Betrachter ungewöhnliche Beleuchtung erweist sich bei der Neuauflage der Karte 1992 als störend. Die neue Schummerung, die auf einer Nordwestbeleuchtung basiert, bewirkt einerseits einen besseren räumlichen Eindruck der Gesamtkarte, andererseits wirkt sie der Schattenplastik Aegerters im Fels entgegen und läßt das Gelände in diesem Bereich verflachen.

Aegerters Werk wurde in meisterlicher Arbeit von Hans Rohn für den Druck auf Stein übertragen. Auch bei der Namenshebung wurden nicht nur ausgezeichnete Kenner der Gebirgsgruppe für die Erhebung herangezogen, sondern auch ein führender Namensforscher, Prof. Dr. Schatz, setzte sein Wissen zur Überprüfung ein.

Für die damalige Zeit war die AV-Karte Dachsteingebirge ein Meisterwerk. Sie übertraf die amtliche Karte bei weitem an geometrischer Genauigkeit, aber auch ihr bloßes Erscheinungsbild ließ an dem Vorsprung gegenüber anderen Karten nicht zweifeln. So war das Urteil der Fachleute, sie sei die schönste Alpenkarte einer Gebirgsgruppe im Maßstab 1:25 000, eine große Genugtuung für die aufwendige und schwierige Arbeit. Bei der Auflage 1958 war eine Aktualisierung der Gletscher notwendig, wobei Dipl.-Ing. Erwin Schneider die stereophotogrammetrische Aufnahme und Auswertung übernahm. Anschließend mußten Änderungen durch den Gletscherrückgang sowie einzelne topographische Nachträge zeichnerisch bearbeitet werden, für die Dipl.-Ing. Fritz Ebster verantwortlich war. Bei der Erhebung neuer Wege und Namen, die bei unseren Karten einen großen Stellenwert besitzen, stand uns der große Fachmann, Prof. Dr. Karl Finsterwalder, zur Seite.

Im Jahre 1975 erschien eine weitere Ausgabe der Dachsteinkarte mit einer völlig neuen Farbgestaltung. Der ausdruckslose Dreifarbendruck wurde durch einen anschaulicheren Sechsfarbendruck ersetzt. Die grünen Waldflächen, die rote Wegmarkierung sowie die roten und titelgrünen Ringerl für die Hütten bilden eine optisch prägnante Neuerung und Informationsbereicherung. Außerdem wurden die strichlierten 100er-Höhenlinien von durchgezogenen Linien ersetzt.

Die diesem Jahrbuch beiliegende Karte 1992 erfuhr eine umfangreiche Generalüberholung. Die in den letzten Jahren anfallenden Änderungen im Wegenetz erforderten eine komplette Geländebegehung. Unter der Leitung von Ing. Gerhart Moser wurde mit zwei Gehilfen in mühevoller Kleinarbeit jeder Weg, von der Forststraße bis zum schmalen Steiglein, aufgenommen und in der Karte eingezeichnet. Ein eigens organisierter Bildflug mit einem Sportflugzeug mit aufklappbarer Seitentüre diente zur Aktualisierung des Siedlungsbereichs und zur Erhebung der Vegetationszonen. Die Flughöhe bewegte sich zwischen 3000 m und 4000 m über NN, wobei für den flächendeckenden Streifenflug ein Weitwinkelobjektiv (Mittelformatkamera; $f = 45$ mm), für den Siedlungsbereich ein Normalobjektiv ($f = 80$ mm) verwendet wurde. So konnten anhand der Stereoluftbilder Latschen und Wald genau festgelegt und in der Karte farblich getrennt dargestellt werden. Es zeigen sich die Latschenzonen in Olivbraun und die Waldgebiete ohne Ringerlsignatur in Grün, jeweils durch eine Kontur umrahmt. Einen räumlichen Eindruck gewährt die Schummerung, die in feinsten Grauabstufungen das Gelände plastisch hervortreten läßt. Ein Service für den Skitourengeher sind die in der Karte rot punktierten Routen, die den Verlauf der Wintermarkierung darstellen. Für die Überprüfung der Namen stand uns, wie bei vielen anderen Alpenvereinskarten, der Linguist Dr. Franz Dotter zur Verfügung.

So wurde über Jahrzehnte hinweg die Arbeit vieler Menschen eingesetzt, um das Dachsteingebirge kartographisch festzuhalten. Neuerungen auf technischem Gebiet und die bestmögliche zeichnerische Darstellung enden nun in der letzten Auflage, die dem Wanderer und Bergsteiger ein steter Begleiter sein soll.



Face-Lifting fürs Nordwandgesicht

Metamorphosen im Verhältnis von Schein & Sein –
oder nur ein Wechselspiel des Scheins?

Elmar Landes

Ist das schwül heute! Schon nach den „Aufwärm“-Übungen vor dem Klettern bade ich in Schweiß. Und sehr bald jeweils in sich selbst ersticken wieder und wieder meine Ansätze, mir gedanklich vorweg schon die Bewegungsabläufe zurechtzulegen für die Kletterei, die ich mir vorgenommen habe. Statt dessen fallen mir, während ich in meine federleichten Kletterschuhe – Grundfarbe violett mit einem Stich ins Rot – schlüpfe und deren Bänderwerk – violett mit Stich ins Blau – schnüre, die Sätze ein, mit denen Martin Schwiersch das „marktgerechte Bild“ des heutigen Bergsteigers skizziert hat (in Heft 3/91 von „Jugend am Berg“):

... *Christophe Profit, in einem Chaos von Fels und Eis des Linceulls, seiner dritten Wand – lächelnd winkt er in die Kamera; Bruno Gouvy, soeben dem Laufsteg der Ispo entsprungen, mit dem Snowboard in haltlosen Steilrinnen – lediglich die Eisgeräte in seinen Händen signalisieren, daß das Ganze auch gefährlich sein könnte, schließlich Pokerface Tomo Česen: ein regungsloses Gesicht und eine unglaubliche Linie in einer unmöglichen Wand...*

... *strahlende, lässige Hochleister, knitterfrei auch nach dem dritten Bivak, souverän jede Schwierigkeit meistern.*

Die Botschaft, die beabsichtigt ist, könnte heißen: Schaut her, dies ist ein Spiel (deswegen brauche ich auch weder Helm noch einen Rucksack mit der Füllmenge für eine Daunenjacke). Schaut her, dieses Spiel ist Spaß: Ein Lächeln geht immer von den Lippen und eine Hand zum Winken habe ich auch immer frei. Schaut her, dies ist ein sauberes Spiel: Hier wird das Outfit nicht zerschunden. Der unbefangene Bildbetrachter reibt sich die Augen: Ist es denn nicht ein senkrecht Chaos, wo der Mann steht? Und was passiert, wenn ihm just in dem Augenblick, wo er gelassen in die Kamera winkt, ein Steigeisen „geht“? Bergsteigen als inszenierte Show.

Höchstleistungen gelassen aus dem Ärmel zu schütteln ist in, Der Bergsteiger der siebziger Jahre, übermüdet, ausgemergelt, noch voll unter dem Eindruck der überstandenen Gefahren und – disgusting! – mit einem Triangel in der Trainingshose ist out. Leiden, das in den „Nordwandgesichtern“ noch zu erkennen war, ist nicht mehr gefragt...

Links:
Loreley
alpin?

Idiom und Imagebildung

Gut! Nur – was wohl hatte es wirklich auf sich mit diesen „Nordwandgesichtern“? Karl Lukan wirft darauf einige Schlaglichter in dem Beitrag von Seite 9 bis 15; und in seinem Anekdotenbüchlein „Hauptsach‘ man weiß, wo der Berg steht“ (Neff Verlag, Wien, 1972) ist darüber folgendes zu lesen:

Als der Soldat Fritz Kasperek 1941 Fronturlaub bekam, wollte er erstmals im Winter die Hochtorn-Nordwand im Gesäuse angreifen. Sein Bergkamerad Sepp Brunhuber, Heeresbergführer in der Hochgebirgsschule Fulpmes, hatte allerdings Schwierigkeiten, gerade zu dieser Zeit Urlaub zu bekommen. Schließlich konnte er den Kommandeur davon überzeugen, daß er ein schwerkranker Mann sei und unbedingt nach Wien in Spezialistenbehandlung müsse.

Und dann las der Kommandeur die Zeitungsschlagzeilen: „Tollkühne Gebirgsjäger in der winterlichen Hochtorn-Nordwand!“ – Und schäumte, als er las, daß einer der Männer eben der schwerkranke Brunhuber war!

Disziplin wurde auch in der Heeres-Hochgebirgsschule groß geschrieben. Der Tatbestand an das Kriegsgericht lag schon zur Unterschrift bereit auf dem Tisch des Kommandeurs. Da verunglückte dieser tödlich mit dem Auto! Einer von den Männern, die dann mit Stahlhelm beim Begräbnis als Ehrengarde antraten, war Brunhuber. Der Tod des Kommandeurs hatte auch die Anzeige an das Kriegsgericht hinfällig gemacht. Viele kamen zu dem Begräbnis, nur um zu sehen, „welches Gesicht der Brunhuber dabei macht“.

Brunhuber, dem das alpine Idiom das Wort „Nordwandgesicht“ verdankt, demonstrierte bei diesem Begräbnis, was man unter einem Nordwandgesicht zu verstehen habe.

Unter den zahlreichen alpinliterarischen Köstlichkeiten, die uns dieser Karl Lukan beschert hat, ein besonderes „Gustostück!“ jeweils kündigt sich an, wenn er anhebt, seinen Freund und bergsteigerischen Lehrmeister Hans Schwanda zu schildern. Den kennt Lukans Lesergemeinde denn ausnehmend gut – auch als gewaltigen Jammerer. Knieerweichend sollen die Jeremia-den des Schwanda am Berg auf die unerschütterlichsten Gefährten sogar gewirkt haben – sofern die ihn nicht sehr gut kannten. Spezln freilich, die regelmäßig mit ihm unterwegs waren, wußten solange alles in beruhigender Ordnung, wie sich

Schwanda Klagen ins Bedrohliche für die Festigkeit selbst von Granit zu steigern schienen. Denn Anlaß zur Besorgnis gegeben, das hatte sie die Erfahrung gelehrt, war erst, wenn dem Schwanda einmal das Jammern verging.

Von einem recht ähnlich gelagerten Fall hat mir vor Jahrzehnten auf der Hopfürglhütte unter der Bischofsmütze der damals dort als Wirt waltende Wastl Lackner erzählt. Der – eigentlich selbst Repräsentant jener Urgeneration von Nordwandgesichtsträgern, doch als Träger bereits von schlohweißem Haar noch mit einem verschmitzt fröhlichen Geschau gesegnet, um das ihn später gewiß mancher in fremdenverkehrs-fördernder Animatorsfunktion tätige Naturbursch beneidet hätte: Dieser Wastl Lackner also war seinerzeit schon ein gefragter Führer – und zwar dies nicht im engeren Bereich seiner Hausberge bloß. So hatte ihn einst auch ein Kunde für eine Durchsteigung der Laliderer-Nordwand im Karwendel zu gewinnen versucht. Da der Tourennachweis, den der fremde Bergsteiger vorlegen konnte, dies wenig bedenklich erscheinen ließ, war der Wastl darauf eingegangen. Vor dem Einstieg allerdings eröffnete sich dieser Kunde dem Wastl eines gewissen Umstands wegen, der ihn offenbar schon eine Weile bedrückt hatte. Der Wastl möge sich nicht irritiert und betroffen fühlen, bat er, wenn sein Nachsteiger während des Kletterns in lautes Weh- und Klagegeschrei ausbräche. Das sei nicht ernst zu nehmen, beruhige ihn aber, wohingegen er ohne ein solches Ventil nur verkrampe. Wie gesagt, so geschehen: Hemmungslos das Schmerzgeheul über den Abschied von der Welt der Täler, in welche die Seilschaft nicht wieder zurückkehren würde, das an diesem Tag aus der Laliderer-Nordwand schallte! Wüst die Anklagen gegen den Wastl, der sich und seinen Schutzbefohlenen ins sichere Verderben führe! Schaurig das Gewimmer des hilflos einem ausweglosen Schicksal Verfallenen! Ja, es mochte scheinen, daß der genius loci in diesem düsteren Gemäuer den Wehklagenden mit ganz außerordentlicher Ausdruckskraft erfüllte. „Dabei is’ der g’stiegen wie ein junger Herrgott“: So der Wastl, der, unumwölkten Gemüts offenbar, diese Eruptionen aus tiefsten Gefühlskrätern als willkommenen Kurzweil zu nehmen verstand – und seinen Gefährten so, wie er eben zu nehmen war: Bestes Einvernehmen also innerhalb der Seilschaft, das einen harmonischen Ablauf der Tour fast wie naturgesetzlich zur Folge hatte.

Sonderlich das zweite Beispiel legt den Schluß nahe, daß die Wehklagen auch von entsprechender Mimik begleitet waren; und es kennzeichnet das bewußt ungezügeltere Verhalten deutlich als Abwehrreaktion. Als solche ist sicherlich auch das Beispiel Schwanda nicht ganz fehlgedeutet; wenngleich die parodistische Übertreibung, also ein gewissermaßen künstlerisches Moment, in dieser Art von Abwehrreaktion unverkennbar vorherrscht. Beiden Fällen gleich ist immerhin, daß die Reaktionen vom Bewußtsein gesteuert sind, sich in eine mehr oder weniger unentschiedene Situation begeben zu haben. Und so gesehen passen derartige Reaktionen, ihrer psychohygienischen Funktion ungeachtet, doch in ein bestimmtes, zeit- und fallweise sogar stimmiges Bild des Bergsteigers: Ins Bild eben des, vom lang nachwirkenden, entsprechend stil- und kitschbildenden

Original inspiriert, häufig gemimten (Nordwandgesichter am Gimpel-Westgrat), nicht zu selten allerdings tatsächlich erlebten (und auch erlittenen) „Heldentums“ (im Sinne von Risikobereitschaft), in „Lumpen und Loden“ (umständehalber) und jenseits einer beifallswilligen Öffentlichkeit (meist ebenfalls umständehalber).

Solch wirkungsgeschichtlichen Einfluß scheint das Bild – ob Original oder Kopie – unterdessen verloren, äußerstenfalls aber eingetauscht zu haben gegen den einer Karikatur des nicht zeit-, folglich überhaupt ungemäßen. Überblendet indessen wird es nun von einem neuen Bild, das die bergsteigende Menschheit eher als ein fröhliches Volk von bunten Vögeln zeigt: von einem Bild also, zu dem – als Parodie selbst – weder Lumpen und Loden noch Nordwandgesichter oder Jammern und Wehklagen passen wollen. Schon deshalb nicht, gewiß, weil zunehmend auch die Züge von Bergsteigerinnen dieses Bild mitprägen! Ganz gewiß aber trifft für das Bild – pardon! – das Image der BergsteigerInnen von heute vor allem zu, daß der „Markt“ sie, und sie den Markt für sich entdeckt haben: Also auch ein flirrendes Wechselspiel von Werbewirksamkeit und Feeling, das in dem neuen Bild wahrzunehmen ist.

BergsteigerInnen somit in farbenfrohem Outfit und auch sprachlich marktgerecht gestylt, also pink und positiv im Thinking, dementsprechend motiviert, die heutzutage in Fels und Eis und höchsten Höhen Leistungen erbringen, die vor Jahren und erst recht vor kaum mehr als einem Jahrzehnt noch nicht einmal traumreif waren? Müssen sich deshalb die einstigen Träger von Nordwandgesichtern – auch die der nicht gemimten – heute vorkommen wie in der beliebten Zirkusnummer ein Obelix von Gewichtheber, der nach mordsmäßigem Vorbereitungsbrimborium und äußerster Anstrengung die mit überdimensionalen Gewichten bestückte Hantel endlich doch zur Hochstrecke gebracht hat – und dann zuschauen muß, wie ein lebenswürdig zerbrechliches Männlein von Clown das Riesentrumm mit einer Hand in die Höhe schwingt und, es lässig mit den Fingern dirigierend, wie einen Rotor über dem Kopf kreisen läßt??

Hommage an Oswald Gabriel Haupt

Davor bewahre alle, die je ein Nordwandgesicht getragen haben, Reinhold Messner!

Der verwies auf seine Prädestination für dieses Anwaltsamt einmal mehr sehr eindringlich mit einem Aufsatz in Heft 49 vom Juni '91 der Zeitschrift „Berge“. Darin verbindet er Betrachtungen über die Civetta-Nordwestwand mit einer verdienstvollen, da längst überfälligen Hommage an den ebenso bedeutenden wie weitgehend unbeachteten Bergsteiger Oswald Gabriel Haupt. Dazu einige Zitate:

... Es ist also verständlich, daß der Klassiker „Solleder“ die alte „Haupt-Route“ im rechten Wandteil aus den alpinen Blättern und Jahrbüchern verdrängte. Es ist aber auch ein Fehler, wenn damit auch der Kletterer Haupt vergessen wird. Im Gegenteil, O.G. Haupt gehört zu den bedeutendsten Bergsteigern der alpinen

Geschichte. Am 30. Juli 1910 hatten Oswald Gabriel Haupt und Karl Löffel einen direkten Durchstieg durch die Nordwand der Kleinen Civetta gefunden. [...] Die Kletterstrecke der „Solleder“ (1400 m) ist kürzer als die der „Haupt“ (1500 m). Die Schwierigkeiten sind etwa gleich groß, wobei die „Solleder“ ein Mehr an Kletterstellen im sechsten Schwierigkeitsgrad aufweist, der kurz vorher als die Grenze des Kletterbaren definiert worden war. [...] Nach nur zwei Wiederholungen mit Varianten innerhalb von 80 Jahren (Vittorio Ratti und Luigi Esposito 1937 und Giuliano De Marchi und Alessandro Masucci 1985) muß nicht nur in Betracht gezogen werden, daß 1910 mit der „Haupt-Löffel“ der erste sechste Grad der Klettergeschichte verwirklicht worden ist, sondern auch Oswald Gabriel Haupt als wichtige Persönlichkeit der Alpinistik gewürdigt werden. [...] Oswald Gabriel Haupt war ein Turnlehrer aus Würzburg, der in den Sommern zwischen 1905 und 1913 in die Dolomiten zum Bergsteigen kam. Der großgewachsene Athlet kletterte hauptsächlich mit Kameraden aus Würzburg (Karl Löffel z. B.) und einem Kreis von Freunden um die Brüder Kiene aus Bozen. Er soll ein reiner Felskletterer und muß ein kauziger Typ gewesen sein, der mit seiner Adlernase im „tierischen Gesicht“ oft ausgesehen haben muß wie ein Hinterwäldler von der Alm. [...] Als Kletterer war er vorsichtig, erfahren und ausgestattet mit jenem feinen Instinkt für Orientierung, Fels und Wetterbeschaffenheit, der die wenigen Klettergenies auszeichnet. Das gerade noch Machbare errechnen sie nicht, sie machen es. [...] Was geschah mit der „Haupt-Löffel“ auf die Kleine Civetta? Sie geriet in Vergessenheit. Zu Lebzeiten Haupts hatte sie den „Fehler“, auf einem Nebengipfel zu enden, später wurde sie von der „Solleder“ in den Schatten gestellt und diese in den 60er Jahren von der „Philipp“ verdrängt. Heute aber müßte sich das Karussell wieder umgekehrt haben, wenn es von „ehrlichen“ Werten gedreht würde. Die Tatsache, daß die „Kleine Civetta“ (3207 m), ursprünglich als „Südgipfel“ geführt, ein Dutzend Meter niedriger ist als der Hauptgipfel (3220 m), zählt nicht mehr. „Nicht der Gipfel, der Weg ist das Ziel.“! Es heißt sogar, heute zähle das Wie. Soll ich das glauben? Beweisen die Trends nicht das Gegenteil! Es gibt in der Civetta heute keine längere, gefährlichere und erstere Kletterroute als die „Haupt“. Im weitesten Sinne des Wortes auch keine schwierigere. Niemand wiederholt sie. [...] Für mich steht fest: Oswald Gabriel Haupt war der beste Kletterer seiner Zeit! Wer es nicht glaubt, möge seine Route in der Civetta wiederholen. Der brüchige Fels, die Nässe, die Ausgesetztheit, kaum Möglichkeiten für Sicherungen machen sie heute noch „schwer wiederholbar“. [...] Die „Haupt-Route“ in der Civetta ist heute in ihrer Gesamtschwierigkeit höher einzustufen als die „Solleder“ und diese höher als die „Philipp“. Diese Aussage stellt die alpine Geschichte auf den Kopf und die junge Klettergeneration hoffentlich vor viele Fragen. Die Gefahr, die es heute durch „Superprotektion“ auszuschalten gilt, war und ist ein wesentliches und motivierendes Element in der Alpenskala ...

Das Element Gefahr

Was Reinhold Messner da sehr nachdrücklich in Frage stellt, ist sonderlich also die Neigung vieler Kletterer, die Gefahr nicht wie er als „ein wesentliches und motivierendes Element in der Alpenskala“ zu begreifen, sie vielmehr nach Möglichkeit auszuschalten oder zu vermeiden. Daß dem so ist, dafür spricht auch zum Beispiel das immer schon eher zurückhaltende und weiterhin, im Vergleich zur Gesamtentwicklung im Bergsport jedenfalls, deutlich abnehmende Interesse an Wanddurchstiegen wie jenen von Norden auf die Praxmarerkspitzen im Karwendel (Hermann Buhl: „Der sterbende Berg“), oder am Winterbergsteigen.

Freilich, Reinhold Messners Gabe, sich in apodiktischen Kernsätzen auszusprechen, reizt doch sehr zum Beckmessern ihm gegenüber. Wer sich dazu hinreißen läßt, muß indessen vorsichtig sein. Gewiß ist es bemerkenswert kühn, so schlankeweg zu behaupten, an der „Haupt-Löffel“ habe es im Verlauf von 80 Jahren lediglich zwei Wiederholungen gegeben. Ganz abgesehen davon, daß die Geschichts(fest-)schreiber des Alpinismus, deren Blick nicht einmal geschärft genug erscheint, die Taten eines Oswald Gabriel Haupt angemessen wahrzunehmen, sich ja erst recht unzulänglich über derartige Wiederholungsbegehungen informiert zeigen könnten: In Karl Lukans (Herausgeber) „Großem Dolomitenbuch“ (Verlag Anton Schroll, Wien; 1965) ist tatsächlich eine weitere und sogar schon – relativ – frühzeitig, nämlich 1929, erfolgte Begehung der „Haupt-Löffel“ an der Kleinen Civetta erwähnt. Wenn man dazu allerdings erfährt, daß die Cortineser Seilschaft A. und G. Dimai, F. Terschak und G. Degregorio damals in der Wand biwakieren mußte, während Haupt und Löffel den Durchstieg in 10 Stunden geschafft hatten, wenn man zudem weiß, daß die beiden Dimais eben jene waren, die 1933 wesentlichen Anteil an der Erstbegehung der Großen Zinne-Nordwand (Dimai-Comici-Führe) haben sollten, dann unterstreicht das nur, was Messner über Oswald Gabriel Haupt und seine Civettaroute sagt.

Vorsichtig einzuwenden Messners Aussagen und Wertungen gegenüber wäre zudem vielleicht, daß es natürlich Gründe gibt, deretwegen Haupt und Löffel nicht schon dort eingestiegen sind in die Wand, wo das später Solleder und Lettenbauer, Comici und Benedetti oder schließlich Philipp und Flamm taten (die dort jeweils zu ihrer Zeit im übrigen die Wand ebenfalls im Ur-, also nicht in einem durch viele Begeher präparierten Zustand vorfanden). Doch darauf geht Reinhold Messner selbst ein in seinem Artikel, wenngleich einer etwas anderen Argumentationslinie folgend als der hier ausgelegten. Er schreibt:

Oswald Gabriel Haupt, dieser illustre Unbekannte, war kein moderner Kletterer. [...] Er hat seine Grenzen akzeptiert. Wo er ohne künstliche Hilfsmittel nicht hinkam, ging er nicht hin. Für ihn gab es „Tabuzonen“ im „Ökosystem Fels“. Er respektierte die für ihn in Freikletterei nicht überwindbaren Wände als für ihn unzugänglich...“

Haupt und Löffel haben 1910 also bei ihrer Routenwahl sicherlich bewußt die abschätzbar größeren „objektiven“ Gefahren in dem viel stärker zergliederten, folglich aller Voraussicht nach

⁴ gemeint ist: vor der Erstbegehung der Solleder-Lettenbauer-Führe 1925.



Foto: Wolfgang Sauer

weniger schwierig zu kletternden Wandteil rechts der „Solleder“ in Kauf genommen. Mit dieser Feststellung sei nicht in Abrede gestellt, daß Haupt an der Civetta – und nicht nur dort – schon die eine oder andere Stelle einer absoluten Schwierigkeit geklettert sein mag, die allgemeiner Einschätzung zufolge erst Kletterer späterer Jahre erreicht haben sollen.* Dennoch: unterstreicht das Beispiel nicht allzu deutlich, daß das, was Reinhold Messner zurecht so hohen Respekt vor der Leistung Haupts abnötigt, durch den Schwierigkeitsgrad allein, da von anderen Bewertungskriterien viel stärker mitbestimmt, eben nicht ausdrückbar ist? Zugegeben, auch dieser Aspekt klingt immerhin an in Messners Aufsatz. Dort allerdings doch derart „zwischen den Zeilen“, daß es angezeigt erscheint, ihn hier „expressis verbis“ aufzuzei-

gen. Und angezeigt scheint überdies der Hinweis darauf, daß auch Haupt und Lömpel nicht die ersten gewesen sind, die sich einen Weg über die Nordabstürze der Civetta bahnten. Das waren vielmehr knapp 15 Jahre vor den beiden, also 1895!, die Führer A. Dimai und G. Siorpaes mit den Briten J. S. Philimore und A. G. Ragnor. Deren Route verläuft wiederum um einiges rechts der „Haupt-Lömpel“. Ihre Linienführung ist alles andere als direkt, sondern so verwickelt, daß es Wiederholer sicher noch um einiges schwerer haben als an der „Haupt-Lömpel“, den Weg ihrer Vorgänger jeweils auf den Meter (oder auch auf 10, 20, 50 m ...) genau wiederzufinden; sofern der überhaupt „originalgetreu“ wieder auffindbar, also nicht durch Felsausbrüche oder andere Einflüsse da und dort deutlich verändert ist. „Gefahren, deren Ursachen in der Natur begründet liegen“ (Reinhold Messner) wird ein Begeher dieser Route „mit Sicherheit“ ebenfalls zahlreichen begegnen. Und daß ihm daran Stellen von einer Schwierigkeit unterkommen, die er an einem Anstieg „aus dem vorigen Jahrhundert“ nie erwartet hätte, kann ich mir lebhaft vorstellen. Verschwindend gering ist denn erwartungsgemäß die Zahl bekanntgewordener Begehungen auch dieser Route.

* solche Irrtümer sind keineswegs unwahrscheinlich, vielmehr durch die auch von Messner erwähnte Umstellung der Schwierigkeitsskala von fünf auf sechs Grade geradezu vorprogrammiert. Vor der Umstellung nämlich waren alle Schwierigkeiten von etwa IV+ aufwärts im Grad V zusammengefaßt. Nach der Umstellung aber wurde diese Bezifferung vor allem für alle unbekannteren Routen beibehalten: ein ganz ähnlicher Effekt also wie der nach der Öffnung der Skala über VI hinaus 1977 zu beobachtende.

Kein Einzelbeispiel

Derartige Beispiele aber, wenn vielleicht schon nicht von derselben Preisklasse wie an der Civettawand, so doch gleich berechtigt ganz ähnliche Zusammenhänge aufweisend, gibt es zahlreich genug auch anderswo. Was die Preisklasse betrifft zwar geradezu ein Billigangebot, doch ein eben wegen seiner Reduzierung aufs Kleinformat verdeutlichendes Beispiel ist der Rädlergrat in den Allgäuer Bergen. Erstmals überklettert hat den 1910 der Oberstdorfer Oberlehrer Karl Rädler. Die Schlüsselseillänge des Grats gilt heute als V+. Allerdings meiden die meisten Begeher – auch an Allgäuer Steilstgeschröf gewohnte Steiger – den Originalweg Rädlers, bevorzugen stattdessen eine klettertechnisch zwar schwierigere, aber in kompakterem Fels besser, beziehungsweise überhaupt einigermaßen abzusichernde Variante.

Ein anderes Beispiel von deutlich eindrucksvollerem Format, das sich sogar neben einer Civetta nicht zu verstecken braucht, sind die in unmittelbarer Nachbarschaft der berühmten Lalidererwände zu findenden Nordanstiege auf die Nördliche Sonnenspitze im Karwendel. Dort gibt es einen laut AV-Führer immerhin mit IV–V zu bewertenden Wandanstieg aus dem Jahr 1905, der seither ebenso gründlich in Vergessenheit geraten ist wie sein Erstbegeher namens Recknagel. Rühmlichst bekanntgeworden ist dagegen Otto „Rambo“ Herzog. Das gilt ebenso für die meisten der großen Anstiege, die der gerade auch im Karwendel erschlossen hat – nur nicht für seine Nordkantenführe auf die Sonnenspitze aus dem Jahr 1913 (laut Führer V). Die immerhin hat Ende der sechziger Jahre einmal der Münchner Bergsteiger Klaus Werner wiederholt, dessen umfassende Tourenenerfahrung im gesamten Alpenraum damals gewiß der keines – selbst weit berühmterer – Zeitgenossen nachstand. Während aber „Klausis“ Auskünfte über teils heute noch zuhöchst im Kurs stehende Touren in der Regel eher gemütlich, zur Nachahmung anregend, klangen – von der Nordkante auf die Nördliche Sonnenspitze hat er immer nur mit gewaltigem Respekt berichtet (Foto s. S. 86).

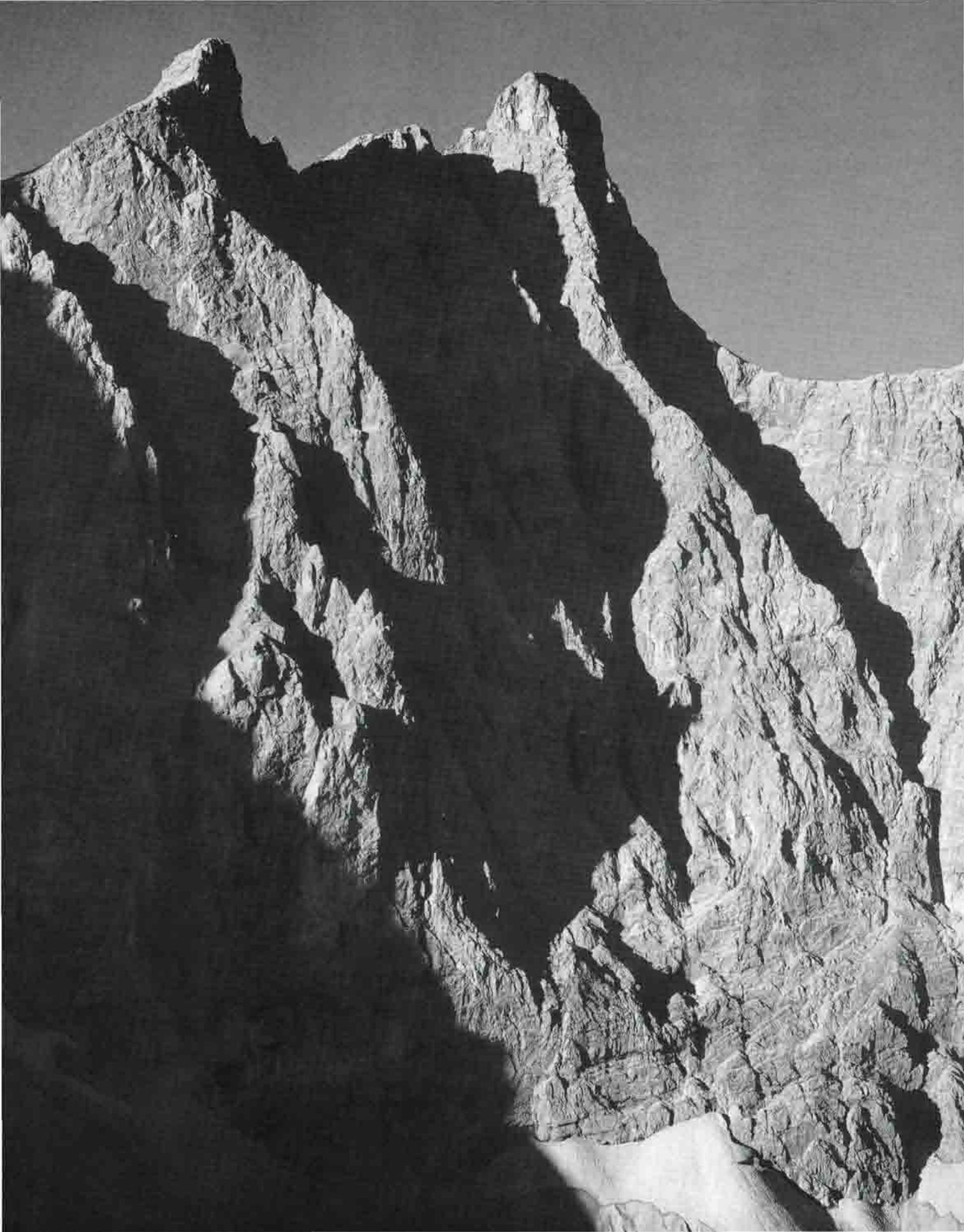
Mit ähnlichen Beispielen indessen von Routen, die einmal und dann nur höchst selten oder auch gar nie wieder durchstiegen wurden – dies aber nicht übergroßer Schwierigkeiten, sondern unverantwortbarer, beziehungsweise im Vergleich zum Ziel (gemeint ist dabei durchaus der – besonders genußreiche oder schwierige Kletterei etwa bietende – Weg als Ziel) als unverantwortbar empfundener „Rahmenbedingungen“ wegen –: mit solchen Beispielen aufzuwarten vermag gewiß jeder Gebietskenner alpenauf und alpenab. Sehr weit ab von dem, was also offenkundig von früh an als Gepflogenheit unter den Alpinisten zu beobachten ist –: sehr weit ab davon liegen somit die Vorstellungen von einer sinnvollen Weiterentwicklung des Sportkletterns im Hochgebirge wohl nicht, die neuerdings Kurt Albert, Wolfgang Güllich und Bernd Arnold mit ihren Routenschöpfungen von „Eternal Flame“ am Nameless Tower (Karakorum) und „Riders on the Storm“ am Großen Paineturm (Patagonien) zum Ausdruck gebracht haben. Zur bündigen Erläuterung dieser Vorstellung zitiert Wolfgang Güllich im AV-Jahrbuch BERG '91 den Polen

Wojciech Kurtyca mit dem Satz: „Viele Leute haben eine passable Kondition und nehmen hohes Risiko auf sich. Mittenrein in die objektiven Gefahren, um steiles, technisch anspruchsvolles Gelände zu meiden. Dort jedoch – also im steilen, aber „objektiv“ weniger gefährlichen Gelände – wäre das Neuland, wohin man auch schaut.

Kletter- beziehungsweise Bergsteigerziele können also, ihrer Vielgestaltigkeit entsprechend, vielgestaltig-unterschiedliche Bedingungen und daraus resultierende Anforderungen stellen. Diese nicht mit einem einzigen Bewertungsschlüssel offenlegen zu wollen, sondern mit einem ausreichend bestückten Bund unterschiedlicher Schlüssel, erscheint infolgedessen als einleuchtend. So bedeutet, für die sinnvolle Maßnahme einer ausreichend differenzierenden Einzel- und Gesamtbewertung solcher Ziele zu plädieren, denn eigentlich auch, einen alten Hut anzupreisen. Solche Bewertungsmodelle gibt es ja längst: zum Beispiel die E-Wertung der Briten für die psychischen Anforderungen einer Route. Oder die Zusatzskala in römischen Ziffern zur arabisch bezifferten Schwierigkeitsskala der Amerikaner, die allerdings nur Auskünfte über die Länge einer Tour gibt. Nicht zuletzt die Aussagen, die die UIAA neben den Schwierigkeitsangaben vom sogenannten „Beschreibungskopf“ einer Route fordert. Daran dennoch zu erinnern, dazu reizen, wenn zwar auch, so doch zum wenigsten, einige provokant generalisierende Aussagen aus dem Civetta-Artikel Reinhold Messners (zu welchen der ja womöglich seinerseits sich durch Sätze wie oben von Güllich zitiert gedrängt fühlte). Dazu heraus fordert weit mehr gewiß der Trend einiger der Aktiven, die das „neue Gesicht“ des Bergsteigens prägen, ebenfalls, zuvorderst indessen der ihres wachsenden Publikums, ihrer Sponsoren, der meinungsbildenden Veröffentlichungen und der daraus sich bildenden öffentlichen Meinung, der zwischen Meinungs(aus)forschung und Meinungsmache fluktuierenden Werbung; kurz: der Trend markt- und meinungsbestimmender Kräfte, auch die vielschichtigste Leistung über einen einzigen – marktgerechten – Kamm zu scheren. Dazu vorzugsweise indessen eignet sich beim Klettern oder extremen Bergsteigen halt eine Schwierigkeitsbezeichnung von publikumswirksamer Eindeutigkeit!

Emanzipation der Spielformen

Einem gewaltigen Verstoß wider den Geist solcher Eindeutigkeit gleich kommt natürlich, was Richard Goedeke in seinem Plädoyer „für die Ehrlichkeit sportlicher Leistung beim Klettern“ (in BERG '91) an Ideen und Vorschlägen entwickelt. Gründen letztere doch auf eben der Einsicht in die Vielfalt unterschiedlicher Bedingungen, die die vielgestaltige (Gebirgs-)Natur dem Kletterer von sich aus vorgibt. Bedingungen, die indessen durch den Einsatz von Technik (und sei's ausschließlich zum Zweck der Sicherung), auch durch mehr oder weniger genaue Information über ihre Beschaffenheit oder andere Einflüsse veränderbar sind: Die aufgrund unterschiedlichst gelagerter Anforderungen also unterschiedlichste Betätigungsmöglichkeiten bieten.



Und eben letztere will Richard Goedeke im einzelnen weit genauer noch unterschieden und gekennzeichnet wissen, als das bisher schon durch Klassifikationen wie „A. F.“, „Rotkreis“, „Rotpunkt“, „on sight“, „flash“ und andere mehr üblich ist.

So tüftelig Goedeke's Anregungen anmuten, sie sind aus praxisbezogen subtiler Analyse gewonnen*. Eben deshalb sind sie auch als Indiz zu werten dafür, daß sich – wie in anderen Bereichen des Sports längst geschehen – die zahlreichen Ausführungsformen des Bergsteigens ebenfalls ihrem gemeinsamen Ursprung gegenüber, nämlich als notwendige Übung für „große“, ständig wechselnde Anforderungen stellende Bergfahrten, verselbständigen – respektive, um dem Sprachstyling der Zeit zu genügen: emanzipieren.

Angebracht ist von dieser Stelle aus einmal mehr ein Seitenblick darauf, daß – angestoßen vom Sportklettern – der Bergsport insgesamt seit anderthalb Jahrzehnten etwa eine Entwicklung im Zeitraffer nachholt, die sich in anderen Sportarten über ein dreiviertel Jahrhundert und länger bereits hinzieht. Das gilt sowohl für Entwicklungen auf dem Gebiet der Trainingswissenschaft oder der Sportmedizin als auch, und das ganz besonders, auf dem der Verflechtung des Sports mit soziologischen Gegebenheiten – also auch solchen des „Marktes“ im weitesten Sinn. Zum Beispiel aber in der Leichtathletik – um folgendes an einer der klassischen Sportarten darzulegen, deren Einzeldisziplinen sich ja gleichermaßen aus gemeinsamen Ursprüngen (Anforderungen bei Jagd, kriegerischen Auseinandersetzungen, teils auch Landbestellung) emanzipiert haben: In der Leichtathletik also empfindet es gewiß jedermann als unsinnig, Stabhochspringer, Kugelstoßer, Marathonläufer und Sprinter gegeneinander in einer Weitsprungkonkurrenz antreten zu lassen und den Sieger dabei als besten Leichtathleten zu feiern. Gewiß gelten die Zehnkämpfer als die „Könige der Leichtathletik“. Doch ob sie als solche lediglich in der Sportberichterstattung oder gleichfalls tatsächlich in der Publikumsgunst gelten, sei dahingestellt. Außerdem – und auch das paßt in den Vergleich: Wer die Einzelergebnisse dieser Zehnkämpfer mit den entsprechenden Spitzenleistungen der Spezialisten in den jeweiligen Disziplinen vergleicht, wird dabei doch mehr als nur Nuancen feststellen, die die Unterschiede ausmachen.

Ein abermaliger Rückschluß indessen vom Beispiel der Leichtathletik zum Bergsteigen deutet auf eine gewisse Wahrscheinlichkeit desweiteren hin: Darauf nämlich, daß es dort ebenfalls – entwicklungs- sowohl wie auch erschließungsbedingt in der einen der sich „emanzipierenden“ Einzeldisziplinen mehr, in der anderen weniger – einen Motivationswandel geben wird. Und zwar dies insofern, als das Interesse an der einmaligen, beispielhaften Tat, sei's absolut gesehen die der Erschließer, oder,

persönlich gesehen, die jedes Einzelnen, der sich auf den Spuren der Erschließer zu bewähren versucht –, daß sich dieses Interesse wandeln wird hin zum Streben danach, durch oftmalige Wiederholung (annähernd) derselben Übung, sich immer wieder neuen Leistungsvergleichen in eben dieser Übung zu stellen. Das ist zum Teil ja Realität bereits: Im Wettkampfklettern am deutlichsten, gewiß. Doch dieser Realität entsprechen auch die sogenannten Enchainements, also das Bestreben, meist im Alleingang möglichst viele (tunlichst von vorherigen Begehungen her bekannte) Wanddurchstiege innerhalb einer bestimmten Zeitspanne aneinanderzureihen; oder Rekordläufe auf Achttausendergipfel (freilich in Spuren, die vorher andere für die Läufer gelegt haben).

Wie Reinhold Messner solchen Erscheinungen im einzelnen gegenübersteht, wollen wir hier nicht näher beleuchten. Sollten sie ihn allerdings, bei allem Bemühen um Toleranz, doch eher befremden, wäre das freilich zu gut nur zu verstehen. Denn als Expeditionsbergsteiger verkörpert Reinhold Messner ja wie kein anderer die Wendephase der Entwicklung, worin das vorrangige Interesse, die Gipfel zu erreichen, zunehmend umschlägt in eines, die Gipfel über bestimmte neue und immer schwierigere Anstiege, oder in bestimmter Manier (ohne Flaschensauerstoff, im Alpinstil) zu erreichen. In dieser Rolle ist er weit über die Bergsteigerszene hinaus bekannt geworden. Doch lange vor seiner Karriere als Expeditionist hat Reinhold Messner ja als Alpenbergsteiger und -kletterer durch seine Unternehmungen ebenfalls entwicklungsbedeutsame Zeichen gesetzt: Und zwar dies sehr früh schon in einer Phase des kaum noch angekränkelt wirkenden technokratischen Alpinismus im Sinne einer Rückbesinnung auf klassische, ja mitunter hin zum archaischen tendierende Formen des Bergsteigens. Daß Reinhold Messner indessen als Avantgardist eines – vielleicht einigermaßen überspitzt, aber mit großem Respekt gesagt – „neoarchaischen“ Stils beim Bergsteigen*, sich besonders von einer Persönlichkeit wie Oswald Gabriel Haupt** fasziniert zeigt, liegt nahe.

Anders als Rädler, der nie vorher und nie wieder nachher mit einer ähnlich markanten Tat wie das eine Mal an seinem Grat in Erscheinung getreten ist, hat Oswald Gabriel Haupt seine Klasse oftmals bestätigt; unter anderem durch „ein paar Dutzend“ (R. Messner) anspruchsvoller Neuanstiege. Etwas Besonderes war das Unternehmen an der Civetta aber gewiß auch für einen wie ihn. Welches Gesicht er während der Stunden in der Wand gemacht, ob und wie er sich abregiert hat, darüber können wir heute zwar nur mutmaßen. Was Messner mit seiner Hommage an Oswald Gabriel Haupt auch aufgezeigt hat, ist indessen, daß in der Gesamtphysiognomie der Bergsteigerschaft heutzutage Züge eines Nordwandgesichts deshalb kaum in Erscheinung

* damit sind auch die Kriterien angedeutet für die erneute Diskussion um Erschließungs- und Begehungsstile, die sich besonders an der jüngeren Entwicklung im „Kaiser“ entzündet hat, zu der aber natürlich auch aus verschiedenen Beiträgen in diesem Buch (s. S. 102 bis 112) unterschiedliche Aspekte anklingen.

** aus dem sich dann nach und nach das Sportklettern als so etwas wie eine Postmoderne entwickelt hat

** Messners Auffassung, bereits Haupt sei ein „postmoderner“ Bergsteiger gewesen, vermögen wir allerdings nicht zu folgen; denn zu dessen Zeit steckte die Moderne ja gerade erst in der Anfangsphase ihrer Entwicklung

treten, weil die überwiegende Mehrheit unterdessen am Berg Herausforderungen bevorzugt, denen Kriterien, die einer Civetawand zur Sonderstellung verhelfen, fehlen.

Zum Glück ist das so, können wir dazu eigentlich nur sagen. Wobei wir den Glücksfall zum wenigsten allerdings darin erkennen, weil sonst unter Umständen, unpassender bergsteigerischer Ambitionen wegen, Aussehen und Gehabe der Ausübenden weniger makellos ins lässig (werbe-)freundliche Image des Bergsteigens von heute paßte. Wesentlich ist angesichts der grassierenden Vermehrung der Bergsteigerschaft seit Hauptzeiten, daß andernfalls die Quote fataler Unfälle im Gebirge in entsprechendem Maß in die Höhe schnellte. (Und selbst „Künstlern“ am Berg, denen Messner bescheinigt, daß sie „es nicht nur im kleinen Finger“, sondern „auch im Kopf“ haben: das Gefühl nämlich und die Instinkte für Gefahren und den richtigen Umgang damit –; selbst solchen Künstlern können, besonders bei allzu permanenter Kunstausbübung, leider Kunstfehler unterlaufen – oder Situationen sich entgegenstellen, gegen die keine Kunst gewachsen ist. Denken wir nur an Jerzy Kukuczka, den Erfolgreichen, der an der Lhotse-Südwand unweit, gemessen an dortigen Dimensionen, vom Gipfel in den Tod stürzte; oder an Klaus Werner, den mit allen Wassern der Alpineraufstieg Gewaschenen, dem dasselbe 20 Meter überm Einstieg zur Aiguille Plan-Nordwand widerfuhr. Oder denken wir auch an Oswald Gabriel Haupt, der 1916 in der Schüsselkar-Nordwand ums Leben kam.)

Dem Publikum, was des Publikums ist

Weil also die Nordwände „out“ sind – jedenfalls für die Mehrheit derer, die heute irgend eine Spielart des Bergsports betreiben – sind auch kaum noch Nordwandgesichter wahrzunehmen – und schon gar keine „leidenden“!

Wirklich? Oder zeigt nicht in der groß gewordenen Sippschaft bergsteigerischer Spielformen selbst das eindeutigste Kind dieser Zeit, des öffentlichen Interesses liebstes Kind denn auch, das Wettkampfklettern, mitunter ein einprägsam anderes als sein „knitterfreies“ Publikumsgesicht? Hinter den Kulissen, wo die StarterInnen ihrem Auftritt entgegenhoffen und -bängen, zum Beispiel?

Meinen weiteren Eingebungen vorausschicken sollte ich vorsichtshalber, daß ich sowohl WettkampfkletterInnen als den Reinhold Messner und auch – den Thomas Bubendorfer schätze. So darf ich vielleicht hoffen, daß mir's niemand als Bosheit auslegt, wenn an dieser Stelle ausgerechnet letzterer in die Bildfläche meiner Betrachtungen tritt. Immerhin wird, wenn ich das richtig beobachte, dieser Thomas Bubendorfer ebenso herb gescholten wie insgeheim oder offen auch bewundert* dafür, daß er dem Wunschbild eines markt- und mediengerech-

ten Bergsteigers ziemlich nahekommt offenbar. Und dies, obwohl er nicht klettern kann! So hör' ich das jedenfalls aus Sportkletterkreisen. Das gibt mir zu denken; auch natürlich der Frage wegen, was ich dann selbst je im Fels getrieben habe. Doch so genau will ich das letztlich lieber doch nicht wissen; umso genauer dagegen, was in so einem Nichtkletterer vorgehen muß, wenn er sich dennoch drauf einläßt, fürs Fernsehen zuerst immerhin die Nordwände der Westlichen (Cassin), der Großen (Comici) und der Kleinen Zinne zu erklimmen, dann die Südwand der Marmolada (Quixote) und schließlich am selben Tag noch die berühmte „Via Niagara“ an der Pordoi-Nordwestwand: solo! Also ohne „Netz und doppelten Boden“. Welch ein Gesicht setzt er dazu auf? Das interessiert mich umso mehr, weil auch der besonnene, Über- wie Untertreibungen abholde Sepp Gschwendtner glaubt, die ganz großen Schwierigkeiten habe „der Bubendorfer“ als Kletterer wohl wirklich „nicht drauf“. Und dennoch wagt sich dieser im Verlauf des oben geschilderten Unternehmens an den siebten Grad immerhin – indem er die „Comici“ an der Großen Zinne „Rotpunkt“ klettert! Daß er's dabei obendrein fertigbringt, der Kamera (das Gesicht) zu geben, das der Kamera gebührt, verlangt wohl das Geschäft. Wenn er sich freilich dem Medium Schrift anvertrauen darf wie im Jahrbuch BERG '90, dann allerdings verbirgt ein anderes Gesicht auch er nicht. Zum Beispiel, wenn er sich daran erinnert, wie er endlich der „Via Niagara“ aufs flache Schuttband der Pordoi-Nordwestwand entsteigt und seine (Ab-)Reaktion so beschreibt: *Ich sinke auf die Knie und brülle, brülle mir alle Angst und die zurückgedrängte Panik aus dem Leib ... Was für eine unendliche Erleichterung.*

Wandlungen und Parallelen

Von Reinhold Messners eigener Bergsteigerbiographie her unschwer zu begreifen ist, daß er heute die Kletterkünste eines Wolfgang Güllich geringer schätzt als bergsteigerische „Genialität“ im Stelldichein mit der Gefahr als „wesentlichem und motivierendem Element“ (Messner), wie sie zuletzt am vollkommensten wohl ein Tomo Česen bewiesen hat; oder unter den Frauen, nach einem sehr erfolgreichen Intermezzo in der Szene des Wettkampfkletterns, Catherine Destivelle. Genau damit korrespondiert zudem Messners Neigung, im alpingeschichtlichen Rückblick einen Paul Preuß oder Oswald Gabriel Haupt hochrangiger einzuschätzen als einen Hans Dülfer. Nicht so klar, zumindest auf den ersten Blick hin, erscheint, wieso sich Reinhold Messner offenbar – jedenfalls deuten darauf einige seiner Bemerkungen hin – an den Wettkampfkletterern weniger reibt als an Güllich. Doch möglicherweise liegt dies akkurat daran, daß das Treiben jener soweit jenseits all dessen liegt, was Reinhold Messner selbst je getan und gewollt hat, daß er sich davon weit weniger betroffen fühlt als von Güllichs Tätigkeit. Denn ganz unübersehbar haben doch gerade Wolfgang Güllich und Kurt Albert, über Jahre hinweg Wegbereiter, Ideen- und Leistungsträger der Sportkletterbewegung, dieser als Alternative zum Wettkampf den Weg „Zurück in die Berge“ (so der Titel von

* er hatte wiederholt auf Managerseminaren über autogenes Training zu referieren; siehe außerdem seinen Beitrag ab Seite 103

Reinhold Messners Erstling als Buchautor) gewiesen – und zwar dies durch den Appell beispielhaften Tuns (was gewiß auch Messners Stärke immer gewesen ist)!

Natürlich ist einzuräumen, daß durch dieses Tun – jedenfalls durch dessen Ergebnis – ausgerechnet Albert und Güllich im Karakorum und in Patagonien nun sich als Protagonisten einer Stilart von Felsanstiegen hervorgetan haben, die der, die Dülfer und über die dreißiger bis in die fünfziger Jahre hinein die Generationen von Dülfers Epigonen vorwiegend in den Felsgebieten des Ostalpenraums durch ihre Routenkreationen geprägt haben, doch sehr nahe verwandt ist: Und dies trotz nicht zu übersehender alpingeschichtlich, also auch vom gewandelten Entwicklungsstand hinsichtlich verfügbarer Techniken, Erfahrungen und daraus abgeleiteter bergsteigerischer Logistik bedingter Unterschiede! Also: Es ist nicht abzustreiten, daß ausgerechnet Albert und Güllich im – entwicklungsbedingt modifizierten – Stil Dülfers und seiner Schule Zeichen nun auch in außeralpinen Hochgebirgen gesetzt haben. Ausgerechnet sie, die, wie kaum wer sonst, doch einmal der Sportkletterbewegung hierzulande als solcher erst Beine zu machen – die Kletterer der Abhängigkeit von technischen Krücken zu entwöhnen vermocht haben. Und zwar dies durch strikten Verzicht auf solche Mittelchen als Geh-Hilfe selbst in der maßvollen Dosis, die sich Dülfer und seine Meisterschüler noch erlaubt haben! Unbestreitbar bleibt aber zugleich, daß die Felsanstiege, die jene Meisterschüler* vor allem in den zwanziger und dreißiger Jahren geschaffen haben, nicht nur in den sechziger Jahren, also in einer Phase großer Abhängigkeit der Kletterer von der Technik als Krücke, geradezu legendären Respekt genossen, sondern sich einen solchen bis heute zu bewahren – oder wiederzugewinnen vermocht haben. Ebenso unbestreitbar gleichwohl ist dieser Respekt heute nur zum geringeren Teil noch auf die Anforderungen zurückzuführen, die diese Anstiege an die Kletterfähigkeit als solche stellen, sondern vorwiegend eben auf andere; zum Beispiel auf die, die Möglichkeit und Folgen eines Sturzes abzuwägen angesichts der häufigen und langen „runouts“ (Strecken ohne Sicherungspunkte), die das Markenzeichen solcher Anstiege sind. Daß Rahmenbedingungen wie an einer Civetta-Nordwestwand, an den Laliderern oder den Praxmarer Wänden geboten, solchen Respekt zu vervielfachen geeignet sind, braucht hier nicht wiedergekäut zu werden. Doch eine Anhäufung solcher und weiterer nicht eben lebensfreundlicher, darum Respekt vervielfachender Rahmenbedingungen ist es meist, die zum besonderen Nimbus beiträgt der Anstiege, die eine Elite jener legendären Bergsteigergeneration der zwanziger und dreißiger Jahre nach und nach auch in den Westalpen gewagt hat.

Auch Sepp Brunhuber – wir erinnern uns: laut Lukan der „Vater“ des Nordwandgesichts – hat jener Generation angehört. Und daß nicht er, sondern für ihn einspringend Heinrich Harrer 1938 Kaspareks Partner an der Eiger-Nordwand gewesen ist, hatte

ebenfalls mit Abkömmlichkeitsproblemen zu tun. Beredtes Zeugnis für die besondere Massierung lebenswidriger Bedingungen, die an dieser Eiger-Nordwand anzutreffen sind, legt auch ihre an Opfern reiche Ersteigungsgeschichte ab. Diese hat seit jenen dreißiger Jahren dem Nordabsturz des Eiger über Jahrzehnte hinweg den Ruf als „Mordwand“ eingetragen – und zugleich damit den als bestgeeignete Bühne für besonders dramatische Auftritte von Nordwandgesichtern.

Als „letztes Problem“, wie bis 1938 die Eiger-Nordwand in den Alpen, hat im Himalaya bis zum 24.4.1990 die Lhotse-Südwand gegolten. Eine Südwand zwar wohl, doch mit 3000 m Wandhöhe, bei 8511 m gipfend, eine, die der himalayagemäß überproportionierten Umstände, die Nordwandgesichter prägen, zuhauf bietet. Gelöst hat dieses Problem an jenem 24.4.1990 bekanntlich ein junger Alleingänger: der Slowene Tomo Česen, dem im Jahr zuvor bereits die Lösung eines ähnlichen Problems an einer auch ihrem Charakter entsprechend zur passenden Himmelsrichtung hin orientierten Wand gelungen war – an der Nordwand des 7710 m hohen Jannu.

Vergleichbar lebensbedrohende Verhältnisse wie an diesen Wänden sind zwar gewiß an den Anstiegen von Albert und Güllich (beziehungsweise Albert, Arnold und Güllich) auf den Kleinen Trangoturm (Karakorum) und den großen Paineturm (Patagonien) nicht anzutreffen –: wie in der Regel auch keine denen einer Eiger-Nordwand vergleichbaren an den Felswegen aus den zwanziger und dreißiger Jahren in den Dolomiten. Von „Pappe“ sind die am Trango-, besonders aber am Paineturm anzutreffenden nun allerdings auch nicht gerade. Nicht nur indessen, daß die Anforderungen an die bloße Kletterfertigkeit, mit denen Anstiege wie „Eternal Flame“ (auf den Trangoturm) oder „Riders on the Storm“ (auf den Paineturm) aufwarten, die an einer Lhotse-Süd- oder Jannu-Nordwand ähnlich deutlich übertreffen, wie die der erwähnten Dolomitenwege solche von Routen aus der nämlichen Epoche in den Westalpen –: respektbeischende „runouts“ würzen wie jene Dolomitenwege nicht zu zimperlich auch „Eternal Flame“ und „Riders on the Storm“ - und das bei Schwierigkeitsgraden bis IX immerhin! Situationen, geeignet dazu, einen besondern Gesichtsausdruck zu fördern, bieten also wohl auch diese Wände.

Indirekte Blickbestimmung

Das Mittel einer vergleichenden Gesichtskontrolle scheidet unschwer verstehbarer Gründe wegen freilich aus zur Klärung der Frage, ob und inwieweit sich seit Brunhubers oder schon Oswald Gabriel Haupts oder noch früherer Zeiten das Geschau der Bergsteiger in nordwandspezifischen (also mehr oder weniger unfreundlichen) Situationen tatsächlich gewandelt hat. Aber – erinnern wir uns an Bubendorfers Reaktion in der Pordoi-Nordwestwand – vielleicht ist's doch möglich, von überlieferten Äußerungen bekannter Bergsteiger über ihr Verhalten in bestimmten Situationen auf das Gesicht zu schließen, mit dem sie jener ins Auge geblickt haben.

* gemeint sind natürlich nicht nur Österreicher und Bayern, sondern Kletterer jeglicher Volkszugehörigkeit, die sich vom Beispiel Dülfers hatten inspirieren lassen

Wenn wir bei diesem Unterfangen es uns allerdings untersagen, gezielt nach Zitaten zu suchen, die möglichst genau zu der Antwort passen, der wir selber zuneigen in dieser Frage, dann könnten wir stattdessen zum Beispiel auf die Vorurteilslosigkeit des Zufalls setzen und wahllos die Zitate als Beleg anerkennen, die dort zu finden sind (oder auch nicht), wo die erste Vermutung dies naheliegend erscheinen läßt. Wenn wir so vorgehen, dann könnte sich's freilich auch ergeben, daß wir uns ziemlich weit in die „Vor-Nordwandära“ zurückbegeben müssen, wollen wir auf kernige Sprüche stoßen, die so recht zu einem Nordwandgesicht zu passen scheinen.

Auf den zum Beispiel: *Rase der Sturm mit zehnfacher Gewalt, ich schleudere ihm frevelmütig meine gellenden Jauchzer entgegen. Im Kampf mit den entfesselten Gewalten bin ich der Stärkere – und bin allein!* So hat Hermann von Barth, Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als Gipfelerstbesteiger in den Nördlichen Kalkalpen tätig, empfunden.

Gut zehn Jahre später bekennt Eugen Guido Lammer: *Rotglühend lohnte in meinem Busen die Sehnsucht nach alpiner Tat, unlöslich der Durst nach Todesgefahr. Ich war entschlossen das Höchste zu wagen, das Leben jederzeit hinzuwerfen wie einen zerbrochenen Bergstock.*

Dagegen klingt Tomo Česens Auskunft über sein Befinden beim dritten Biwak in der Lhotse-Südwand (auf 7300 m Höhe; im Abstieg) tatsächlich äußerst zurückhaltend: *Man sagt, ich sei kaltblütig. Aber in dieser Nacht bekam ich schon ab und zu das Nervenflattern. Manchmal schien der ganze Lhotse unter dem Donner der Lawinen zu erzittern.*

Wie aber spricht sich ein Anderl Heckmair aus, 1938 an der Eiger-Nordwand Kopf und Durchreißer der Erstbegeherseilschaft mit Wiggerl Vörg, Fritz Kasperek und Heinrich Harrer – also eigentlich absoluter Spitzenanwärter auf ein urtümliches Nordwandgesicht? Am letzten Tag in der Wand, in den steilen, schneeverkleisterten, lawinendurchzischten Ausstiegrissen: Heckmair ist an einer Stelle gestürzt. In seinem Ersteigungsbericht erinnert er sich daran so: *Wiggerl, der mich am Seil gehalten hatte und seitlich über mir stand, grinste unverschämt herunter. Gleich packte ich nochmals an und rutschte genau wieder so ab, nur daß ich diesmal nicht zum Halten kam, sondern in die Rinne pendelte. Wiggerl hat, unterstützt von den anderen, auch diesen Sturz gehalten, aber er grinste nicht mehr. Ich hatte mir den Hintern angeschlagen, war aber von frühester Schulzeit her an dieser Stelle Leid gewöhnt. Trotzdem wurde ich jetzt klein und bescheiden und umging den Pfeiler. Sätze also auch dies, die ganz erhebliche Ansprüche an die Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen, stellen, wenn sie wenigstens einen Hauch von Nord- oder gar „Mord“-wand vermitteln sollen.*

Danach haucht es viel unmittelbarer aus folgenden Zeilen: *Es herrscht Untergangsstimmung, alles ist ruhig, aber mit einer rätselhaften Gewalt geladen. Welche Rolle spielt Gott – oder das Schicksal – oder das Glück in diesem Drehbuch?* Nur: Es ist wiederum nicht nur keine Nordwand, in der sich ein Bergsteiger solche Fragen stellt; dieser Bergsteiger ist zudem kein Angehöriger

der Generation von Nordwandgesichtern. Die Situation allerdings, der Kurt Albert im Verlauf eines Versuchs 1991 an der Ostwand des Paineturms soeben entronnen war, als sich diese Untergangsstimmung seiner bemächtigte, schildert er so: *Doch 30 m über Bernd hängend [...] erkenne ich, daß das Seil angerissen ist.* Mein ganzes Gewicht hängt nur noch an ein paar Litzen, der Seilmantel ist zerfetzt. Ein Blick nach unten – ich sehe den fatalen 60-m-Sturz schon voraus. Langsam löst sich die rechte Hand vom Jümarbügel und sucht am Fels Halt, um das Fixseil zu entlasten. Die linke Steigklemme gleitet über den Anriß – die Gefahr ist gebannt.*

Wenn das Drum und Dran danach ist, dann also, das lehrt das Beispiel, empfinden auch Bergsteiger unserer Tage „nordwandadäquat“. Sogar ein Kurt Albert, dessen mindeste Begabung die ist, zu dramatisieren. Das belegt unter anderem die Schilderung einer ebenfalls nicht eben gemütlichen Episode am Trangoturm, die Wolfgang Güllich fürs Jahrbuch BERG '91 festgehalten hat. Es ist der entscheidende Vorstoß, die Route „Eternal Flame“ doch noch zu vollenden. Albert und Güllich haben eine unfreundliche Biwaknacht hinter sich. Güllich sichert, Albert führt, eine Zwischensicherung, die er gelegt hat, löst sich, schlägt Güllich auf die Finger. Dieser schreibt: *Es war die einzige. Acht Meter über mir werden Kurts Griffwechsel immer unruhiger. So was kostet Kraft. Um zu haften, benötigen die Schuhsohlen auf der strukturlosen Granitplatte einen enormen Anpreßdruck. Blind tastet er am Gurt. Ein „Freund“ in der Not ist mehr wert als alle Schätze dieser Erde. Mit lahmen Armen hämmert er ihn in den V-Spalt, klinkt das Seil ein – stürzt. Der Freund** hält. Kurts überraschter Kommentar: „Das war knapp!“ Mathematisch präzise beweisbar: Der Freund klemmt an zwei Segmenten. Es bleibt keine Zeit, sich jetzt mit den möglichen Folgen des Zwischenfalls zu beschäftigen. „Reden wir später drüber, im Basislager, bei einer gemütlichen Tasse Kaffee.“ Kurt zieht wieder los.*

Wolfgang Güllich selbst ist während dieses endgültigen Durchstiegs schwer gehandicapt. Ein Sturz im Verlauf eines vorausgehenden Versuchs hat ihm, wie sich's später herausstellen wird, den Abriß der Innenbänder an einem Fuß eingetragen. Zuviel behauptet wär's also gewiß nicht, wenn er sich etwa, wie das auch bei Hermann Buhl gelegentlich nachzulesen ist, bescheinigte, er habe manchmal die Zähne zusammenbeißen müssen während dieses Durchstiegs. So sagt er das aber nicht. Doch wie er's sagt, das, glaube ich, paßt geradezu vorbildlich in unsere gegenwärtige Zeit, die ja nicht nur eine der gefälligen Verpackung und Präsentation, sondern auch der wissenschaftlichen Erklärungen für alles und jedes ist. Güllich sagt's folgendermaßen: *Mit jedem erfolgreichen Meter ist mein Fuß zurückgedrängt. Die vollkommene Fixierung aufs Ziel ist die beste Ablenkung – endorphiner Wirkung sei Dank...*

* und zwar vom Steinschlag

** Klemmgerät zur Zwischensicherung

Mehrheitliches Denk- und Empfindungsgemenge

Trotzdem – obzwar also unsere Stichproben eine darauf gerichtete Erwartung eher enttäuschen werden: Ganz von ungefähr kommt's selbstredend nicht, wenn strenge Literaturkritiker, sofern sie sich – mit spitzen Fingern und spitzem Geist – der alpinen Gattung überhaupt annehmen, dieser bescheinigen, sie sei von „Kampfgeschrei und Männerehre“ und dergleichen mehr erfüllt. Es gibt sie schon, und dies zur Genüge, die derart erfüllte Bergsteigerliteratur. Sicher wär's ungerecht, jedem einzelnen Bergsteiger, der zu solcher Art von Literatur beigetragen hat, zu unterstellen, er habe sein Erleben nicht tatsächlich so empfunden – oder nachempfunden – wie er's niedergeschrieben hat. Nur: Das Empfinden – auch das von Bergsteigern – unterliegt bekanntlich vielen Einflüssen, die es mitgestalten. Recht aufschlußreich aber unter diesem Aspekt erweist sich einmal mehr Karl Lukans Anekdotenbüchl. Darin sind zum Beispiel folgende Hinweise zu finden:

Im Sommer 1932 starb bei einem Wettersturz in der Civettawand der 24jährige Bergsteigerdichter Leo Maduschka, dessen Werke nach seinem Tod als Buch mit dem Titel „Junger Mensch im Gebirg“ erschienen. Dieses Buch wurde bald zur Bibel der jungen Menschen seiner Generation, und das Sterben Maduschkas „mit einem Bergsteigerlied auf den Lippen“ wurde zur alpinen Saga...

„... wir waren die Fürsten dieser Welt und wollen's droben auch noch sein!

„Allerdings gab es auch damals schon Realisten, welche bezweifelten, daß ein in einem Unwetter an Erschöpfung Sterbender noch ein Lied singt. Der Bergsteiger, Bergschriftsteller und Zeitgenosse Maduschkas, Fritz Schmitt, darauf angesprochen, antwortete vorsichtig: „Vielleicht hat jemand Leo Maduschka dieses letzte Lied posthum auf die Lippen gelegt ...“ Walter Schmidkunz war dieser „Jemand“...

Walter Schmidkunz (1887 – 1961) ist bis heute „der Größte“ unter den alpinen Literaten. Er hat nicht nur Wesentliches geschrieben, er hat auch das Bergsteiger-Image seiner Zeit geprägt. Er war es, der (als Herausgeber) die „Maduschka-Saga“ erfand, der (als Schriftsteller) die „Bergzigeuner“ literarisch salonfähig machte und (als Alpinhistoriker) Luis Trenker, das Bergsteigeridol, geistig untermauerte. Wenn man einst Shakespeare den „großen Menschenmacher“ nannte, dann müßte man Schmidkunz den „großen Bergsteigermacher“ nennen. Der Alpinhistoriker Hubert Peterka meint: „Schmidkunz war ein Chamäleon! Er wirkte immer in der Haut anderer. Und kein Bergsteiger von heute weiß, wieviel Schmidkunz noch immer in seinem Denken steckt!“

Dazu als Ergänzung ein weiteres Zitat: „Die feige Bestie – zart Selbsterhaltungstrieb, grob, aber deutlich Schweinehund genannt – muß verjagt werden, um den schmalen Pfad zum Gipfel heldischer Auffassung im Bergsteigertum frei zu bekommen“, schrieb 1934 der damals bereits zweiundsechzigjährige Bergsteiger Eduard Pichl.

Freilich, Hermann von Barth und Eugen Guido Lammer haben ihre heroischen Sprüche – wir erinnern uns – gewiß unbeeinflußt noch von Schmidkunz und Pichl von sich gegeben. Trotz aller Vorbehalte indessen, die solch anscheinend zufällig sich ergebenden – jedenfalls nicht weiter „hinterfragten“ – Analogien gegenüber angezeigt sind: Auffallend ist es Immerhin, daß diese Äußerungen heroisch empfundenen Bergsteigertums jeweils kurz vor und um den Beginn sowie zur Blütezeit des Bismarck-Wilhelminischen Reichs, beziehungsweise kurz vor und nach Beginn des aus den Trümmern des letzteren entstandenen Reichs Deutscher Nation gefallen sind, das schließlich statt der angepeilten tausend nur zwölf Jahre währen sollte. In angemessener Vorsicht wollen wir an dieser Stelle zudem den Begriff des



**„Sein Antlitz braun und schmal;
in strengen Kanten
wie aus dem Fels geholt,
um den er wirbt ...“**

**Das sind die Anfangszeilen
des Gedichts „Der Bergsteiger“
von Leo Maduschka.**

**Poesie-resistente böse Buben
vom Akademischen Alpenverein
München, dem Maduschka
angehörte, haben ihn
darum wie oben in ihrer
Kneipzeitung von 1931
porträtiert**

Seite 93:
**Zu Vorzeiten in der Eng;
über den Engalmen
die Spritzkarspitze,
im Schatten
die Nordwand**

Zeitgeists nicht über Gebühr strapazieren. Insbesondere wollen wir Goethes Vorbehalt gelten lassen, was man den „Geist der Zeiten heißt“, sei „im Grund der Herren eigener Geist“; wollen auch nicht ausschließen, daß dieser Vorbehalt zumindest auf einen der oben zitierten Herren ganz gut passen könnte: Doch trotz aller Skepsis wird die Beobachtung sich kaum trügerisch erweisen, daß es zu gewissen Zeiten ein gemeinsames Vielfaches gibt, das ein Großteil der Zeitgenossen – und unter ihnen eben auch Bergsteiger – in etwa denkt und empfindet. Was das Denk- und Empfindungsgemeine jener „heroischen“ Zeiten bestimmt haben mag – volkstümliche Nietzsche-Rezeption, bewegt von Gründer- und Wiedergründerbewußtsein, beschallt von Wagnerklängen, unterfüttert von „Blut- und Boden“-Gefühlen – all dies zu zergliedern und in möglichst zutreffende Beziehung zueinander zu setzen ist hier unsere Sache zwar ebenfalls nicht. Doch in diesen – unseren – Jahren, da die Deutschen sich erneut in den Versuch geschickt haben, zu einem Volk zusammenzuwachsen, mag angesichts solcher Retrospektiven der Anschein, daß das Denk- und Empfindungsgemeine eines Großteils der Zeitgenossen, auch der bergsteigenden, heute – noch? – mehr den verinnerlichten Gesetzen von Marktentsprechung und Imagepflege gehorcht, selbst Kritikern dieser Zeiterscheinung eher willkommen sein! Wenn's denn zutrifft. Und demnach gewisse andere Signale so ernst nicht zu nehmen wären, wie schrill sie klingen ...

Indessen – Wandel des zeitgemäßen Empfindens hin, Veränderung der vorwiegenden Zielsetzung und damit der „Soziostruktur“ (auch) der BergsteigerInnen her – gerechtigkeitshalber ganz deutlich anzumerken ist zu all dem eines: Wie alle Natursporttreibenden haben heute sonderlich die BergsteigerInnen einen ganz (haut-)naheliegenden Grund, insgesamt aufgeräumter sich zu geben! Denn die Ausrüstung, beispielsweise die Vielzahl von „Outdoor-suits“ unterschiedlichsten Designs, die „der Markt“ heute zur eigenen, doch auch zur Förderung körper- und bewegungsfrohen Imagebewußtseins seiner Kunden anbietet, die genügt zumeist auch den verschiedenartigsten Zweckbestimmungen viel besser – vermag also, in welcher Situation auch immer, ein Mehr an Wohlbehagen zu vermitteln – als die Monturen, wovon verpackt die Bergsteiger einstmals gipfelwärts gezogen sind.

Anachronismen

Was hat mich bloß auf die fixe Idee gebracht, nach so vielen Jahren ausgerechnet an einem Samstag-Nachmittag im September wieder die „Eng“ im Karwendel zu besuchen? Das Gefühl, „an einem Ende der Welt“ gefangen zu sitzen, wie Lion Feuchtwanger das den kabbalistischen Rabbi Gabriel in seinem Roman „Jud Süß“ oder die Kidnapper des Sohnes der Marga-

rethe Maultasch in der „Häßlichen Herzogin“ empfinden läßt – ein solches Gefühl vermag dieser Ort zu solchen Terminen ja schon generationenlang nicht mehr zu vermitteln. Doch an diesem Nachmittag scheint die Eng – als hätte da jemand eine Art Mobilmachung aller Marschlustigen befohlen – überflutet von einer doppelten Invasion: Eine von Besuchern, die offenbar ein mehr oder weniger eigenständiger oder fremdvermittelter Sight-seeing-Trieb hierhergeführt hat; die häufig zudem Robert Musils Beobachtung zu bestätigen scheinen, wonach „merkwürdigerweise ... die Mehrzahl der Menschen einen von Zufällen geformten Körper“ habe, „der zu ihrem Geist und Wesen in fast keiner Beziehung zu stehen scheint.“ Darauf läßt jedenfalls die eher irritierte Art schließen, in der sie sich pflichtbewußt oder weisungsgemäß „ein wenig die Füße vertretend“ die im Halbrund „himmelhoch ragenden“ (Feuchtwanger) Felswände betrachten.

Körper hingegen, „von der Maske des Sports bedeckt“, die ihnen – wiederum frei nach Musil zitiert – „das Aussehen der Stunden“ geben, „wo der Mensch in einem nachlässig aus den Journalen der schönen und großen Welt aufgenommenen Wachtraum des Aussehenwollens weiterspinnt“, bilden den anderen Invasionsstrom. Und der läßt, als Gesamtkörper betrachtet, Robert Musils Vision von einem „gemeinsam in freier Luft [...] körperlich, dramatisch, man möchte sagen ‚ideoplastisch‘“ gestalteten „Gebilde der Massenseele“ kaum realitätsfremd erscheinen...

Doch da!

Diese beiden auffällig unscheinbaren Figuren in tristfarbener und dem Körper kaum schmeichelnder Gewandung? Inszeniert da überdies der Alpinhistorische Verein einen Auftritt? So wohl sind Hermann Buhl und seine Freunde, also die betagteren der Eltern- (beziehungsweise die ganz jungen auch schon der Großeltern-)Generation der beiden schätzungsweise knapp Zwanzigjährigen ins Gebirge gezogen.Aber! Wie kann das sein? Sowas wie eine Zeitmaschine, die's bewirkt, daß Geschehnisse und Akteure aus verschiedenen Zeiten sich in einer begegnen, das ist doch eine Erfindung phantasiebegabter Literaten! Oder doch nicht? Denn von den beiden knapp dem Knabenalter entwachsenen der Bulligere, dem jedoch, und das trotz der unvorteilhaften Kleidung, anzumerken ist, daß ihn kaum ein Gramm Fett beschwert: der ist doch, also heute – jedenfalls in dem Heute, aus dem ich wieder hierhergeraten bin – ist der doch längst vielgeforderter und darum so gut wie nie mehr im Gebirge anzutreffender Direktor in einem Industriekonzern! Dann aber ist der andere, der dort gerade einen Rucksack von ebenso mangelhaftem Styling wie Tragekomfort schultert – ich! Und beider Burschen Gegenwart ist die des Jahres 1958. Sie haben also vor, so zeitig den Fuß einer der umstehenden Wände zu erreichen, daß sie noch die Einstiegsseillängen der Route erkunden können, die sie morgen durchklettern wollen. Einiges über diese wissen sie zwar. So, daß sie anno 1902 zwei Maler erstmals durchstiegen haben. Zwei, die dabei ebenfalls in Schwierigkeitsbereiche vorgestoßen sind – bis V –, wie sie zumindest im Karwendel und an Wänden vergleichbarer Geschlossenheit und

⁴ die in manchen Nachbarländern Deutschlands, nicht kompromittiert durch die Exzesse des Nationalsozialismus, noch lange nachwirken und ganz unbefangen empfunden werden

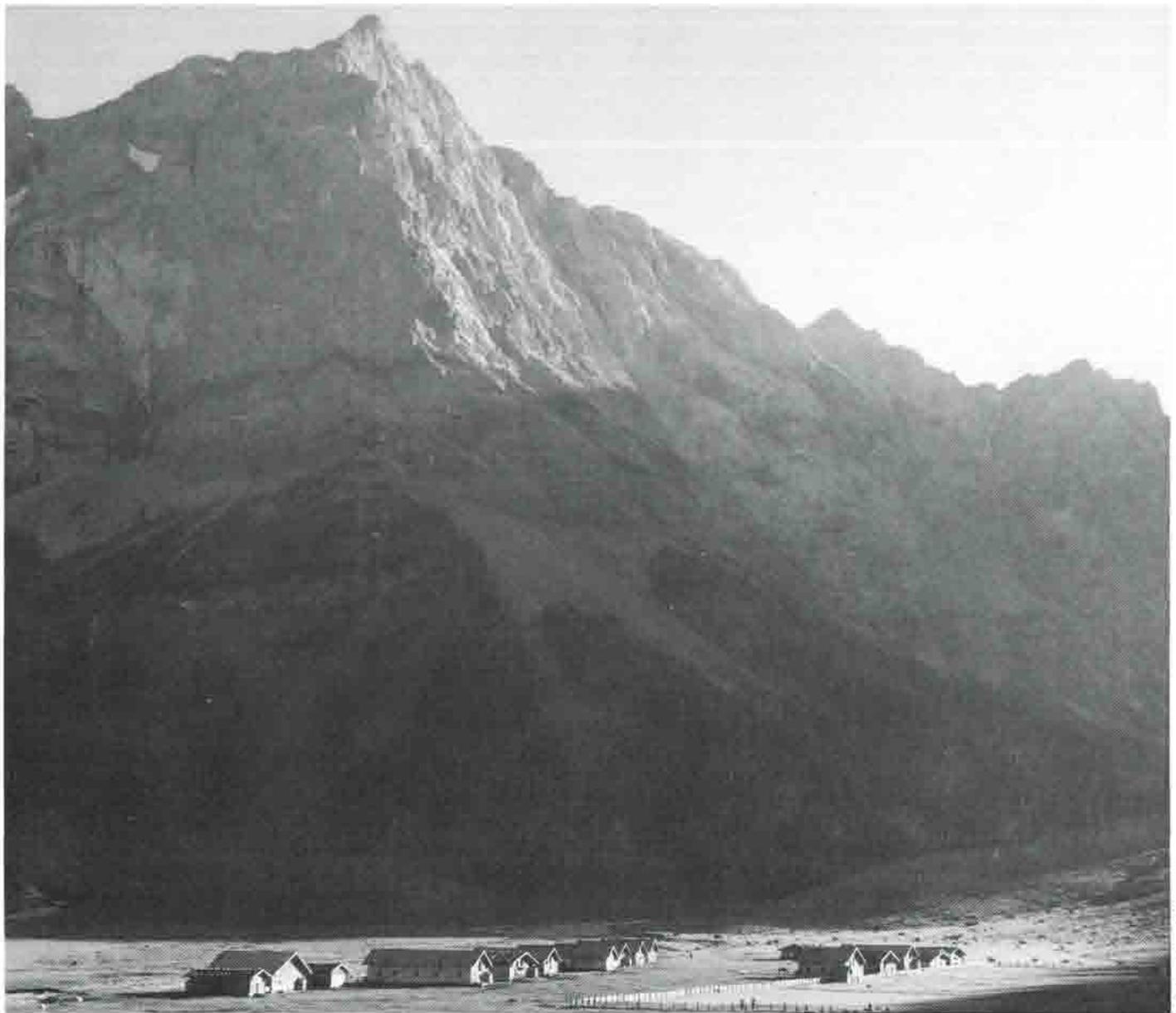


Foto: Hans Wunderle

Höhe (900 m insgesamt; 600 m bis zum gestuften Gipfelaufbau) erst Jahre später wieder erreicht wurden. Das Unternehmen scheint die Maler allerdings auch gehörig überfordert zu haben. Nicht nur, daß sie – ähnlich wie der Erstbegeher des Rädlergrats – weder vorher noch danach wieder durch vergleichbare Unternehmen Aufmerksamkeit beansprucht haben; ein „Ausrutscher“ des Führenden an der Schlüsselstelle, der angesichts damaliger Sicherungsmittel und -methoden fatal für beide hätte enden können, endete zum Glück harmlos.

Das alles wissen die beiden Epigonen der Maler 1958 zwar so ungefähr über die Route, doch wirklich interessiert sind sie, im Aufbruch begriffen, nahezu ausschließlich am Routenverlauf. Zwar ist der im wesentlichen klar. Er folgt einer diagonal den größten Teil der Wand durchmessenden Linie von Rampen, Wänden, Rissen und Kaminen. Nur der Zustieg über den Wandsockel zum Fußpunkt dieser Linie bereitet den beiden Kopfzerbrechen. Zwar ist die gesamte Route im AV-Führer beschrieben, und letzterer enthält sogar ein Wandfoto mit einkopiertem Routenverlauf. Nur ist dieser kaum mit der Beschreibung in Einklang

zu bringen und beide noch weniger mit dem Augenschein, den die Wirklichkeit bietet*...

Das wird die gerade Aufbrechenden noch die kommende Nacht über im Biwak am Wandfuß beschäftigen. Doch es wird dann schon eine kreative Spannung sein, die sie da in der Schwebelage zwischen Halbschlaf und Wachtraum hält. Denn ihre Erkundungen am Vorabend werden zwar nicht den Widerspruch zwischen beschriebenem und aufgezeichnetem Routenverlauf gelöst, aber eine, soweit überschaubar, unproblematische Möglichkeit aufgezeigt haben, den Wandsockel zu überklettern. Deshalb werden sie, immer wieder aufblickend in einen großen, gleichgültigen Sternenhimmel, sogar einen Nerv übrighaben dafür, unbestimmt zwar, aber doch etwas annähernd Gleichgerichtetes zu empfinden wie einmal mehr Robert Musil, wenn er schreibt:

* In neueren Auflagen des Führers stimmen sowohl Routenbeschreibung als auch Routenverlaufsskizze.

„die Nacht schließt alle Widersprüche in ihre schimmernden Mutterarme, und an ihrer Brust ist kein Wort falsch und keines wahr...“

Daß allerdings auch dem ersten Licht des Tages darauf standhalten sollte, worauf die beiden im Biwak die Nacht über ganz prosaisch ja doch gebaut haben: daß sich also die entdeckte Zustiegsmöglichkeit als die von Natur aus einzig sinnvoll gegebene herausstellen wird, das wird sie dann erst recht erheben. Und nichts wird an diesem Tag die Hochstimmung anfechten, die die zwei Steiger von Seillänge zu Seillänge merklicher trägt...

Und obzwar die beiden schon deutlich schwierigere Wände durchstiegen haben, gerade in diesem Jahr 1958, auch höhere noch mit zugleich nordwandtypischeren Rahmenbedingungen; vor allen diese Tour wird ihnen doch als besonderer Höhepunkt aus den Anfangsjahren ihres Bergsteigens in Erinnerung bleiben: aus jenen Jahren, da die Kletterszene noch deutlich geprägt ist vom Stil, der sich ab der Jahrhundertwende über die dreißiger Jahre hin entwickelt hat...

Im nämlichen Jahr 1958 haben freilich wenige Monate vor diesem Herbstwochenende Lothar Brandler, Dietrich Hasse, Jörg Lehne und Siegfried Löw erstmals die „Direkte“ an der Nordwand der Großen Zinne überklettert und damit ein Signal gesetzt, das bald stil(um)bildend wirken sollte, wengleich dies auf andere Weise als von den vieren erhofft...

Den beiden, die da gerade darum bemüht sind, sich eine Gasse aus der befremdlich belebten Fußgängerzone Eng zu bahnen, steht all dies indessen als Erfahrung erst noch bevor. Das prägt auch ihre Gesichter; besonders das des einen, nämlich dessen, der da in meiner Haut von 1958 steckt. Eigentlich ein Kindergesicht noch, überlagerte es nicht dieser stark ausgeprägte Zug geradezu sezierender Skepsis. Wobei schwer abschätzbar bleibt, was mehr zu dieser Skepsis beiträgt: Die noch unentschiedenen Fragen, die sich mit dem Vorhaben oben in den Wänden verbinden, oder die fragwürdige Gesellschaft, die sich herunter über die Eng ergossen hat. Der allein gilt gewiß aber der Ausdruck von abwehrender Arroganz, mit dem sich dieses Gesicht zudem gepanzert hat. Von Angesicht zu Angesicht mit einem derart skeptisch-überkritischen Gegenüber fühl' ich mich zunehmend weniger selbstsicher in meiner gegenwärtigen Haut: sogar in meiner „zweiten“, die ich doch keinesfalls eintauschen wollte gegen die des Jahres 1958. Zwar scheint sie mir, meine derzeitige „zweite Haut“, durchaus dezent hinsichtlich Farbgebung, Design, Schnitt und Stoffwahl; jedenfalls im Vergleich dazu, wohinein gepellt im einzelnen „das ideoplastisch gestaltete Gebilde der Massenseele“ von heute zumeist erscheint. Und doch beginne ich zu begreifen, wie sehr ich meinem personifizierten alter ego des Jahres '58 als papageienhaft aufgeputztes (Groß-)Onkelchen erscheinen muß!

Aber wie mich dem erklären? Nie hätte ich geglaubt, daß es so schwierig ist, selbst dem eigenen Ich gegenüber, Brücken von Generation zu Generation zu schlagen! Doch während ich dies denke, erinnere ich mich, daß es im September 1958 ja außerdem gerade fünf Jahre zurückliegt, daß an einem 17. Juni in dem einen Deutschland ein Aufstand der Arbeiter niedergeschlagen

wurde, was der Bevölkerung im anderen, also auch diesen zeitresistenten Typen in der Eng, fortan einen willkommenen Feiertag bescherte. Noch knapp drei Jahre wird es dauern bis zum Baubeginn des immerhin 28 Jahre überdauernden Jahrhundertwerks der „Mauer“ in Berlin, knapp elf, bis erstmals zwei Menschen auf dem Mond landen. Kein Buchdrucker oder Schriftsetzer des Jahres 1958 kann sich vorstellen, daß es seinen jahrhundertealten, hoch angesehenen Beruf in kaum drei Jahrzehnten nicht mehr geben wird, stattdessen nie gekannte andere, wie den des Informatikers. Niemand noch kann sich ausmalen ...

Genug! Die Welt hat sich verändert in diesen Jahrzehnten. Doch so sehr sich zugleich gewiß auch das Bergsteigen verändert hat, und dies ebenfalls nicht nur in Äußerlichkeiten: ein tauglicheres Medium als andere Erscheinungen des Lebens, wenigstens zwischen der eigenen Person zu vermitteln, daran klammere ich mich, muß es doch geblieben sein. Allerdings darf ich an diesem Samstagnachmittag im September 1958 die beiden Jungen in ihrer Aufbruchstimmung wohl nicht überfordern mit meinem Verständigungsbedürfnis! Vielleicht sollte ich ihnen behutsam lediglich Hilfen geben zu begreifen, daß sie, sollten sie selbst in jenem fernen – meinem heutigen – Jahrzehnt noch nach Vergleichbarem suchen wie bei ihrem Aufbruch jetzt –, daß auch sie dies dann nur unter anderen Voraussetzungen und Vorzeichen finden könnten. Vielleicht sollte ich von Tomo Česen erzählen, Wolfgang Güllich oder Reinhold Messner – oder vom Wettkampfklettern?

Zurück auf den (Dach-)Boden

Doch während ich noch nach dem rechten Wort suche, die Aufbrechenden anzusprechen, sind sie mir entschwunden, haben sich verloren in der bunten Menge. Aber auch die verflüchtigt sich, verblaßt zusehends ...

... Ich selbst finde mich wieder über meine violetten Kletterschuhe gebeugt, an deren gleichfarbenen, wenn schon mehr ins Blau tendierenden Bändern nestelnd. Dies freilich nicht unter einer Felsmauer im Karwendel, sondern vor der Kletterwand, die ich mir an einer Giebelseite im nicht ausgebauten Dachgeschoß unseres Hauses montiert habe ... War wohl doch nicht allzu vernünftig, bei solcher, im Speicher sich beinahe zu Körperhaftigkeit verdichtender Schwüle auf meiner Klettergymnastik am Feierabend zu beharren. Hat entsprechend wenig gebracht. Bin fahrig geklettert, hatte Koordinierungsprobleme selbst bei einfachsten Bewegungsabläufen. War mit dem Kopf ganz woanders; vermutlich, wie schon tagsüber am Arbeitsplatz, verstrickt in Gedankenfolgen zum Thema „zeit- und marktgerechte Nordwandgesichter“ - oder so ähnlich... Hab darum bald abgelassen von den Übungen. Während ich mich aber niederbückte, das blauviolette Bänderwerk meiner Kletterschuhe zu lösen, muß wohl ein Hitzestau kurzzeitig das Computerprogramm im Kopf durcheinandergebracht haben...

Werde also duschen gehen und – abgekühlten Kopfs – später vielleicht nachdenken über all die vertrackten Visionen.

Sie gehen, wie es ihnen taugt

Reflexionen zum Thema „Frauenbergsteigen“

Lydia Kraus

*Manche Jahre wieder
bekommt das Thema Wind,
weht die Berge hinüber,
wo wir Menschen sind*

Über das Frauenbergsteigen irgendwelche Geschichten zu erzählen fällt leicht; doch zugleich einen roten Faden mitzuführen, der auch Historisches vermittelt, um daraus ein Bild der Gegenwart zu entwickeln, könnte man englisch mit „hard very severe“ bewerten. Auf der einen Seite findet man sorgfältig geführte Chroniken, die die jeweils ersten Frauenbegehungen berühmter Anstiege dokumentieren, dabei aber selten über die Motivation der einzelnen Bergsteigerin Auskunft geben. Sie treten darin letztlich nur als Mitläuferinnen einer „größeren“ Bewegung in Erscheinung. Seit also Henriette d'Angeville¹⁾ 1838 als erste Frau den höchsten Berg Europas selbst gemeistert hatte, kann zwar eine Entwicklung des Frauenbergsteigens nachgezeichnet werden. Gibt sie aber ein eigenständiges Bild ab, so daß man volltönend vom „Frauenbergsteigen“ sprechen kann? Wie leitet sich die alpinistische²⁾ Gegenwart und Zukunft der Frauen aus der Vergangenheit ab? Kann man überhaupt speziell auf das Frauenbergsteigen Überlegungen zur Geschichte beziehen? Ist es noch interessant, sich mit dem Thema und Begriff auseinanderzusetzen, sich wie in früheren Veröffentlichungen über die Qualität und möglicherweise typischen Merkmale bergsteigerischen Tuns von Frauen Gedanken zu machen?

Die bergsteigenden Frauen der vergangenen 155 Jahre haben eine andere Wirklichkeit geschaffen: Jeder bergsportliche Erfolg und geschickt ausgestandene Ärgernisse in Hinblick auf Akzeptanz und Anerkennung im Kreis Gleichgesinnter haben ihre Spuren hinterlassen, haben die Freiräume mitgeschaffen, die die Kletterinnen und Bergsteigerinnen heute zweifelsohne genießen. Es wäre jedoch zu kurz gedacht, würde man dabei die gesamte Entwicklung des Bergsteigens unberücksichtigt lassen.

Die alten Geschichten ...

Welch ein Glück, daß die zunehmende Industrialisierung die Freiheiten der Frauen erweiterte und den Boden für zweckfreie Ambitionen schuf; wie gut auch, daß couragierte Engländerinnen einst gemeinsam mit ihren Landsmännern zum Sturm auf die

Alpen ansetzten. Später erschlossen sich Frauen vieler anderer Nationen die Berge und Wände der Welt. Oft genug geschahen dabei bedeutungsvolle Erstbegehungen in gemischten Seilschaften. Aber für Chronisten beispielsweise war die Rolle der Frauen als Geführte meist klar, und sie rückten deren Leistungen beflissen ins rechte Licht. In der Rückschau wirkt die damals wichtige Feststellung, wer welchen Beitrag leistete, ob die Route im Vor- oder Nachstieg, als ausdauernd Kletternde oder Sichernde bewältigt worden war, zwar als Haarspalterei, aber leider wurde in gemischten Seilschaften die Vorsteigerrolle des Mannes nicht selten überbewertet (wer hat die Schlüsselseillängen geführt, usw.).

Aber selbst wenn eine Bergsteigerin ihr Leben lang als Seilzweite unterwegs war, ist sie dann weniger Alpinistin als ein Vorsteiger? Kommt es nicht vielmehr darauf an, wie sehr sich der/die Einzelne mit dem gesamten Metier beschäftigt und Anregungen aufnimmt? Die frühen Alpinistinnen haben, so betrachtet, bei der Bewertung ihrer Leistung öfters schlecht abgeschnitten. In zum Teil perfider Argumentation wurde das Thema hin- und hergewälzt, die Frauen mal zum Mannweib abgestempelt oder dann übermäßig gelobt; das schlimmste, was einer mannhaften Erstbegehung passieren konnte, war eine darin erfolgreiche Frauenseilschaft: Aus der Traum von der Supertour, die Abwertung zur „Damenroute“ folgte auf den Fuß³⁾.

Es war eine verkrampfte und kämpferische Zeit. Aber nicht nur zwischen den Geschlechtern. Im Prinzip wurde auf allen Ebenen gehadert; wenn die Männer beispielsweise gegen die Zeit und ihresgleichen Erstbegehungen wilderten, und manche bergsteigerisch erfolgreiche Frau partout nichts vom weiblichen Nachwuchs am Berg wissen wollte. Vergleichsweise wenig Frauen haben versucht, ihresgleichen zu fördern, indem sie emanzipatorisches Engagement zeigten. Sie besannen sich auf den Gedanken des Frauenbergsteigens, was sogleich einen ganzen Drachenschwanz verschiedener Mythen und Geschichten nach sich zog. Hierher gehören die bewußten Frauenseilschaften, die Frauenexpeditionen und die intensive Auseinandersetzung mit Fragen der alpinen Selbstverwirklichung. Hier wurde zeitweise alpine Frauengeschichte geschrieben, aber weiterführende und allgemeine Ideen sind aus den Aktivitäten nicht erwachsen. Leider versandeten die Bestrebungen zu schnell, weil manche Hürden (z. B. eine Frauenexpedition überhaupt genehmigt zu bekommen) einfach kaum oder nur mit viel Mehraufwand zu

Seite 97: „Der Einstieg fällt leichter, weil Sportklettern populärer als alle anderen Sparten geworden ist ...“ – in Aktion die Autorin

nehmen waren. Letztendlich setzten die Kletterinnen ihr jedoch selbst ein Ende, indem sich die breite Masse von ihnen für den ideologischen Gedanken des Frauenbergsteigens nicht erwärmte; und bedauerlicherweise förderten oder motivierten sich die aktiven Frauen kaum langfristiger. Deutlicher formuliert: Zwischen den aktiven Frauen herrschte auch ein starkes Konkurrenzdenken, das eher tabuisiert als in konstruktive Bahnen gelenkt wurde. Die Zeit selbst markiert immerhin eine Phase des Frauenbergsteigens, die in ihrer Ausprägung einmalig war und damit alpinhistorisch bemerkenswert ist.

Die „wilden“ Jahre sind vergangen. Um die Ideologie des Frauenbergsteigens machen sich nur noch wenige Gedanken und im Prinzip gehört die Überlegung, wie sie noch 1989 auf Titelseiten zu lesen war, ob Klettern ein Sport für Frauen sei, zu den alten Kamellen. Eines kann man endlich festschreiben: Frauen wie Männer haben ihren Spaß am Bergsport und am Klettern; und außer dem Wunsch hochzukommen, braucht man keine hehren Ziele mehr.

Das Bergsteigen hat sich zu einem Baum mit verzweigter Krone entwickelt. Schauplätze findet man auf Expeditionen, in der Alpinistik⁴), beim Sportklettern, Bouldern und dem Soloklettern, beim Wasserfallklettern und bei Kletterwettkämpfen.

Wo sind die aktiven Frauen von heute zu finden?

War es früher vergleichsweise einfacher, über die Aufzählung interessanter Bergfahrten das Frauenbergsteigen zu dokumentieren, so darf man die zeitgemäßen Aktivitäten nicht über einen Kamm scheren. Auch hat sich das individuelle Niveau deutlich verändert. Eine Kletterin des sechsten Grades holt mittlerweile kein extra Publikum mehr hinter dem Ofen hervor (ein Kletterer übrigens auch nicht!). Das soll nicht heißen, daß die Bewältigung eines klassischen⁵) alpinen Weges keine sportliche Anerkennung finden soll; aber andererseits werden jeden Sommer so viele Male berühmte Wege abgehakt, daß hier das einmal Besondere alltäglich geworden ist. Welches Bild vom Frauenbergsteigen kann man also heute zeichnen?

Vorüberlegung: Da Vorbehalte und Ressentiments gegenüber den Alpinistinnen und Kletterinnen zum guten Teil verschwunden sind, zugleich Anfängerkurse angeboten werden, und zum Beispiel durch die vielen künstlichen Kletterwände Treffpunkte auch für Neulinge geschaffen sind, bleibt es der Aktivität der Mädchen und Frauen überlassen, wie intensiv sie beispielsweise ins Klettern einsteigen wollen. Die Hürden sind leichter zu nehmen ...

Gedanken zum Stichwort Sportklettern

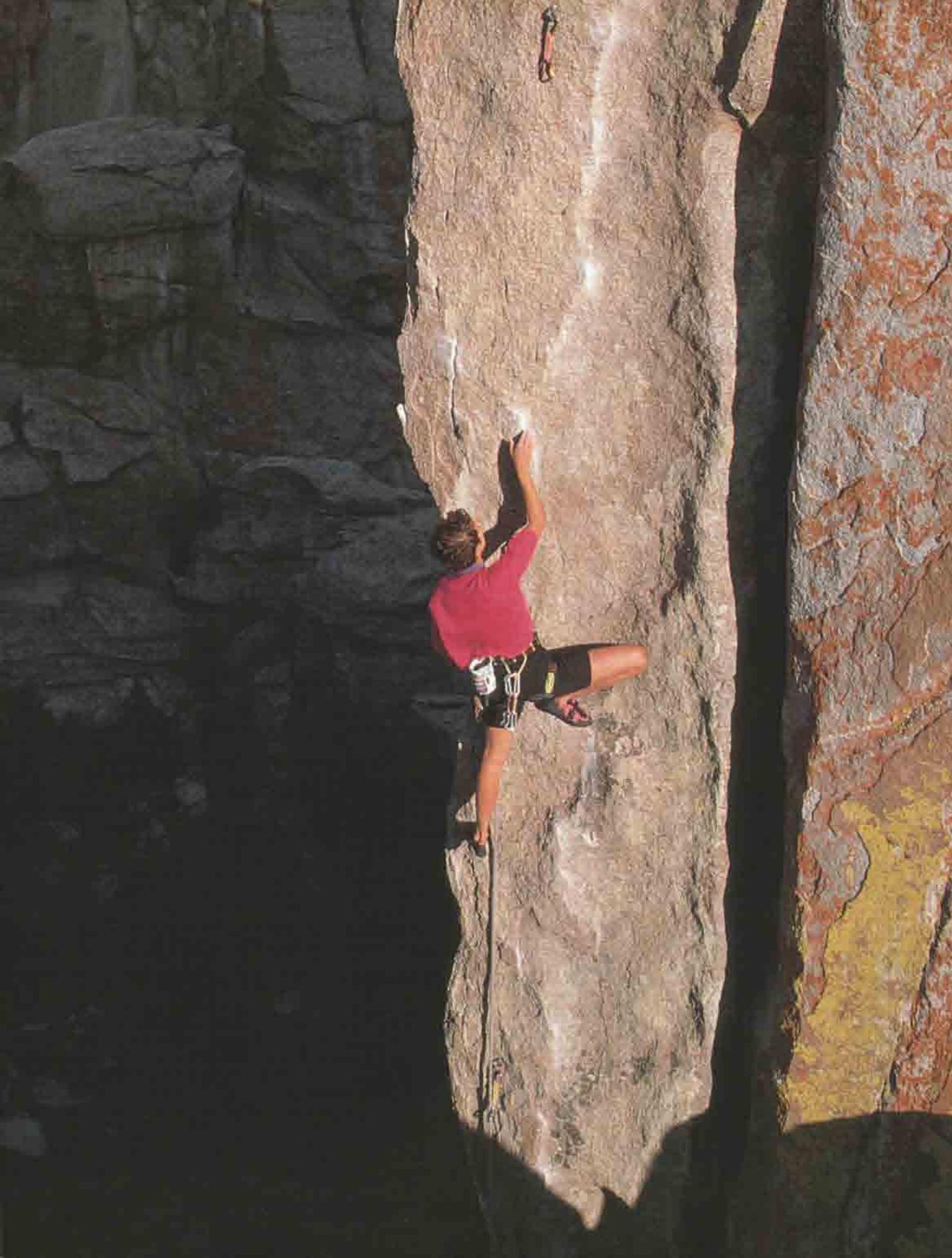
Die Zeit ab 1970 könnte man als den Beginn einer alpinen Revolution beschreiben. Entwickelte sich der Bergsport rund 200 Jahre mehr oder weniger gemütlich vor sich hin, brachen Mitte der Siebziger endlich die Dämme, neue Gedanken zum Klettern wurden freigesetzt. Mit der Öffnung der Schwierigkeitskala und dem Erstarken des Freiklettergedankens beginnt die

Abkehr von Draufgängertum, Gipfelsieg, Leidenslust ... Gerade den Frauen kommt diese Wendung besonders entgegen (wenn sie auch heute generell als fundamentale Bereicherung für den Bergsport betrachtet werden kann). Zunächst entstehen in den außeralpinen Gebieten durch die Absicherung mit Bohrhaken benutzerfreundliche Wege. Hier braucht man keinen Gefahren trotzen und kann sich ganz dem Sport widmen. Dieses Ambiente sprach Frauen offensichtlich an, denn die Zahl der Aktiven stieg sprunghaft. Viele Frauen fühlten und – hier kommen wir zur Gegenwart – fühlen sich zum Sportklettern hingezogen. Sie können die Gefahren gut kontrollieren, brauchen also keine hasardierenden Aktionen hinter sich zu bringen. Bereits der Einstieg fällt leichter, weil Sportklettern populärer als alle anderen Sparten geworden ist (ästhetischer Blickfang bei nicht offenkundiger Anstrengung). Und trotzdem kann man selbst beim Sportklettern die traditionelle Erziehung der Mädchen zur Vorsicht und zum dosierten Wagnis beobachten. Und dies, obwohl sie hier meist keinen Sinn mehr hat, sondern die persönliche Entwicklung stark einschränkt.

Sommer 1991

In der „City of Rocks“ (USA) zieht die Sportkletterroute „she is the bosch“ (5.11b) anscheinend mehr Kletterinnen an als vergleichbare Wege. Fast täglich kann man dort Anwärtnerinnen beobachten. Ein Grund mag die Assoziationskraft des Routennamens sein, ein anderer die beeindruckende Reihe von sechzehn Bohrhaken auf ca. 35 Meter. Doch wer die Kletterei darin kennt, der weiß bald, daß beides nur verführt. Wer den Weg sofort klettern will, der muß Gas geben und darf sich nicht lange wundern, daß die Griffe plötzlich kleiner werden. Im Falle des Scheiterns aber riskiert man einen mittelprechtigen Sturz: Schon seit einer halben Stunde müht sich die Kletterin in derselben Passage ab. Sie probiert bald diese, bald jene Kombination von Griffen und Tritten, irgendwie unermüdlich, und trotzdem geht es nicht weiter. Als Betrachter dieser Szene kann man nicht glauben, daß ihr die Kraft fehle, zumal sie endlich doch die Strecke zum nächsten Bohrhaken hinter sich bringt. Vielmehr entsteht der Eindruck, daß es ihr an Entschlossenheit mangelt, daß sie mehr mit sich selbst zu tun hat, als mit der tatsächlichen Schwierigkeit.

Das Beispiel, so zufällig es einerseits ist, stellt keinen Einzelfall dar. Immer wieder kann man bei Frauen Entschlußlosigkeit und geringes Vertrauen in die eigene Kraft konstatieren. Immerhin konnte sich die Kletterin in „she's the bosch“ rühmen, nicht resigniert und vorzeitig aufgegeben zu haben. Wie vorsichtig und zurückhaltend Frauen oft ihr eigenes Können bewerten und sich vielleicht damit für zu lange Zeit wirkliche Chancen verbauen, bringt ein bestehendes Manko der Mädchenerziehung zum Ausdruck. Man darf einfach nicht übergehen, daß häufig noch geschlechtsspezifisch unterschiedliche Maßstäbe angesetzt werden: zum Beispiel wieviel Freiräume oder welche Art der Hilfestellung für das Kind gegeben werden, die die spätere Handlungsbreite entweder erweitern oder einschränken. So wer-



den Mädchen gerne früher und intensiver in Verantwortung miteinbezogen und vergleichsweise weniger angehalten, körperliche Aktivität auszuleben⁶⁾). Auch die Kletterfrauen tragen nicht selten das Mal ihrer Erziehung. Lynn Hill hat einmal auf die Frage, weshalb Leistungsunterschiede zu bemerken seien, treffend geantwortet: Die Frauen wurden häufig nicht angehalten, Selbstvertrauen und Aggressivität (im Sinne von sportlichem Biß) zu entwickeln.

Hier geht es also nicht um körperliche Unterschiede, die ohnehin nicht ausgeräumt werden können, sondern um anerzogene Hemmschuhe, die eine optimale Entwicklung einschränken (auf Bäume Klettern ist gefährlich, wenn man glaubt, daß man herunterfällt). Natürlich gibt es dazu Ausnahmen, heute häufiger als vielleicht noch vor zehn Jahren; und wenn Nanette Raybaud in einem Interview '91 bekennt: „Je batte comme un diable“ (ich kämpfe wie ein Teufel), zeigt sich darin auch ein entspannter Ansatz.

Im Sportklettern finden Kletterinnen ideale Voraussetzungen, sich vorzutasten und weiterzuentwickeln, beispielsweise Vorsteigeängste abzubauen, klettertechnisch und auch sicherungstechnisch routiniert zu werden, oder Stürze nicht als Armutszeugnis zu begreifen.

Durch das Wettkampfklettern hat das Sportklettern eine Ausprägung gefunden, die die besten Kletterinnen besonders anspricht. Für viele davon wurde Klettern zur professionellen Normalität. Hier macht sich kaum mehr eine Sportlerin Gedanken um Wenn und Aber. Was nach außen teilweise so leicht aussieht, ist das Ergebnis eines konsequenten Trainings auf körperlicher wie geistiger Ebene. Wer nicht an seine Fähigkeiten glaubt oder den Wunsch hat, die Chance jeweils zu nutzen, der gewinnt nicht mal einen Blumentopf.

Herbst 1991

Die zwei Wettkämpferinnen wissen, daß im Superfinale die Zeit der Knackpunkt sein wird. Im Viertel- und Halbfinale sowie im Finale haben sie jeweils die Umlenkung erreicht. Eigentlich könnte man jetzt schon die Zeit mitbewerten und eine Siegerin festlegen, doch das Reglement läßt ein Superfinale zu, und die Kletterinnen wollen nochmal gegeneinander antreten. Auch das Publikum zeigt sich begeistert, bekommt es doch die beste Show zum Schluß.

Was die Kletterinnen trennt, ist nicht das Können an und für sich, sondern ihr Kletterstil, ihre unterschiedliche Herangehensweise. R. E. klettert präzise und rhythmisch wie eine Maschine, während I. P. oft fast gelangweilt wirkt, plötzlich aber auch riskanter zu klettern scheint.

Als beide Sportlerinnen die Vorbereitungszeit nutzen, um sich die Route einzuprägen, beginnt R. E. Griff- und Trittfooten nachzufühlen, gleichsam in einem Tanz: Greifen, Weitergreifen, Bein kreuzt vorne auf Außenrist, Körper nachschieben, Tritt-Druck-Hüfte ran; alles so exakt, wie sie nachher klettern wird. Ihre Mitspielerin wirkt gelassener, denn sie weiß, nicht sie, sondern R. E. muß über sich hinauswachsen und diesmal ordentlich Tempo machen.



Foto: Archiv Lydia Kraus

Für die Zuschauer steigert sich die Spannung, als I. P. die Kette wieder erreicht: – Kann sich R. E. genügend umstellen, schnell wagen, wo Kontrolle nur aufhält. R. E. gibt ihr Bestes, zeigt ein verwandeltes Bild, klettert wie ein Berserker, doch für diesmal war es ihr wohl noch zu ungewohnt.

Man kann sich gut vorstellen, daß es nur eine Frage des grundsätzlichen Interesses ist, ob sich diese Kletterinnen lieber mit dem Sport- und Wettkampfklettern oder mit alpinen Vorhaben beschäftigen. Das Zentrale nämlich, ein solides Selbstwertgefühl zu besitzen und darauf bauend Ideen umzusetzen, scheint für sie nicht mehr das Problem zu sein.

Was tut sich auf anderen Gebieten?

Noch mal Sommer 1991

„Hallo, ich heiße Sally; – ist nett, Dich kennenzulernen; sag woher kommst Du?“

„Ich, ich komme aus Bayern, ganz aus dem Süden – the Alps, you know – und Du?“

„Ah! Ja, ich lebe in Colorado; in den Rocky Mountains; – Bist Du zum Klettern hier in den Staaten?“

„Ja, hauptsächlich.“

„Und, – are you a real climber or a sports climber?“

„– ? – mhh, – Ich klettere immer so gut ich kann; ich denke schon, daß ich eine richtige Kletterin bin!“

„Nun, ich meine: Gehst Du auch ins Gebirge?“

**Links: „R. E. muß
über sich hinauswachsen
und diesmal
ordentlich Tempo
machen ...“**

„Ach so – naja, ich klettere so gerne in den Bergen wie in anderen Klettergebieten; einfach überall, wo's paßt; – und wenn ich freiklettern kann, ist es um so besser.“

Die Unterscheidung zwischen Klettern in alpinen oder außeralpinen Gebieten war anfangs gang und gäbe, kann heute aber so nicht mehr vollzogen werden. Viele alpine Kletterer/innen betreiben ihrerseits auch Sportklettern als Selbstzweck, verbessern dadurch ihr persönliches Können, das sie schließlich ins Gebirge zurückübertragen. Das eine oder andere als wertvoller zu betrachten, hieße gewissermaßen eine Einbahnstraße zu betreten. Beides bietet Reizvolles und Herausforderndes. Alpin geschichtsträchtige Perlen findet man aber heute nur mehr dort, wo man versucht, die Ebenen zu verknüpfen: so etwa Sportklettern in alpinen Wänden (möglichst hohe Schwierigkeiten), oder – anderes Beispiel – das persönliche Können im Rahmen einer Solo-Begehung zu erproben. Dem/der Einzelnen bleibt dabei überlassen, die Komponenten zu variieren (kompakter versus Schotterfels, Winter- oder Sommerbegehung, wenig Haken oder viele ...). Leider hört man nicht von vielen Frauen, die hier mitmischen, aber ...

Frühjahr 1992

„Komm her und schau Dir die Bilder an; du kennst doch den Götterquergang am Eiger; kann das wirklich dort sein?“

„Au ja, das ist er wohl. Man kommt leicht abklettern an eine abwärtsgerichtete Passage, auch im Sommer nicht einfach zu klettern ...“

„Pah – das schaut ja übel aus mit dem Schnee drauf ...“

„Ja, Gelände zum Haareraufen ...“

„Wo ist denn der Zweite im Bild?“

„Den gibt es nicht – sie klettert allein.“

„Ach! – blättere mal um – Ts, für die Bilder mit dem Hubschrauber ganz schön nah ran – was hat sie denn da für eine Zwischen-sicherung; das Seil einfach durch eine Schlinge gefädelt; die bringt auch nur moralisch etwas; – insgesamt alle Achtung, in dem Gelände, noch dazu mit Steigeisen ...“

Mit ihrer ersten Solo-Begehung des Bonattipeilers hat Catherine Destivelle bereits 1990 für Aufsehen in der alpinen Presse gesorgt, Anfang März 1992 gelingt ihr die Eiger-Nordwand solo.

Daneben hat sie ihr Können an der Dru in einer Solo-Erstbegehung demonstriert. Sie ist eine der wenigen Frauen, die derzeit in alpinem Gelände Neues ausprobieren, die ihr Können und ihre Erfahrung auch hier konsequent erweitert. Den Schritt dahin hat sie relativ spät erst gemacht, vielleicht, nachdem sie ihre Grenzen im Wettkampfklettern erkannt hat.

Sei es, wie es will. Sie gibt jedenfalls ein anderes Beispiel für die Möglichkeiten, die den Frauen grundsätzlich heute offenstehen, sofern sich Interessentinnen dafür finden.

Ausblick

Betrachtet man die Gegenwart der bergsteigenden und kletternden Frauen und vergleicht sie mit der Vergangenheit, so hat sich doch einiges verändert: Vorbehalte gegenüber Kletterinnen sind von vielen schon überwunden und bestehende Schranken können heute von den Frauen selbst beseitigt werden. (Diejenigen, die immer noch staunen, sobald z. B. Kletterinnen an ihnen vorbeiziehen, sollten sich baldmöglichst umstellen). Die Idee vom Frauenbergsteigen wurde von der Mehrheit der Bergsteigerinnen nicht angenommen, obwohl sie einmal zweifelsohne als Katalysator für die (polemisch ausgedrückt) Menschwerdung der Frau in den Bergen gewirkt hat. Wobei man aber nicht vergessen darf, daß der wesentliche Faktor die veränderte Rolle der Frau innerhalb der Gesellschaft war. Das Frauenbergsteigen als ein ideologisch besetzter Begriff ergibt also keinen Sinn mehr. Die Frauen gehen, so wie es ihnen taugt, gehen zum Klettern, ins Mittel- und ins Hochgebirge, wobei sie wohl kaum mehr von dem Gedanken einer ersten Frauenbegehung beseelt sein werden.

Konsequenterweise stellt das Frauenbergsteigen nicht länger einen gesondert zu dokumentierenden Bereich⁷⁾ dar. Die Themen, die für Diskussionsstoff gesorgt haben, braucht man heute nicht mehr breitzutreten. Erstens, weil sich die Zeiten geändert haben und zweitens, weil besser die Aktivitäten als das Gerede darüber in den Vordergrund gerückt werden sollten.

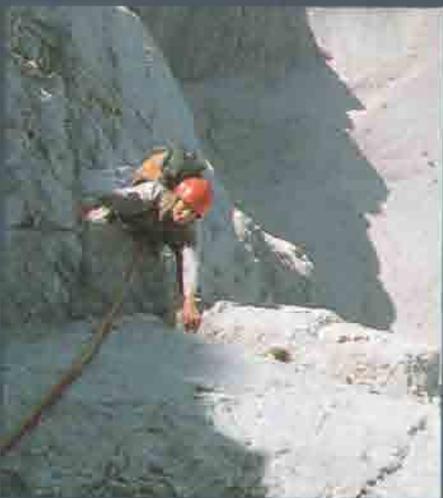
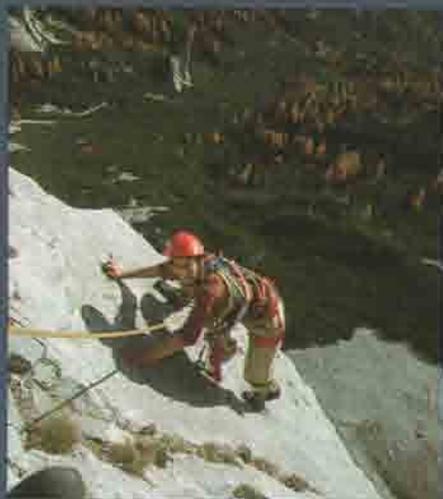
*Manche Jahre wieder
bekam das Thema Wind,
wehte die Berge hinüber,
wo wir Menschen sind*

Anmerkungen

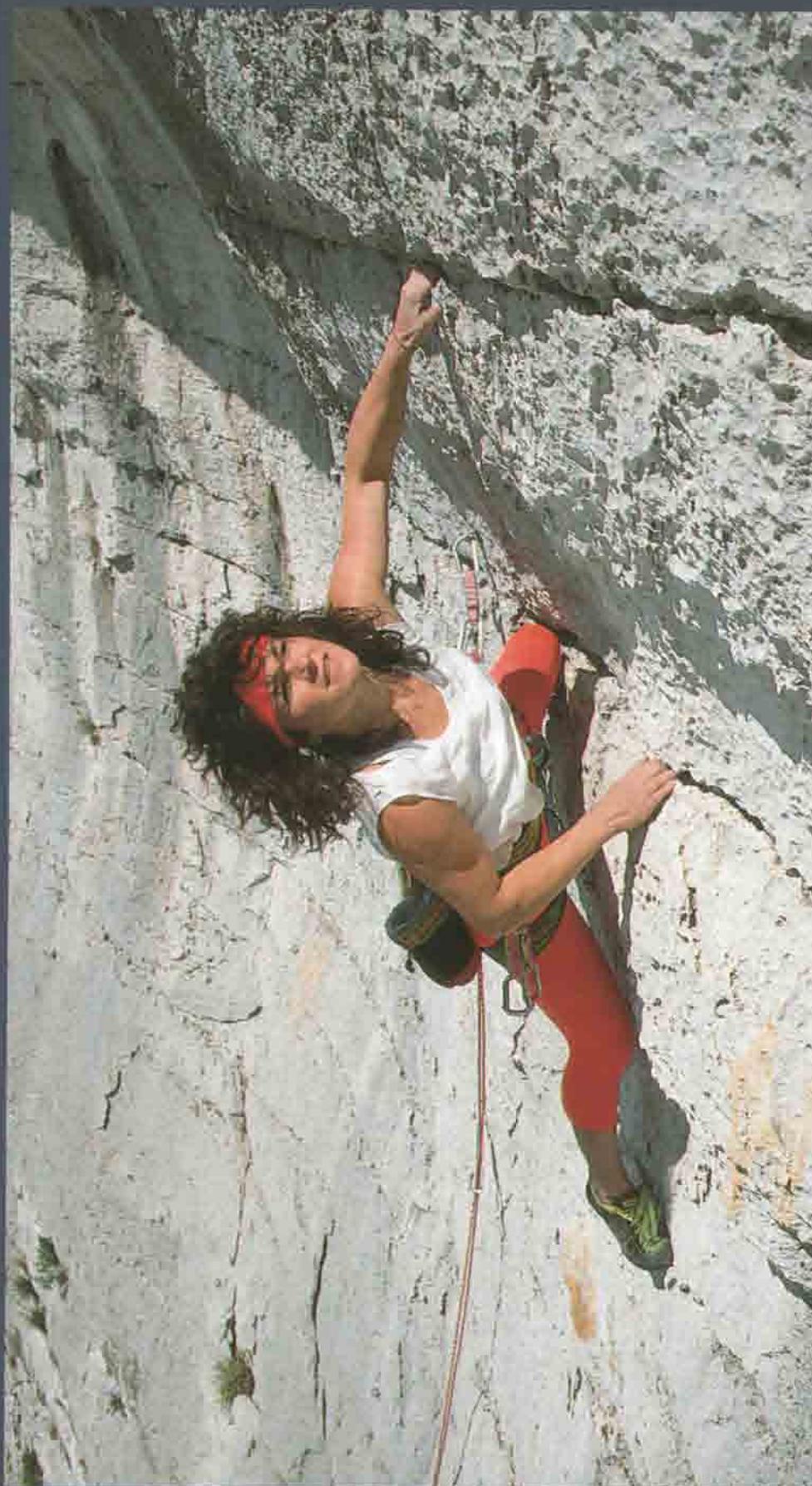
- 1) Marie Paradis sprach man die erste Besteigung 1808 ab, da sie angeblich von Führern hochgehievt worden war. – Immerhin mußte sie sich dies gefallen lassen ...
- 2) „alpinistisch“ soll hier als Überbegriff verstanden sein.
- 3) Das Phänomen zieht sich bis zur Gegenwart, wobei schwierige Sportkletterwege nach einer Frauenbegehung zufällig aber prompt abgewertet wurden (z. B. Chouca/Buoux: 8b:8a+).
- 4) Hier als der Bereich verstanden, wo das Betätigungsfeld in den Alpen oder analogen Massiven liegt (Sommer und Winterbereich).

- 5) Wege vor der Öffnung der UIAA-Skala.
- 6) Vgl.: SCHEU, URSULA: Wir werden nicht als Mädchen geboren – wir werden dazu gemacht. Zur frühkindlichen Erziehung in unserer Gesellschaft. Frankfurt am Main 2/1989.
- 7) Bisher wurde das Frauenbergsteigen gerne separat dokumentiert. Sei es durch abgeschlossene Buchkapitel oder Themenhefte (Bergsteiger 1989).

Rechts:
Leni Hibler
klettert
bei Aureille
(Süd-
Frankreich)



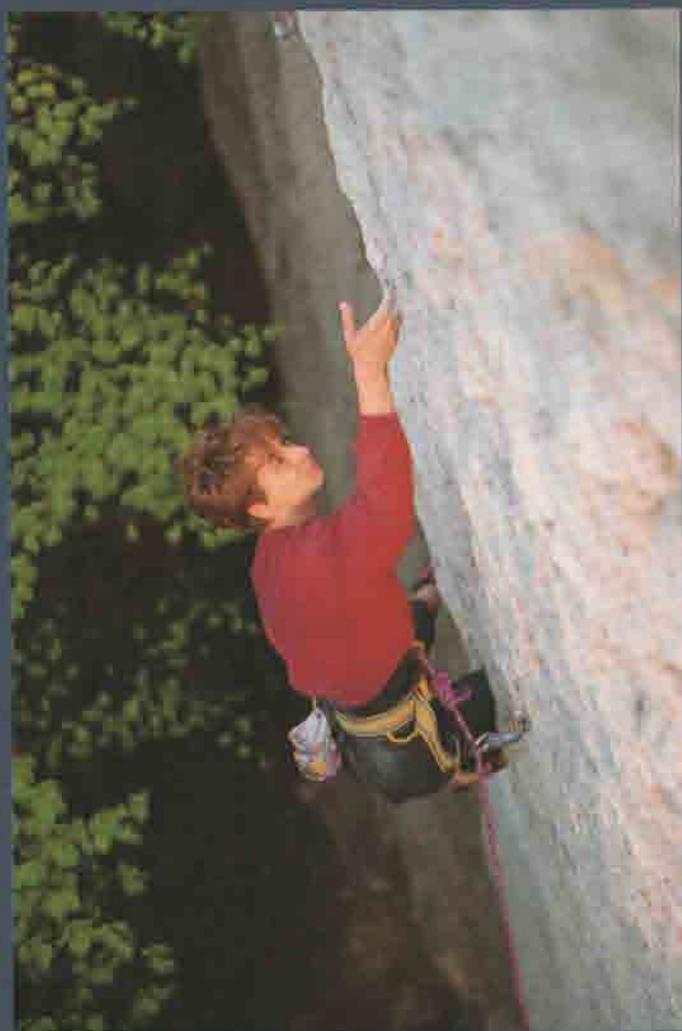
Oben:
Helga Lindner
in der Pelmo-Nord-
und (darüber)
der Festlbeilstein-
Südwand



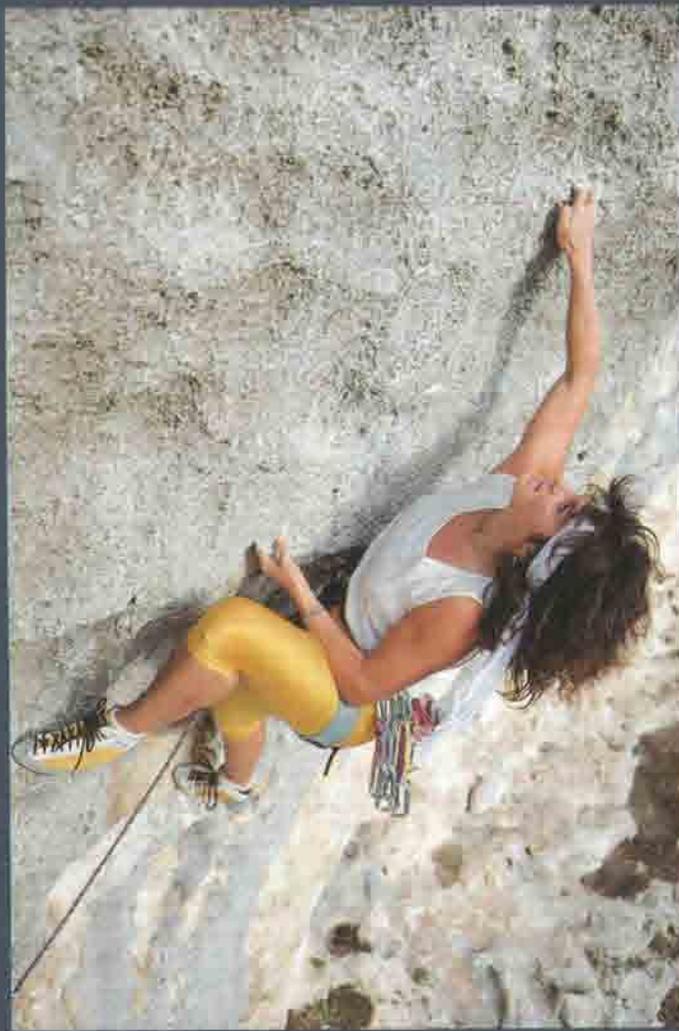
Frau

Wie es ihr gefällt

unterwegs am Berg



Heike Ortlieb
in der Route
„Maßarbeit“ (9-)
Frankenjura



Leni Hibler
in einem
Klettergebiet
bei Isili
(Sardinien)

Seit Bergsteiger miteinander streiten, also seit den Anfängen des Bergsteigens, haben sich grüne Funktionärstische, und seien's die altkluger Fachredakteure, zumeist als denkbar schlecht geeignete Orte zur Lösung der Streitfragen erwiesen. An solchen Orten Ansässige, die dennoch von dem untauglichen Versuch nicht lassen wollten, hat der Bergsteiger Kurt Maix (s. S. 13) darum mit dem Titel „Grüntischler“ gebremst. Das Bergsteigen hat, wie manch andere, auch also eine langjährige Streittradition entwickelt. Und es ist ein im Kern recht traditionelles Thema, womit die Bergsteiger, namentlich die Kletterer, gegenwärtig die Tradition lebendig halten. Besonders lebendig im „Kaiser“!

Es geht dabei – wenngleich dies in einer Abwandlung, bedingt durch neue Techniken und Vorgehensweisen, die im Sportklettern inzwischen zur Gepflogenheit geworden sind – um die alte Frage eines angemessenen Einsatzes von Mitteln und Methoden beim „Erschließen“ oder „Einrichten“ neuer Kletterrouten. Zugleich aber geht's um die Frage: Sollen längst bestehende Routen mit dem Stand heutiger Technik entsprechenden Sicherungshaken ausgestattet – oder möglichst so belassen werden, wie die Erstbegeher diese Routen vor Jahren oder Jahrzehnten hinterlassen haben?

Obschon also auch grüne Redakteurstische der ungeeignete Ort sind, solche Fragen zu entscheiden, daß letztere in einem Buch wie diesem benannt werden, kann dennoch nicht ausbleiben. Das zeigt sich schon in den Beiträgen von Klaus Hoi und Hias Schreder über die bergsteigerischen Möglichkeiten, die das Dachsteingebiet und der Gosaukamm bieten. Reinhold Messners Appell, die Gefahr und den Umgang damit als „wesentliches Element“ der Aufgabenstellung, also auch der Schwierigkeitsbewertung beim Klettern, zu akzeptieren, mit dem unter anderem der Beitrag „Face-Lifting fürs Nordwandgesicht“ sich beschäftigt, zielt genau auf diese Fragestellung. Die Lektüre aber von Thomas Bubendorfers „Versuch über das Unmögliche“ wird aufdecken, daß beide, Messner und Bubendorfer, darin zumindest, wie sie's mit dieser Fragestellung halten, so einig wie nur denkbar scheinen.

In der Tat, also am Berg, hat seine Auffassung besonders eindringlich Christoph Heinz zum Ausdruck gebracht: nämlich mit einer neuen, im klassischen Stil, also ohne Bohrhaken, erschlossenen Route VIII. Grades links der Philipp-Flamm-Ver Schneidung in der Civetta-NW-Wand (1991; s. Foto S. 84). Jener deutlich vom alpinistischen Ansatz her bestimmten Haltung zwar, wie wir meinen, nicht gerade frontal, doch immerhin, sagen wir, schräg versetzt gegenüber liegt der Standort, zu dem hin Martin Schwiersch aufgrund im Kaiser gemachter Erfahrungen tendiert („Treierlei, Troja und die Toleranz“; s. S. 109). Keinerlei Zweifel an der richtigen Antwort auf derlei Fragen plagen, seinem Naturell entsprechend, doch auch bestätigt von seinen Erfahrungen als „Routensanierer“, den Pit Schubert. Doch der hat auch einen bedenkenswerten „Schlichtungsvorschlag“ parat (s. S. 287).

Noch mal: Grüne Funktionärstische taugen nicht dazu, solche Fragen „ex cathedra“ zu entscheiden. Überdies sind lediglich einmal jährlich erscheinende Publikationen wie dieses Jahrbuch wenig geeignet als aktuelles Diskussionsforum. Es kann hier also lediglich darum gehen, in etwa ein Spektrum der Meinungen abzustecken. Einen tragfähigen gemeinsamen Nenner dieser Meinungen zu finden kann, wenn überhaupt, nur den Bergsteigern und Kletterern selbst gelingen. Wenn sie darum ringend allerdings, wie zuletzt mal wieder im Kaiser, gelegentlich Umgangsformen an den Tag legen und „Argumentationshilfen“ für angemessen halten, die von Streitkultur nicht zeugen, dann sollte, wer deswegen mit dem Finger auf sie zeigen möchte, erst überlegen, inwieweit sich ihr Verhalten von dem unterscheidet, durch welches sich unsere „politische Elite“ gelegentlich miteinander verbunden weiß. Freilich hindert auch Bergsteiger und Kletterer keine verbindliche Auflage, vernünftiger zu sein als gewisse Politiker. Insofern wäre Martin Schwierschs Überlegung, strittige Fragen wie die angeschnittenen an einem „Runden Tisch“ zu entscheiden, schon hilfreich. Wobei wir einen „runden“ Tisch ganz schlicht als Gegensatz zu einem „grünen“ verstehen: also keineswegs so übergeschnappt sind, die hier angeschnittenen Problemchen nicht von den elementaren großen zu unterscheiden, um deren Lösung bemüht in der Endzeit der ehemaligen DDR verantwortungsbewußte Bürgerinnen und Bürger dem „Runden Tisch“ zur Symbolkraft verholten haben! So verkehrt es gewiß aber wäre, bergsteigerisch-klettersportliche Belange zu hoch zu bewerten, sie können nicht unbeeinflußt bleiben von Geschehnissen wie dem des erneuten Zusammenwachsens der beiden ehemaligen deutschen Teilstaaten. Und sie reagieren auf solchen Wandel! Sei's durch eigenen Wandel, sei's auch durch Beharrenwollen auf dem Bestehenden wenigstens im eigenen Bereich. Bernd Arnold stellt das dar am Beispiel des Bergsteigens im Elbsandsteingebirge; und seinen Reflexionen darüber hat er die beziehungsreiche Überschrift „Lebenszeit“ gegeben (s. S. 115).

Daraus ersichtlich wird unter anderem, daß es im Elbsandsteinklettern, dem ein bislang beispielloses Regelwerk bis heute doch das Element des abzuwägenden Risikos als Charakteristikum erhalten hat, einen Trend unter einigen Ausübenden hin zur absolut sicher eingerichteten „Nur-Sport“-Kletterroute zu geben scheint. Und dies, während im Kaiser und anderswo in den Alpen die Sorge um den Verlust des Abenteuers erneut also viele Kletterer umzutreiben beginnt.

Dem extremen Schwierigkeitsklettern und dem Wettkampfklettern gemeinsam ist, daß Risikobewältigung aus ihrem Anforderungskatalog weitestgehend verbannt ist. Auf wie auch immer gefärbte und geformte Funktionärstische gelangt das eine eo ipso, das andere zunehmend gesperrter Klettergebiete wegen. Wie gleichgeartet oder auch kontrapunktierend beider Entwicklung bis heute verlaufen ist, mögen die Beiträge von Tilmann Hepp (s. S. 135) und Wolfgang Pohl (s. S. 127) aufzeigen.

Elmar Landes

Ich weiß nur, daß wir nicht allmächtig sind

Ein Versuch über das Unmögliche

Thomas Bubendorfer

Im Alter von zwölf Jahren begann ich mit dem Bergsteigen, weil es mir im Tal langweilig geworden war. Bücher lesen war aufregend, endlos interessant, aber die Tage waren damit nicht zu füllen. Mathematik und Latein erforderten einen gewissen Aufwand, aber der war verhältnismäßig gering. In meine erste Freundin war ich verliebt, aber wir waren sehr jung und mußten erst lernen, miteinander umzugehen. Der Winter war vorüber, die Skirennensaison vorbei, und es gab dafür bis zum Sommer nichts zu trainieren. Die anderen aus der Schule fuhrten mit den Fahrrädern, in „Banden“ organisiert, durch die Gegend und richteten allerhand Unheil an. Eine Zeitlang trieb ich mich mit ihnen herum. Das war aber immer das gleiche, es war nie wirklich aufregend, und schließlich machte ich nicht mehr mit.

Mit den Jahren stellte sich so etwas wie Gewöhnung ein, und es kam immer öfter vor, daß ich abends todmüde in mein Bett fiel und dennoch ein Gefühl der Leere in mir hatte. So etwas wie Langeweile kannte ich nicht, es gab immer ein Buch zu lesen, etwas für die Schule zu lernen, ein Skirennen oder mein Fahrrad. Aber bei allem, was ich tat, blieb ich auf eine eigenartige Weise unbeteiligt. Mein Tun füllte die Tage an, aber es füllte sie nicht mehr aus.

Der Berg

Am Ende des Tales, wo ich aufgewachsen bin, steht ein genau 2099 Meter hoher Berg. Kein felsiger, aber ein von unten betrachtet ziemlich mächtiger Berg, mit Gipfelkreuz und steilen Abbrüchen und vermutlich ungangbaren Flanken. Früher, in den schneereichen Wintern, mußten riesige Lawinen durch das eine große Kar gedonnert sein. Der Großvater und die Mutter (alle keine Bergsteiger, kein einziger Bergsteiger in meiner Familie) erzählten uns Kindern davon, und eines Tages stand für mich fest, daß ich ihn besteigen wollte.

Nach der Schule, ich war gerade zwölf Jahre alt geworden, machte ich mich allein auf den Weg. Von unten gesehen verloren sich die Linien des Berges im Himmel, und das Gipfelkreuz war mit freiem Auge fast nicht auszumachen. Deswegen war es für mich als Bub eigentlich unfaßbar, daß ein einzelner kleiner Mensch mit seinen kurzen Beinen diesen weiten, weiten Weg, zuerst durch den Wald, dem Bachbett folgend, dann durch das

Kar und schließlich über den Grat, in ein paar Stunden zum Gipfel schaffen konnte. Lange Zeit dachte ich, daß es unmöglich für mich sei.

Es gelang mir weder beim ersten Mal noch beim zweiten Mal, aber ich kam immer wieder, immer allein, weil es aufregend, weil es ein Abenteuer war, meinen Weg dort hinauf zu suchen, in Gewitter zu geraten, mich in den Latschen zu verirren, Gamsen zu sehen. Deshalb hatte jedes Scheitern nur zur Folge, daß ich um so entschlossener wiederkam und eines Tages ganz oben beim Kreuz stand, am höchsten Punkt. Das wiederholte sich im Laufe der Jahre immer wieder, daß ich Berge und Wände sah, die mir als absolut unbesteigbar erschienen. Ich empfand aber seit jeher gerade das als das Spannende an meiner Bergsteigerei: daß aus einer Laune heraus für mich „unmögliche“ Visionen entstanden, aus denen aber bald – und je unmöglicher ihre Verwirklichung aussah – um so konkretere Gedanken und Pläne wurden, die ich früher oder später alle realisierte.

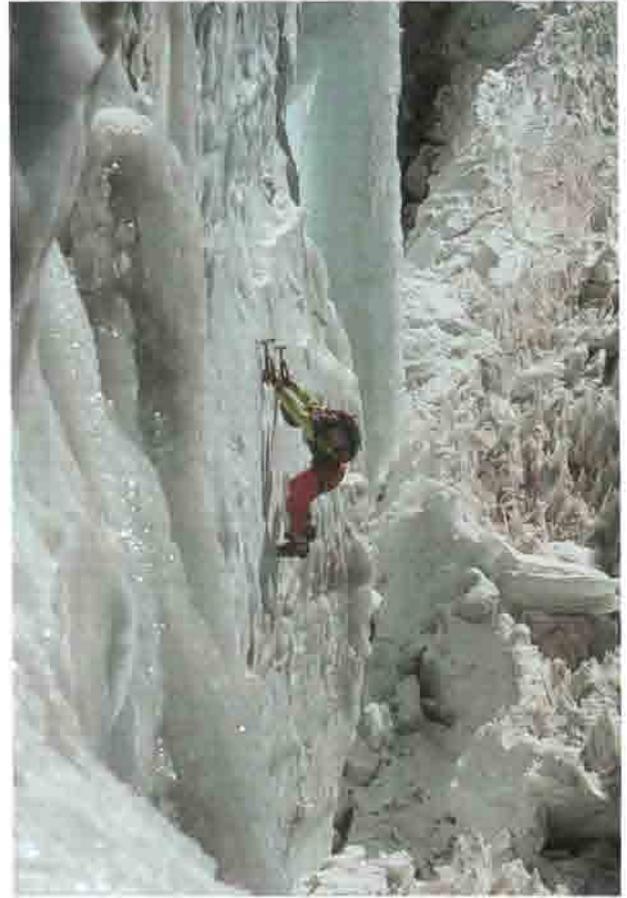
So wurde aus mir „wie von selbst“ ein Bergsteiger. So selbstverständlich, wie meine Freunde einige Jahre später ihre Fahrräder gegen Mopeds eintauschten, tauschte ich das meine gegen die Berge. Wie jeder junge Mensch stellte auch ich an mein Leben den Anspruch, daß es aufregend, abwechslungsreich und abenteuerlich sein sollte, und die Berge konnten mir all das geben. Mit 16 folgten die ersten Alleinbegehungen extrem schwieriger Routen. Ganz sicher wußte ich damals nicht, was ich da wirklich tat. Ich dachte nie darüber nach, und so stellte sich die Frage nach dem Sinn erst gar nicht.

Das einzig Wichtige für mich war, daß dieses Gefühl der Leere und Langeweile verschwunden war. Vielleicht ist es ein Zeichen der Unreife, wenn man sein Tun nicht hinterfragt, vielleicht aber auch ein Zeichen für absolute Sicherheit und Gewißheit. Denn jede Frage ist ein versteckter Zweifel, und wenn wir daher nach dem Sinn fragen, bedeutet dies, daß wir an dem Tun selbst zweifeln, nach dessen Sinn wir plötzlich fragen.

Spätestens nach den ersten Alleinbegehungen stand für mich fest, daß ich immer klettern wollte, daß Klettern ein wichtiger Teil meines Lebens würde bleiben müssen, und daß Klettern mein Beruf werden sollte. Ja, daß gar nichts anderes in Frage kam. So ist es dann auch gekommen, und so ist es – herrlich! – bis heute geblieben, mit allem damit verbundenen Auf und Ab.



Thomas Bubendorfer auf dem steilen Pfeiler im unteren Teil der Aconcagua-Südwand (links: neue Variante) und in den Seracs der Wand (unten). Die Aufnahmen entstanden nach der Begehung bei Dreharbeiten



Fotos: Hansi Oberhuber

Verlust der Selbstverständlichkeit

Mit dem Alter kamen die Fragen, und mit ihnen verloren die Dinge ihre Selbstverständlichkeit. Ich hatte zusätzlich einen konkreten Grund und fast ein Jahr lang Zeit, mir Gedanken über den Sinn meiner Art bergzusteigen zu machen: zwölf Jahre nachdem ich mit dem Bergsteigen begonnen hatte, lag ich am Fuß eben dieses Berges, den ich als ersten bestiegen hatte, mit zertrümmerter Ferse, zertrümmertem Sprunggelenk, zerfetzten Zehen- und drei gebrochenen Wirbeln. Ich war bei seilfreien Werbeaufnahmen 20 Meter tief abgestürzt.

Die nächsten fast elf Monate konnte ich nur mit Krücken gehen. Die Ärzte hatten mich zu 35 Prozent invalid deklariert, und kein Mensch von Verstand machte mir Hoffnungen für meine Bergsteigerei. Da humpelte ich nun, und meine (Ex-)Frau war mir böse, ich selbst war mir böse, wie kann man nur einen Griff loslassen! Das war also das Resultat von so vielen Jahren Bergsteigen.

Wenn ich auf diese Jahre zurückblickte, mußte ich mir eingestehen, daß ich mich mit vielem, was ich da getan, gesagt und geschrieben hatte, nicht mehr identifizieren konnte. Aber ich bereute nichts, und ich empfand auch den Absturz nur als zwar

sehr unangenehmen, aber doch notwendigen Abschnitt einer Entwicklung, deren jähes Ende ich auf keinen Fall akzeptieren wollte und konnte. Je bewußter ich zurückblickte, desto intensiver spürte ich, wie wichtig das Bergsteigen für mich war, und so gelangte ich schließlich an einen Punkt, an dem mein Gefühl keinen Zweifel mehr daran ließ, was ich in Zukunft tun würde: hinausgehen, hinaufgehen, Klettern gehen, irgendwie. Die Ärzte aber sagten: unmöglich ...

„Unmöglich“ also. Nur, was soll das schon heißen? Benutzen wir den Ausdruck „unmöglich“ nicht vor allem als Ausrede für unser eigenes – psychisches oder physisches – Unvermögen? Wenn jemand behauptet, daß etwas unmöglich sei, dann drückt er damit aus, daß es niemandem zu keiner Zeit möglich sein wird oder war. Er zieht damit eine Grenze, die zu überschreiten seiner Meinung nach ausgeschlossen ist. Vor dieser Grenze liegt das Mögliche, dahinter das Unmögliche. Aber es scheint mir eine Illusion, zu glauben, daß diese Grenze allgemeingültig in der Welt, unabhängig von uns, existiert. Denn in Wirklichkeit sind wir selbst es, die diese Grenzen ziehen und sie dadurch erst erschaffen. Etwas wird unmöglich, weil wir glauben, daß es unmöglich sei, aber das ist es nicht von sich aus und von vornherein. Dasselbe gilt für das Mögliche.

Das war mir erstmals bewußt geworden, als ich kurz vor meinem Unfall fünf Dolomitenwände, 3000 Klettermeter im seilfreien Alleingang, bewältigte. Wie mit einer Zeitmaschine durchlebte ich innerhalb von zwölf Stunden einen wichtigen Teil der Geschichte des Dolomitenkletterns. Zuerst durchkletterte ich die berühmten Nordwände der Drei Zinnen. Die „Cassin-Führe“ an der Westlichen, dann die „Comici“ an der Großen und schließlich die „Innerkofler-Route“ an der Kleinen Zinne. Der Hubschrauber brachte mich anschließend zur Marmolada, wo ich die „Don Quixote“, eine Erstbegehung aus der Neuzeit, durchstieg, und am Abend gelang mir noch, ebenfalls die ganze Zeit ungesichert und ohne Seil, die erste Alleinbegehung der berühmten „Via Niagara“ an der Pordoispitze.

In der Nordwand der Kleinen Zinne traf ich viele Kletterer, wahrscheinlich Mitglieder eines Kletterkurses. Ich fragte mich, wie es möglich war, daß heute, knapp 100 Jahre nach ihrer Erstbegehung, diese Route bereits von Anfängern geklettert wird, wo sie doch damals als Grenze des Menschenmöglichen galt. Die bessere Ausrüstung allein konnte es nicht sein, denn selbst mit Halbschuhen würde heute jeder einigermaßen Geübte die Touren der damals Besten klettern können. Und auch wir heute haben nur Arme und Beine, die wir trainieren können, wie sie damals.

„Das Unmögliche gibt die Richtung vor“

In den vielen Jahren, seit die Menschen Berge besteigen, mußte etwas in ihren Köpfen vorgegangen sein, das ermöglicht, was heute möglich ist. Von Generation zu Generation mußte sich das Denken langsam geändert haben, die Auffassung von dem, was „möglich“ und „unmöglich“ heißt. Innerkofler dachte vor hundert Jahren, daß „seine“ Nordwand die Grenze des Menschenmöglichen sei, und dann kam über 40 Jahre später Comici und dachte, daß „seine“ Nordwand diese Grenze sei; und Cassin verschob diese Grenze wenige Jahre später wieder etwas nach oben. In einem bestimmten Sinn hatte jeder von ihnen recht. Zu ihrer Zeit waren ihre Leistungen tatsächlich die Grenze des Menschenmöglichen. Nur hatte es nie lang gedauert, und es kamen andere, die etwas ganz anderes darunter verstanden, und in diesem Sinn hatten sie unrecht.

Je älter der Alpinismus wird, um so mehr gescheiterte Versuche, das Unmögliche zu bestimmen, sehen wir. Wer weiß, wie oft sich das Unmögliche jetzt schon selbst überlebt hat? Betrachten wir diese vielen Irrtümer, dann müssen wir daraus den Schluß ziehen, daß auch heute der Versuch einer Definition von „unmöglich“ falsch sein wird. Daher muß das Unmögliche den Mythos des Absoluten verlieren, der ihm in der Vergangenheit immer anhaftete.

Wenn wir das begriffen haben, dann liegt das Unmögliche nicht mehr jenseits einer Grenze, vor der wir haltmachen müssen, sondern es ist vielmehr ein Punkt, dem wir uns immer weiter annähern können, ohne ihn jemals zu erreichen. Und so gibt uns das Unmögliche die Richtung vor, in die wir zu gehen haben.

Als die Ärzte meinten, Bergsteigen würde für mich in Zukunft unmöglich sein, versetzten sie es jenseits der Grenze. Sie gaben mir damit aber nicht die Ausrede, es erst gar nicht zu versuchen, sondern ganz im Gegenteil die Richtung vor, in die ich zu gehen hatte. Nie werde ich die ersten Ausflüge in die Berge vergessen, als Laurens, mein damals zweieinhalbjähriger Sohn, schneller war als ich, und nie die ersten Versuche im Klettergarten, als ich Routen, die ich früher zum Aufwärmen allein geklettert war, nun nicht einmal mit Seilhilfe schaffte. Aber keinen Augenblick dachte ich daran, daß die große Bergsteigerei für mich unmöglich sein würde. So wie früher bei meiner ersten Bergtour und später bei den großen Unternehmungen, versuchte ich es einfach immer wieder und kam in kleinen Schritten dem Unmöglichen näher.

„Ein-Tages-Ziel“

Wenig mehr als zwei Jahre nach dem Unfall, nach zwei gescheiterten großen Unternehmungen, war mein Ziel die erste Alleinbegehung an einem Tag der 3000 Meter hohen Südwand des 6956 Meter hohen Aconcagua in den argentinischen Anden. Diese Wand ist die höchste der westlichen Hemisphäre und klettertechnisch schwieriger als beispielsweise die Eiger-Nordwand in den Alpen. Sie fängt in einer Höhe an, wo letztere längst aus ist, und ist noch dazu um 1,2 Kilometer höher. Reinhold Messner, 1974 Erstbegeher der „Südtiroler-Direttissima“ und bekanntlich in diesen Dingen ziemlich kompetent, bezeichnet sie als eine der größten und schwierigsten der Erde.

In der vorangegangenen Sommersaison hatten nur zwei amerikanische Seilschaften die Route der französischen Erstbegeher geschafft, in tollem Stil, ohne Fixseile, in jeweils acht Tagen. Eine Gruppe junger französischer Spitzenkletterer, die bereits im Montblanc-Gebiet mit „Enchaînements“ à la Christophe Profit von sich reden gemacht hatte, und sechs bis sieben andere Expeditionsgruppen, darunter auch ich, scheiterten am schlechten Wetter oder an der im unteren Wandbereich auf Grund von Ausaperung äußerst heiklen Kletterei.

1990/91 dann versuchten wieder mehr als zehn internationale Gruppen die Wand. Die meisten scheiterten an den Winden, der Kälte, den Lawinen, darunter der kanadische Spitzenkletterer Barry Blanchard, oftmaliger Seilpartner von Jeff Lowe bei Erstbegehungen im Himalaya. Einem chilenischen Alleingänger gelang die Wand in vier Tagen, einer koreanischen und einer japanischen Gruppe eine Besteigung in vier bzw. fünf Tagen – alle auf der französischen Originalroute.

Die erste Alleinbegehung der „Südtiroler-Route“ war Jahre zuvor dem Franzosen Yvan Gherardini gelungen, in wie vielen Tagen ließ sich nicht genau feststellen, es waren aber mindestens fünf. Die schnellste Begehung der „Direttissima“ gelang Tiroler Kletterern im Jänner 1986 in 46 Stunden.

Angesichts dieser Tatsachen erschien es unwahrscheinlich, daß jemals einer kommen und diese Wand allein, an einem Tag, ohne



Foto: Josef Heini

Seil, durchsteigen sollte; ja unmöglich für einen, dem die Ärzte prophezeit hatten, nie mehr einen schwierigen Berg besteigen zu können.

Am 3. Jänner 1991 stieg ich um ein Uhr morgens, begünstigt vom Schein des fast vollen Mondes, allein, ohne Seil und Haken, mit sehr leichter Kleidung und fast keinem Gepäck, in die Wand ein. Es war eine sehr kalte Nacht mit Temperaturen um die dreißig Grad minus. Drei Wochen lang hatte ich mich hier ohne Unterstützung allein vorbereitet und, immer wieder in der Wand auf- und abklettern, diese bis in eine Höhe von 6100 Meter sehr gut kennengelernt. Nach ziemlich genau fünfzehneinhalb Stunden Alleingang, bis in die letzten 100 Meter der Gipfelwand von Mitgliedern der erfolgreichen koreanischen Expedition mit dem Fernglas beobachtet, fuhr mir, so wie den meisten meiner Vorgänger auch, am Gipfelgrat des Aconcagua, in fast 7000 Meter Höhe, der berühmte Eiswind „viento blanco“ ins Gesicht. Ich war ja recht leicht bekleidet, außerdem von einer Pulverschneelawine ziemlich durchnäßt, und so machte ich, daß ich ins Tal kam.

Während meines lange sinnlos erscheinenden Versuches, trotz der schweren Unfallfolgen ein Comeback zu versuchen, hatte ich an mehreren Fronten mühsame Kämpfe auszufechten. Das Entscheidende spielte sich aber in mir selbst ab, auf sehr tiefem inneren Niveau. Irgendwann wurde mir das klar, und um nicht in

und mit mir selbst gestört zu sein, nahm ich bei meinem zweiten und erfolgreichen Versuch weder Fernsehen noch Fotografen, Journalisten oder sonstwen mit, vielleicht als Unterstützung im Basislager, wie das allgemein üblich ist.

Ich habe hier von meinem Aconcagua-Alleingang nur der Vollständigkeit halber gesprochen, um auch diesen Aspekt des Unmöglichen zu erwähnen. Hätte ich das medizinische „unmöglich“ akzeptiert, dann wäre das meine eigene Sache gewesen, denn in diesem Punkt bin ich nur mir selbst verantwortlich. Doch wir alle sind in vielen Dingen auch anderen und anderem gegenüber verantwortlich. Das ist auch beim Bergsteigen so. Das Bestimmen und Akzeptieren des Unmöglichen als etwas Absolutem, das es ja nicht ist, hat nämlich oft zur Folge, daß anderen die Chance genommen wird, sich ihm zu nähern.

Das Unmögliche für andere bewahren

Wie oft rechtfertigt man das eigene Unvermögen – in körperlicher Beziehung ebenso wie in geistiger – indem man eine Sache als unmöglich bezeichnet. „Diese Stelle ist unmöglich frei zu klettern, darum schlagen wir einen Haken; diese Route ist unmöglich von unten und ohne Bohrhaken erstzubegehen, darum seilen wir uns zuerst über die Wand ab und treiben mit der

**Seite 106: Die Südwand
des Aconcagua; eingezeichnet
die Route der französischen
Erstbegeher mit Messners
Direktausstieg**

Bohrmaschine unsere Sicherungen hinein; dieser Berg liegt so abgeschieden, und seine Wand ist so hoch, daß wir ihn mit einer Fixseilkette überziehen müssen, sonst können wir nach 1000 Meter Wandhöhe keinen IX. Schwierigkeitsgrad klettern usw.“ So selbstverständlich jeder das Recht hat, das Unmögliche für sich zu bestimmen, für sich diese imaginäre Grenze im Kopf zu ziehen, so selbstverständlich hat er die Pflicht, dieses Unmögliche für andere zu bewahren. Und was sind die mittlerweile Tausende von Bohrhaken in Gebirgswänden, die unzähligen geschlagenen Griffe anderes als „Mord am Unmöglichen“, wie es Messner schon vor vielen Jahren ausgedrückt hat? (Ich spreche in diesem Zusammenhang nicht von den Klettergärten, denn dort wird Kletter-Sport betrieben, der mit Alpinismus nichts zu tun hat.)

Es wird Zeit, daß wir lernen, das zu akzeptieren, denn es geht dabei weniger um uns selbst, als um die nächsten. Wir haben unser Spiel gespielt, unsere Grenzen ausgelotet – und sie vor allem auch immer wieder hinter uns gelassen –, aber wohin sollen diejenigen gehen, die nach uns kommen werden und besser sein werden als wir, wenn jeder Quadratmeter Fels mit Bohrhaken zubetoniert ist, ganz zu schweigen von den unzähligen geschlagenen Griffen, die für ewig verhindern, daß andere versuchen können, diese Wandstellen frei zu klettern?

Was das Bergsteigen sich weiterentwickeln läßt und verhindert, daß es in Langeweile versinkt und schließlich überhaupt aufhört, ist die Herausforderung, das Unmögliche möglich zu machen. In anderen Worten: es muß immer „unmögliche“ Probleme da oben geben, die irgend jemanden herausfordern, und nicht nur das ständige Wiederholen der alten Routen, von denen ohnedies jeder weiß, daß sie möglich sind. Unter der gegenwärtigen Perspektive bin ich überzeugt, daß das Tun von uns Jungen heute weniger danach beurteilt werden wird, was uns gelungen ist, welche großen Probleme in den Weltbergen wir gelöst haben, sondern vielmehr welche Unmöglichkeiten wir bewahrt haben!

Mit ihrer Erstbegehung der Direttissima durch die Große-Zinnen-Nordwand haben uns Hasse und Brandler eine recht schöne Tour gegeben, und viele von uns haben in ihr tolle Erlebnisse gehabt – danke. Was aber haben sie uns dafür genommen? Die (Un)Möglichkeit, einmal völlig frei eine Direttissima durch diese Wand erstzubegehen. Die Geschichte des Alpinismus ist voll von ähnlichen Beispielen. (1988 bei meiner „Fünf-Wände-Solotour“ in den Dolomiten habe ich selbst noch ein Beispiel dieser Art gegeben, als ich mich nach jeder Wand mit dem Hubschrauber vom Gipfel abholen ließ ...)

Das Vorbild

Gott sei Dank gibt es aber auch unter den Bergsteigern Menschen, die gelernt haben, ihr Tun in Frage zu stellen. Für das Bergsteigen ist es, glaube ich, überlebensnotwendig, daß es immer mehr werden. Albert Precht, der jahrelang mein Vorbild

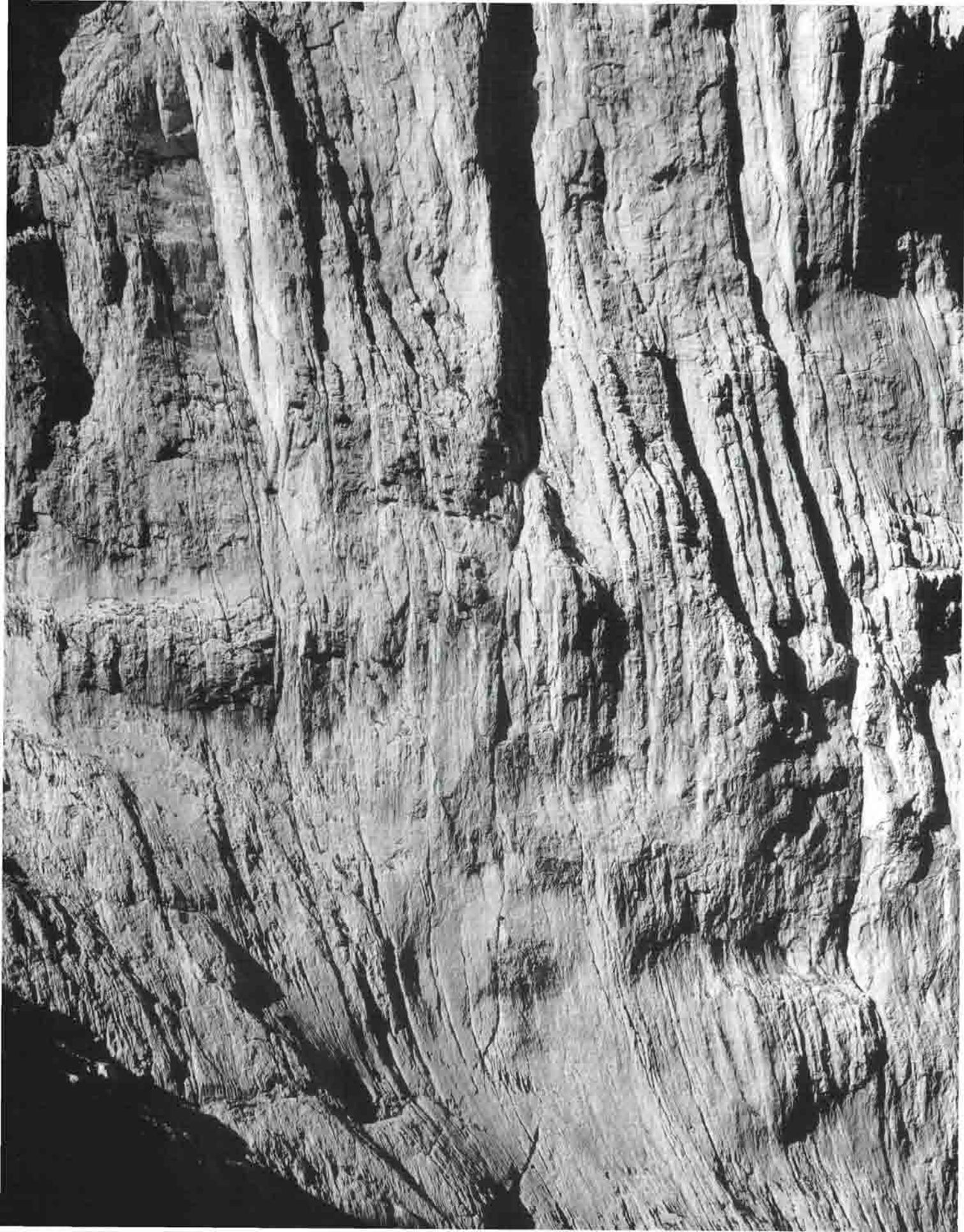
und Lehrmeister war (und es in letzter Zeit mit seiner Einstellung wieder geworden ist), ist ein einzigartiges Beispiel dafür. Sein Spielraum sind vorzugsweise das Tennengebirge und der Hochkönig. Die Wände sind dort meist aus herrlichem Kalk, und Albert hat über 500 Erstbegehungen gemacht. Alle von unten, alle ohne Bohrhaken. Sein Stil und die Kühnheit vieler seiner Routen sind berühmt. Sicherlich gäbe es in seinen Gebirgen noch Wandteile, wo man Erstbegehungen machen könnte, herrliche Linien, zweifellos wunderbare und sehr schwierige sportliche Klettereien. Doch normale Haken und Klemmkeile ließen sich an diesen noch unberührten Wandstellen nur alle fünfzehn, zwanzig, dreißig Meter anbringen, wenn überhaupt; und er, Albert Precht, traut sich das, derart (un)gesichert, nicht zu. Für ihn ist das unmöglich, sagt er, drum geht er dort nicht hinauf. Er ist aber klug genug, um zu betonen: „für mich und momentan“. Denn in ein paar Jahren wird ein im Klettergarten trainierter Kletterer kommen und diese Erstbegehungen vielleicht sogar im Alleingang machen. Das mag für viele vielleicht kein sehr angenehmer Gedanke sein, aber ihn zu ignorieren hieße, aus der Vergangenheit überhaupt nichts gelernt zu haben. Comici hätte sich einen Free-Solo-Alleingang ohne Hakenberührung seiner Route an der Zinnen-Nordwand ganz sicher auch nicht träumen lassen, und Messner hätte ebenfalls ziemlich ungnädig reagiert (heute, vor vollendete Tatsachen gestellt, tut er es um so mehr), hätte man ihm 1974 prophezeit, daß 17 Jahre später einer ohne Seil kommen und in knappen fünfzehn Stunden durch seine Route in der Aconcagua-Südwand steigen wird. Noch dazu einer, der Bubendorfer heißt. Aber nicht einmal ich selbst wußte, ob es möglich sei, nicht bevor ich es tat und nicht während ich es tat, sondern erst, als alles getan war.

Endlich wieder ganz in der Gegenwart

Mehr als ein Jahr ist seit dem Aconcagua-Alleingang, meinem letzten großen Abenteuer, vergangen. Viele kleine habe ich seither erlebt, in den vertrauten Alpenwänden, oft an meiner physischen Grenze, am Seil, an Klemmkeilen, an Haken gesichert, nur für mich persönlich spektakulär.

Endlich lebe ich wieder ganz in der Gegenwart, selbstverständlich wie früher, als Kind. Lese Bücher, klettere, klettere, klettere und schaue aufs Meer hinaus. Jetzt beginnen meine Gedanken, sich wieder nach vorwärts zu richten. Denn da ist eine neue „unmögliche“ Vision in mir entstanden, ist bald ein recht konkreter Plan daraus geworden, von einem Alleingang in einer noch viel höheren Wand, an einem noch viel höheren Berg, in meinem Stil, an einem Tag.

Das Unmögliche ist etwas, dem wir uns mit immer kleineren Schritten nähern, ohne es jemals zu erreichen. Folgt daraus nicht, daß nichts unmöglich ist? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß wir nicht allmächtig sind, daß sich aber der Versuch in jedem Fall lohnt, das Unmögliche möglich zu machen. Denn mit jedem Schritt, den wir uns ihm nähern, nähern wir uns zugleich uns selbst.



Treierlei, Troja und die Toleranz

Erschließungs-, Begehungs- und Umgangsformen

Martin Schwiersch

Seite 108: Ein
Stein des Anstoßes?
Blick auf
die Fleischbank-
Ostwand

Erstbegehungsstile und Bohrhaken in alpinen Felswänden sind aktuell wiederholt ins Gerede gekommen. Wieder einmal ist der „Wilde Kaiser“ Schauplatz der Auseinandersetzung. Sowohl mit DAV-Sicherheitshaken nachträglich gesicherte klassische Touren wie auch mit Bohrhaken abgesicherte Sportkletterrouten wurden entweder bereits „rücksaniert“ oder unterliegen dieser Gefahr.

Erneut ist der Bohrhaken als Übel ausgemacht. Während der Zeit des technischen Kletterns wurde durch das Setzen von Bohrhaken „Mord am Unmöglichen“ betrieben. Heute scheint der Bohrhaken schuld am „Mord am Abenteuer“ zu sein, eine Irrfährte weg von den „wahren Werten“ des Kletterns.

Angesichts der Absäßeaktionen fällt es schwer, davon abzusehen, den Aktivisten eine „verbohrte“ Haltung und die Bereitschaft zur Selbstjustiz zu unterstellen. Ehrliche Sorgen über die Kletterentwicklung mögen auch eine Rolle gespielt haben. Haken einfach abzusägen, ist jedoch kein Mittel der Auseinandersetzung über ethische Fragen.

Abgesehen vom Stil dieser „Argumentation“ ist auch keines der Probleme damit gelöst: Wer Bohr- oder Klebehaken als Verschandelung ansieht, wird zugeben müssen, daß auch abgesägte Haken den Fels verschandeln. Wer glaubt, durch Rücksanierungen den Massenandrang eindämmen zu können, täuscht sich insofern, als auch in rücksanierte Modetouren nur unwesentlich weniger Leute einsteigen werden. Und schließlich werden von Erstbegehern nach wie vor Bohrhaken geschlagen werden – vielleicht sogar gerade aus Trotz.

Ein Gutes hat dies Schlechte: Eine Diskussion, so alt wie das Klettern selbst, wird neu belebt: Wieviel Sicherheits-Infrastruktur sollen beliebte Routen bieten? Welcher Erstbegehungsstil (inklusive der verwendeten Sicherungsmittel) wäre wünschenswert? Hintergrund dieser Diskussion ist die Frage: Was soll Klettern sein?

Zweierlei

Ich bin nur seltener Besucher im Kaisergebirge.

Die soliden Standplatzsicherungen in einigen der mittelschweren Wege habe ich zu schätzen gelernt – und wußte doch auch, wo „herkömmlich“ gesicherte Touren zu finden waren.

In den vergangenen Jahren habe ich mich einige Tage bemüht,

meinen Teil dazu beizutragen, zwei Erstbegehungsprojekten an der Fleischbank-O-Wand, die Michael Hoffmann federführend eingerichtet hatte, eine freie Begehung abzurufen.

TREIERLEI wurde von M. Hoffmann, W. Müller, M. Huber und W. Grummich über mehrere Jahre von unten mit einem Minimum an Bohrhaken erstbegangen. TROJA wurde von M. Hoffmann, zum Teil zusammen mit Ch. Semmel, in zwei Sommern von oben eingerichtet.

Wer tolerant ist, dem ist nicht notwendig alles einerlei. Troja und Treierlei sind zweierlei. Zweierlei Stile, zweierlei Anreize – beides jedoch für sich Abenteuer.

René ist tot. Am Eiger abgestürzt. Gestern. Wir können es nicht glauben. Nach langen Minuten öffnen wir das Bier, das wir gerade trinken wollten, als das Telefon klingelte.

Morgen früh werden wir aufbrechen. Die Nacht wird zur Qual: Die Hitzeglocke über München, kreisende Gedanken ...

Am nächsten Morgen begleitet Regen uns auf der Fahrt. Oberhalb der Griesner Alm hängen die Wolken tief, die Luft ist feuchtwarm. Wir steigen durch die Steinernen Rinne auf, gewinnen trotz Abgespanntheit wieder geistig einen positiven Boden. Die Wände sind kaum naß.

TROJA heißt der Spielplatz: in der Umgebung einer „Mythomania“ und einer „Odyssee“ ein adäquater Name. „Trojanisches Pferd“ wäre auch kein schlechter Name gewesen; denn so wie Troja nur durch diese Kriegsliste erobert werden konnte, so wurde TROJA listig von oben eingerichtet. Und das in einem Ambiente heldenhaft von unten erzitterter Schauerrouuten.

Heute soll es um die freie Begehung gehen – angesichts der zu erwartenden Schwierigkeiten für uns ein etwas vermessenenes Ziel; aber versuchen schadet ja nichts.

Mir fällt die erste Länge zu. Mit guten Tips, Biß und etwas Glück ausgestattet, gelingt sie sofort. Michl schlängelt sich die zweite Länge hoch. Die dritte Seillänge wartet mit einer Boulderstelle auf – Michls Rohkonzept konnte ich als Zeichnung bereits am Abend vorher einsehen. Mitten in der Boulderstelle bewahrt mich nur ein heftiger Wortwechsel vor dem „Aus“: „Da muß ein Seitgriff in Bauchhöhe sein!“ „Wo? Da ist keiner!“ „In Bauch ... – Nein, vielleicht eher in der Genitalgegend!“ Das war die Rettung! „Jetzt läßt du nicht mehr los!“ Yes, Sir, ich gebe mein Bestes. Bestens gestimmt treten wir die nächsten drei, nun leichteren, Längen an.

Troja ist mit 54 Klebehaken abgesichert. Trotz dieser scheinbar hohen Zahl von Sicherungspunkten bleibt die Kletterei anspruchsvoll – die Stellen können nicht technisch geklettert werden, die Abstände sind weit genug, um ein bißchen Angst bekommen zu können, wenngleich nie ernsthaft gefährlich. Zusätzlich muß durchschnittlich einmal pro Länge eine wichtige Zwischensicherung selbst angebracht werden.

Ich kenne die Route nicht – die Seillängen sind für mich neu. Die Absicherung entspricht meiner Vorstellung einer alpinen Sportkletterroute: Solide Sicherung, nicht übernagelt; wo eine gute Sicherung untergebracht werden kann, muß sie angebracht werden. Jede Einzelstelle muß frei geklettert werden; aber die Sicherung erlaubt auch eine Rotpunkt- oder gar „On-Sight-Begehung“. Eine klare Sache.

Begeistert erzählt mir Michl von den Überlegungen beim Einbohren: Die Route sollte ja keine Bohrhakengirlande werden, sondern jeder Bohrhaken notwendig sein und in der Platzierung optimal. Dies machte Pendelmanöver, Boulderversuche und Seilverspannungen nötig. Wenn man sich von der prinzipiellen Voreingenommenheit löst, daß die Aktionen alle von oben, vom Fleischbank-N-Grat, gestartet wurden, wird man erkennen: Hier hat sich jemand mit Hingabe und Liebe zum Detail einer Erstbegehung gewidmet.

Mittlerweile hüllt sich die Fleischbank in Nebel. Drüben am Predigtstuhl ist eine Seilschaft mit hemmungsloser Kegelleidenschaft unterwegs: Ganze Blöcke werden da ins Tal befördert – ich zucke jedesmal zusammen. Wenn nur ja nichts passiert! Da: Ein kurzer Schrei von gegenüber, ein gewaltiger Blockschlag und dann – nichts. Totenstille? Zitternd steige ich die letzten Meter zum Stand. Jetzt reicht's. Keinen Meter will ich mehr klettern heute. Das Maß ist voll.

Warum kommen keine Hilferufe? Wir können nichts sehen. Wir sitzen am Stand und warten, starren Löcher in den Nebel. „Hilfe“, jetzt hört man es deutlich; es klingt soweit ganz kräftig, wird also der Sichernde sein. Kein Laut vom Seilpartner. Nach langen Minuten ein gedehntes „Hilfe“ einer anderen Stimme, ab und zu Stöhnen. Er lebt also noch.

Wo sind die anderen Seilschaften? Können sie helfen? Hubschrauber kann jetzt jedenfalls keiner kommen. Können wir helfen? Aber wie lange brauchen wir zum Predigtstuhl? Der Sicherungspartner ruft uns zu, daß der Unfall in der letzten Länge der Dülfer-Westwand passiert ist. Wir stellen den Kontakt zu Leuten in der Rinne her. Endlich ist da jemand, der den Notruf bedient. Bizarr hallt die verstärkte Stimme aus der Rettungsleitstelle durch die Rinne. Bergführer seien schon beim Verletzten. Okay, dann ist das Wesentliche bereits getan.

Über all dem ist es kalt geworden. Wir sind ausgekühlt und geistig ausgelaugt. Als wir abseilen, bricht plötzlich ein satter Sturm los, vertreibt die Nebel, aber treibt unsere Seilenden weiß Gott wohin. Richtig. Ein Rückzug ist jetzt wirklich das beste.

Am Einstieg hat der Spuk plötzlich sein Ende. Die Sonne spitzt hervor, der Wind legt sich, und der Hubschrauber nutzt sofort das erste Nebelloch. Lange können wir die Situation nicht recht fassen: In einer Mischung aus Betroffenheit, Ärger und Enttäu-

schung – unsere Karten waren so gut gestanden – steigen wir die Steinerne Rinne ab.

Weil Irren menschlich ist

Der Verunglückte hatte in der letzten Länge völlig auf Zwischensicherungen, die gut zu legen gewesen wären, verzichtet. Er hatte einen Block ausgebrochen und war vierzig Meter auf ein Band gestürzt. Die Dülfer-Führe in der Predigtstuhl-W-Wand ist nicht mit Bohrhaken gesichert; unabhängig davon wäre dieser Unfall auch mit Bohrhaken an den Standplätzen so passiert: Hier hat jemand sich und die Situation offensichtlich falsch eingeschätzt.

Bohrhakengegner betonen oft, daß durch zu gute Sicherung der Zwang, sich und sein Können richtig einzuschätzen, verlorengehe. Kritisch gesicherte Touren würden potentiellen Begehern eine genauere Selbstprüfung abverlangen.

Wie der obige Unfall allerdings zeigt, werden auch herkömmlich gesicherte Touren falsch eingeschätzt: Die Sicherungssituation allein zwingt niemanden, seine Selbsteinschätzung zu verbessern! Darüber hinaus steckt hier auch Selbstgerechtigkeit drin: Jeder schätzt hin und wieder Kletterstellen falsch ein. Fehleinschätzungen stellen sogar eine wesentliche Erlebnisgrundlage beim Klettern dar: Wer kennt nicht die Erleichterung und das Hoch-Gefühl, wenn eine vermeintlich „hubbrandige“ Stelle sich leichter als erwartet auflöst? Wer kennt nicht die Panik und den nachträglichen Spannungsabfall, wenn man wider Erwarten in Not gerät und sich dann doch noch unter totaler Konzentration und Anspannung herausretten kann? Beide Fehleinschätzungen führen zu intensiven Erlebnissen. Nachdem beide Situationen gut ausgegangen sind, wird der Hintergrund – die Fehleinschätzung – tendenziell vergessen; die Erinnerung kreist dann mehr um das eigene Können: Ich bin besser, als gedacht ...

Derselbe Fehler, der im gut ausgegangenen Fall zu einer persönlichen Stärke „umgearbeitet“ wird, wird demjenigen, der weniger Glück hatte, oder dessen Kraft nicht ganz soweit gereicht hatte, zum Vorwurf gemacht. Ein und dieselbe Sache ist einmal Stärke und einmal Schwäche.

Weil Irren menschlich ist, sollte die innere Sicherheit, die klare Selbsteinschätzung nicht zum alleinigen Sicherheitsmaßstab erhoben werden. Vielmehr sollte gefragt werden: Was soll einem Kletterer passieren dürfen, wenn er sich getäuscht hat? Soll es möglich sein, daß der eine für die Fehleinschätzung mit Verletzungen, vielleicht sogar dem Leben bezahlen muß, während der Glücklichere dasselbe in die Schatztruhe seiner besten Erinnerungen aufnimmt?

Zweiter Tag.

Heute muß es gehen. Unsere taktischen Überlegungen münden im Entschluß, die bereits gekletterten Längen von TROJA ausfallen zu lassen – ein Stilbruch zwar, aber ökonomisch: Sie würden uns heute sicher schwerer als gestern fallen. Über die REBITSCH-SPIEGL gelangen wir bald an unseren Umkehrpunkt vom Vortag und erreichen über eine weitere Seillänge die Schlüsselpassage.

Im Schlingenstand kann ich die Crux der Tour begutachten, einen plattigen Rechtsquergang mit wenig zum Greifen und so gut wie nichts zum Treten: Das „Sesam-öffne-Dich“ muß hier erst noch gefunden werden; auch Michls Konzept ist vorerst noch Papier ...

Wieder und wieder versuchen wir uns abwechselnd an der Stelle. Jeder Versuch bringt uns weiter; wir finden zusätzliche Tritte und kleine Griffkántchen, entwickeln neue Bewegungsvarianten. Die Sonne steigt höher, wird uns bald verlassen. Zunehmende Müdigkeit steht unseren Verbesserungen entgegen: Die Verbindung der Bewegungsabläufe ist nun klar, doch unsere jeweils besten Versuche enden am Ausstiegsgriff: In Zeitlupe lösen sich die Finger ... Wir kämpfen gegen die Enttäuschung und die Erschöpfung, gegen die innerliche Aufgabe. Mit dem Schatten kommt die Kälte. Auch ein letzter Versuch geht schief. Schade. Aber es ist nicht zu ändern. Diese fünf Meter haben uns Stunden gekostet.

Wir entscheiden uns, weiterzuklettern, um die letzten Seillängen näher kennenzulernen. In der letzten Länge reißen uns nahegelegene Donnerschläge aus unseren Spielen. Wir wollen an Ort und Stelle warten, bis das Gewitter vorbei ist und dann abseilen. Doch nach einer halben Stunde regnet es immer noch in Strömen; Wasserstreifen kriechen die Wand herunter, durchnässen den Faserpelz; es wird kalt. Schlußendlich seilen wir ab. Naß bis auf die Knochen sortieren wir uns am Einstieg.

Diesmal waren wir nicht gut genug – sogar unter der Erleichterung, die unteren Längen ausgelassen zu haben. In jeder Hinsicht begossene Pudel trotten wir die Rinne hinunter. Der Regen verzieht sich. Pastellfarben erscheinen die Wände, der Himmel; passendes Gegenstück zu unseren Gedanken.

Viele Möglichkeiten des Scheiterns

Oft wird abschätzig davon gesprochen, daß Sportklettern im Gebirge ja im Grunde nur das Bewältigen klettertechnischer Probleme an größeren Wänden sei – und nicht mehr das eigentliche alpine Abenteuer.

Das stimmt. Aber ist das so wenig?

Wenn Abenteuer bedeutet, daß man nicht weiß, wo man ankommen wird, dann ist auch dies Abenteuer. Und die Intensität der Gefühle wächst mit der Hingabe an die gestellte Aufgabe, mit der investierten Energie – nicht nur mit der ausgestandenen Angst. Auch wenn man bei einer gut gesicherten Kletterei bereits vorher weiß, daß man ohne größere Blessuren herauskommen wird, kann man mit leeren Händen – ohne den erhofften Begehungsstil – zurückkommen. Aber auch in dieser Möglichkeit des Scheiterns stecken intensive Erlebnisse.

Du hast keine Chance, aber nutze sie.

Eigentlich wäre ich am liebsten nach Hause gefahren. Die Gedanken an René, die körperliche Erschöpfung ... Doch wir haben nur noch diesen Tag Zeit. TROJA können wir nicht mehr sehen – also soll es TREIERLEI sein, an dem wir uns schon im Jahr zuvor die Zähne ausgebissen hatten. Und jetzt ist die Wand

DRY, so trocken wie selten im Jahr – einen TRY sollte man also starten*).

Müde schleichen wir die Rinne hoch. Die ersten beiden Längen sind nicht ermutigend. Im Jahr zuvor waren wir sie immerhin Rotkreis geklettert; heute können wir daran nicht anknüpfen. Am Stand unter der dritten Länge – die wir beide im letzten Jahr nicht „punkten“ konnten – frage ich mich, was die ganze Veranstaltung soll und bin sicher, daß bald ein Rückzug fällig ist.

Michl, der wahre Freund, hängt mir die Expreßschlingen ein. Zum Stand zurückgekehrt meint er trocken: „Du machst das jetzt.“ Dazu ist nichts zu sagen. Ironie des Schicksals: Der Versuch gelingt! Mit einem Freudenschrei nehme ich am Stand auf dem dort montierten Gartenstuhl Platz.

Die nächsten Längen sind leichter – aber auch schwieriger: TREIERLEI wurde von unten eingerichtet; Bohrhakenschlagen war Mitte der achtziger Jahre noch anstrengende Handarbeit; viele Bohrhaken waren damals noch ein Zeichen mangelnden Muts und Könnens. Selber absichern ist nun gefordert.

In der sechsten Länge ist der erste Bohrhaken erst weit oben zu entdecken. Michl entfacht ein wahres Sicherungsfeuerwerk: Nach mehreren Lege- und Entfernungsmanövern von Friends und Keilen, verbunden mit Vor- und Zurückklettern, ist er endlich eingehängt – und hier beginnen die eigentlichen Schwierigkeiten: „Mann, ich bin jetzt schon so platt.“ Trotzdem gelingt es ihm noch, den überhängenden feuchten Riß bis zum nächsten Bolt zu klettern. Dann jedoch ist Bouldern angesagt. „Okay, jetzt versuch ich's.“ Eine Kniesperre als No-hands-rest markiert den Beginn des Rotkreis-Versuchs. (Bitte Nachsicht: Wir sind in den Alpen!) Mit furiosen Schreien und knappen Schnappern rettet er sich die fürchterlich runde Hangel zum Stand hinaus – gut gekämpft.

Die übernächste Länge wartet mit unterbrochenen Körperrißen auf. „Mensch, Rißklettern kannst du doch!“ – dergestalt selbstmotiviert quetscht sich Michl den Körperriß zu Beginn hoch. Die schweren Rißeinstiege nach den Unterbrechungsstellen werden unter Einsatz aller verbalen Hilfsmittel, ja sogar mit Hilfe der Hoffmannschen Doppelknietechnik, die nicht einmal in sein Kletterlehrbuch Eingang finden durfte, bewältigt. Der arme Sicherungsmann weiß in einem emotionalen Wechselbad nicht, ob er sich der Komik der Szene hingeben darf, oder ob er in der nächsten Sekunde einen Sturz halten muß.

Verklemmt im Riß kommt plötzlich die Order: „Jetzt brauch' ich was zum Trinken!“ Kein Problem: Die Schweizerflasche ans Materialeisil gehängt und los geht's. Es wäre jammerschade, wenn jetzt noch was schiefige. Frisch gestärkt geht's zum Stand. Meine Hochachtung. Es ist bereits spät, doch Abseilen kommt nur als letzte Möglichkeit in Frage: „Nie wieder möchte ich hier heraufklettern müssen, nie wieder.“ Und auch die letzten Längen wollen noch geklettert sein: Wir sind beide müde und müssen nun alles selber absichern. Spät am Nachmittag kom-

* der Name kann auch so verstanden werden: „Try er ley“. Übersetzt aus dem Englischen und Südtirolerischen heißt das in etwa: „Versuch er mal“.

men wir am Grat an. Wir umarmen uns. Wir haben alles gegeben, haben gemeinsam gekämpft und zum Schluß auch noch das nötige Quentchen Glück gehabt. Wir denken an René.

Verschiedenerlei Spiele

„Was soll Klettern sein?“

Zunehmend wollen Genuß- und auch alpin interessierte Sportkletterer gute Sicherung. Dagegen läßt sich schwer argumentieren – schließlich kann niemand ein Ethik-Monopol beanspruchen. Auch soll jeder Kletterer selbst entscheiden, wie abenteuerlich er es gern hätte. Der Spielplatz Fels wird, da führt kein Weg vorbei, jetzt und auch in Zukunft für unterschiedliche Spiele genutzt. In der ODYSSEE warten seit einem halben Jahrzehnt die fixen Keile auf Wiederholer: Dieses Spiel kann gespielt werden. Fünf Meter daneben warten die Haken von TROJA ...

Wer den Bohrhaken aus alpinen Wänden generell verbannt sehen will, versucht, die Mehrheit zu dominieren. Wie die Argumente auch lauten mögen („richtiges“ Abenteuer; Zwang zur objektiven Selbsteinschätzung; Rückversetzung der Touren in den Zustand nach der Erstbegehung; Bohrhaken ziehen „Massen“ an, Massen polieren die Griffe ...); die momentane Entwicklungssituation ist nun mal so, daß viele Leute klettern und daß sie gut gesichert klettern wollen.

Vielleicht waren die Zeiten, als ganze Wandfluchten noch unbegangen waren, als man im „Kaiser“ tagelang allein war, in dieser Hinsicht wirklich schöner. Leider sind sie vorbei.

Heute werden die Standplätze in Modetouren häufig mehrfach genutzt. Will man nicht, daß mehrere Seilschaften auf Gedeih und Verderb verkettet sind, sind Bohrhaken an manchen Standplätzen einfach eine Notwendigkeit.

Sportkletterer wollen ihren Bewegungsdrang auch in alpinen Wänden austoben – und das nicht erst im zehnten, sondern in dem jeweils für sie erreichbaren Schwierigkeitsgrad. Das Argument, daß ein besserer Kletterer auch mit schlechterer Sicherung (d. h. weniger oder auch gar keinen Bohrhaken) auskäme, bedeutet in der Konsequenz, daß man dem nicht so guten Kletterer seinen Kampf, seinen Spaß nicht gönnt. Man kann die notwendige Absicherung nicht einfach vom Niveau der Elite rückwärts definieren.

Toleranz ist keine Einbahnstraße: Eine ODYSSEE oder MYTHOMANIA sollen so bleiben (und sie sind bis heute so geblieben!) – auch wenn sie nicht oder kaum wiederholt werden. Es sollte auch mittelschwere Kaiserwege geben, die zu den besten des Gebiets gehören und nicht nachträglich mit Bohrhaken abgesichert werden.

Der Spielplatz muß einfach aufgeteilt werden.

Bei Überlegungen zur Sanierung von bestehenden Routen erscheint mir ein „runder Tisch“ noch die beste aller Möglichkeiten, Nutzungskonflikte auszutragen.

Bezüglich Erstbegehungen besteht in alpinen Wänden noch ein freier Markt. Doch auch wenn im Moment alles erlaubt ist, sollten Erstbegeher sich Regeln verpflichtet fühlen, die eine zu rasante Erschließung unmöglich machen. Unterschiedliche Spiele kön-

nen hier nur gespielt werden, wenn nicht ein Spiel („Erschließung von oben mit bereitwilligem Bohrhakeneinsatz“) in den nächsten Jahren den Spielplatz dominiert.

Die Selbstverpflichtung, Routen von unten zu erschließen, fördert eine organische Erschließungsgeschwindigkeit – insofern ist TROJA ein Beispiel, das hoffentlich nicht zum gängigen Stil wird.

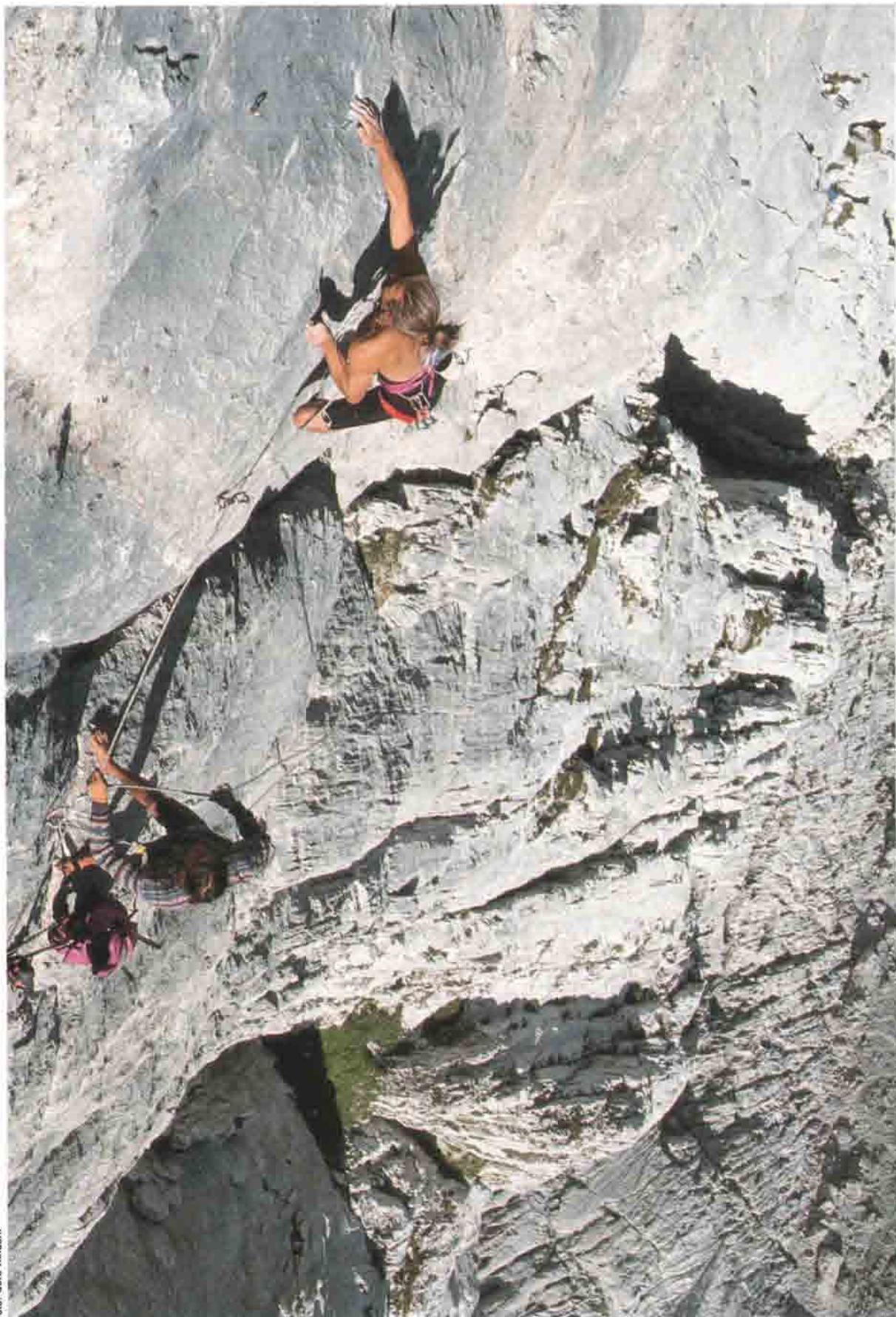
Es geht für mich nicht in erster Linie darum, damit das Abenteuer einer Erstbegehung zu sichern. Dieses – zweifelsohne wertvolle – Erlebnis haben lediglich die Erstbegeher. Für die Wiederholer ist der Erstbegehungsstil zu einem guten Teil lediglich eine intellektuelle Information. Beim Streit über Erstbegehungsstile wird oft vergessen, daß die Erstbegehung ein einmaliger Akt ist und in den folgenden Jahrzehnten – wiederholt wird. Und auch das Argument, daß nur, wer von unten kommt, in einer Wand auch scheitern kann, ist in zweifacher Hinsicht zu entkräften: Auch bei modernen Erstbegehungen können alle technischen Kniffe zur Fortbewegung eingesetzt werden, und die Gefahr des Scheiterns wird nach dem Einrichten der Route erst richtig akut.

Bleibt die Frage nach dem Bohrhakeneinsatz bei Erstbegehungen. Zunächst: Daß in zwanzig Jahren das Kletterniveau so gestiegen sein könnte, daß viele heute als notwendig erachtete Bohrhaken überflüssig wären, halte ich einmal für zweifelhaft und zum anderen für irrelevant: Denn welches Spiel unsere Nachkommen an den Wänden spielen werden, wissen wir nicht. (Im Endeffekt haben die Hakenleitern der sechziger Jahre ja auch in keiner Weise das Spielfeld des Freikletterns eingeschränkt.) Und wenn sie das gleiche spielen wie wir, gibt es auch in zwanzig Jahren Bessere und Schlechtere.

Aber Erstbegeher sollten auch überdenken, wie schnell sie zur Bohrmaschine greifen wollen. Ein Schweizer Brüderpaar, seit Jahren als „Erstbegehungsmaschinen“ profiliert, schreckt nicht davor zurück, Bohrhaken ab einer bestimmten (nicht nur von der Elite zu bewältigenden) Kletterschwierigkeit im Meterabstand zu setzen. Hier wäre es manchmal besser gewesen, abzuseilen und Bessere kommen zu lassen. Welches Schwierigkeitsniveau von unten kommend *kletternd* erreichbar ist, haben u. a. M. SCHEEL, B. KAMMERLANDER im Rätikon oder A. und T. HUBER in den Berchtesgadener Alpen demonstriert. Und wer sich Zeit nimmt, kann auch von unten kommend Bohrhaken ideal plazieren: Einige Touren u. a. von K. OCHSNER an den Wendenstöcken sind in meinen Augen hierfür Beispiel.

Schließlich sollten Erstbegeher bei Linien, die vielleicht ohne Bohrhaken möglich wären, von ihren Ambitionen absehen, wenn sie selbst nicht auf Bohrhaken verzichten wollen – und damit das Feld denjenigen überlassen, die auf Bohrhaken verzichten wollen. Was hierbei möglich ist, haben die Brüder COUBAL und andere z. B. in den Dolomiten demonstriert.

Skepsis ist angebracht, ob eine solche Toleranz, die ja auch eine Selbstbeschränkung beinhaltet, je möglich sein wird. Die Klettergeschichte spricht eher dagegen. Überraschen muß es allerdings doch: Niemand kann alle Kletterziele verwirklichen, von denen er träumt. Und doch ist es gerade das Tun der anderen, das scheinbar die eigene Freiheit einschränkt.



Ein Kampf um Troja? Das Foto zeigt jedenfalls eine Szene aus der gleichnamigen Route an der Fleischbank-Ostwand und in Aktion darin Michael Hoffmann, ihren Kreator. Als solcher aber hat sich der als „listenreich“ gezeigt wie einst Odysseus vor Troja ...



Lebenszeit

Sächsisches Felsklettern – die Tradition bewahren, doch die Stagnation verhindern

Bernd Arnold

Der doch sehr allgemein klingende und meist auch so aufzufassende Begriff Lebenszeit kann durch das Herauslösen und Ausleuchten einzelner Sequenzen, aber auch als Anregung zum eigenen Nachdenken, eine sehr konkrete Aussage erhalten.

Meine Wunschvorstellung ist es, über jüngst Vergangenes auszusagen. Um Vorgänge dabei selbst zu begreifen und verständlich zu vermitteln, muß man zwangsläufig unsere Lebenszeit, die Lebenszeit der noch gegenwärtigen Generationen, heranziehen. Ein Versuch also, der anfechtbar sein wird, weil durch ihn nur ein subjektives Bild gezeichnet werden kann. Trotzdem aber für den Leser ein Angebot, sich mit diesem Stoff, eben der Lebenszeit, auch künftig auseinanderzusetzen.

Daß sich dabei die Spezifik des Felskletterns, denn diese prägte zugegebenermaßen mein sonst recht normales Leben, oftmals verallgemeinern läßt, ist ein Phänomen, durch welches ich mich zu diesem Sport ganz besonders hingezogen fühle.

Ja selbst das Ineinanderwachsen der Deutschen, gemeint sind damit wir Osis und Wesis, das Problem der Gegenwart, läßt sich daran sichtbar machen. Dieses anscheinend politische Problem wird dabei in seinem Fortgang auf menschliche Problemkreise verteilt (oder eingengt) und durch deren Erkennen gelangen wir schneller zu einem brauchbaren Neubeginn.

Veränderungen solchen Ausmaßes haben etwas Großartiges an sich – sie fordern geradezu zur Aktivität heraus. Vorbei ist für die im Osten Deutschlands aushaltenden Menschen die vierzigjährige Zeit des Schablonenlebens, vorbei das schon unbewußte Denken nach Vorgaben. Doch so einfach, ruck, zuck, vermag sich keiner umzustellen. Versucht haben es alle, doch die Gewohnheiten stecken tief. Und außerdem ist es sowieso nur ein Angebot, dieses neue, freiere Leben – in den Schoß einer neuen, sicherlich etwas anders gearteten Schablone zu versinken, sollte auch jetzt noch oder wieder möglich sein.

Begeistert hatte ich zugesagt, diesen Artikel fürs Jahrbuch des Alpenvereins zu schreiben. Waren doch Kopf und Brust voll von

dem elementaren Erlebnis des politischen und wirtschaftlichen Umbruchs, aber auch voll vom Wunsche nach Wiederkehr des guten Gefühls vergangener Klettertage im großen Kreis von Menschen, gestandenen Freunden und anderen.

Beschwören von Vergangenen? Bitte nicht, darauf läßt sich nicht bauen. Gemachte Erfahrung? Vielleicht, wenn ich alles zusammennehme, den Instinkt, die erworbene Klugheit, die Konsequenz, mit der ich bisher gewohnt war, Ziele zu verfolgen und die Begeisterung, welche ich mir zum eigenen Erstaunen über Jahrzehnte erhalten habe – allerdings gepaart muß sie sein, gepaart mit guten Menschen – ja dann könnte, müßte, sollte es möglich sein, den Wunsch zu erfüllen.

Diese Reflexion sollte möglich sein, vielleicht gelingt mein Vorhaben sogar.

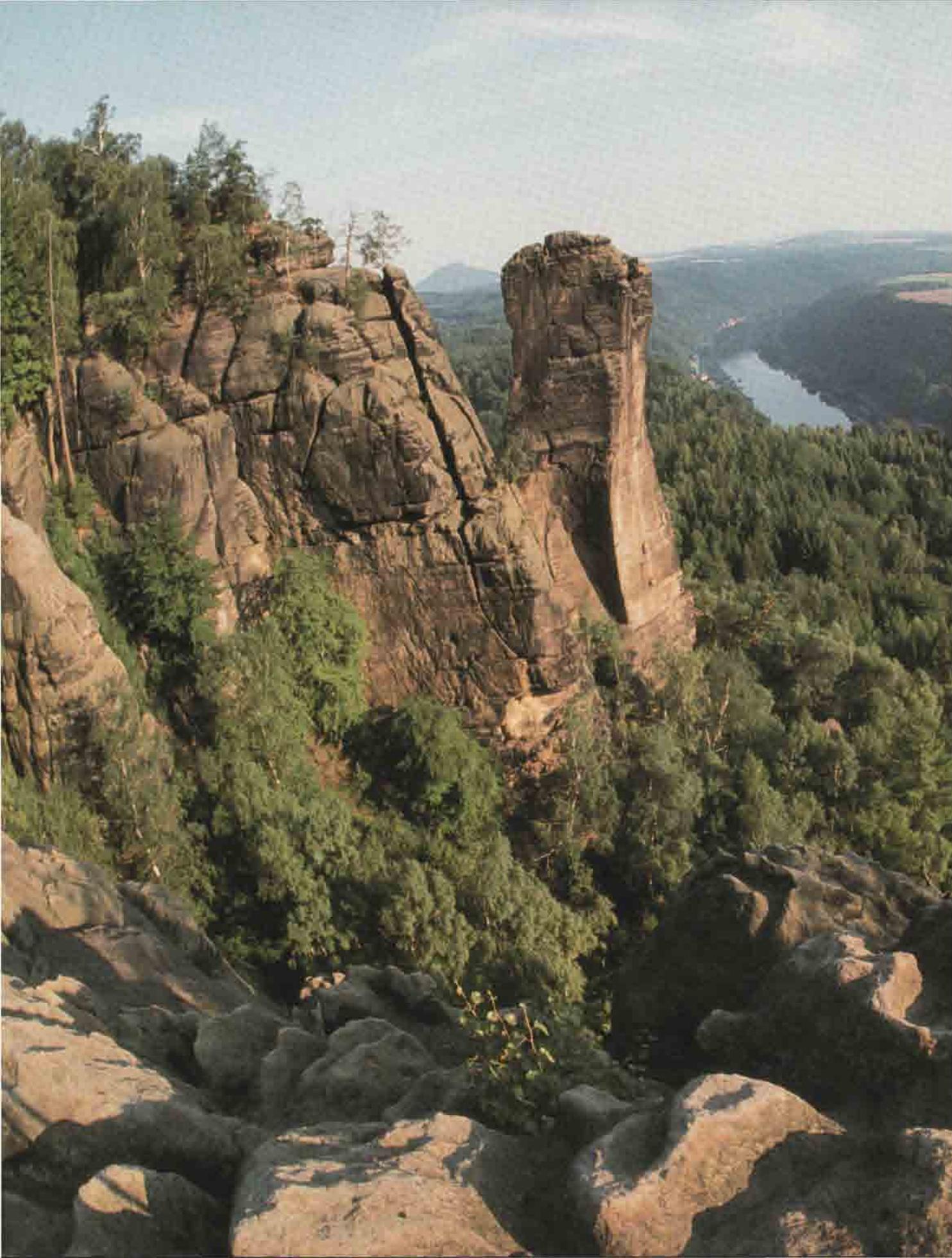
Doch jetzt, da ich unmittelbar dabei bin, es umzusetzen, kommen mir Zweifel.

... und nochmals Sächsisches Felsklettern

Viel Papier ist schon darüber beschrieben und bedruckt worden, so daß ich mich hier gewissermaßen auf ein Korsett, welches zum Gesamtverständnis beitragen soll, auf das Erfassen von Fakten also, beschränken kann.

Durch den erstmals bekanntgewordenen bewußten Verzicht auf künstliche Hilfsmittel bei der Besteigung des Mönchsteins (O. E. Ufer, H. Frick) im Jahre 1874, die erstmalige Festlegung einer Schwierigkeitsskala I bis III (1887, O. Schuster) und die schriftliche Fixierung von Kletterregeln (1913, R. Fehrmann) ist das Sächsische Felsklettern als Basis des heutigen Sportkletterns anzusehen.

Seite 114:
„Sächsische Schweiz“
Holzschnitt:
Aini Teufel





Vorhergehende Doppelseite: Der Teufelsturm im Elbsandstein- gebirge

Foto: Gerd Heldorn

Die Regeln, auch auf das Material Sandstein modifiziert, waren die Grundlage zur Entwicklung der Eigenständigkeit dieser Sportart mit dem Markenzeichen eines außergewöhnlich hohen psychischen Anspruchs.

Basis des Sportkletterns gut und schön, trotzdem sind die Sachsen doch nicht als Sportkletterer im heutigen Verständnis anzusehen.

Da wird vom Sächsischen Bergsteigen und vom Sächsischen Felsklettern gesprochen. Was ist es nun eigentlich? Ganz einfach Felsklettern, doch der Akteur kann sowohl Bergsteigen als auch Sportklettern daraus machen.

Die Leistungen, welche hier bis vor ca. 20 Jahren am Fels umgesetzt wurden, waren bis dahin einzigartig auf der Welt. Diese Feststellung beruft sich auf Äußerungen von weltweiten Kennern der damaligen Szene.

Nachstehende Auflistung soll die Leistungsentwicklung an Hand des Hinausschiebens der Schwierigkeitsgrade veranschaulichen:

- 1874 Mönchstein – Ostweg III
- 1894 Gr. Spitzes Horn – Alter Weg V
- 1906 Teufelsturm – Alter Weg VII b (UIAA VI)
- 1910 Kreuzturm – Südrif VII c (VI+)
- 1918 Wilder Kopf – Westkante VIII a (VII–)
- 1922 Hauptwiesenstein – Ostkante VIII b (VII)
- 1952 Schwager – Talweg (Riß) VIII c (VII+ bis VIII–)
- 1954 Meurersturm – Dir. Westwand (Wand) VIII c
- 1965 Frienstein – Königshangel IX a (VIII–)
- 1970 Schwager – Nordwand IX b (VIII)
- 1977 Gr. Wehlturm – Wand im Morgenlicht (Superlative) IX c (VIII+)
- 1982 Amselspitze – Schallmauer Xa (IX–)
- 1983 Schwedenturm – 6. Versuch X b (IX)
- 1986 Heringstein – Barometer für Stimmungen X c (IX+)
- 1989 Schrammsteinkegel – Perestroika XI b (X)

Neben diesen angeführten Beispielen wurde natürlich eine Flut von weiteren Kletterwegen erstbegangen.

Der zurückgelegte Weg des eigenständigen Kletterns (ohne direkten Einfluß von außen) erbrachte rund 14.000 Aufstiege, wobei diese mit drei Ausnahmen (Massivwände) durchweg an „Gipfeln“, von denen es 1100 verschiedene gibt, erschlossen wurden.

Als Kletter„gipfel“ gelten freistehende Felsen ab 10 m Höhe, die nur durch Kletterei oder durch Überfall oder Sprung von benachbarten Felsen zu ersteigen sind.

Der deutliche Leistungsanstieg zum Ende der sechziger Jahre ist neben durchdachtem und konsequenter durchgeführtem Training auf eine Regeländerung von 1965 zurückzuführen. Dadurch wurde das Anbringen von Sicherungsringen unter Zuhilfenahme von untergebrachten Sicherungsschlingen am Fels (bisher freistehend) ermöglicht.

Das aktuelle Regelwerk (Auszüge):



Sächsische Kletterregeln

1. Geltungsbereich
Die Sächsischen Kletterregeln gelten für das Klettern an den Sandsteinfelsen in Sachsen.
Jeder Kletterer ist verpflichtet, die Regeln einzuhalten, und berechtigt, Regelverstöße zu unterbinden. Klettereien unter Verletzung der Regeln sind abzubrechen; Begehungen werden nicht anerkannt.
- 2.4 Anwendung der Seilschlingen
Zur Sicherung des Kletterers können im Bereich des Kletterweges Seilschlingen gelegt werden. Diese müssen unmittelbar am Fels oder an anderen natürlichen Haltepunkten befestigt werden.
Das Legen von Schlingen muß stets aus der Kletterstellung erfolgen. Dabei darf ein Stab aus Holz oder Kunststoff benutzt werden.
Wird in einer Schlinge geruht oder nachgeholt, ist die Kletterei in der Stellung wieder aufzunehmen, in der sie unterbrochen wurde, das heißt, an den zuletzt benutzten Griffen und Tritten.
- 2.10 Gipfelbucheintragen
Zur Eintragung in das Gipfelbuch berechtigen nur entsprechend der Sächsischen Kletterregeln durchgeführte Begehungen. Von jedem Kletterer wird eine wahrheitsgetreue Gipfelbucheintragung erwartet.
Einzutragen sind:
 - Datum;
 - Aufstiegsweg bzw. -variante;
 - Vor- und Familiennamen aller Beteiligten in der Reihenfolge am Seil, bei Wechselführung mit einem „und“ verbunden;
 - Schwebesicherung;
 - Sicherung von oben;
 - Sicherung von unten, wenn kein Nachsteiger den Gipfel erreicht;Es können eingetragene werden:
 - Begehungen ohne Unterstützung (o. U.);
 - Rotpunkt-Begehungen (RP).Die Begehungen von Aufstiegen werden gewöhnlich bis zur 100. Begehung gezählt. Varianten werden gesondert gezählt.
Anonyme Zusatzbemerkungen zu fremden Eintragungen, Streichungen und andere unsachliche Eintragungen sind unspornlich und zu unterlassen. Dieser Punkt gilt auch für Wandbücher an Massivwänden.
3. Erstbegehungen
- 3.1 Recht auf neue Aufstiege
Bei Erstbegehungen oder Versuchen sind die Sächsischen Kletterregeln einzuhalten. Bei Regelverletzungen verliert der Kletterer sein Anrecht.
- 3.2 Meldung von Versuchen
Angefangene Neorouten sind unmittelbar, spätestens innerhalb von 4 Wochen, schriftlich an die AG (Arbeitsgruppe) „Neue Wege“ des Klettergebiets zu melden. Gleiches gilt auch für die Weiterführung bereits begonnener Neutouren unter Beachtung der vorstehenden Regelungen.
Folgende Angaben sind erforderlich:
Klettergebiet, Kletterfelsen, geplanter Wegverlauf mit Angabe des höchsten erreichten Punktes und der angebrachten Ringe, Kennzeichnung des Versuchs, Name und Anschrift, ggf. Klub bzw. Sportverein des Kletterers, Datum des ersten Versuchs.
Die Angaben werden bei der AG „Neue Wege“ gespeichert. Es ist zweckmäßig, vor Durchführung einer Erstbegehung bei der AG „Neue Wege“ anzufragen, ob der Aufstieg bereits durchgeführt wurde oder ein gültiges Anrecht darauf besteht.
Anrechte sind nur bei vorhandener Registrierung gesichert.
- 3.5 Anbringen von Ringen
Beim Anbringen von Ringen darf eine entsprechend den Regeln gelegte Seilschlinge als Haltepunkt benutzt werden. Ebenso darf der zum Schlagen des Ringloches benutzte Bohrer als Haltepunkt dienen.
Andere künstliche Haltepunkte, wie Keile, Haken, Hilfsbohrer sowie gespannte Seile, sind beim Ringschlagen nicht erlaubt. Wird ein Ring mit Unterstützung angebracht, müssen sich alle Beteiligten regelgerecht verhalten.



Fotos: Gerd Heidem

Ringe sind so anzuordnen, daß unter Berücksichtigung aller Umstände mit geringster Ringanzahl und größtmöglichem Ringabstand eine ausreichende Sicherung erreicht wird.

Ein Ring ist so anzubringen, daß ein einwandfreies Erreichen und Einhängen aus der Kletterstellung möglich ist.

Der geradlinig gemessene Abstand zwischen zwei Ringen darf 3 m, die Summe der Ringabstände von drei aufeinanderfolgenden Ringen 7,5 m nicht unterschreiten. Der Abstand von 3 m ist auch zu Ringen anderer Aufstiege einzuhalten, wenn die Neutour in diese einmündet, von ihnen abzweigt oder diese kreuzt. Wird bei einer Neutour ein vorhandener Aufstieg benutzt oder gekreuzt, dürfen in ihm keine Ringveränderungen vorgenommen werden.

Es dürfen nur Ringe verwendet werden, die in ihrer Festigkeit und ihren Abmessungen den Normen der KTA entsprechen.

Konnte ein Ring nur provisorisch angebracht oder nicht ordnungsgemäß befestigt werden, ist das im Gipfelbuch zu vermerken und der Mangel umgehend zu beheben. Dazu darf der Ring durch Absellen oder mit Sicherung von oben erreicht und der alte Ring als Haltepunkt benutzt werden. Gleiches gilt, wenn die Neutour am Bohrer gesichert wurde. Ringlöcher, in die kein Ring geschlagen wurde, und Löcher ausgewechselter Ringe sind sofort ordnungsgemäß zu verschließen.

3.7 Nachträgliches Anbringen von Ringen

Der Erstbegeher hat das Recht, innerhalb einer Frist von 4 Wochen in die Neutour nachträglich Ringe zu schlagen. Ort und Abstand müssen den im Pkt. 3.5 festgelegten Kriterien entsprechen.

Genügen die geschlagenen Ringe nach Ablauf der Frist nicht den Sicherheitskriterien, legt die AG „Neue Wege“ Ort und Anzahl nachträglicher Ringe fest. Sie kann den Erstbegeher mit der Anbringung der Ringe beauftragen. Die AG „Neue Wege“ trifft die Entscheidung über nachträgliche Ringe in vorhandenen Aufstiegen nach gründlicher Prüfung. Gleiches gilt für die nachträgliche Versetzung bereits vorhandener Ringe.

3.8 Meldung von Erstbegehungen

Durchgeführte Erstbegehungen sind innerhalb von 4 Wochen schriftlich an die AG „Neue Wege“ zu melden. Die Meldung hat zu enthalten

- Klettergebiet;
- Kletterfelsen;
- Name des neuen Aufstiegs;
- Schwierigkeitsgrad;
- Rotpunkt-Begehung, wenn so durchgeführt;
- Vor- und Zunamen aller Teilnehmer in Seilschaftsreihenfolge bei Erreichen des Gipfels. Bei geteilter Führung die Vorsteiger durch „und“ verbunden;
- Anschrift, Klub oder Sportverein des Vorsteigers;
- Datum;
- exakte und vollständige Wegbeschreibung mit Toposkizze des Anstiegs;
- sämtliche Ringabstände unter 5 m gemessen;
- Zusatzangaben, z. B. Schwebesicherung;
- Ringveränderungen entsprechend Pkt. 3.6

Mit seiner Unterschrift bestätigt der Erstbegeher die Durchführung entsprechend den Sächsischen Kletterregeln.

Der Erstbegeher hat das Recht, den Namen des neuen Aufstiegs vorzuschlagen. Das gleiche gilt für die Benennung von neubestiegenen Gipfeln.

Die AG „Neue Wege“ hat das Recht, Namen von Aufstiegen zu ändern.

4.4 Klettern in Naturschutzgebieten und im Nationalpark

In Naturschutzgebieten und in der Schutzzone I des Nationalparks Sächsische Schweiz ist das Klettern nur an den im Kletterführer genannten Felsen erlaubt. Neubesteigungen bedürfen der vorherigen Zustimmung der AG „Neue Wege“, die die entsprechenden staatlichen Stellen konsultiert. Beim Klettern in diesen Gebieten haben sich die Kletterer auf Verlangen der Kontrollorgane als Kletterer auszuweisen.

6. Schlußbestimmungen

Diese Fassung der Sächsischen Kletterregeln ersetzt die „Regelordnung Felsklettern“ in der Fassung vom 31. 5. 1980 und 14. 10. 1983 sowie den Beschlüssen vom 15. 8. und 25. 6. 1984.

Sie wurde von der AG „Felsklettern“ des Sächsischen Bergsteigerbundes im April 1991 erarbeitet.

Daß diese Regelformulierungen nur noch in den Grundzügen an den Fehrmannschen Abdruck von 1913 erinnern, dürfte jedem spätestens beim Lesen klar werden.

Die Art dieser, in jüngster Vergangenheit noch praktizierten, in Teilen dogmatischen Auslegung einer Natursportart kann, so glaube ich zumindest, nur als Relikt der Vergangenheit angesehen werden.

Dazu die Bemerkung von jungen aktiven Erstbegehern: „Ein Wandeln auf einem schmalen Grat, – fast keine Erstbegehung ohne Regelverletzung.“

Sport als Spiegel der Zeitgeschichte, eingebettet ins gesellschaftliche Leben

Seit es Menschen gibt, haben Berge, in unserem Falle die Sandsteinfelsen an der Elbe, eine anziehende Wirkung. Das begründet sich unter anderem darin, daß Felsen in Einheit mit der sie umschließenden Natur für Menschen zu allen Zeiten Schutzfunktion erfüllten.

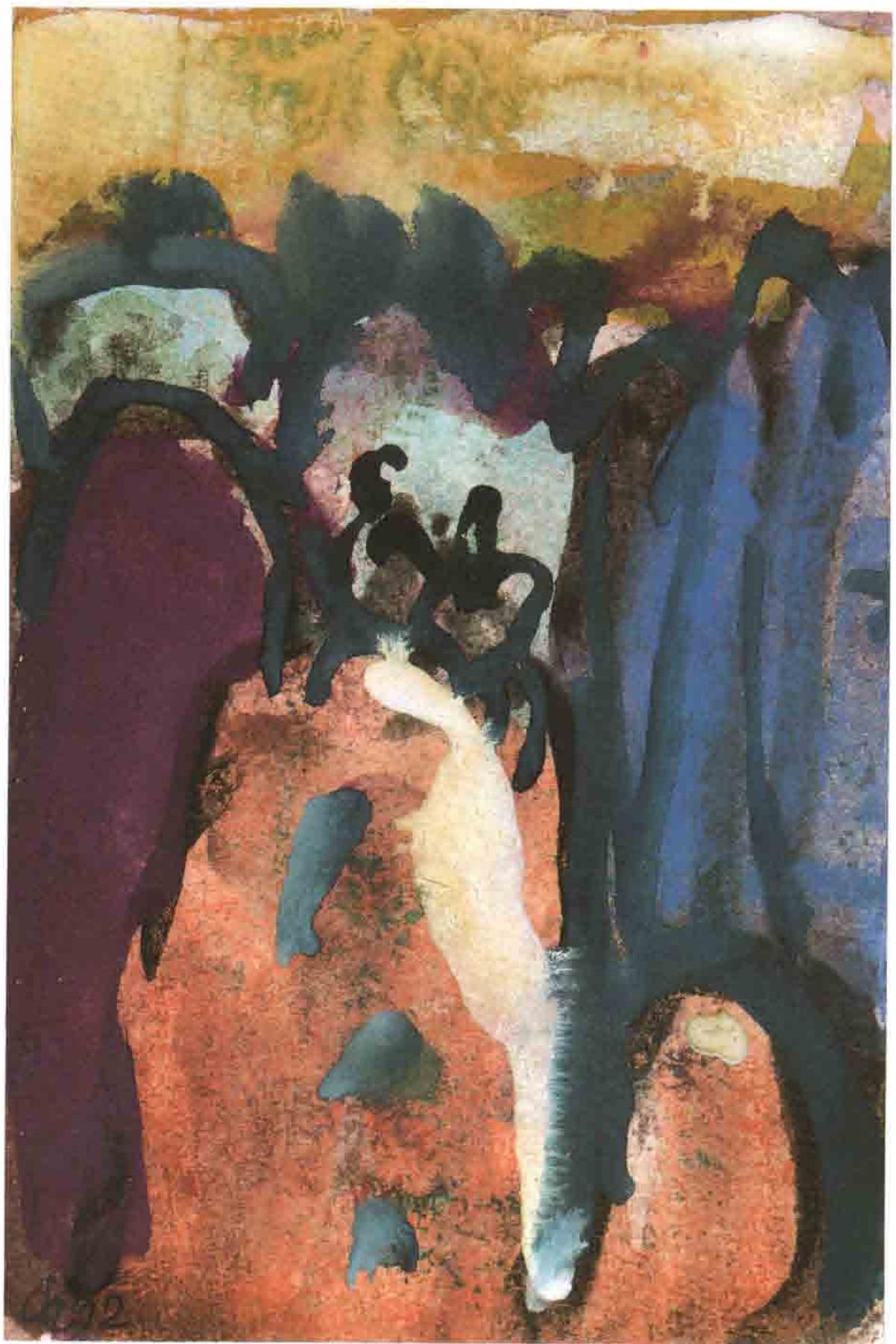
Am und auf dem Pfaffenstein deuten beispielsweise Ausgrabungen (Bronzezeit) darauf hin.

Die mittelalterlichen Burganlagen (Neu Rathen, Wildenstein u. a.) veranschaulichen das genauso bildhaft wie die Bezeichnung von Örtlichkeiten (Schwedenlöcher, Kuhstall u. a.).

Mit der Erschließung der noch vor reichlich zwei Jahrhunderten namenlosen Felsenwildnis, pauschal den „Böhmischen Wäldern“ zugerechnet, verblaßt diese vordergründige Zuflucht, obwohl die Schutzfunktion bis in die Gegenwart für das Individuum Mensch erhalten geblieben ist, lediglich die Form veränderte sich.

Bildleiste oben:
Kletterszenen aus dem Elbsandsteingebirge – die Routen von links: „Spiel mit dem Feuer“, „Feldkopfkante“ (Bernd Arnold) und „Sportfest“ (Wolfgang Güllich)

„Auf dem Gipfel“.
Aquarell:
Christian Hasse.
Bernd Arnold empfindet das Bild als Ausdruck der „eingeschlossenen Freiheit“



Mit dieser qualitativen Veränderung wurde ein Spannungsbogen zwischen dem Menschen und der Natur, deren integrierter Bestandteil er ja ist, aufgebaut.

Veränderungen des gesellschaftlichen Lebens, Anregungen aus der Welt der Kunst und Reisebeschreibungen bewirkten, daß dieses Gebiet um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert aus der Anonymität ins Blickfeld der deutschen und europäischen Öffentlichkeit gerückt wurde. So verbreitete sich nach 1780 die Bezeichnung „Sächsische Schweiz“.

Mit der verkehrstechnischen Erschließung, Dampfschiffahrt auf der Elbe (1837) und der Eisenbahnlinie Dresden – Bodenbach (1851, Decin – Podmokly), setzte schubartig die touristische Erschließung ein.

Mit den anfangs noch vereinzelt Klettereien auf besonders markante Felsbildungen erfüllten sich diese wenigen „Gipfelstürmer“ in erster Linie ihre Abenteuerlust, den Drang nach Selbstbestätigung, etwas Außergewöhnliches tun zu wollen, größtenteils noch ohne jeden weiteren sportlichen Zuschnitt.

Nach 1890 begann man dann schon häufiger hilfsmittellos zu steigen. Das Sächsische Felsklettern, hier generell für den Sport stehend, auf den Betreiber bezogen, ist somit Ausdruck des zivilisierten bzw. gesellschaftlichen Lebens.

Es wird zum Selbstzweck und erhöht sich über die bisherigen Übungstouren für Alpenfahrten.

Schon nach der Jahrhundertwende zog es an den arbeitsfreien Tagen viele hundert sachgemäß ausgerüstete Kletterer aus den Städten der Umgebung, besonders aber aus Dresden, ins Elbsandsteingebirge.

Die meisten dieser Bergsteiger fanden sich in Vereinen zusammen.

Schon 1873 bildete sich die Sektion Dresden des D. u. OeAV, als erste von fünf weiteren Sektionen.

Vier Jahre später kam es zur Gründung des „Gebirgsvereins für die Sächsisch-Böhmische Schweiz“, als einem der ersten deutschen Gebirgsvereine.

Von 1895 an bildeten sich immer öfter kleinere individuelle Vereinigungen und Gemeinschaften, die Kletterclubs – eine Organisationsform der sächsischen Bergsteiger, die sich trotz der gewaltigen gesellschaftspolitischen Turbulenzen über ein Jahrhundert erhalten hat.

Die Eigenarten des Bergsportes und die unterschiedlichen Anforderungen des täglichen Lebens brachten es mit sich, daß sich bestimmte Personenkreise zu Wander- und Klettertouren zusammenfanden.

Nachstehend einige Beispiele:

1895: Klettervereinigung Falkensteiner

1896: Wanderlust

1898: Mönchsteiner

1904: Schwarzer Kamin; Rohnspitzler

1905: Gipfelstürmer; Kletterriege Schandau

Die Klubs waren und sind aber nicht nur Klubs von gleichermaßen großer Felsbegeisterung, sondern auch Ausdruck von gemeinsamen Weltanschauungen und gesellschaftlichen Ständen.

1909: Ortsgruppe Dresden im Touristenverein „Die Naturfreunde“.

Am 1. 3. 1911 kam es zur Bildung des „Sächsischen Bergsteigerbundes“ (SBB), der die Zusammenfassung der Klubs zu einem Bund unter Beibehaltung ihrer Selbständigkeit anstrebte. Dresden war um 1914 die einzige deutsche Stadt mit derartig vielen touristischen Organisationen, wobei die fünf Sektionen des D. u. OeAV ihr Wirkungsgebiet vorwiegend im Alpenraum sahen.

Auf dem Gebiet der früheren DDR bestanden zu dieser Zeit etwa 60 Sektionen des D. u. OeAV.

1912: Gründung des Gaus Sachsen im TVDN

1917: Ab 10. Mai Kletterverbot in der Sächsischen Schweiz, um die bergsteigende Jugend gesund und kräftig für den Krieg zu erhalten (Aufhebung im Mai 1919).

Nach Stagnation und Rückgang während des ersten Weltkrieges erlebten danach alle touristischen Organisationen einen starken Zulauf.

1919 begründete Felix Simon am Kohlberg bei Leipzig die „Leipziger Kletterschule“.

Im gleichen Jahr gründete sich der Verband freier bergsportlicher Vereinigungen (VfbV).

1921 schlossen sich Naturfreundebergsteiger zur Vereinigten Kletterabteilung (VKA) zusammen.

August 1932: X. Olympische Spiele in Los Angeles. Franz und Toni Schmid erhalten für die Erstbegehung der „Nordwand des Matterhorns“ die Olympische Goldmedaille.

Die zunehmende politische Radikalisierung verstärkte den politischen Widerstand, schuf aber auch Widersprüche innerhalb und unter den Organisationen. So kam es 1933 zum Verbot der Naturfreunde-Opposition (VKA) und zur polizeilichen Auflösung des VfbV. Den weitergeführten Widerstand bezahlten 24 VKA-Mitglieder mit dem Leben.

1938 verfügt der NS-Staat die Zusammenfassung aller Bergsportvereinigungen im DAV.

Wie schon Dietrich Hasse im Mammutband „Felsenheimat Elbsandsteingebirge“ feststellt, waren herausragende klettersportliche Leistungen zur Zeit des Dritten Reiches äußerst spärlich, woran auch übersteigerte Heldenverehrung und olympische Bergsteigermedaillen nichts ändern konnten. „Dabei genoß Bergsteigen in diesen Jahren zweifellos vielerlei Unterstützung: Es gab in Dresden schon frühzeitig einen SA-Bergsteiger-Sturmabteilung, und durch die Einrichtung einer Bergsteiger-HJ, der Bergsteiger-Gefolgschaft 100, wurden seit 1942 z. B. junge Kletterer von anderen Hitler-Jugend-Dienstpfllichten entbunden und fürs Klettern freigestellt.“ Vergleichbares erlebten wir später in einem der beiden deutschen Nachfolgestaaten, der DDR.

Zur Entwicklung nach 1945

Nachstehende Fakten, herausgelöst aus der Zeittafel „Zur Geschichte des DWBO der DDR“ (Berlin 1988) sind derart aussagekräftig, daß sie ohne ergänzenden Kommentar abgedruckt wurden.

1945

1. Juni: Antrag von F. Petzold an den Oberbürgermeister von Dresden zur „Neuorganisation der Dresdner Alpenvereine“ sowie am 9. Juli Denkschrift zum SBB.
7. Juli: Antifaschistische Gedenkveranstaltung der Dresdner Wanderer und Bergsteiger in der „Constantia“. Über 800 Wanderer und Bergsteiger aus verschiedenen ehemaligen Organisationen (Naturfreunde-Opposition VKA, TVDN, SBB, DAV, VfBV ...) treffen zur ersten Nachkriegsversammlung zusammen ...
25. September: Das Polizeipräsidium Dresden erläßt eine Weisung „Auflösung aller Vereine und Organisationen“, in der die Neuregelung des Vereins- und Versammlungswezens angeordnet wird.
„1. Alle Dresdner ... Vereine sind aufgelöst ... 2. Der Neuaufbau beginnt mit dem 25. September 1945 ...“

1946

23. August: Auf Antrag des Polizeipräsidiums Dresden erläßt die sächsische Justizverwaltung eine Rundverfügung, wonach neben anderen Vereinen auch die ehemaligen 6 Dresdner Alpenvereinszweige im Vereinsregister gelöscht werden. Das Vermögen wird unter Sequester gestellt.

1947

21./22. November: „Zonenkonferenz der Natur- und Heimatfreunde“ in der SBZ im Leipziger Gewerkschaftshaus. Die Mehrzahl der beteiligten Funktionäre ist vom „Naturfreundegeist“ beseelt und die Einheit in den sportlichen Organisationen wird als notwendiger Zwang verstanden. Die Beratung schloß ab mit der Wahl einer provisorischen Zonenleitung der Natur- und Heimatfreunde (Donath, Frank, Kohl, Petzold). Teilnehmer: 5 × Dresden, 1 × Berlin, 3 × Halle, 5 × Leipzig.

1948

16. Februar: Wandergruppenvertreterversammlung im Roßthaler Hof Dresden; zum Verbot der Seilschaften erklärt F. Petzold, daß die Leitung nichts unversucht gelassen hat, um eine Aufhebung des Verbots zu erlangen.
Frühjahr: Von der klettertechnischen Arbeitsgemeinschaft werden eine Anzahl Erstbegehungen der dreißiger Jahre in der Sächsischen Schweiz aberkannt und Erstbegehungen entfernt.
12. Dezember: Im SED-Kreisvorstand Dresden findet eine Beratung mit den Genossen aus den Seilschaften statt. Dabei wird beraten und festgestellt, daß die Klubs nicht die geeignete Organisationsform sind und daß sich die Mitglieder der SED den neu entstandenen BSG und SG anschließen und alles unternehmen, um den Anschluß der übrigen Mitglieder zu betreiben.

1949

19. April: In den „Richtlinien der Abteilung Kultur und Erziehung beim Zentralsekretariat der SED“ wird zur Arbeit im Kulturbund u. a. festgestellt: „Zahlreiche kleine Wirkungsgruppen tragen den Charakter eines bürgerlichen Vereins ... in einzelnen Wirkungsgruppen ... sind reaktionäre Kräfte am Werk ...“
25. Juni: Sonnenwendfeier auf der Kaiserkrone mit Umbenennung in Friedenskrone.
19. November: Vertreter der Sparte Touristik nehmen in Leipzig an der 1. Sächsischen Sportkonferenz teil. W. Ulbricht erläutert das Sportprogramm der Regierung der DDR.
31. Dezember: In den Jahren 1946–1949 wurden in der Sächsischen Schweiz 170 Erstbegehungen, davon allein 89 im obersten Schwierigkeitsgrad „VII“ durchgeführt. Bei 299 Bergunfällen verunglückten 1949 23 Sportler schwer und 11 tödlich.

1951

17. März: Die 5. Tagung des ZK der SED faßt den grundlegenden Beschluß „Die Aufgaben auf dem Gebiet der Körperkultur und des Sports.“
21. Dezember: „Die Weltbundfahne weht auf den sächsischen Gipfeln“ berichtet das Sportecho: „Anläßlich des Geburtstages von Generalissimus Stalin wurden Freundschaftsfahrten auf den markanten Gipfeln heißt ... Talwächter, Mönch, Warturm, Steinschleuder, Fienstein, Zittauer Gipfel, Greifensteine.“

1952

7./8. Juni: 1. Präsidiumstagung der Sektion Touristik der DDR in Leipzig. Für die einzelnen Aufgabengebiete und Disziplinen werden 11 Fachkommissionen gebildet, von denen 9 ihre Arbeit sofort aufnehmen. Die Tagung beschließt die Hauptaufgaben zur Entwicklung der Touristik in der DDR, bekennt sich zu den revolutionären Traditionen der Arbeiterbewegung und zur Freundschaft mit der Sowjetunion und stimmt einer Entschließung zu, in der das politische Bekenntnis zur Partei der Arbeiterklasse und zur DDR überzeugend zum Ausdruck gebracht wird.
25. August: Bei der BSG Empor Dresden Lößtau findet unter Teilnahme von Präsidiumsmitgliedern eine Beratung über Fragen der weiteren Entwicklung des Wanderns und Felskletterns statt, die vorrangig von Seilschaftsvertretern besucht ist. Es ging um die Einordnung der Seilschaften in die Struktur der Sportorganisation, die Gewinnung ihrer Mitglieder für die Lösung der neuen Aufgaben sowie die Überwindung weltfremder Einstellungen zum Bergsteigen.

1922

6./7. Dezember: Auf der 2. Präsidiumstagung in Dresden spricht Präsident H. Schlosser über „die Lage im deutschen Sport und die Aufgaben der Sektion Touristik“ Referat und Aussprache werden mit der Wertung der geleisteten Arbeit und den Hauptaufgaben des kommenden Jahres eng verbunden. Weiterhin wird die Verbesserung der ideologischen Arbeit, die Überwindung von Nur-Sportlertum und sektiererischem Verhalten sowie über die Vorbehalte gegen sportlichen Leistungsvergleich auf touristischem Gebiet und dementsprechende Normen beraten.

1953

1. Januar: Die vom Staatlichen Komitee für Körperkultur und Sport herausgegebene Sportklassifizierung ist auch für die Sektion Touristik verbindlich. Sie soll das Leistungsstreben fördern. Sie bedeutet für Bergsteiger und Wanderer etwas völlig Neues.
17. Juni: Niederschlagung des Aufstandes gegen das SED-Regime.

1955

15.–17. November: III. Sportfunktionärskonferenz des Staatlichen Komitees für Körperkultur und Sport in Karl-Marx-Stadt, auf der M. Ewald und W. Ulbricht über die weitere Entwicklung von Körperkultur und Sport in der DDR sprechen. In der Diskussion sprach der Präsident der Sektion Touristik und machte deutlich, daß auch die Touristik untrennbarer Bestandteil der Sportbewegung werden muß, die ihrem Inhalt nach sozialistisch ist.

1957

27./28. April: In Berlin findet die feierliche Gründung des Deutschen Turn- und Sportbundes (DTSB) statt, der einheitlichen sozialistischen Massenorganisation der Sportler der DDR. Hohe Ziele im Massen- und Leistungssport werden proklamiert. Die Mehrzahl der Sportvereinigungen wird aufgelöst. Sportverbände werden gegründet.

1958

Mai: Die besten Bergsteiger werden in den SC Einheit Dresden delegiert, wo günstige Möglichkeiten für Training und Praxis geschaffen werden.
31. Mai: Bezirksdelegiertenkonferenz der Sektion Touristik im Bezirk Dresden. Hauptteil des Rechenschaftsberichtes (Karl-Heinz Guttmann) und der Diskussion ist eine „umfangreiche Auseinandersetzung über die ideologische Arbeit“.

1960

20. August: Unterteilung des Schwierigkeitsgrades „VII“ im Felsklettern in die Stufen „VII a“, „VII b“ und „VII c“ im Zusammenhang mit der Überarbeitung der Sportklassifizierung. Erstmals in der 3. Auflage des Kletterführers „Der Bergsteiger“, Band 1 (1961), angewandt.

1961

25./26. März: VII. Verbandstag des DWBV in Halle. Der DWBV hat 20 000 Mitglieder in ca. 400 Sektionen. Bis 1965 soll der Mitgliederstand auf 48 000 erhöht werden.
13. August: Beginn des Mauerbaues in Berlin.

1963

Arbeitsgruppe zur Erarbeitung der Geschichte des Wanderns und Bergsteigens in Deutschland beim Präsidium des DWBV gebildet.

1965

12. November: „Regeln für das Felsklettern in den Mittelgebirgen der DDR“, ausgearbeitet von der ZFK Felsklettern, werden vom Präsidium beschlossen.

1966

27.–30. Mai: Pfingsttreffen 1966: Das Präsidium des DWBV fordert auf, die Entdeckungsfahrt „Lerne deine Heimat kennen – unsere Deutsche Demokratische Republik!“ tatkräftig zu unterstützen. Zu dieser Aktion hatten das Komitee für Touristik und Wandern und der Zentralrat der FDJ aufgerufen.

1967

16./17. Juni: Die Seilschaft Richter–Eske–Kalkbrenner–Warmuth durchsteigt die Mätterhorn-Nordwand.
21. Juli: Die gleiche Seilschaft verunglückt auf tragische Weise in der Eiger-Nordwand tödlich.

1969

9.–12. Oktober: 1. Treffen junger Bergsteiger der DDR in Weißig (Sächsische Schweiz).

1970

Bergsteigerabzeichen und Abzeichen „Junger Bergsteiger“ eingeführt.

1972

10. Juni: Stellungnahme der ZFK Felsklettern gegen Massivkletterei im Eibsandsteinge-
birge.

1973

1. Oktober: Zahlreiche Funktionäre des DWBO werden aus Anlaß des 25. Jahrestages der
sozialistischen Sportbewegung ausgezeichnet.

1974

27./28. April: V. Verbandstag des DWBO in Erfurt. In der Entschließung wird festgehalten,
daß der Übungs-, Trainings- und Wettkampfbetrieb sowie die Durchführung von touristi-
schen Veranstaltungen und Wanderungen das Hauptfeld des Wirkens des DWBO darstel-
len. Der DWBO hat rund 31 000 Mitglieder in ca. 490 Sektionen.

1976

17. Januar: „Sportordnung Felsklettern“ vom Büro des Präsidiums beschlossen.

1977

Die AG Ausrüstung und Bekleidung der ZFK Wandern nimmt an der Kundenkonferenz
Schuhe in Dresden teil und erreicht die Produktion von Leichtbergstiefeln mit Stepp-
nähten.

Die Sportklassifizierung Alpinistik wird eingeführt.

1979

4. Mai: Verbot der Verwendung von Magnesia und ähnlichen Stoffen für die Klettergebiete
der DDR von der ZFK Felsklettern beschlossen.

Die ersten 4 Wanderer erfüllen die Norm der Meisterklasse im Sportwandern.

1980

22. Februar: Schwierigkeitsgrade „VIII“ und „IX“ für das Felsklettern vom Büro des
Präsidiums beschlossen.

28. März: Beratung mit Bergsteigern in Dresden. Dabei wird die Verwendung von
Klemmkreislingen im Sandstein abgelehnt; am 26. April daraufhin von der ZFK Felsklet-
tern entsprechend beschlossen.

31. Mai: Eine neue „Regelordnung Felsklettern“ wird vom Büro des Präsidiums be-
schlossen.

1981

6.–8. Juni: 1. Verbandstreffen des DWBO. 27 000 Teilnehmer sind in der Sächsischen
Schweiz dabei. Feierliche Eröffnung auf der Festwiese am Fuße der Festung Königstein.
DTSB-Präsident Manfred Ewald gemeinsam mit 1200 Wanderern „Auf den Spuren der
Roten Bergsteiger“, Rekordzahl von 1400 Teilnehmern beim Orientierungslauf um den
Verbandspokal. Klettervorführungen am Falkenstein, Großen Halben, Bloßstock und
Meurerturm.

1982

Ausgabe von Bergsteigerausweisen für Mitglieder des DWBO.

1984

14./15. April: VII. Verbandstag des DWBO in Bad Blankenburg. Als Gäste werden u. a. der
Stellvertreter des Staatssekretärs für Körperkultur und Sport, Prof. Dr. Edelrid Buggel,
der Bundessekretär des Kulturbundes der DDR, Manfred Fiedler, der Direktor des
Jugendreisebüros „Jugendtouristik“, Bernd Helder sowie Vertreter vom Ministerium für
Volksbildung begrüßt. Das Referat hält Dr. Erich Krauß. Dem Verband gehören rund
71 000 Mitglieder in ca. 1400 Sektionen an. Damit ist die Zielstellung des VI. Verbandsta-
ges weit überboten. Dieser Aufschwung vollzog sich vor allem im Zusammenhang mit
dem I. Verbandstreffen des DWBO im Jahre 1981. Die Entschließung nennt als erste
Aufgabe: „Sportliche Betätigung für alle.“ Bis 1990 soll die Mitgliederzahl auf 100 000
erhöht werden. Der Verbandstag beschließt eine neue Satzung und wählt Dr. Erich Krauß
zum Präsidenten.

1986

4. März: „Vereinbarung zwischen dem BFA Dresden des DWBO der DDR, dem Rat des
Bezirkesschweizer, Naturschutzorgan, und dem StFB über die Gestaltung der Zusammen-
arbeit bei der Sportausübung auf forstwirtschaftlich genutzten Flächen im LSG Sächsi-
sche Schweiz“ unterzeichnet.

1987

4. April: Das Präsidium beschließt die Auswertung des Leistungsvergleichs 1986. „Bester
Bezirksfachausschuß des DWBO der DDR 1986“ wird der BFA Suhl. Für vorbildliche
Erfüllung ihrer Aufgaben werden die Bezirksfachausschüsse Cottbus, Dresden, Gera,
Halle, Karl-Marx-Stadt und Leipzig ausgezeichnet. 41 Sektionen wird der Ehrentitel
„Vorbildliche Sektion des DWBO der DDR 1986“ verliehen.

Spätherbst 1989

Naßkalt und regenschwer, der 9. Dezember, ein Sonnabend,
nichts zum Klettern.

Im Ausstellungsgelände am Fucikplatz sitzen aktive Bergsteiger,
Sektionsleiter der Betriebssportgemeinschaften sowie Funktio-
näre des DWBO der DDR, um über zukünftige Organisationsfor-
men der Bergsteiger und Wanderer zu sprechen.

Erstmals prallen hier die auseinanderlaufenden Haltungen,
getrennt durch politische Standpunkte und Erfahrungen, unge-
schminkt aufeinander. Etwa 30 Wortmeldungen gab es an die-
sem Tage. Zwei Grundhaltungen kristallisierten sich heraus.

Neuformierung unter alter Führung (sogenannter Etiketten-
schwindel) oder Zerschlagung alter Strukturen, was auch das
Verschwinden alter DWBO-Funktionäre einschließt, mit Neu-
und Wiedergeburt des Sächsischen Bergsteigerbundes.

Die Palette vorgebrachter Bedenken und Einwände, von altem,
noch gegenwärtigem Gedankengut getragen, reichte vom Versi-
cherungsschutz über Beitragszahlungen bis zum Wegfall von
staatlichen Zuschüssen.

Trotzdem, hier fanden sich auch Freunde für die Vorbereitung
erster Schritte einer freier gestalteten Entwicklung im Kletter-
sport und in dessen Umfeld.

Die vom DWBO der DDR in Ansätzen durchgeführte Selbstkritik
kann dabei nur als Versuch der Selbststrettung gesehen werden.

Auszug „Mitteilungsblatt der SFA Dresden“ (1/90):

„Die Entwicklung des DWBO im DTSB stagniert seit Jahren und
hatte zur Folge

– das Zurückbleiben des Bergsteigens in der DDR hinter interna-
tionalem Niveau (Sicherheit, Ausrüstung, Technik, Forschung,
Rettungswesen usw.).

– die Vereinseitigung internationaler Verbindungen (betreffend
sowohl aktives Bergsteigen und Wandern als auch Publizistik,
Vortragstätigkeit, Filmaustausch usw.).

Neben den in gesamtpolitischen Bedingungen liegenden Ursa-
chen bildeten besonders die Beschlüsse des DTSB über die
„förderungswürdigen“ Sportarten (Olympiamedaillen!) die Grund-
lage für die Vernachlässigung des DWBO.

Der gesellschaftliche Umbruch in der DDR muß auch von unse-
rem Verband und seinen Mitgliedern zur Neugestaltung genutzt
werden.“

Am 21. Dezember '89 erfolgte die Wiedergründung des SBB.
Inzwischen, nach fast drei Jahren, ist das Bild der touristischen
Organisationen auch in Sachsen wieder bunter geworden, was
auch für die geistige Bewältigung der Vergangenheit spricht.

Im SED-Staat mit seiner demagogischen Beeinflussung erlangte
der sächsische Klettersport bei den Hiergebliebenen einen
besonderen Stellenwert. Das Klettern an sich, der Landschafts-
raum und die Gemeinschaft von Gleichgesinnten erfüllten für
den einzelnen Schutzfunktionen. Diesmal im doppelten Sinne,
gesellschaftlich und politisch. Der Begriff *Solidargemeinschaft*
wurde unter dem gleichen Los für alle zur gelebten Wirklichkeit.

Wie wir heute wissen, wurden alle Gruppierungen, vom Kaninchenzüchterverein über kirchliche Kreise bis zur Sportgemeinschaft, von Mitarbeitern des Staatssicherheitsdienstes (sogenannte IM) durchsetzt. Denn dieser scheinbar übermächtige Apparat, Werkzeug des Staates, wollte alles wissen und manipulieren. Daß in den Klubs und Gemeinschaften ausreichend IM gewesen sein müssen, ließ sich für manchen aus Handlungen des Staatsapparates ihm oder seiner Familie gegenüber erkennen, was teilweise bis zur katastrophalen Eskalation geführt hat.

Joachim Gauck dazu in „Die Stasi-Akten“: *„Die Staatssicherheit verfügte jedoch nicht nur über ein nahezu unbeschränktes Arsenal an Maßnahmen, um jeden beliebigen DDR-Bürger zu beobachten und lückenlos erkennbar zu machen. Sie gab auch detaillierte Anweisungen, um ihre Opfer zu entmutigen und zu zersetzen, wie es in der Stasi-Sprache hieß ... so beauftragte die Stasi beispielsweise ihre inoffiziellen Mitarbeiter, bestimmte Gerüchte zu verbreiten oder Erkenntnisse weiterzugeben, die sie aus der Observierung gewonnen hatte.“*

Erkennen daraus läßt sich auch die moralische Verkommenheit eines Systems, dessen Träger vorgaben, allesamt für den Frieden zu wirken. Da diese Problematik keinesfalls nur politische Wurzeln hat, sondern sich auf ganz normale Werte des menschlichen Zusammenlebens reduzieren läßt, sollte sie bis zur Klärung im Raum stehen.

„Isolation“

Es ist als Tatsache anzusehen: Ohne die totale Abschottung der DDR und deren ideologische Diversion gegen die Menschen im Inneren, hätte sich das Sächsische Felsklettern niemals in dieser Form, wie es sich uns heute bietet, gehalten.

Der treffende Begriff dafür ist eigentlich Sterilität, denn der Dogmatismus seiner Verwalter drängte schöpferische Aspekte zurück oder ließ sie gar nicht erst aufkommen. Dazu als Beispiel „Sicherungsring“.

Seit 1905 am Großen Wehlturm Rudolf Fehrmann und Oliver Perry-Smith die ersten Sicherungsringe in den Sandstein trieben, sind sie immer wieder Streitobjekt. Inzwischen ist allen klar, daß es ohne diese Eisen als Sicherungspunkte keine Schwierigkeitssteigerung gibt.

In den zurückliegenden 10 Jahren, bis zur Gegenwart, ist es der Abstand von Ring zu Ring, der die Gemüter erhitzt. Daß das Durchsteigen von geschlossenen Wandformationen, in denen sich naturgemäß wenige oder nur minderwertige Sicherungsschlingen unterbringen lassen, häufiger Sicherungsringe erfordert als bei großstrukturierten Felsflächen, ist einleuchtend. Einleuchtend kann aber nicht die dogmatische Festlegung von Ringabständen sein, so geschehen durch Beschluß zur „Regelordnung Felsklettern“ 1984. Diese Festlegung beinhaltet den 3-Meter-Abstand zwischen zwei Ringen, 7,50 Meter zwischen drei Ringen.

Ein totaler Irrsinn, die natürliche Felsoberfläche mit ihren unterschiedlichsten Bewegungsvorgaben, denn danach sollten sich Ringabstände eigentlich richten, in ein starres Schema zu pressen.

Man scheute sich auch nicht, mit den Bandmaß „bewaffnet“, per Absellen Ringabstände auf den Zentimeter genau auszumessen. Den absoluten Höhepunkt dieser Phase stellte die rückwirkende Anwendung dieses Beschlusses dar.

Ein Novum in sich. So brachte man Ringabstände, wie beispielsweise geschehen an der Talseite des Teufelsturmes, dreißig Jahre später aufs Maß.

Womit durch falsch verstandene Traditionsauslegung der Bewahrung von Tradition ein Bein gestellt wurde. Eine vergleichbare Situation ergibt sich bei der Handhabung der Gipfeldefinition.

Der „Gipfel“, derzeit noch alleiniges Kletterziel (bisher drei Ausnahmegenehmigungen an Massivwänden), darf bei Schwierigkeitsgrad I eine Mindesthöhe von 10 Meter, gestaffelt bis Schwierigkeitsgrad V von 7,50 Meter, nicht unterschreiten. Diese kleinkarierte Gipfelauslegung führte bei begeisterten „Gipfelstürmern“ folgerichtig zur nächsten Irreführung. Mit Hacke und Spaten wurde so mancher Gipfel buchstäblich ausgegraben und somit „salonfähig“ gemacht.

Die jetzt insgesamt 1100 Gipfel lösten, da Mangel an Betätigungsfeld, eine wahre Sammlerwelle aus. Objektiv gesehen durchaus von eigentlicher klettersportlicher Zielstellung entfernt, machte diese Aufgabe dennoch vielen die DDR-Jahre erträglicher.

Daß unser Verständnis den Erfordernissen oder Ansprüchen der Gegenwart immer noch nachläuft, zeigt der SBB (DAV-Sektion) als jetziger Entwicklungsträger an, der im April 1991 durch seine Arbeitsgruppe „Felsklettern“ das nochmals dogmatisierte Regelwerk absegnete.

War es schließlich der Wille der Menschen, sich vom System der gesamtvereinnahmenden Machtausübung als Staatsform zu trennen, so sollte es auch Wille der bergsteigenden und kletternden Menschen sein, die gewonnenen Erkenntnisse in Gesellschaft und Sport auf demokratischem Wege einfließen zu lassen. Lediglich ein Ausschneiden von Trieben, deren Dazugehörigkeit mehr als fragwürdig ist und diesen Baum nur schwächt, wäre erforderlich. Was also keineswegs bedeuten kann, den Traditionsbaum zu fällen.

Die Ausstrahlung des sächsischen Klettersportes ließ schon zu Beginn der achtziger Jahre stark nach, was neben anderen Gründen auch im starren Festhalten an falsch verstandener Tradition zu suchen ist. Das Dogma lähmte schöpferische Kräfte. Obwohl es noch zu einer großen Zahl von Erstbegehungen kam, war es doch nur eine Anhäufung des schon Vorhandenen, die neue Qualität (wie konsequente Rotpunkt-Entwicklung und modifizierter Naturschutz) blieb aus.

In dieser Phase übernahm dieser Sport für große Teile seiner Betreiber verstärkt die Schneckenhausfunktion. Damals für die Menschen lebenswichtig, für die sportliche Entwicklung eher hemmend.

So wundert es heute keinen, daß junge, talentierte Sachsen ihre Ziele in anderen Klettergebieten suchen. Neben dem momentanen Beschäftigungsmangel im produzierenden wirtschaftlichen Bereich der Region ist es vor allem die fehlende sportliche Motivation. Rotpunktfreundlich sind viele Routen sowieso nicht, auch potentiellen Erstbegehern sind durch Reglementierung (Erschließung von unten, Anbringung der Sicherungsringe) Grenzen gesetzt. Anlaß, anderswo das Glück zu suchen oder sich mit Toprope und Skyhook darüber hinwegzusetzen.

Bei der flächenmäßigen Ausdehnung des Felspotentials – nicht einmal ein Viertel wird klettersportlich genutzt – sollte die Möglichkeit einer zweiten „Spielwiese“ für den Sportkletterer in Reinkultur und alle weiteren Interessierten vorhanden sein.

Das *traditionelle* Felsklettern könnte demzufolge seinen angestammten Platz an den „Gipfeln“ für jeden nachvollziehbar behaupten, ohne verwässert zu werden.

Da die Bewahrung des Sächsischen Felskletterns nicht ausschließlich mit dem sportlichen Tun im Neuland gleichzusetzen ist, haben die Erhaltung und Pflege dieses Fundus, welchen Generationen vor uns geschaffen haben, auch gegenwärtig und weiterhin Bedeutung.

Die Kreationen, Felsrouten – Kamine, Risse, Wände, die unsere Vorreiter begangen haben, sind in ihrem Urzustand (felsmäßig und in sicherungstechnischer Ausstattung) zu belassen. Eingriffe, dazu gehören Felszerstörung (deshalb frühe und ausreichende Sanierung!) und Schaffung zusätzlicher Sicherungspunkte, stehen uns und folgenden Generationen nicht zu, da sie den Charakter der Route wesentlich verändern.

Letztlich wird dadurch die Kreativität der Erstbegeher sowie deren Reflexion auf die Nachvollziehenden zerstört. In der Kunst werden beispielsweise Werke (Bilder, Schriften) auch respektiert, ohne daß jeder Auffassung und Geschmack teilt.

Durch den Verzicht auf klettersportlich wertlose Gipfel, die schon von ihrer Lage her feucht und moosig sind und die zumeist in landschaftlichen Ruhezeiten liegen, könnte aktiv und vor allem sinnvoll Naturschutz betrieben werden. Der Verhältnismäßigkeit zwischen dem Bedürfnis der Menschen, die den Klettersport als Natursportart betreiben und der Schutznotwendigkeit der Natur wurde hier kein weiterer Raum gegeben.

Die angestrebte Leistungssteigerung der Jugend, nach Sportkriterien vorrangig im physischen Bereich zu suchen, sowie die vergleichsweise gefahrlosere Kletterpraxis schlechthin, welche Routen aller Schwierigkeitsgrade erfaßt, kann durch Öffnung von genau definierten Massivwänden, welche ohnehin in schon frequentierten Landschaftsräumen (Tafelberge) reichlich vorhanden sind, ermöglicht werden.

Da der Sportkletterer sich nicht an den „Gipfel“ als Endpunkt gebunden fühlt, auch des Gipfelbuches nicht bedarf, also nur den Weg zum Umlenkkarabiner klettert, werden am Ausstieg auch keine Vegetationszonen berührt bzw. zerstört.

Mit dieser machbaren Lösung kämen alle, die in Sachen Klettersport unterwegs sind, gewissermaßen zu ihrem Recht. Natur würde genutzt aber auch geschützt, besser noch als gegenwärtig.

Dieser eben aufgezeigte, augenscheinlich mögliche Weg des Nebeneinander von verschiedenen Spielarten (anderswo, z. B. in England, wird es ja sichtbar praktiziert) sollte auch im Elbsandsteingebirge gangbar sein. Jedoch setzt es das Zusammenwirken der derzeit lebenden Generationen, zumindest aber gegenseitige Respektierung der Auffassungen und Abstecken der Freiräume voraus. Der erste Schritt dazu: Durchdenken der Vergangenheit.

Natürlich kann der Sächsische Bergsteigerbund als Sektion des DAV hierbei keine neuen Bewußtseinskanäle ausheben, sind seine Mitglieder, und nicht nur diese, doch selbst noch mit dem Orden verwirrender Denkweisen gebunden. Er kann aber Unterstützung des DAV in Form von gemachten Erfahrungen annehmen, um als funktionstüchtiger Schalthebel bei der anstehenden Neuverzauberung von Ansprüchen zu wirken.

Die Erhaltung des Sächsischen Felskletterns, ohne dabei administrativen Druck auszuüben, was bedeutet, auch andere „Spielformen“ gelten zu lassen, würde den Kern treffen. Eine Aufgabe, die sich in unser noch zu bildendes pluralistisches Weltbild einfügen und ein Nebeneinander aller Generationen grantieren könnte.

Der Weg vom Erkennen der Idee über den Gärungsprozeß bis zum Vergegenständlichen, zur Verwirklichung, ist das Erlebnis. Das Erlebnis ist somit erfahrene Wirklichkeit – eben Lebenszeit. Mit der Sensibilität des Erlebens geht analog eine Öffnung der Person einher. Öffnung ermöglicht erst das Empfangen und Mitnehmen.

Aber Öffnung erscheint auch als Gefährdung, da sie einer Preisgabe seiner selbst gleichzusetzen ist.

Doch der Erlebnisprozeß, von der Idee bis zur Umsetzung, stellt größeren Zuwachs dar, als man durch Gefährdung verlustig gehen könnte.

Felsklettern – ein körperlicher Ausdruck der Ideenverwirklichung. Was Menschen geistig möglich ist, kommt hier körperlich in einer unmittelbaren Form zum Ausdruck.

Literaturhinweis:

Sonderheft SBB, Dresden 10/91.

Mitteilungsblatt des SFA Dresden, 36. Jahrgang, Heft 1/90.

Kletterführer „Sächs. Schweiz“, D. Heinicke, Sportverlag, Berlin 1991.

Zeittafel zur Geschichte des DWBO der DDR, Berlin 1988.

Tourismus, Humboldt-Universität Berlin, Manuskriptabdruck 88.

Der sächsische Bergsteiger, Juli 1941.

Felsenheimat Elbsandsteingebirge, Hasse/Stutte, Wolfratshausen/Obb. 1979.

Karl Greitbauer, Das Ganze der alpinen Idee, Wilh. Braumüller, Wien 1973.

Joachim Gauck, Die Stasi-Akten, Rowohlt-Verlag, Hamburg 1991.

Jack  Wolfskin

SPORTKLETTER-
WELTCUP
NÜRNBERG '90

 *Milch Maid* 
Bayerns grüsse frische

Betrachtungen eines Funktionierenden

Über die Entwicklung des Wettkampfkletterns

Wolfgang Pohl

Kurze Geschichte einer jungen Sportart

Als in der einstigen UdSSR der erste Kletterwettkampf ausgetragen wurde, geschichtlich gebildete Autoren behaupten, dies sei vor mehr als vierzig Jahren gewesen, argwöhnte in der damaligen Gegenwart, die für sich in Anspruch nimmt, das Bergsteigen erfunden zu haben, noch niemand, sofern er überhaupt davon erfuhr, wem „Unheil“ hier seinen Lauf nahm. Und dies obschon oder vielleicht gerade weil – wenngleich auch häufig in Abrede gestellt – der Wettbewerbsgedanke im Bergsteigen stets allgegenwärtig war. Die erste Durchsteigung der Matterhorn-Nordwand wurde schließlich mit einer olympischen Goldmedaille bedacht. Zu unkompliziert war vielleicht auch noch die Denkweise der damaligen Alpinisten, in deren bergsteigerischem Tun sich nichtsdestoweniger immer wieder der Leistungsvergleich fand. Ohne Zweifel finden sich hier auch einige dunkle Kapitel des Alpinismus, dort wo der Sport nationalen politischen Interessen zu dienen hatte. Doch wurde Leistung in dieser Zeit nie kritisch betrachtet, waren Alpenvereinsfunktionäre selbst oft auch leistungsfähige Bergsteiger.

In die Zeit anders gearteten gesellschaftlichen Denkens, auch unter den Bergsteigern, fällt eindeutig die aktuellere Geschichte des Wettkampfkletterns, nämlich ab dem Zeitpunkt, da die ersten Kletterwettkämpfe in westeuropäischen Ländern stattfanden. Im Jahr 1985 war es, und so mancher Naturschützer denkt mit berechtigtem Grausen an den Tag, an dem unsere unbesorgten italienischen Freunde den ersten Kletterwettbewerb der „Neuzeit“ an einer natürlichen Felswand bei Bardonecchia austrugen. Ohne Rücksicht auf Verluste wurde der Fels für den Wettkampf, jeglicher klettersportlichen Ethik hohnsprechend, hergerichtet, doch orientierten sich die Italiener wenigstens an der Seele des Sportkletterns und veranstalteten einen Schwierigkeitswettbewerb und keinen an andere Sportartenvorbilder angelehnten Geschwindigkeitswettbewerb, wie dies auf der Krim vorexerziert wurde.

Schnell erkannte auch die mächtige UIAA die Bedeutung dieser neuen, zu ihr gehörenden Sportart und gründete, wofür ihr heute noch Respekt gebührt, unabhängig von großen Industriesponsoren, die nur allzu gerne neue Sportarten nach ihren opportunistischen Werbeabsichten korrumpieren – Mountainbike- und Snowboard-Weltcups sind hier traurige Beispiele, wie Kommerz

Sport diktieren kann – eine unabhängige Kommission für das Wettkampfklettern (CEC), die ein einheitliches Regelwerk für internationale Kletterwettkämpfe herausbrachte. Seit 1988 nun veranstaltet die UIAA eine Weltcup-Serie im Sportklettern, zu der die Mitgliedsverbände der CEC ihre leistungsstärksten Wettkampfkletterer nominieren können. Dieser UIAA-Sportkletter-Weltcup ist neben den offiziellen Weltmeisterschaften und Kontinentalmeisterschaften von der sportlichen Wertigkeit deutlich höher anzusiedeln als die sogenannten „Masters“, Einladungswettkämpfe, an denen nur ein erlauchter Kreis von Spitzenkletterern teilnehmen kann. Durchgesetzt haben sich bei allen internationalen und den jeweiligen nationalen Wettkampfsereien die Konkurrenzen im Schwierigkeitsklettern nach der sogenannten „On-Sight-Regel“, Geschwindigkeitskonkurrenzen haben eindeutigen Showcharakter.

Dem Druck der Naturschutzinteressen folgend, aber auch aus Gründen des objektiven Leistungsvergleichs, spielen sich nach einer eindeutigen Vorgabe des UIAA-Reglements Sportkletterwettkämpfe heute ausschließlich an speziell errichteten künstlichen Kletterwänden vorwiegend in großen Indoor-Arenen ab.

Von oben nach unten – die Entwicklung

Traditionelle Wettkampfsportarten haben eine anders geartete Entwicklung hinter sich als die, die das Wettkampfklettern gerade durchläuft. Sie entwickelten sich von unten nach oben, das heißt aufbauend auf einer starken, auch leistungssportlich orientierten Vereinsstruktur; eingebettet in den jeweiligen Sportverband, gibt es ein pyramidales System von unterschiedlichen Wettkampftypen, ausgehend von einer breiten Basis, dies sind vor allem lokale und regionale Wettbewerbe der unteren Leistungsklassen bis hin zu hochkarätigen Spitzensportveranstaltungen. Dadurch ist in den meisten Fällen nicht nur eine angemessene Jugendförderung und Talentsichtung gewährleistet, sondern auch, daß Schüler und Jugendliche nicht zu schnell in den Spitzenbereich vorstoßen. Auch die Qualität der Wettkämpfe entspricht deren leistungsmäßigem Niveau, das heißt es werden keine vom äußeren Rahmen her hochqualitativen Wettbewerbe für die „Kreisklasse“ veranstaltet.

Beim Wettkampfklettern lief dies anders: Zuerst orientierten sich die Organisatoren von Sportkletterwettbewerben an der absoluten Spitze, denn nur Kletterer aus dieser Liga versprachen den notwendigen Zuschauerzuspruch. Es entstanden „Masters“ und Einladungswettkämpfe, das alljährlich stattfindende „Rockmaster“ in Arco ist der wohl prominenteste Vertreter. Obwohl diese Wettbewerbe ihre Berechtigung haben – atmosphärisch und vom Zuschauerinteresse her betrachtet zählen sie zu den attraktivsten Kletterwettkämpfen –, muß doch ihre sportliche Bedeutung relativiert werden. Die Vergabe von sportlichen Titeln wie „inoffizielle Weltmeisterschaft“ schließlich ist schlicht unfair, wenn es nur um die künstliche Aufwertung einer bestimmten Veranstaltung geht.

Das Verdienst der UIAA war es deshalb, mit der Einführung des bereits erwähnten Sportkletter-Weltcups allen interessierten Nationen und damit auch weniger bekannten, aber nicht minder leistungsfähigen Sportkletterern die Teilnahme an internationalen Kletterwettkämpfen zu ermöglichen. Dennoch ist verständlicherweise auch der Weltcup Spitzensport, und erst langsam reagierten die einzelnen Nationen mit der Einführung von nationalen Serien. Einzige Ausnahme bildete hier Frankreich, wo es neben vielfältigen natürlichen Klettergebieten und künstlichen Kletteranlagen sehr früh eine Vielzahl von nationalen Kletterwettbewerben gab, die die anfängliche, bis in die Gegenwart reichende Dominanz französischer Kletterer bei internationalen Wettbewerben erklären. Doch können nationale Meisterschaftsserien mit ein paar Hundert Gesamtteilnehmern die Basis eines Landes beim Wettkampfklettern darstellen? Sicherlich nicht; und dennoch verzichten aufgrund des hohen Kostenaufwands, den ein Kletterwettbewerb heute darstellt, aber auch wegen der in vielen Fällen zentralen Struktur der Alpenverbände im Bereich Wettkampfklettern, die Mehrzahl der Mitgliedsverbände der CEC auf regionale Wettkampfserien, die die Basis der am Wettkampf interessierten Sportkletterer befriedigen würde.

Das Wettkampfklettern hat sich also, auch international gesehen, von oben nach unten entwickelt und es steht zu bezweifeln, ob in einigen Ländern jemals die Basis erreicht wird, Kindern und Jugendlichen also ein harmonischer und verantwortbarer Einstieg in das Wettkampfklettern ermöglicht wird, Talente nicht übersehen werden.

Profi oder Amateur – die Kletterer

„Wie hast Du denn den Wettkampf in Düsseldorf gefunden?“ „Düsseldorf – das war ja wohl das Letzte. O.k., die Wand war noch in Ordnung, aber das Buffet für die Kletterer – zum Davonlaufen. Kein einziges warmes Gericht, nur vier verschiedene Käsesorten, Gummisemmeln und keine Auswahl bei den Fruchtsäften. Da reißen's die Yoghurts und Schokoriegel auch nicht mehr raus. Aber warst Du nicht in München auf dem Messecup, Mensch, da war was geboten. Lachs, Scampi, belegte Partybrötchen mit den tollsten Sachen, Salate zum

Reinfallen – das war ein Wettkampf. Und meine Kumpels in der Halle konnten auch noch mitschlappern. Super Veranstaltung, da mußst Du nächstes Jahr auch mitmachen.“

So oder ähnlich könnte ein Gespräch zwischen zwei mittelklassigen Wettkampfkletterern über die Qualität von Kletterwettbewerben abgelaufen sein. Für Veranstalter, die sportliche Leitung, aber auch die Wettkampfkletterer, denen es ausschließlich um den sportlichen Wert eines Wettbewerbs geht, ist es oft frustierend, wenn Kletterwettkämpfe nur am Umfang und der Qualität des Caterings gemessen werden, das vor allem bei internationalen Wettbewerben nur dazu dient, die in der Halle wartenden und hungernden Begleitpersonen mit Nahrung zu versorgen. Dennoch spiegelt sich in dieser fiktiven Konversation die unzureichende leistungssportliche Einstellung vieler Wettkampfkletterer wider. Die Wettkampfkletterer der gegenwärtigen Generation sind keine „gewachsenen“ Hochleistungssportler. Ihre Motivation, mit dem Klettern zu beginnen, war zunächst nicht auf das Wettkampfklettern ausgerichtet. Sie sahen im Fels- und Sportklettern eher die Möglichkeiten eines ungewöhnlichen Natursports, der ihnen alle Freiheiten zur ungehinderten Selbstentfaltung ließ und der sich vor allen Dingen nicht an Normen und Konventionen orientierte, auch wenn die Kletterethik gewisse Regeln definiert. Klettern war und ist für sie mehr, ist ein besonderer Ausdruck der Persönlichkeit, ist Lebensgefühl und Lebensart. Zwängt man nun diese sensiblen Athleten in ein leistungssportliches System mit einem systematischen Trainings- und Wettkampfaufbau, so entstehen zwangsläufig Schwierigkeiten, da normale und selbstverständliche Abläufe innerhalb des verbandsgestützten Spitzensports zunächst abgelehnt werden. Hier ist ein schrittweises und demokratisches Vorgehen gefragt, soll eine effektive Kooperation zwischen Verbandsarbeit und Aktiven entstehen.

Vorausgesetzt, das Wettkampfklettern setzt seinen Weg als völlig eigenständiger Bereich innerhalb des Gesamtspektrums des Alpinismus fort, mit dem es schon jetzt nicht mehr viel gemein hat, wird eine neue Athletengeneration entstehen, die sich bereits heute andeutet: Junge, leistungsmotivierte Kletterer setzen ihre Ziele dann im Wettkampf, sehen diesen als absoluten Selbstzweck, kommen wegen des Wettkampfs zum Sport. Diese mittel- bis langfristige Entwicklung könnte durch finanzielle Anreize, die Preisgelder und Sponsorenverträge darstellen, aber auch durch eine Entwicklung des Wettkampfkletterns zur olympischen Disziplin gefördert werden. Ob diese Entwicklung im Sinne des ursprünglichen Gedankens des Bergsteigens und Kletterns allerdings wünschenswert ist, auch wenn dadurch „pflegeleichte“ Athleten entstehen, die gewohnt sind, sich in eine trainings- und wettkampforientierte Spitzensportstruktur einzuordnen, darf bezweifelt werden.

Für die heutige und vielleicht zukünftige Generation von Wettkampfkletterern gilt in jedem Fall, daß nur ein hochleistungssportliches Training und ein entsprechender Aufwand für Training und Wettkampf Erfolge bringen können. Hier hat das Wettkampfklettern schon einen Standard erreicht, der in der Athletenanforderung keinem anderen Hochleistungssport nachsteht.



Seite 131:
Guido Köstermeyer,
A-Kadermitglied,
Deutscher Meister und
WM-Dritter 1991,
konzentriert sich auf
den Start

Die Angst des Riesen vor der Leistung – Wettkampfklettern im DAV

Der Deutsche Alpenverein ist ein Riese. Nicht nur gemessen an seinen mittlerweile 530 000 Mitgliedern, sondern auch gemessen an seiner damit verbundenen Kompetenz in Sachen Bergsteigen und seinem diesbezüglichem Einfluß in der Öffentlichkeit.

Schon aus diesem Grund konnte er sich in den Anfängen des Wettkampfkletterns nicht dieser jungen Sportart und Bergsportdisziplin verwehren – und wollte es nicht. Das heißt, diejenigen Funktionäre wollten es nicht, die eine logische Entwicklung antizipierten. Andere, ideologisch und fundamentalistisch geprägt, hätten das Wettkampfklettern – abschaffen oder aufhalten konnten sie es nicht mehr – am liebsten einem anderen Sportverband abgegeben, leichtfüßig kalkulierend oder auch nicht ahnend, welche Chancen in einer einflußreichen und sinnvollen Verbandsarbeit bestehen. Nicht die Augen zumachen vor mit dem Leistungssport verbundenen Problemfeldern ist die Devise, sondern sich den Problemen stellen und an Lösungen mitarbeiten, die ein verantwortungsbare Leistungssport in Zukunft braucht. Der Leistungssport läßt sich so wenig wie das Wettkampfklettern selbst abschaffen, und deshalb braucht die Jugend, die aus eigener Motivation in diese Richtung drängt, Hilfestellungen, wie sie ein bewußter Verband geben kann. Ein zweiter guter Grund mitzumischen, wird heute noch von vielen Funktionären übersehen oder zu lässig bewertet. Die Außenwirkung eines Verbandes bzw. Vereines, der auch in aktuellen Strömungen stets die Kompetenz wahr und damit Interessierten positiv gegenübertritt, ist gemessen an den Zahlen derer, die über die Medien erreicht werden – unabhängige Medienanalysen sprechen hier eine deutliche Sprache – im Sinne der Nachwuchssicherung unverzichtbar. Auch ein Riese braucht Nachwuchs, will er nicht aussterben oder in Bedeutungslosigkeit versinken. In diesem Zusammenhang geht es auch nicht nur um das Wettkampfklettern, sondern vor allem um das damit untrennbar verbundene Sportklettern, einem der wichtigsten Lebensäste der Nachwuchssicherung im Deutschen Alpenverein.

Trotzdem gibt es immer noch viele DAV-interne Stimmen gegen das Wettkampfklettern, die mit der Angst, ein reiner Sportverband zu werden, korrelieren. Auch wenn der Deutsche Alpenverein in absehbarer Zeit dem Deutschen Sportbund beitreten wird, ist diese Angst dennoch unbegründet, vielmehr sollten die Interessen auf das Wesentliche, das hiermit erreicht werden kann, fokussiert werden: Kompetenzsicherung, die ein Bergsteigerverband von der Größenordnung des Deutschen Alpenvereins braucht.

Was hat nun der Deutsche Alpenverein konkret im Bereich Spitzensport getan?

In der Anfangszeit des Wettkampfkletterns verhielt sich der DAV zunächst abwartend – und er tat gut daran, – beobachtete die wesentlich schnellere Entwicklung in Ländern wie Frankreich und Italien, wo die nationalen Verbände, die das Wettkampfklet-

tern vertreten, von den dortigen Alpenvereinen abgetrennt wurden. Von Anfang an jedoch beschickte der Deutsche Alpenverein den UIAA-Weltcup und versuchte mit sporadischen Trainingslagern „seine“ Wettkampfkletterer bei Laune zu halten. Mit der sportlichen Leitung bei der 1. Internationalen Deutschen Meisterschaft in München bewies der DAV dann erstmals, daß er auch große Kletterwettkämpfe mitgestalten kann. Bald schon jedoch erkannten Hauptamtliche und Funktionäre, daß das Wettkampfklettern in Deutschland eine Dynamik entwickelt, die einer professionellen Führung bedarf und setzten ab Mitte 1990 eine Leitung des Spitzensports im DAV ein, die, personell mit einem sportlichen Leiter und einer Sachbearbeiterin ausgestattet, fortan eine klare Struktur für das Wettkampfklettern im DAV entwickelte:

So nominiert und betreut der DAV die Deutsche Sportkletter-Nationalmannschaft, deren Mitglieder bei sämtlichen, von der UIAA sanktionierten, internationalen Wettkämpfen starten. Für die A- und B-Kader dieser Nationalmannschaft werden regelmäßige Trainingslehrgänge veranstaltet, die von qualifizierten Trainern und Physiotherapeuten geleitet werden. Von den Aktiven selbst bestimmte Aktivensprecher aus den wichtigsten Regionen in Deutschland sorgen für Mitbestimmung in der Weiterentwicklung der sportlichen Struktur. Die Leistungsfähigkeit der Wettkampfkletterer aus der Nationalmannschaft wird nach individueller Absprache in sportmotorischen und -medizinischen Tests überprüft. Offizieller Mannschaftsarzt der Deutschen Sportkletter-Nationalmannschaft ist ein mit der Materie des Sport- und Wettkampfkletterns besonders vertrauter Sportarzt, der den Athleten auf den Wettkämpfen und darüber hinaus zur individuellen Betreuung jederzeit zur Verfügung steht. Eine offiziell für den Bereich des Spitzensports eingesetzte Sportagentur nimmt im Zusammenhang mit der Etatsituation und Ausrüstung der Nationalmannschaft notwendige Werbeinteressen wahr.

Der DAV stellt zudem die sportliche Leitung bei allen in Deutschland stattfindenden internationalen Wettkämpfen sowie bei den bedeutenden nationalen Wettkämpfen, die als Ranglistenwettkämpfe zur Bildung der Deutschen Rangliste und damit zur Nominierung der A- und B-Kader der Nationalmannschaft dienen. Dazu zählten 1991 vor allem die 1. Offizielle Weltmeisterschaft im Sportklettern in Frankfurt, der Sportkletter-Weltcup in Nürnberg und die Veranstaltungen aus der Serie des Deutschen Sportklettercups, in denen außerdem die Deutschen Meister ermittelt wurden. 1992 sind dies die 1. Offizielle Europameisterschaft der Sportkletterer in Frankfurt, die Fortführung des Weltcups in Nürnberg und der Deutschen Sportklettercup-Serie sowie die Einführung eines eigenständigen deutschen Jugend- und Juniorencups und einer Regionalserie für Einsteiger in das Wettkampfklettern.

Aufgrund seiner mittlerweile erworbenen hervorragenden Reputation im Veranstaltungsbereich ist der Deutsche Alpenverein innerhalb der UIAA verantwortlich für die Wettkampforganisation aller internationalen Kletterwettkämpfe der UIAA, was ebenso durch die Abteilung Spitzensport im DAV abgedeckt wird.



Foto: Gerd Heidorn

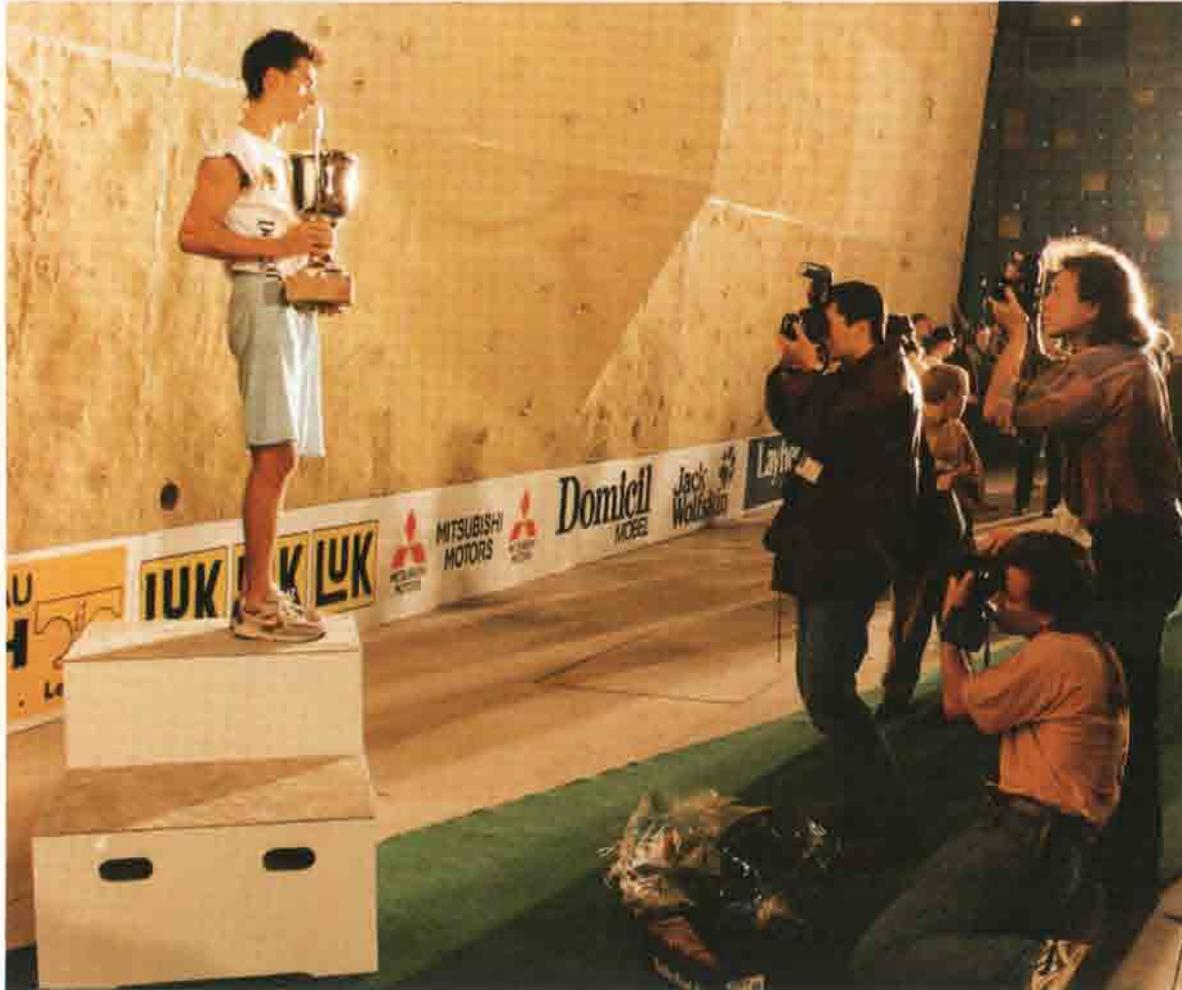
Sportkletternationalmannschaft – was soll denn das? Die Sportkletternationalmannschaft des DAV

Als 1991 von der sportlichen Leitung zum ersten Mal auf der Basis der neu eingeführten Deutschen Rangliste für die punktbesten und damit leistungsfähigsten Wettkampfkletterer der Begriff Deutsche Sportkletter-Nationalmannschaft verwendet wurde, gab es viele Stimmen, die von Unverständnis und Kritik geprägt waren. Was soll dieser Terminus, mit dem der Normalbürger die nationalen Helden einer Sportart verbindet? Was soll dieser Begriff im Verein der Tischtuchhemden und Rotstrümpfe? Sonderbarerweise regten sich ziemlich genau dieselben auf – es waren nicht nur Außenstehende –, die im nächsten Satz darüber lamentierten, daß das Wettkampfklettern immer noch nicht den Einzug in die Sportberichterstattung der Printmedien geschafft hat, sondern im Reise- oder Bergjournal dahinvegetiert. Etwas

mehr Mut, aber auch Lockerheit wären hier vonnöten, um das Wettkampfklettern als Bestandteil der „normalen“ Sportwelt zu etablieren. Dies erscheint um so notwendiger, als sich nur dadurch ein klares Bild des Wettkampfkletterns in der Öffentlichkeit zeichnen läßt und der Sport endlich den verklärten Nimbus des Verrückten und Selbstmörderischen ablegen kann.

Auch sind für die Führung einer leistungsmäßig elitären Personengruppe vom Profil der Istgeneration der Wettkampfkletterer gewisse Integrationsmechanismen notwendig, auch wenn deren Wirkung erst langsam eintritt. Schon ein Jahr nach der Einführung der Deutschen Sportkletter-Nationalmannschaft überwiegt bei vielen A- und B-Kadermitgliedern der Stolz dazuzugehören mehr, als dies nach außen kundgetan wird. Eine offizielle Mannschaftskleidung des Sponsors mit einem eigens entworfenen Nationalmannschaftszeichen unterstützt diesen Integrationsprozeß.

Fototermin
mit François Legrand,
Weltmeister und Weltcup-
sieger 1991 (unten).
Rechts: Die WM-Anlage von
Frankfurt 1991



Ohne Kohle läuft nichts –
Finanzierung und Sponsoring
des Wettkampfkletterns

Spitzensport braucht Geld. Da sind zum einen nicht unerhebliche Personalkosten, will man das Management nicht unfähigen Freizeitpiloten ohne fundierte Ausbildung überlassen. Doch damit ist es noch lange nicht getan. Soll die Vertretung spitzensportlicher Zielsetzungen nicht nur Alibifunktion haben, sondern, auf den Fall des Wettkampfkletterns im DAV angewendet, echte Fortschritte und Erfolge bringen, so müssen zum anderen eine Vielzahl von Maßnahmen geschaltet werden, die dem sportlichen Weiterkommen dienlich sind. An vorderster Stelle sind hier die Trainingslehrgänge für die Kader der deutschen Sportkletter-Nationalmannschaft und für den Nachwuchskader unter kompetenter fachlicher Führung und mit physiotherapeutischer Unterstützung zu nennen. Aber auch die Beschickung von bedeutenden internationalen Wettkämpfen wie dem UIAA-Weltcup mit den leistungsstärksten deutschen Wettkampfkletterern kostet Geld. Hier fallen ebenfalls Betreuungskosten an, soll sich das Team nicht alleine am Wettkampfort mit organisatorischen Notwendigkeiten herumquälen müssen, beziehungsweise will man nicht, wie die deutsche Mannschaft, auf effektive physiothera-



Fotos: Gerd Heidorn

peutische Maßnahmen während des Wettkampfes verzichten. Den weitaus größten Kostenanteil bei den internationalen Wettkämpfen verursachen jedoch die Kosten für die Reise, Unterbringung und Verpflegung nebst den obligatorischen Melde- und Startgebühren für die Wettkampfteilnehmer. Ab 1992 wurde schließlich versucht – nachdem der DAV als Noch-nicht-Mitglied im DSB nicht an die Stiftung Deutsche Sporthilfe angeschlossen ist – eine vorerst bescheidene interne „DAV-Sporthilfe“ an die Kaderathleten auszuschütten, die sich aus den erzielten Ranglistenpunkten des betreffenden Jahres errechnet, also rein leistungsbezogen ist.

Woher kommen nun die notwendigen finanziellen Mittel für das Wettkampfklettern im Deutschen Alpenverein, das neben den angesprochenen Maßnahmen noch eine Reihe weiterer kostenversachender Nebengeräusche beinhaltet? Woher kommt das Geld, um dessen effektive Einsetzung die Wettkampfkletterer des DAV von allen anderen Nationen uneingeschränkt beneidet werden?

Den größten selbständigen Anteil trägt der DAV selbst, wobei

erwähnt werden muß, daß für die direkte Förderung der Athleten keine Mark aus Mitgliedsbeiträgen fließt. Bevor sich Funktionäre jedoch auf die Schulter klopfen bzw. Uneingeweihte ob des selbst errechneten Kostenaufwandes für die Gesamtmaßnahmen aufregen, muß gesagt werden, daß der zusammengerechnet größere Teil von „außen“ dazukommen muß, um das oben beschriebene System am Leben zu erhalten. Denn soviel kommt vom DAV nicht, oder anders ausgedrückt, für den Gegenwert des DAV-Anteils könnte das gigantische Hüttenwesen im Verein nicht einmal eine Toilettenanlage in alpiner Lage finanzieren. Dies klingt in der Relation dramatisch, doch glücklicherweise gibt es noch eine Ausnahmeregelung beim Bundesinnenministerium, das für das Wohlergehen des deutschen Sports zuständig ist und dergestalt auch den Spitzensport im Deutschen Alpenverein unterstützt. Die Ausnahmeregelung begründet sich übrigens auch in der Noch-nicht-Mitgliedschaft des DAV im DSB. Ein weiterer großer Teil des Spitzensport-Etats wird durch sogenannte Verbandsabgaben eingespielt, die die Veranstalter von Kletterwettkämpfen leisten müssen, bei denen der DAV die

sportliche Leitung hat. Dies wurde ebenfalls durch die neue Leitung des Spitzensports im DAV eingeführt, und so mancher Veranstalter, der bislang attraktive internationale Kletterwettkämpfe samt kompetenter sportlicher Leitung frei Haus bekam, mußte zähneknirschend umdenken und einen Teil seiner mühsam akquirierten Sponsoreneinnahmen „umleiten“. Eine weitere wichtige Geldquelle, die wegen ihrer Freiwilligkeit am meisten erfreut, ist der sogenannte „Förderpool des Wettkampfkletterns im DAV“. Hier haben sich an Kletterwettkämpfen beteiligte Firmen aus dem Wandbau- und Höhenmeßbereich zu einer freiwilligen Fördergemeinschaft im Sinne des Spitzensports zusammengeschlossen. Schließlich und endlich trägt auch die offizielle Agentur des DAV im Bereich Spitzensport ihren Teil zur Erweiterung des Etats bei, indem sie direkt für die Nationalmannschaft Sponsoren akquiriert, die neben Sach- auch Geldleistungen einbringen. Sicherlich wieder ein Ansatzpunkt für die Puristen unter dem großen Mantel des Riesens, doch wer hier den Zeigefinger hebt, sollte frei von persönlichem Opportunismus sein, was nicht für alle Kritiker zutrifft.

Show oder Sport? – Kletterwettkämpfe heute

Ob Kletterwettkämpfe Show oder Sport oder Showsport sind, wurde ansatzweise schon in der Einleitung beantwortet. Trotzdem noch einmal ganz prägnant: Mit Ausnahme der Geschwindigkeitswettbewerbe, die von den Kletterern selbst nicht ernstgenommen werden und primär dem Gaudium der Zuschauer als Farblecks der Rahmenhandlung dienen, ist die Reinform des Wettkampfkletterns, das Schwierigkeitsklettern nach der „On Sight-Regel“ ganz klar Sport, knallharter Hochleistungssport. Manche Wettkampfkletterer exponieren sich gar mit der Aussage, daß nur das „On Sight-Klettern“, wie es im Wettkampf praktiziert wird, einen objektiven Leistungsvergleich zuläßt und demnach sportlich höher einzustufen sei als das reine Schwierigkeitsklettern nur nach der „Rotpunkt-Regel“, das, etliche Versuche in Kauf nehmend, die absolute Kletterschwierigkeit einer Route zum Ziel hat (siehe dazu auch den Beitrag von Tilmann Hepp ab Seite 135). Die Zuordnung von heutigen Kletterwettkämpfen nach sportlichen Gesichtspunkten ist damit vollzogen, doch wie steht es um deren Rahmen?

Gemäß der anachronistischen Entwicklung des Wettkampfkletterns, die oben bereits geschildert wurde, war zunächst auch diesbezüglich ein sehr hohes Niveau vorgelegt, das im internationalen Vergleich nur von einigen Nationen aufgrund ihrer südländischen Lässigkeit unterschritten wurde. Dieses Niveau – die Ausrichtung von Kletterwettkämpfen ist verglichen mit Wettkampfveranstaltungen anderer Sportarten äußerst kostenintensiv – schlägt nach unten durch und verunmöglicht es vielerorts, an der Basis zu arbeiten. Deshalb sind Kletterwettbewerbe auf Sponsoren angewiesen, die den Veranstaltern das Arbeiten ermöglichen, sich auf der anderen Seite aber nicht in sportliche Belange einmischen. Da das Wettkampfklettern jedoch aufgrund seiner relativ einfachen und nachvollziehbaren Regeln auch für den Laien attraktiv und aufgrund seiner Charakteristik, die eine

ungemeine Spannung im Zuschauer erzeugt, zudem als Fernsichtsport interessant ist, erzeugt es schon heute ein relativ breites Medieninteresse, das wiederum Sponsoren anzieht. Andernfalls wäre es auf lange Sicht nur potenten Messesgesellschaften vorbehalten, Kletterwettbewerbe zu veranstalten, die sich als Messeattraktionen nicht unbedingt rechnen lassen müssen.

Was müssen seriöse Bergsteiger in Zukunft ertragen? – Ausblick und Möglichkeiten des Wettkampfkletterns

Die Entwicklung wird auf allen Ebenen weitergehen. Gespräche mit verantwortlichen Redakteuren großer Sportredaktionen der verschiedenen Fernsehsender haben ergeben, daß das Wettkampfklettern, wie oben angedeutet, eine Zukunft in der Berichterstattung hat. Der Eindruck verstärkt sich, wenn man weiß, daß die UIAA bereits mit potenten Agenturen um den Verkauf der Fernsehrechte für ihren Weltcup verhandelt. Der Spitzenbereich erscheint daher abgesichert. Doch gerade deswegen darf die Basis nicht vergessen werden. Will man dauerhaften sportlichen Erfolg, so muß am Nachwuchs gearbeitet werden, ohne diesen, wie als Negativbeispiel von einigen anderen Hochleistungssportarten vorgelebt, frühzeitig zu verheizen. Eingedenk dieser Gefahren, liegen auch im schnell verurteilten Spitzensport Chancen in der Jugendarbeit, die zu Selbstbestimmung und Mündigkeit der Sportler führen. Zu viele -logen und -gogen verkennen, daß Leistung im Sport auch Freude bereiten kann, Erfüllung bringt und, unter verantwortungsbewußter Anleitung, nichts mit stumpfer Maloche zu tun hat.

Trotzdem – die Schere wird weiter werden. Das Wettkampfklettern wird sich noch mehr vom Alpinismus lösen, wird noch mehr eigenständiger Sport mit noch professionelleren Veranstaltungen werden. Dennoch bleibt zu hoffen, daß es keine Auswüchse geben wird, daß das Wettkampfklettern als Sport, vor allem im internationalen Bereich, nicht im Profitdenken cleverer Veranstalter untergeht.

Wettkampfklettern gehört in den Alpenverein

Ein Riese darf nicht nur für seine starken Kinder sorgen, er kann auch für die noch kleinen, schwachen ein guter Ziehvater sein. Das Wettkampfklettern ist sicher noch ein kleines, schwaches Kind, doch wenn sich der Riese in Zukunft mehr um dieses Kind annimmt, indem er es noch besser unterstützt, ist es bei ihm sicherlich besser aufgehoben als bei einem anderem Vormund, der seine Eigenheiten nicht kennt und nicht mit ihm umzugehen weiß.

Weil dies kein Märchen ist, gehört das Wettkampfklettern in den Deutschen Alpenverein.

Eine friedliche „Action Directe“

Über die Entwicklung des Schwierigkeitskletterns von Oliver Perry-Smith bis Wolfgang Güllich

Tilmann Hepp

Wolfgang Güllich, von dem im folgenden Beitrag hauptsächlich, doch auch an anderen Stellen des Buches die Rede ist, der selbst für frühere Bände dieses Jahrbuchs wesentliche Beiträge geschrieben hat – Wolfgang Güllich ist tot: erlegen am 31. 8. 1992 den Folgen eines Autounfalls. Die Nachricht ereilte uns bereits nach der Druckreifeerklärung für diesen Band. Was sie bedeutet, ist deshalb hier nicht, doch wohl überhaupt nur unzulänglich ausdrückbar. Wolfgang Güllichs Tod ist ein unermeßlicher Verlust für die Bergsteigerszene weltweit.

Als Wolfgang Güllich sich dynamisch an den Ausstieggriff katalpultiert und Augenblicke später auf dem Felsen steht – nach einer starken Minute sportiver Hochleistung mit dem ganzen Spektrum an maximaler Kraftentfaltung, voluntativem Durchsetzungsvermögen und präziser Technik – da hat er ein neues Stück Klettergeschichte geschrieben. An jenem 14. September 1991 also klettert Güllich die derzeit schwierigste Freikletterroute der Welt: „Action Directe“. Zum ersten Mal steht die Schwierigkeitsstufe XI zur Debatte. Noch als Bewertungsvorschlag – dem *modus vivendi* des Klettervolks entsprechend – aber doch greifbar.

Im darauffolgenden Frühjahr bestätigt das englische Kletteras Ben Moon den Bewertungsvorschlag. Obwohl Moon glaubt, die besagte Route nach einigen Tagen energischer Durchstiegsversuche in ihrer Schwierigkeit einschätzen zu können, gelingt ihm dennoch die freie Bewältigung nicht. Der erfolgreiche Durchstieg bleibt ihm vorerst auch aufgrund lädiertes Fingergelenke versagt. Konkreter Hinweis, daß Routennamen nicht immer in Schall und Rauch aufzugehen haben, hatte doch Güllich sein Bravourstück auch in Anlehnung an den Namen der französischen Terrorgruppe „Action Directe“ benannt, da die Kletterei mit einem direkten Anschlag auf die Gelenke gleichgesetzt werden kann, aber ansonsten natürlich mit jener französischen Gruppe nichts gemein hat. Moon, der mit seiner – bisher unwiederholten – Route „Hubble“ auf den britischen Inseln die nach Insiderkreisen bis dato schwierigste Route geklettert hat, stuft Güllichs Weg „Action Directe“ im Vergleich dazu um einiges schwieriger ein, vor allem was die Kraftausdauer – mithin die Länge des Weges – betrifft.

So darf getrost behauptet werden, daß sich die gegenwärtig (Sommer '92) schwierigste Kletterroute der Welt an einem unscheinbaren Felszapfen mit Namen Waldkopf im Klettermekka der Fränkischen Schweiz befindet. „Action Directe“ – eine enorme Leistung und vorläufiger Höhepunkt der Leistungssteigerung im senkrechten Sport.

Denn, daß Klettern – unabhängig vom Schwierigkeitsgrad – Sport ist, steht in Hinblick auf den heutigen wissenschaftlichen Sportbegriff außer Frage. Ob es mehr ist, bleibt die Frage. Der Nachweis auf jeden Fall wurde bisher nicht erbracht.

Und wenn nun Wolfgang Güllichs Route „Action Directe“ den vorläufigen leistungsmäßigen Höhepunkt des Klettersports am

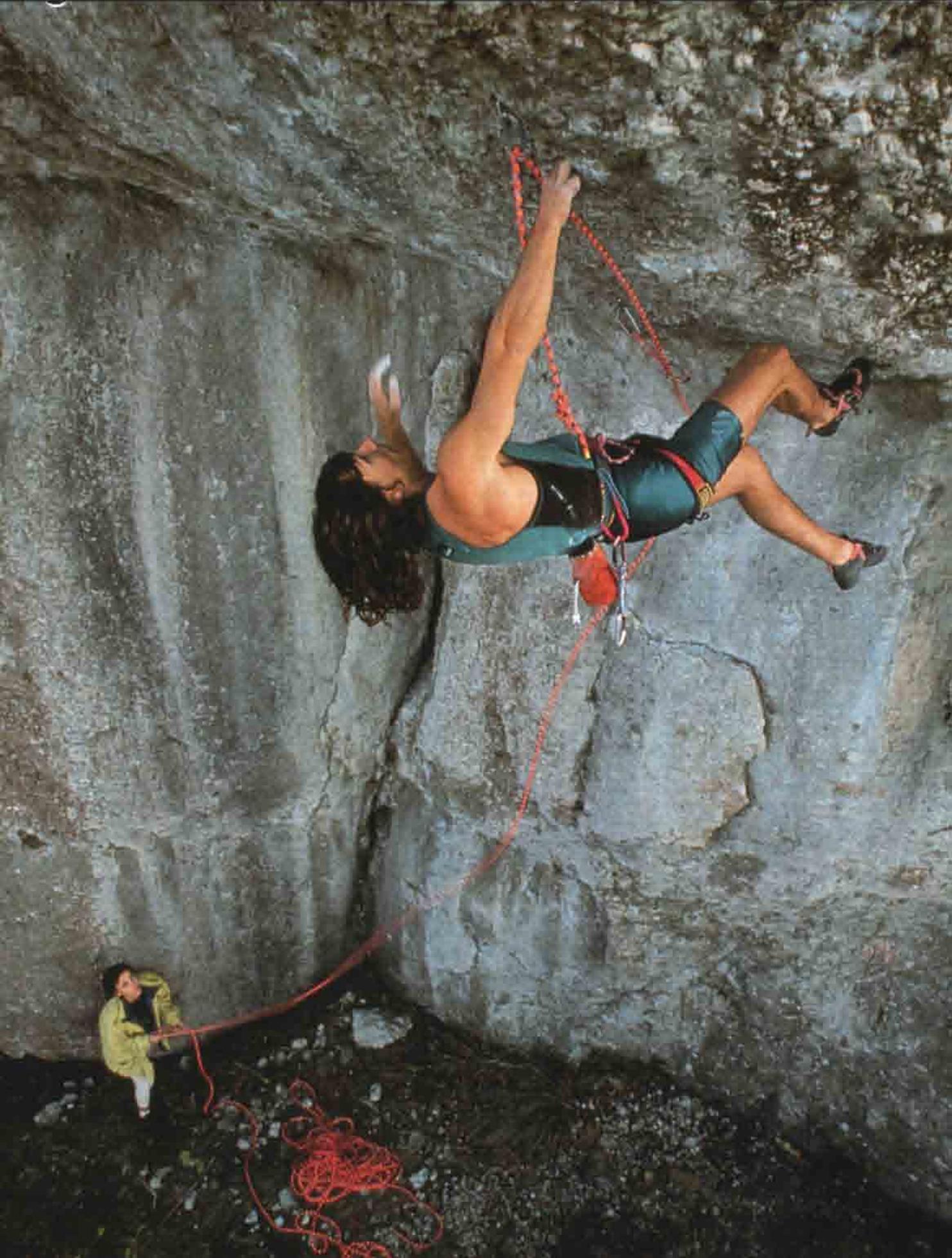
natürlichen Fels darstellt, erhebt sich automatisch die Frage nach dem Anfang und nach dem Weg zu diesem neuen Kapitel der Klettergeschichte. Mit anderen Worten: der historisch-sportlichen Einordnung von „Action Directe“ soll im folgenden nachgegangen werden.

Gretchenfrage der Klettergeschichte

Um diese Frage beantworten zu können, muß zuerst die Gretchenfrage der Klettergeschichte auf den Tisch: In welchem Verhältnis steht das Bergsteigen zum Sport und in welchem Verhältnis steht das Klettern zur Tradition des Bergsteigens/Alpinismus? Darüber wurde in den letzten Jahren schon kräftig diskutiert. Während bisweilen konservative Alpinisten – zumindest bei der Kletterei unterhalb des sechsten Grades – einen Veitstanz wie weiland die Turner um den Begriff „Sport“ aufführen, setzt sich in den alpinen Vereinen doch die Meinung durch, das „Sport“-Klettern sei als „Ast im Baum der Bergsteigerei“ zu akzeptieren und zu integrieren.

Dabei wird argumentiert, und der historische Blick mag dies zum Teil erklären und nahelegen, daß Sport und Bergsteigen – das Klettern sei hier einmal dem Begriff „Bergsteigen“ untergeordnet – zwei unterschiedliche Entwicklungslinien aufweisen, analog zu den historischen Linien des deutschen Turnens und des anglophilen Sports. Unter dem Stichwort „Versportung des Kletterns“ liefern nun die historischen Linien von Sport und Bergsteigen heutzutage zusammen. Eine These, die schon andernorts diskutiert wurde und für die einige gute Argumente ins Feld geführt werden können. An diese anlehnd, sie zugleich weiterführend, vertreten einige Kenner der Materie die These, das Sportklettern entwickle sich zunehmend zu einer eigenständigen Sportart, die sich immer weiter vom traditionellen Bergsteigen entfernt, und doch zu dessen Aushängeschild wird.

Entgegen den aufgeführten Thesen sei hier die Behauptung vertreten, daß das Sportklettern ideengeschichtlich, sozialstrukturell und aufgrund der konkreten Handlung in der Praxis, seit seinem Anfang vor über hundert Jahren als eigenständige Sportart aufgefaßt werden kann; also dem Bergsteigen nicht unterzuordnen ist, demzufolge auch keine Entwicklung zur eigenständigen Sportart durchlaufen kann.



Links:
Wolfgang Güllich
in seiner Route
„Action Directe“

Dabei kann – dies als Voraussetzung der angeführten These – jedoch die Entwicklung des Sportkletterns nicht unabhängig von den Aktivitäten des klassischen Bergsteigens/Alpinismus gesehen werden. Denn Bergsteigen und Sportklettern entwickelten sich komplementär zueinander. Das heißt, beide Tätigkeiten haben sich zum Teil ergänzt und beeinflusst, aber auch gegeneinander abgegrenzt. Bisweilen verliefen ihre Entwicklungen auch unabhängig voneinander, sowohl auf der konkreten Handlungsebene der Praxis (dem Felsklettern) als auch in der Philosophie über diese Tätigkeit (den sportlichen und sozialen Regeln). Da der vorliegende Beitrag aber weder eine sporthistorische noch eine sportsoziologische Aufarbeitung der angeführten These bezweckt, sondern nur einige Überlegungen zur Bedeutung von Wolfgang Güllichs Sportklettermarkstein „Action Directe“ darlegen möchte, bleiben die nachfolgenden Ausführungen naturgegeben in einem fragmentarischen und skizzenhaften Rahmen. Aber wenn schon die Behauptung aufgestellt wird, das Sportklettern sei von Beginn an als eigenständige Sportart zu begreifen, dann müssen einige ganz kurze Überlegungen zum Sportbegriff vorangestellt werden.

Spielidee, Leistungs- und Regelprinzipien

In der neueren Sportsoziologie werden einige Merkmale genannt, die jeder sportlichen Tätigkeit gemeinsam sind. Es sind zentrale Prinzipien, die eine Handlung als Sport bestimmen, beziehungsweise festlegen (konstituieren): das Prinzip des Grundgedankens bzw. der Spielidee, wie die Sportwissenschaft formuliert, das Leistungsprinzip, das Regelprinzip und das Prinzip der körperlichen Betätigung. Während das letzte Prinzip wohl keiner näheren Erläuterung bedarf, sei darauf hingewiesen, daß das Prinzip der Leistung verschiedene Aktivitätsdimensionen wie physische Anstrengung (körperliche Leistungsdimension), taktische Überlegungen (intellektuelle Leistungsdimension) oder etwa Fairneß und Kameradschaft (soziale Leistungsdimension) zum Inhalt hat. Daß dabei das Leistungsprinzip die Tendenz zur Höchstleistung und das Regelprinzip die Vergleichbarkeit und damit den Konkurrenzaspekt beinhalten, liegt auf der Hand. Nebenbei bemerkt unterscheidet die Sportwissenschaft zwischen Konkurrenz und Rivalität, auch wenn beide Momente in der Praxis des Sports gleichzeitig anzutreffen sind.

Die Begriffe Frei- und Sportklettern werden im folgenden synonym gebraucht, da die unterschiedlichen Teilwörter lediglich verschiedene Aspekte ein und derselben Tätigkeit hervorheben. Während „Frei-“ das „freie“ Klettern ohne Hilfsmittel betont und bisweilen auch auf die Unkonformität eines mit dem Freiklettern verbundenen Lebensstils abzielt, hebt „Sport“ die sportlichen Aspekte des „Kletterns aus eigener Kraft“ und des sportlichen Leistungsprinzips hervor.

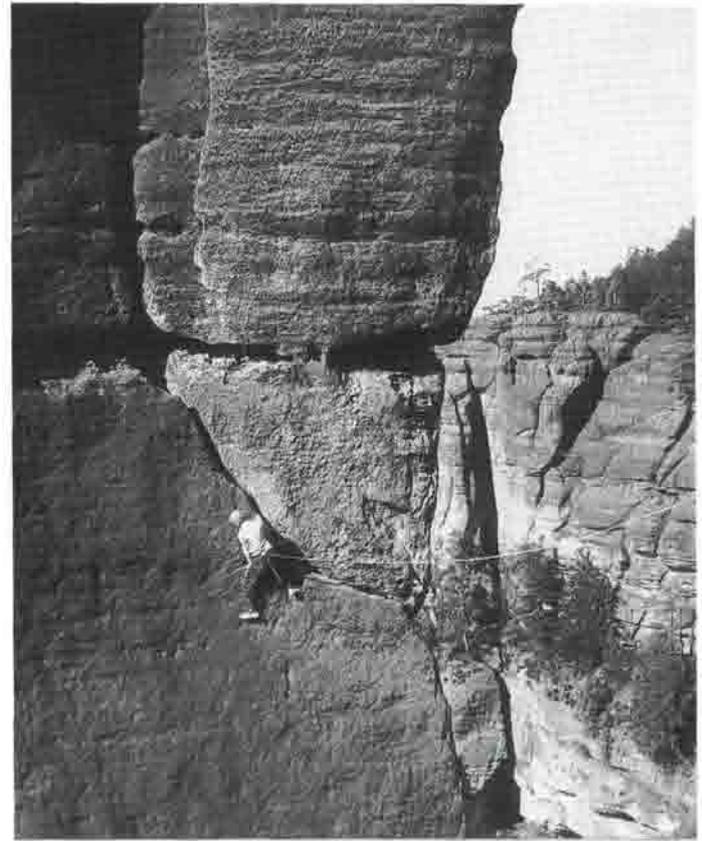
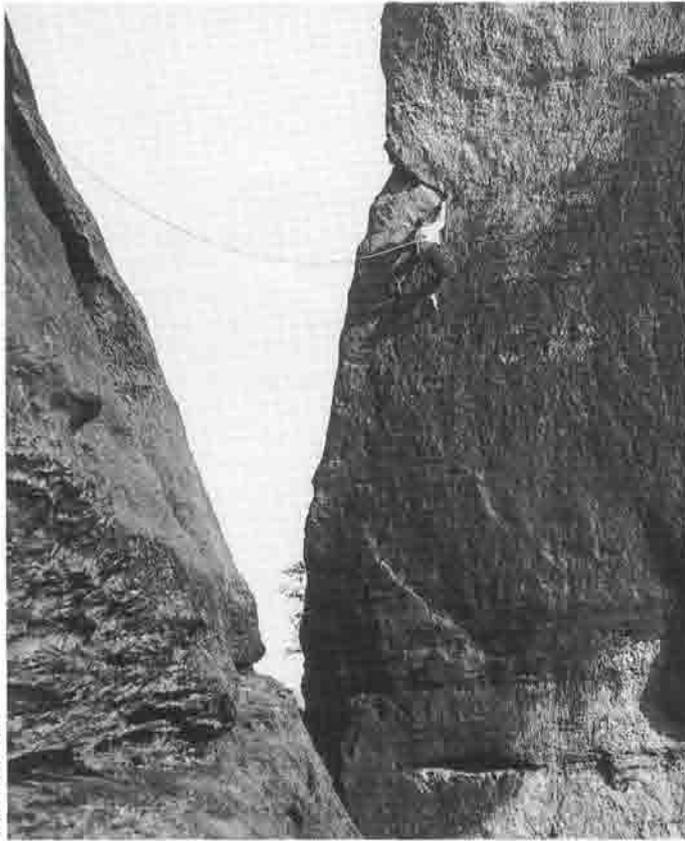
Nun lassen sich die oben genannten zentralen Sportprinzipien seit Beginn des Freikletterns aufzeigen. Daß sich diese Prinzipien in ihrer spezifischen Ausprägung erst im Laufe der Zeit im Klettern herausgebildet haben, ist evident und historische Nor-

malität. Das Fußballspiel wurde ja auch nicht mit den heutigen Regeln von einem auf den anderen Tag erfunden, sondern entwickelte sich in England aus einem Raufwettbewerb zwischen Dörfern, der fast immer in einer Massenschlägerei endete. Historisch glaubwürdig und in der Zwischenzeit allgemein bekannt ist die Behauptung, der Ausgangspunkt des Sportkletterns liege in der Sächsischen Schweiz. Hier, zwischen den grandiosen Sandsteintürmen südöstlich von Dresden, entwickelte sich um die Jahrhundertwende der Grundgedanke des Sportkletterns beziehungsweise des Freikletterns: Die Überwindung einer Felspassage aus eigener Kraft ohne technische Hilfsmittel wie Haken, Karabiner, Strickleiter oder Seil. Dieses wichtige Sportprinzip – die Spielidee – kann von den Anfängen im Elbsandstein bis in die Gegenwart in einer stringenten Kontinuität verfolgt werden. Und zwar – dies ist wichtig und sei hiermit hervorgehoben – außerhalb des alpinen Geschehens des Bergsteigens.

Zwei Einschränkungen müssen dennoch erwähnt werden. Erstens verstanden sich die Kletterer des Elbsandsteingebirges und zum Teil auch Kletterer der späteren Zeit zuvorderst als Alpinisten/Bergsteiger, und sie interpretierten ihre Tätigkeit in erster Linie als Training für Hochgebirgsfahrten. Beides belegt die angesprochene Komplementarität von Sportklettern und Bergsteigen. Interessanterweise propagierten diese Kletterer entgegen ihrem eigenen Selbstverständnis als Alpinisten die Regeln des „Freien Kletterns“ in letzter Konsequenz – und dies ist von Bedeutung – allein an den Felsen des Elbsandsteingebirges. In der konkreten Handlung, spricht dem Klettern, unterwarfen sich also die sächsischen Kletterer zweierlei Regel- und Ideensystemen: Der Idee des Freikletterns im Mittelgebirge und der Idee des Bergsteigens im Alpenraum.

Mit der zweiten Einschränkung muß dem Umstand Rechnung getragen werden, daß auch im Alpenraum, das heißt im direkten Umfeld von Alpinismus und Bergsteigen, vereinzelt die Idee des „Freien Kletterns“ formuliert worden ist, ohne allerdings eine strikte Umsetzung in der Praxis im Sinne eines durch ein klares Regelwerk definierten Sports oder eine direkte historische Kontinuität bis in die Gegenwart des heutigen Sportkletterns zu bewirken. Die Idee des freien Kletterns wurde zwar von einzelnen – z. B. Paul Preuß – propagiert, verlief aber im ganzen gesehen im Sande.

Auch das zweite Sportprinzip, das Leistungsprinzip, läßt sich leicht in der Morgendämmerung des sächsischen Kletterns nachweisen. Bereits 1897 wird die erste rudimentäre Schwierigkeitsskala entwickelt und einige Jahre später die Regeln schriftlich fixiert. Während das Regelprinzip u. a. durch die Spielidee des Sports zum Tragen kommt, verweist die Schwierigkeitsskala auf das Leistungsprinzip mit der strukturell angelegten Tendenz zur Höchstleistung. Beides, Regelwerk und Schwierigkeitsskala, verweisen des weiteren auf das sportliche Prinzip der Vergleichbarkeit der Leistungen. Denn mit der Schwierigkeitsskala wurde der sportliche Maßstab entwickelt, anhand dessen die klettertechnische Leistung im Sinne der bekannten olympischen Trilogie des modernen Sports „höher, schneller, weiter“ beurteilt werden kann. Die Schwierigkeitsskala bildete fortan die Möglich-



keit zur Quantifizierung der klettertechnischen Leistung, analog zur Punktebewertung im Kunstturnen, zur metrischen Einteilung im Weitsprung oder zur Trefferzählweise im Fußball.

Dieses „höher, schneller, weiter“ beziehungsweise die zugrundeliegenden Prinzipien der Spielidee und der Leistung charakterisiert das Freiklettern von Beginn als Sport. Wenn auch die sächsischen Kletterer damals ihre Tätigkeit – wie gesagt – nicht als eigenständigen Sport interpretierten, so zeigten sich doch auf der konkreten Handlungsebene der Praxis alle kennzeichnenden Merkmale einer klar definierbaren Sportart.

Aller Anfang im Elbsandsteingebirge

Die Betrachtung der weiteren Leistungssteigerung des Sportkletterns legt nahe, daß Wolfgang Güllichs Route „Action Directe“, diese Route im elften Grad, den vorläufigen Höhe- und Endpunkt in der kontinuierlichen Entwicklung seit dem Anfang dieser Sportart im Elbsandsteingebirge darstellt. Eine Entwicklung, die, wie gesagt, außerhalb des bergsteigerischen Geschehens den Zuschnitt erfuhr.

Wenn diese Aussage zutrifft, dann muß eine direkte Linie von jenem Anfang des Kletterns im Elbsandstein der Jahrhundertwende bis zum jetzigen Höhepunkt in der Fränkischen Schweiz aufgezeigt werden. Und zwar eine Linie unter zweierlei Gesichtspunkten. Zum einen muß eine kontinuierliche „gedankliche Linie“ von den Anfängen des Freikletterns bis in die Gegenwart vorhanden sein; eine Linie, anhand welcher die Idee des Freikletterns sowohl über die Jahre hinweg als auch örtlich verfolgt werden kann. Und zum anderen muß eine kontinuierliche „sportliche Linie“ der sportiven Leistungssteigerung ersichtlich sein, die in einer sukzessiven Ausweitung der Schwierigkeitsskala ihren Nie-

derschlag zu finden hat. Beide Linien sollen im folgenden aufgezeigt werden. Dabei ist das faszinierende des Klettersports, daß die konkrete Leistungssteigerung über die in der Vergangenheit gekletterten Routen noch heute nachvollzogen werden kann und physisch erfahrbar ist.

Nachdem sich die Idee des Freikletterns im sächsischen Klettern etabliert hatte, dauerte es nicht lange, bis jener Schwierigkeitsgrad erreicht wurde, der noch bis Ende der siebziger Jahre im Bergsteigen/Alpinismus und dem sie tragenden Verbandswesen, sprich den alpinen Vereinen, als das Nonplusultra des Menschenmöglichen angesehen wurde: der UIAA-Grad VI+. Im Jahre 1906 kletterte der in Sachsen lebende Amerikaner Oliver Perry-Smith den „Alten Weg“ am Teufelsturm. Nach der UIAA-Skala – sie wird im folgenden als Maßstab der Leistungssteigerung zugrunde gelegt – wird dieser Weg heute mit VI+ bewertet. Und den ersten Freikletterweg im unteren siebten Grad durchstieg Emanuel Strubich mit der „Westkante“ am Wilden Kopf. Dies geschah 1918!

Die Kletterwege wurden in den folgenden Jahrzehnten langsam aber kontinuierlich schwieriger. 1922 erreichte Hans Rost mit der „Rostkante“ den glatten siebten UIAA-Grad. Frei geklettert! Mitte der dreißiger Jahre folgte der UIAA-Grad VII/VII+ und 1952 die erste glatte VII+. Den unteren achten Grad dürfte möglicherweise Herbert Richter 1962 mit der „Rübezahlstiege“ am Frienstein gekratzt haben. Mit Sicherheit gestiegen hat ihn dann Fritz Eske 1965 mit „Königshangel“, ebenfalls am Frienstein.

Brücke nach Amerika

Während die Sachsen die Schwierigkeit nach wie vor steigerten, wurde dennoch die Führungsrolle in der Steigerung der Kletter-

leistung von anderen übernommen: von den Amerikanern. Bevor die Linie der Leistungsentwicklung auf dem amerikanischen Kontinent weiter verfolgt wird, muß die Brücke in der gedanklichen Linie – damit die oben erwähnte Behauptung der Kontinuität zutrifft – zwischen dem Elbsandsteingebirge und Amerika hergestellt werden. Das ist nicht weiter schwierig. In den zwanziger Jahren wanderte der Sachse und Kletterer Fritz Wiessner in die Staaten aus. Mit ihm kam die Idee des freien Kletterns in die USA. Daß zusätzlich amerikanische Traditionslinien auf den Klettersport der USA einwirkten, ist anzunehmen; dennoch ist die „gedankliche Linie“ vom Elbsandsteingebirge hinüber in die USA augenscheinlich.

Die Amerikaner griffen den Gedanken auf und steigerten die klettersportliche Leistung in ungeahnte Höhen. Im Jahre 1965 wurde die erste freigeleitete Route der Welt im achten Schwierigkeitsgrad eröffnet: „Crack of Doom“ im Klettergebiet von City of Rocks in Idaho. Knapp 9 Jahre später, 1974, kletterte der Amerikaner Steve Wunsch mit „Supercrack“ in den Shawangunks zum ersten Mal den unteren IX. Grad. Ein anderer Amerikaner, der legendäre John Long, erreichte mit dem „Paisano-verhang“ in Taquitz/Kalifornien ein Jahr später den neunten Grad, bevor dann Ray Jardin 1977 mit der berühmten Route „Phoenix“ im Yosemite Valley in Kalifornien die klettersportliche Höchstleistung auf IX/IX+ steigerte.

Nach den beachtenswerten Anfangsleistungen im Elbsandsteingebirge erreichte der Klettersport im Yosemite Valley die erste Blüte. In diesem amerikanischen Klettermekka existierte eine Sportkultur, die alle zentralen (konstituierenden) Merkmale wie Spielidee, Leistungsprinzip, Regelsystem eines Hochleistungssportes in sich vereinigte. Denn seit den siebziger Jahren entwickelte sich das Schwierigkeitsklettern zunehmend zum Hochleistungssport.

Augenscheinlich war die ungeheure Leistungsbereitschaft der Yosemite-Kletterer, die zur Voraussetzung für die erbrachten Kletterhöchstleistungen wurde. Es wurde trainiert, noch unsystematisch, aber für die damalige Zeit regelmäßig. Und man versuchte, die Höchstleistung im Klettern durch schwierigere Routen nach oben zu schieben. War das sportliche Leistungsprinzip vollumfänglich akzeptiert, zeigte sich infolgedessen auch ein anderes Prinzip des Sports: das der Konkurrenz.

Das sportliche Konkurrenzprinzip ergab sich durch die Vergleichbarkeit der Leistung aufgrund einer für jedermann zugänglichen Kletterroute und aufgrund der vorhandenen – einen Vergleich zulassenden – Schwierigkeitsskala. Daß das Konkurrenzprinzip bei den Kletterern an der Leistungsspitze seit den Anfängen des Sportkletterns im Elbsandstein mehr oder weniger immer eine Rolle spielte, ist anzunehmen. Sicherlich aber zeigte es sich in jenen Tagen im Yosemite Valley nach dem Motto „Wer klettert die schwierigste Route?“ oder „Wer kann welche Route wiederholen?“ Damit tritt ein weiteres Merkmal des Sports zutage: das des Wettkampfes. Wenn auch ein direkter Vergleich der Kletterleistung in einem nach heutigen Regeln ausgeführten Kletterwettkampf ausblieb, so fand dennoch ein indirekter Wettkampf um die Begehung der schwierigsten Route oder um deren Wiederholung statt. Ein sportliches Element, das bei der Betrachtung

der Leistungssteigerung im Klettern nicht außer acht gelassen werden darf.

Und diese Linie der Leistungssteigerung gilt es nun wieder aufzunehmen. Im Jahre 1979 kletterte Tony Yaniro mit „Grand Illusion“ am Sugar Loaf die weltweit erste Route im oberen neunten Grad, die nach französischer Bewertung als erste 8a der Welt eingehen dürfte. Das war die letzte Tat eines Amerikaners an der Leistungsspitze. In den achtziger Jahren übernahmen die Europäer die Initiative, nachdem sie mit der Idee des Freikletterns im Yosemite und im Elbsandsteingebirge in Berührung kamen.

Die „Rotpunkt“-Regel

Bereits Mitte der siebziger Jahre erfuhr der Klettersport eine wesentliche innovative Regeländerung. Inspiriert durch das Klettern im Elbsandstein – Kontinuität der gedanklichen Linie – kreiert Kurt Albert im Frankenjura das „Rotpunktklettern“. Bezeichnenderweise wiederum außerhalb jeglichen alpinen Geschehens. Mit dem Rotpunktgedanken erhält der Klettersport im Schwierigkeitsklettern die bis heute gültige zentrale Regel.

Die anfangs aufgestellte Behauptung, Sportklettern könne von Anfang an als eigenständige Sportart begriffen werden, habe sich aber komplementär zum Bergsteigen entwickelt, wird durch die Tatsache untermauert, daß beispielsweise große Pioniere des Sportkletterns wie Kurt Albert oder ein Reinhard Karl, aber auch ein Wolfgang Güllich, zu Anfang ihrer Kletterkarriere ganz der Tradition des technischen Bergsteigens verhaftet waren. Nichtsdestotrotz entdeckten sie alle im Sportklettern eine neue, um nicht zu sagen, andere sportliche Tätigkeit.

In den achtziger Jahren übernahmen, wie gesagt, die Europäer die Initiative in der Leistungsentwicklung des Sportkletterns. Vier Jahre nach Tony Yaniros Klettertat powerte sich der Engländer Jerry Moffat im südlichen Frankenjura eine extrem glatte Wand nach oben: „The Face“. Die erste Freikletterroute der Welt im unteren zehnten Grad. Moffat ist seit den frühen achtziger Jahren einer der besten und profiliertesten Sportkletterer der Moderne. Genauso wie Wolfgang Güllich, der ein Jahr später mit der Route „Kanal im Rücken“, ebenfalls im südlichen Frankenjura, zum erstenmal den glatten zehnten Grad erreichte. Der gebürtige Pfälzer wurde zum bestimmenden Motor in der Leistungsentwicklung des Kletterns der folgenden Jahre. Dabei sollen die Leistungen etwa eines Jerry Moffat, Patrick Edlinger, Gerhard Hörhager, Didi Raboutou, Ben Moon oder Frederic Nicole nicht vergessen werden. Güllich aber schob die absolute Leistungsgrenze im Sportklettern gleich mehrere Male nach oben.

Nach „Kanal im Rücken“ erreichte er 1985 mit der Route „Punks in the Gym“ in Australien als erster Kletterer den UIAA-Grad X+. Zwei Jahre später erweiterte er mit der Route „Wallstreet“ im Frankenjura die Schwierigkeitsskala auf XI-. 1990 war es dann an dem Engländer Ben Moon, den nächsten Markstein in der Klettergeschichte zu setzen. Auf den britischen Inseln kletterte

Moon seine Route „Hubble“, angegeben mit dem UIAA-Grad XI-/XI. Und ein Jahr später war es also wiederum Wolfgang Güllich, der den vorläufigen Höhepunkt in der Leistungsentwicklung des Sportkletterns, den XI. UIAA-Grad, mit seiner Route „Action Directe“ erreichte.

Diese Route zeigt sich als plakatives Aushängeschild einer über hundertjährigen eigenständigen Sportart, als plakativer Ausdruck einer sportlichen Leistungskultur, in der die Steigerung der absoluten Kletterleistung bis zum gegenwärtigen elften Schwierigkeitsgrad im Mittelpunkt steht. Mit anderen Worten: Es geht um die Höchstleistung und deren Steigerung im klassischen Sinne des „Rekords“, analog etwa zum Hundert-Meter-Weltrekord in der Leichtathletik.

Dabei zeigt sich das Sportklettern als eine Leistungskultur, deren faszinierendster Moment im selbständigen Aushandeln der Regeln und der Akzeptanz erbrachter Leistung auf einer untereinander ausdiskutierten Bemessungsgrundlage durch die Akteure selbst besteht. Auch wenn hier und da heftige Diskussionen über die Bewertung einer Route vorkommen mögen.

Daß dieses System der Leistungsbeurteilung im Sinne einer allseits akzeptierten Leistungssteigerung funktioniert, zeigt die Auflistung der anerkannten Routen der jeweiligen neuen Leistungsdimension. Dabei dürfte es an der Leistungsspitze – im Gegensatz zum Bereich der Normalkletterer – auch unerheblich sein, wieviel Zeit für den Durchstieg einer Route in einem neuen Schwierigkeitsgrad benötigt wird. Steht ein Rekord in der Leichtathletik zur Disposition, wird auch kaum jemand nachfragen, wie lange dafür trainiert worden ist.

Subkulturelle Züge

Wenn nun dargelegt wurde, daß Klettern seit Beginn bis zur Gegenwart als eigenständige Sportart aufgefaßt werden kann, so wurde nicht beschrieben *wie* dieser Sport in seinem Erscheinungsbild aussah bzw. aussieht. Ein nicht unwesentlicher Aspekt, wenn man die Klettertradition, in der Güllichs Route „Action Directe“ steht, nachvollziehen will.

Wichtig erscheint dabei, einen Blick auf jene Zeit zu werfen, in der die erste Blüte des Sportkletterns zu verzeichnen ist und deren Erscheinungsbild das Klettern in der Folgezeit nachhaltig beeinflusste: die siebziger Jahre im Yosemite Valley. Oben wurde erwähnt, daß das Klettern jener Zeit alle Merkmale einer sportlichen Leistungskultur vereinigte. Dennoch unterschied sich diese Leistungskultur vom gängigen Muster eines bürgerlichen Hochleistungssportes kolossal.

Um dies plausibel zu machen, sei festgehalten, daß zwar die angeführten konstituierenden Merkmale das Klettern als Sport festlegen, aber ihn nicht in seinem Erscheinungsbild – dem *wie* – bestimmen. Hierzu bedarf es der Betrachtung weiterer Merkmale, die die Struktur verschiedener Erscheinungsbilder des Sports prägen. Solche strukturprägenden Merkmale sind beispielsweise der Organisationsgrad, der Grad der Kommerzialisierung und der Professionalisierung, die Art der wettkampfmä-

ßigen Ausübung, der Führungsstil, die Autoritätsformen, die Mechanismen der Entscheidungsfindung oder die soziale Struktur der Akteure, um nur einige zu nennen. Es bedarf nun einen Blickes auf diese Merkmale, um die Entwicklung des Schwierigkeitskletterns bis in die heutige Zeit auch in seinem Erscheinungsbild nachvollziehen zu können.

Das Klettern im Yosemite war geprägt durch ein subkulturelles Milieu, geprägt durch die Hippie- und Aussteigerbewegung der siebziger Jahre und die hieraus begründete Leistungsverweigerung im bürgerlichen Sinne durch die Akteure. Diese Leistungsverweigerung betraf natürlich in erster Linie die klassisch bürgerliche Karriere des Berufes und der Familie. Das Klettern besaß subkulturelle Züge, mit eigenen Sprachmustern, Verhaltensnormen, Wertmustern und informellen Kontrollen.

Sporthistorisch äußerst faszinierend ist dabei die Tatsache, daß der Ausstieg aus dem traditionellen Karrieremuster von Beruf und Familie eine gute Voraussetzung für die enorme Leistungssteigerung des Kletterns schuf. Denn die dem Aussteigermilieu zuzurechnenden Kletterer hatten vor allem eines im Überfluß: sie hatten viel Zeit. So kletterten sie den ganzen Tag, trainierten vor sich hin oder – wenn sie nicht gerade den Dingen des täglichen Bedarfs hinterher rannten – erholten sich. Wenn man den Begriff eines Profis entgegen der Definition nicht auf Geld bezieht, sondern auf Zeit und Energie, die auf den Sport verwandt werden, dann können die Kletterer im Yosemite wohl als die ersten Kletter-„Profis“ bezeichnet werden.

Entgegen kam der damaligen Mentalität auch der Umstand, daß das Klettern ein Natursport und vor allem in keiner Weise organisiert war. Ja, es konnten Leistungen erbracht werden, die von keinem Verbandsgrremium sanktioniert wurden. Sogar die Regeln wurden von den Akteuren selbst ausgehandelt, genauso wie die Akzeptanz der erbrachten Leistungen – oder deren Abrede. Organisiert war der Sport im Gegensatz zum bekannten Vereinswesen nach dem Prinzip des *laissez-faire*, ohne daß Sanktionen wie Ausschluß oder Geldstrafen erfolgten. Und hierin liegt sicherlich der Grund, warum diese „Leistungsverweigerer“ im bürgerlichen Sinne in „ihrem Bereich“ so ungeheuer leistungsbereit waren. Wolfgang Güllich hat es einmal treffend mit „selbstbestimmter Leistung“ bezeichnet.

Auch die Form des indirekten Wettkampfes kam den subkulturellen Werten entgegen. Denn während bei einem direkten Wettkampf – wie bei den heutigen Kletterwettkämpfen – das Verhalten eines Athleten auf Kosten des anderen belohnt wird (mehrere Akteure wollen zugleich ein Ziel erreichen, das nur einer erreichen kann), läßt der indirekte Wettkampf viel Raum für Individualismus. Individualismus liegt laut Sportsoziologie vor, wenn der einzelne ein Ziel und eine Belohnung ohne Bezugnahme auf andere anstrebt, vor allem ohne Berücksichtigung des Gewinns oder Verlusts anderer.

Dieser Individualismus war eine Voraussetzung, daß die Aussteigerszene der siebziger Jahre die sportliche Hochleistungskultur des Kletterns überhaupt akzeptierte. Genauso wie die informellen Möglichkeiten der Leistungserbringung, d. h. die Möglichkeiten, seine Leistung spontan, ungeplant und nach Lust und Laune zu erbringen.

Die skizzenhaft aufgeführten strukturprägenden Merkmale bestimmen bis in die heutige Zeit nachhaltig das spezifische Erscheinungsbild des Sportkletterns. Angesichts der mangelnden Unterscheidung zwischen konstituierenden und strukturprägenden Merkmalen wurde fälschlicherweise öfters behauptet, das Sportklettern habe ideologische und nicht sportliche Wurzeln.

Wandlungen und Unterschiede

Obwohl sich auch das Schwierigkeitsklettern in der Weltspitze seit jenen Tagen im Yosemite Valley gewandelt hat, zeigen sich dennoch im Erscheinungsbild einige Unterschiede – vor allem in Hinblick auf Wettbewerb und Individualismus – zu jener Disziplin, die sich seit Mitte der achtziger Jahre im Klettern etablierte: dem Wettkampfklettern. Ein Umstand, der mit dem Aufkommen dieser Wettkämpfe zu den bekannt heftigen Diskussionen in Kletterkreisen geführt hat und hier nicht weiter ausgeführt werden soll.

Der zentrale sportliche Unterschied zwischen diesen Disziplinen liegt aber im folgenden: Während im Schwierigkeitsklettern, wie erwähnt, die Steigerung der absoluten Leistung im Vordergrund steht, geht es im Wettkampfklettern um die relative Kletterleistung in bezug auf andere Athleten im Sinne einer Rangfolge von Platz eins, Platz zwei usw. Das heißt, um Sieger und Verlierer. Was in der Leichtathletik innerhalb einer Disziplin ermittelt wird (Bestleistung und Rangfolge), gestaltet sich im Klettern in zwei Disziplinen.

Diese zwei Disziplinen repräsentieren heutzutage sowohl nach innen (Kletterer) als auch nach außen (Zuschauer/Medien) in erster Linie den sportiven Charakter des Kletterns. Dabei sollen alpine Sportkletterleistungen oder die Leistungen im Bouldern nicht außer acht gelassen werden. In den erstgenannten jedoch zeigen sich im Moment am deutlichsten jene sportiven Leistungselemente des oben genannten „höher, schneller, weiter“, die das Sportklettern eben als Sport festlegen.

In der Tradition des Schwierigkeitsklettern dürfte auch das Gros der heutigen Sportkletterer stehen. Denn für den normalen, sportlich ambitionierten Kletterer steht die Verbesserung der individuellen Leistungsfähigkeit und des „persönlichen Rekords“ nach wie vor im Mittelpunkt seines Interesses.

Auf der anderen Seite verliert das Schwierigkeitsklettern nicht nur an der Weltspitze zusehends seine subkulturellen Momente. Zwar lassen sich – das liegt in der Struktur dieser Disziplin – immer noch jene Merkmale von Individualismus, indirektem Wettkampf, Möglichkeiten der informellen, d. h. spontanen, ungeplanten Leistungserbringung auffinden, aber gerade der letztere Aspekt tritt angesichts der Leistungssteigerung bis hin zum elften Grad immer mehr in den Hintergrund. In diesem Schwierigkeitsgrad gestaltet sich das Klettern wie jeder andere Hochleistungssport mit intensiver Vorbereitung, neuen Trainingsmethoden und Wegen in der mentalen Herangehensweise sowie der nicht abzustreitenden Quälerei.

Der Aufwand dafür, eine neue Leistungssteigerung im Sportklettern zu erreichen, wurde und wird immer größer. Dabei bezieht sich der Aufwand nicht so sehr auf die Zeit, die für einen erfolgreichen Durchstieg der Route benötigt wird, als vielmehr auf die Vorbereitung für diesen Durchstieg. Wenn man sich Wolfgang Güllichs Route einmal ansieht, kann man diesen Aufwand möglicherweise erahnen, obwohl man sich selbst als ambitionierter Sportkletterer kaum mehr vorzustellen vermag, wie eigentlich eine Route im elften Grad auszusehen hat.

Der Vorstellung auf die Sprünge helfen

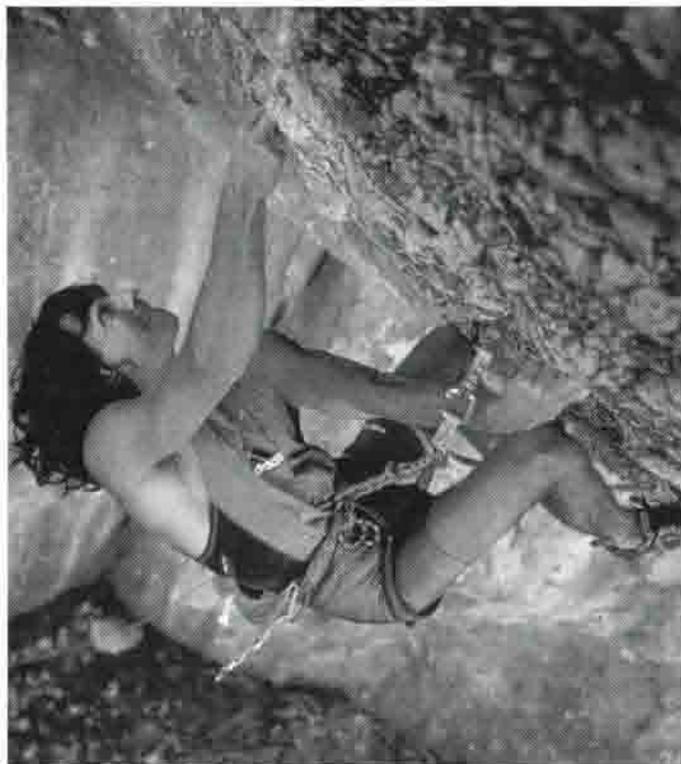
Man muß sich dies in etwa so vorstellen, als habe man in eine schräge Zimmerdecke mit einem Bohrer einige wenige Löcher angebracht, in die gerade die Kuppe des vordersten Fingergliedes gequetscht werden kann, an denen man nun einen einarmigen Klimmzug zu vollführen hat. Danach springt man einfach dynamisch von Fingerloch zu Fingerloch. Zugegeben, plakativ illustriert, aber dennoch in etwa die Wiedergabe einer Route im neuen Schwierigkeitsgrad.

Denn ungefähr so verliefen für Wolfgang Güllich diese 12 harten Klettermeter in einer 45 Grad überhängenden Wand: dynamischer Maximalkraftzug zu Anfang, gefolgt von Passagen mit äußersten Blockierkraftzügen an flachen Fingerlöchern, technisch komplizierten Seit- und Zangengriffen mit diffizilen Fußwechsellern zum Erreichen stabiler Gleichgewichtspositionen, nachfolgend eine Kletterei an Fingerlöchern, in die gerade eine Fingerkuppe gequetscht werden kann mit anschließendem Ausstiegsdynamo. Dies ist die Kurzcharakteristik der Route „Action Directe“.

Doch wie hinter jedem anderen „Rekord“ im Sport, verbirgt sich hinter diesem neuen Markstein des Kletterns ein fast planmäßiges Herangehen, das sich von jener subkulturellen Zeit der siebziger Jahre gewaltig unterscheidet. Neue Wege und neue Ideen zur sportiven Leistungssteigerung mußten gefunden werden. Güllich, einer der fähigsten Analytiker unter den Vertikalspezialisten, wußte in etwa, wie der neue Kletterweg im Grenzbereich beschaffen sein mußte. Wenn man, wie er, mehr als eine Dekade die Entwicklung des Klettersports mitbestimmt hat, dann bekommt man schon eine Vorstellung, wie eine Route in einem neuen Schwierigkeitsgrad gestaltet sein wird. Da sind die typischen Felsen der Fränkischen Schweiz. Eine Kletterei, die, anders als in Frankreich, äußerst kurz, kraftraubend und überhängend ist, keinerlei Pausen und Ruhepunkte zuläßt und nur an den vorderen Fingergliedern geklettert wird.

Güllich analysierte die sportive Belastung: submaximaler Bereich mit bis zu einer Minute Dauer; und richtete sein Training danach aus. Hangeln an den Fingerspitzen über schmale Leisten am überhängenden Trainingsbrett. Statische Haltearbeit im Wechsel mit fließend schnellem Klettern, und dies ohne Möglichkeit der Regeneration innerhalb jener 60 Sekunden, was so typisch für die Frankenjurakkletterei ist. Greifen an immer kleiner

**Unten:
Aktionsphasen in
„Action Directe“**



werdenden Leisten und weiter entfernten Haltepunkten, ohne jegliche technische Raffinessen, bis sich die Auflagefläche auf einzelne Fingerpaare reduziert und die Muskeln für harte Blockierstellen am Fels den notwendigen Umfang erreichen.

Während Wolfgang Güllich so sein Training im Sinne eines Imitationstrainings aufbaut, nutzt er gleichzeitig neue trainingsmethodische Erkenntnisse anderer Sportdisziplinen für die anvisierte Leistungssteigerung. Um die Explosivkraft der Fingermuskulatur zu steigern, trainiert er nach dem Prinzip des Niedersprungtrainings wie etwa die Leichtathleten oder Turner, indem er nicht nur schnell die Leisten hinaufhängelt, sondern sich von Leiste zu Leiste, von Fingeraufleger zu Fingeraufleger herunterfallen läßt und so sein ganzes Körpergewicht an den vordersten Fingergliedern abfangen muß.

Um einen neuen Grad im Klettern zu erreichen, genügt es nicht mehr wie früher ausschließlich zu klettern, sondern die schweißtreibende Vorbereitung beginnt wie in jedem anderen Hochleistungssport unter fadem Kunstlicht im Krafraum. Training, Training, Ruhe, Klettern, Training, Training – so etwa gestaltet sich ein Fahrplan für die Leistungssteigerung des Kletterns an der Weltspitze.

Neben den neuen Aspekten des Krafttrainings verbessert Güllich – ganz Analytiker – seine Bewegungskoordination. Ihm ist klar, daß im elften Grad jede Bewegung exakt auszuführen ist. Jeder Bruchteil einer Sekunde, in dem eine Bewegung korrigiert werden muß, bringt unnötigen Kraftverlust, der am Ende über Gelingen oder Mißlingen entscheidet. Er optimiert die Dynamik seiner Bewegung. Wieder und immer wieder. Er führt die Bewegung langsam und kontrolliert aus, dann immer schneller; er verbessert seine Auge-Hand-Koordination, weil er dynamisch und zielgenau Fingerlöcher anzuspringen hat, und diese Bewegung muß auf den Millimeter sitzen. Jeder, der schon einmal nahe an der Wand in die Luft gesprungen ist, um mit dem Finger einen kleinen Punkt weit oben schnell und zielgenau zu treffen, weiß um die Schwierigkeit. Zumal, wenn man sich vor Augen hält, dies aus der Kletterstellung in einer überhängenden Wand auszuführen.

Und noch zwei Aspekte waren in der Vorbereitung wichtig. Zum einen mußte ein Kletterweg gefunden werden, der genau diesem Schwierigkeitsgrad entsprach. Kein leichtes Unterfangen, wenn man den Fels in seiner Natürlichkeit in jedem Fall belassen möchte. Daß Wolfgang Güllich diesen Weg fand, verdankt er seinem Freund Milan Sykora. Milan kletterte an einem Weg, dessen zu begradiende Linie genau Güllichs Vorstellungen entsprach. Der Weg war also gefunden. Nun galt es zum anderen jene mentale Einstellung zum Durchstieg aufzubauen, die einen an den Erfolg glauben läßt, aber auch die Möglichkeit des Scheiterns offenläßt und so jenes optimale Verhältnis von Distanz und Nähe erlaubt, das letztendlich den finalen Erfolg zuläßt. Denn jeder, der sich an einer neuen Höchstleistung versucht, muß diese Möglichkeit des Scheiterns akzeptieren. Daß Wolfgang Güllich wieder einmal die richtige Balance fand, zeigt sein erfolgreicher Durchstieg des neuen Marksteins „Action Directe“.

Wir fahren in die Welt

Reisen und Reisesucht

Hans Lobentanzer

Bekanntlich stapeln sich in Reisebüros, vor allem in amerikanischen, die Buchungen von Weltraumreisen. Der Mensch, das unruhige Wesen, hat vor gut 20 Jahren mit dem Raumflug begonnen. Der Mond ist erreicht, und unsere Sonden sind weit über das Sonnensystem hinausgeschossen. Wir nennen uns zwar Kinder des Kosmos, aber von dem ganzen unvorstellbar riesigen Weltall oder gar von den unzähligen Universen berichtet uns nur die Astronomie.

Wir wissen nicht, ob jemals Menschen den Mars oder gar den Jupiter betreten werden. Aber wir wissen, daß diese Schöpfung eine Geschichte hat, die vermutlich mit dem *Big Bang*, dem Urknall, begonnen hat. Wie die Zukunft aussieht, ist unsicher. Seit Einstein suchen wir zu begreifen, daß wir in einem Raum-Zeit-Kontinuum leben, daß alles relativ ist, sich wandelt und keinen Stillstand kennt.

Wie sind wir Menschen auf diese Erde, diesen Planeten, der um die Sonne läuft, gekommen? Ist unser blauer Planet bloß eine Durchgangsstation für uns Erdenbürger? Sind wir – geistig gesehen – im Fegfeuer, nachdem uns der Sündenfall aus dem Paradies vertrieben hat? Uralte Ideen, wie Seelenwanderung und Astralreisen, sind in letzter Zeit wieder lebendig geworden.

Vorerst bietet uns diese Erde noch Raum genug für unseren Reisetrieb, wenn uns auch nicht mehr die frommen Gedanken des Dichters Joseph von Eichendorff beseelen.

Das Fernweh der Gottsucher

Überlegen wir einmal, was uns Eichendorff (1788–1857) mit einem seiner bekanntesten Gedichte sagen will.

*Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt,
dem will er seine Wunder weisen
in Berg und Tal und Strom und Feld.
Die Trägen, die zu Hause liegen,
erquicket nicht das Morgenrot;
sie wissen nur vom Kinderwiegen,
von Sorgen, Last und Not um Brot.
Die Bächlein von den Bergen springen,*

*die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
was sollt' ich nicht mit ihnen singen
aus voller Keh! und frischer Brust?
Den lieben Gott lass' ich nur walten,
der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
und Erd' und Himmel will erhalten,
hat auch mein Sach' aufs best' bestellt.*

Ob uns diese gläubige Weltfrömmigkeit noch etwas sagt? Gott schickt uns auf die Reise und lenkt uns; wir können uns an und in der Welt freuen, wir verlieren uns nicht ganz in ihr. – Ein anderer Romantiker, Novalis (1772–1801), hat die Sehnsucht nach dem Überirdischen klar ausgesprochen: „Wo gehen wir hin? Immer nach Hause.“ Das Leben wird als eine Reise empfunden, die heimwärts führt: in die ewige Heimat – bei Gott.

Völkerwanderungen einst und jetzt

Wir wissen, daß schon in grauer Vorzeit große Teile der Menschheit wanderten. Es gibt Wissenschaftler, die meinen, die ersten Menschenwesen hätten in Afrika gelebt und sich von dort aus langsam über die ganze bewohnbare Erde ausgebreitet. Sicher sind vor vielleicht 20 000 Jahren die Ur-Indianer über die damals noch bestehende Landbrücke aus dem nordöstlichen Asien nach Amerika eingewandert und sind nach und nach bis in den südlichsten Zipfel Südamerikas, ins Feuerland, vorgedrungen.

Historisch faßbare Wanderungen kennen wir aus dem 3. Jahrtausend vor Christus, dann aber vor allem die Züge der sog. Seevölker etwa 1200 v. Chr., der Kelten, von etwa 400–100 v. Chr. Am bekanntesten ist natürlich die germanische Völkerwanderung von etwa 350–570 n. Chr., in deren Verlauf sich u. a. die Vorfahren der jetzigen Deutschen in unserem Lande niederließen. Ein germanischer Stamm, die Vandalen, stieß sogar bis Nordafrika vor und verschwand nach 200 Jahren aus der Geschichte.

Nun darf man sich diese Stämme nicht als Millionenmassen vorstellen. Aber wenn man bedenkt, wie langsam, primitiv und unwegsam solche Züge waren, kann man nur staunen ob dem unbeirrbaren Wagemut, der diese Menschen beseelte.

Seite 145: Die malerische Häderlis-Brücke am Eingang zur Schöllenen-Schlucht oberhalb von Göschenen. Diese historische Steinbogenbrücke (Spannweite 25 m), über die der gesamte frühere Gotthardsaumverkehr führte, wurde zu Beginn des 16. Jahrhunderts erbaut. Im Hintergrund eine Schutzgalerie der Schöllenenbahn Göschenen-Andermatt

Unsere Vorstellungen vom Fernverkehr in der griechisch-römischen Antike mußten wir in den letzten Jahrzehnten stark revidieren. Das Römerreich erstreckte sich bekanntlich auf der Höhe seiner Macht über alle Länder, die Anrainer ans Mittelmeer sind. Hier haben sehr viele Menschen als Beamte, Kaufleute, zu Studienzwecken und zum Vergnügen große Reisen gemacht, und Soldaten haben weit größere Strecken durchwandern müssen, als man ihnen heute zumuten könnte.

Dafür sind heute das ganze Jahr hindurch, natürlich hauptsächlich in den Sommermonaten, die Heere der Lang- und Kurzzeiturlauber unterwegs – eine moderne Völkerwanderung, die weder fromm ist noch notwendig wäre.

Kriegs- und Kreuzzüge, Pilgerreisen

Ferien- und Urlaubsreisen gab es im Mittelalter noch nicht. Unser Wort *Reise* ist allerdings damals in Gebrauch gekommen, und zwar im Sinne von Aufbruch, Fahrt, Heerfahrt, Kriegszug. (Es ist verwandt mit engl. to rise = aufstehen, sich erheben.) Die Reisigen waren ursprünglich berittene, meist gewapnete Söldner; und Reisläufen bedeutete: als Soldaten Krieg führen.

An Kriegen war kein Mangel; manche wurden geführt, um das Christentum auszubreiten oder um Länder von „Ungläubigen“ zu befreien. Kreuzzüge gab es nicht nur nach dem Heiligen Land (ca. 1100–1250; sechs „große“ und so einige kleine), sondern auch im Baltikum und in Spanien. Zigtausende marschierten aus Westeuropa bis Palästina, oder die Städte Venedig, Genua und Pisa ließen sich die Seefahrten dahin mit klingender Münze bezahlen.

Davor, daneben und hinterher bevölkerten Massen von Pilgern vornehmlich Europas Straßen. Die christliche Lehre zielt letztlich auf das Jenseits, Daß diese Erde nur eine Durchgangsstation, daß der Mensch ein Wanderer ist, solange er lebt, war den Menschen jener Zeit sehr bewußt. Denken wir nur an die bekannten Verse, die alt und jung eingehämmert wurden:

Ich bin, ich weiß nicht, wer.

Ich komme, ich weiß nicht, woher.

Ich gehe, ich weiß nicht, wohin.

Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

Sicherlich kannten so einige der Pilger ein Wort von Jesus, das nicht im Evangelium steht. Es wurde sogar später in Stein gemeißelt. Nach der Überlieferung ließ der indische Kaiser Akbar der Große im Jahre 1601 am Torbogen der Großen Moschee der Stadt Fathpur Sikri folgende arabische Inschrift anbringen: „Jesus, über dem Friede sei, hat gesagt: ‚Die Welt ist nur eine Brücke. Geh hinüber, aber bau nicht deine Wohnung dort!‘“ Der berühmteste Wallfahrtsort des Mittelalters war Santiago de Compostela im Nordwesten Spaniens; ferner Chartres in Frankreich; Canterbury in England; Padua, Assisi und Loreto in Italien; dazu Marienwallfahrtsorte wie Einsiedeln und Altötting. Von Lourdes und Fatima konnte man noch nichts wissen.

Pilgerreisen damals und heute

Die Pilger waren die Touristen jener Zeiten; sie beteten durchaus nicht Tag und Nacht. Sie machten sich ebenso aufgekratzt auf den Weg wie eine heutige Reisegesellschaft und waren ein ebenso bunt gemischtes Häuflein. Wer Glück hatte, bekam jemand zur Reisegefährtin, wie die von Chaucer (engl. Dichter, 1340–1400) beschriebene Frau aus Bath, die im Pilgern ebenso beschlagen war wie in der Liebe: dreimal nach Jerusalem und zurück, dazu fünf Ehemänner – das konnte sich sehen lassen.

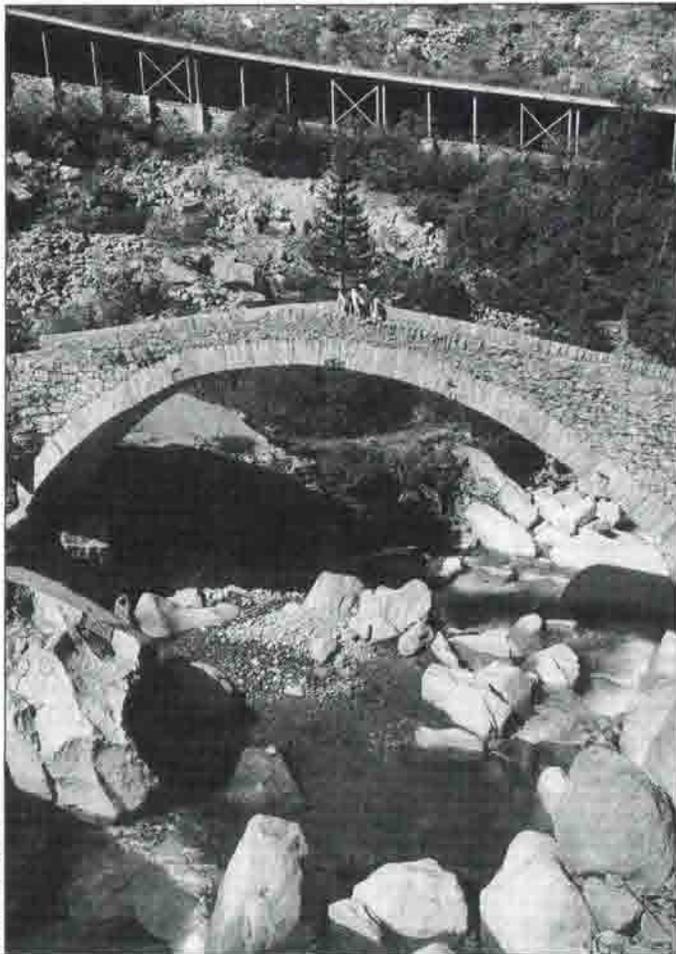
Sie war in Rom, Canterbury und in Santiago beim Heiligen Jakob gewesen; sie hatte auch die Überreste der Drei Weisen aus dem Morgenland in Köln begutachtet. Hätte Chaucer 100 Jahre früher gelebt, er hätte seine Frau (aus Bath) in das französische Vézelay geschickt, wo die Pilger das vollständige Skelett der Maria Magdalena besichtigen konnten, das die Abtei zu besitzen behauptete. Wer eine Reliquie verehrte, ging davon aus, daß der dazugehörige Heilige ein gutes Wort für den Beter einlege. Von Maria Magdalena, die eine bekannte öffentliche Sünderin war, erwartete man sich besonders viel Verständnis.

Zahlreiche Reisebüros veranstalten heute im Zusammenhang mit kirchlichen Institutionen *Pilgerfahrten* – hauptsächlich zu den großen Wallfahrtsorten und ins Heilige Land. Die Pilgerfahrt im Mittelalter war Gefahr, Unbehaustheit. Der Christ wußte: „Wir haben hier auf Erden keine bleibende Statt, und die zukünftige suchen wir“ (Hebr. 13,14). Das Ziel war also: Aufgeben des alten Ichs, Eingehen (wirklich: Gehen!) in eine andere Dimension des Seins, ins Überirdische.

Diese Reisenden wußten: Wir leben nicht im sicheren Haus unseres Körpers und in dieser Welt. Wir alle sind Pilger in das (unsichtbare) Land der Seele. Was sagt uns das Wort *Pilger*? Es kommt vom lat. *pelegrinus*; dies ist entstanden aus *per-agrinus* = ein Mensch, der außerhalb des bewohnten Gebietes (*ager*) leben will. So war und ist die Wallfahrt ein altes, mächtiges Gleichnis für den Weg des Menschen. Der „Weg“ ist in allen Religionen mehr als die Verbindung zwischen zwei Orten. Das Leben ist eine Wanderschaft, und Jesus sagte von sich selber: „Ich bin der Weg ...“ Die Jünger Jesu wurden noch zu seinen Lebzeiten „Befolger des Weges“ genannt.

So sollte also die Pilgerreise damals zur Erkenntnis Gottes führen, zum Aufstieg ins Überirdische. Heute suchen die Touristen neben den heiligen Stätten gute Strände und Sehenswürdigkeiten aller Art; weniger Seelenspeisung, dafür mehr Speise für den Körper und die Augen.

Eines ist und war zum Verwechseln ähnlich: die Organisation, also das Geschäftliche. Straßenweiser, Tavernen, Hospize, Karawanen, Gesinde, Spielleute (heute Unterhalter, Animatoure) – alles war vorgeregelt. Die Pilger waren, vor allem auf dem Rückweg, ausgesprochen lustige Leute, von überschäumender Weltfröhlichkeit! Man sieht: Fast alles hat zwei Seiten. Übrigens ist in englisch sprechenden Ländern zwei volle Jahrhunderte lang das nach der Bibel verbreitetste Buch „The Pilgrim's Progress“ (Pilgerreise zur ewigen Seligkeit) von John Bunyan gewesen. Hier kämpft sich der Held namens Christ durch alle weltlichen Gefahren und Verlockungen durch bis zum Himmelreich.



Hoch auf dem gelben Wagen

Machen wir einen Sprung in die sogenannte Postkutschenzeit, die so richtig im 16. Jahrhundert beginnt. Die Strapazen einer solchen Reise sind genugsam bekannt. Das beliebte Lied verharmlöst sie etwas zu süßlich. Trotzdem erfahren wir manches aus der Atmosphäre jener Zeit.

Zuvor eine sprechende Anekdote: Zwei Postknechte begegnen sich, jeder hat einen vollendeten Geizhals im Schlag. Keiner will ausweichen. Sie beschimpfen sich, geraten aneinander, und die Fahrgäste, über den Aufenthalt empört, mischen sich ein. Worauf jeder Kutscher den Passagier des anderen verbleut und am Ende zum eigenen Fahrgast sagen kann: „Herr, ich habe mich Euer redlich angenommen und diesmal gewiß ein besseres Trinkgeld verdient.“

Nun das Lied (Altbundespräsident Scheel besang eine Schallplatte):

*Hoch auf dem gelben Wagen
sitz' ich beim Schwager vorn.
Vorwärts die Rosse traben,
lustig schmettert das Horn.
Felder, Wiesen und Auen,
leuchtendes Ährgold.
Ich möchte so gerne noch schauen,
aber der Wagen, der rollt.
Postillion in der Schenke
füttert die Rosse im Flug.*

*Schäumendes Gerstengetränk
reicht der Wirt mir im Krug.
Hinter den Fensterscheiben
lacht ein Gesicht so hold;
ich möcht' ja so gerne noch bleiben,
aber der Wagen, der rollt.*

...
*Sitzt einmal ein Gerippe
dort bei dem Schwager vorn,
schwingt statt der Peitsche die Hippe,
Stundenglas statt das Horn,
sag' ich: Ade nun, ihr Lieben,
die ihr nicht mitfahren wollt!
Ich wär' so gerne geblieben,
aber der Wagen, der rollt.*

Es ist nicht zu übersehen, daß auch dieses Lied die Reise mit der Postkutsche als ein Gleichnis für die Lebensfahrt sieht. Post (Briefe, Pakete) gab es gar nicht so viele. So war die Generalpostmeisterei (jahrhundertlang Thurn und Taxis!) recht froh, wenn Reisende in der Kutsche gemächlich von Ort zu Ort, von „Gasthof Post“ zu „Gasthof Post“ rollten. – Heute kann man das als Nostalgie-Fahrt gelegentlich machen. Damals mußte man froh sein, wenn man alles gut überstand. Ein persisches Sprichwort meint: „Das Beste, was man von einer Reise nach Hause bringt, ist die heile Haut.“

Die großen Bildungsreisen

Im 17. Jahrhundert geht es los: In England bekommen Angehörige des Adels ihre weltliche Politur: Sie sehen sich gründlich in England und auf dem Kontinent um; Frankreich, Deutschland und vor allem Italien sind auf dem Programm. Solch eine Bildungsreise darf ruhig einige Jahre dauern. Später gehen auch Söhne des wohlhabenden oder gebildeten Bürgertums auf die Grand Tour.

Übrigens gab es schon im hohen Mittelalter und bis jetzt für eine gewisse gesellschaftliche Gruppe eine Wanderpflcht: für die Handwerker. Nur Krankheit oder besondere Familienumstände erlaubten dem jungen Gesellen, dieser Pflicht nicht nachzukommen.

Im 18. Jahrhundert erscheinen massiert die großen Reiseromane, wobei wieder England der Vorreiter ist. Man denke nur an Robinson Crusoe. Hier verquicken sich in den geschilderten Fluchtlandschaften Abenteuer und die Sehnsucht nach Glück in einem irdischen Paradies.

Goethe nannte sich in seinen Jünglingsjahren „Wanderer“ und erzählt: „Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirge und dem flachen Land hin und her zu wandern ... Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet.“ Es war der Wanderer in ihm, der sich bei Nacht und Nebel aus seinem Ministeramt in Weimar unter falschem Namen plötzlich nach Italien „fortstahl“, wie er das selbst nennt, und dort fast zwei Jahre blieb; er kam bis nach Sizilien.

Dreimal hat Goethe die Schweiz besucht, öfter die böhmischen Bäder, in Frankfurt und Umgebung war er wiederholt (von Weimar aus) und in Frankreich. Der Titel seines letzten großen Alterswerks ist „Wilhelm Meisters Wanderjahre“. Der Held des Romans darf, wie nach einem altgermanischen Brauch, überall nur drei Tage weilen.

Diese Ruhelosigkeit oder Unruhe ist auch ein zentrales Motiv der romantischen Dichtung (ungefähr 1790–1830); Aufbruch in die Ferne wird der Inbegriff aller Sehnsucht und Ziel subjektiver Fluchtwünsche. Der Romantiker glaubt sich zu finden, wenn er sich in der Ferne verliert.

Der deutsche Dichter Johann Gottfried Seume (1763–1810), ein Einzelgänger, wurde berühmt durch sein Buch „Der Spaziergang nach Syrakus“ (1803). Er beschreibt, wie er in neun Monaten von Grimma in Sachsen nach Syrakus auf Sizilien gewandert ist. Von ihm stammt das bedenkenswerte Wort: „Es ginge alles viel besser, wenn man mehr ginge.“ Das hat schon der chinesische Weise Konfuzius gewußt: „Auch eine Tausendmeilenreise beginnt mit dem ersten Schritt.“

Hier geht es vor allem um die Aufbruchsstimmung. Dahinter verbirgt sich die Frage: Reist man, um anzukommen? Ist, wie der Buddhismus lehrt, der Weg das Ziel? Sicher beherrscht das Ziel den Weg.

Erfahren und bewandert

Christian Morgenstern (1871–1914) hat es so ausgedrückt: „Wer das Ziel nicht weiß, kann den Weg nicht finden.“ Ist das Ziel geographisch? Ist es die Erweiterung des geistigen Gesichtsfeldes? Ist es ein Vorstoß in Regionen außerhalb von Ort und Zeit? Goethe bejaht alle Ziele: „Die beste Bildung erwirbt ein Mensch auf Reisen.“ Aber: „Im Innern ist ein Universum auch.“ Jean Paul, ein Zeitgenosse Goethes, äußert sich so: „Nur Reisen ist Leben, wie umgekehrt Leben Reisen ist.“ Wer die Welt erfährt, wird erfahren; wer viel Neues während seiner Wanderzeit kennengelernt hat, gilt als bewandert.

Die indogermanische Wurzel des Wortes *Weg* besagt: Strecke, die man zieht oder die man gezogen wird. Urverwandt damit sind die Wörter Wagen, Wiege, Woge und lat. *veho* = ich ziehe, fahre; das Wort *vehiculum* wurde völlig richtig mit Fahrzeug übersetzt.

Die Chinesen wissen's wieder einmal: „Wer nie einen Berg bestieg, weiß nicht, wie hoch der Himmel ist; wer nie in fremde Länder fuhr, weiß nicht, wie weit die Welt ist.“ Noch einmal drängt sich hier die Frage auf: Fliehen wir vor uns? Oder gehen wir in uns?

Das Biedermeier-Zeitalter (ca. 1820–1860), das in Deutschland auf die Romantik folgte, empfand das Exotisch-Fremde als Gegenpol zur Enge und Eintönigkeit der eigenen kleinen, meist etwas muffigen Welt; Reisen wurde mehr ein Nervenkitzel. Dabei kam die Eisenbahn, deren stählerne Schienen für viele heute noch das Tor in die weite Welt bedeuten, nicht bei allen Zeitgenossen gut weg. König Ludwig I. von Bayern (1825–1848) klagt über die Eisenbahn: „... Vernichtet wird die Liebe des Volkes nun



Foto: Wolfgang Sauer

zu dem Land der Geburt. Überall und nirgends daheim, streift über die Erde unsterblich, so wie der Dampf, das Menschengeschlecht.“

Ähnlich äußert sich der schwäbische Dichter Justinus Kerner (1786–1862) in der letzten Strophe seines Eisenbahngedichts:

*„... Fahr zu, o Mensch, treib's auf die Spitze,
Vom Dampfschiff bis zum Schiff der Luft!
Flieg mit dem Aar, flieg mit dem Blitze!
Kommst weiter nicht als bis zur Gruft!“*

In dasselbe Horn stößt Eugen Roth (berühmt durch seine „Eimensch“-Gedichte), wenn er reimt:

*„Wird Reisen leicht, vergeßt das nicht,
verliert's auch inneres Gewicht.“*

Ein anderer schwäbischer Dichter, Eduard Mörike (1804–1875) hat ein Gedicht „Fußreise“ geschrieben:

*Am frischgeschnittenen Wanderstab,
wenn ich in der Frühe
so durch die Wälder ziehe,
Hügel auf und ab:
Dann, wie's Vögelein im Laube
singet und sich rührt,
oder wie die goldne Traube
Wonnegeister spürt*

Seite 146: Am Gotthard gibt es heute nur noch wenige Stellen wie diese, wo die Gegenwart und die Historie unmittelbar aufeinandertreffen. An dieser Stelle, nur ein kurzes Stück südlich der Paßhöhe, nahe der sogenannten „Totenkapelle“ am Beginn des Tremola-Tals bietet sich vom alten Gotthard-Saumweg mit der typischen Pflasterung dieser Ausblick auf die moderne Paßstraße mit ihren Kunstbauten

*in der ersten Morgensonne:
So fühlt auch mein alter, lieber
Adam Herbst- und Frühlingsfieber,
gottbeherzte,
nie verscherzte
Erstlings-Paradieseswonne ...*

Schwärmerei oder Welterkundung?

Um 1900 bricht die Wandervogelbewegung mit ihrem unvergeßlichen Liederbuch „Zupfgeigenhansel“ aus. Wieder greift man zurück auf alte Volksmythen und große geschichtliche Gestalten. Freilich konnte man sich nicht ganz leicht gegen die negative Seite des Wandertriebs abgrenzen, der beim „Fliegenden Holländer“ und beim „ewigen Juden“ in einen Wanderfluch umschlägt: zielloses Umherstreifen als Fluch der bösen Tat. Die frischluftsuchenden Bürgersöhne ziehen irgendwohin aus und landen oft in verschwimmeltem Selbst-Fühlen und in einer Art Land- und Bodenmystik; traurig zu sagen: bald hinterher in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs. Dabei lag doch der Wanderlust der berechnete Schrei nach Freiheit zugrunde, wie es eines der bekanntesten Wanderlieder darstellt:

*Aus grauer Städte Mauern
ziehn wir durch Wald und Feld;
wer bleibt, der mag versauern,
wir fahren in die Welt.
Halli, hallo, wir fahren,
wir fahren in die Welt.
Der Wald ist unsre Liebe,
der Himmel unser Zelt,
ob heiter oder trübe,
wir fahren in die Welt. Halli, hallo ...
Ein Heil dem deutschen Walde,
zu dem wir uns gesellt.
Hell klingt's durch Berg und Halde:
Wir fahren in die Welt. Halli, hallo ...*

Denken wir in diesen Jahren an den kranken Wald, vergeht uns die laute Fröhlichkeit. Das Wandern aber ist nicht ausgestorben. Im Gegenteil: Quer zu aller Mechanisierung ziehen Wander- und Weitwanderwege durch alle Gegenden Europas, und die Mode der Trekking-Touren beglückt die fernsten Erdteile. Der Mensch wird immer mehr wieder als Laftier entdeckt. Wandern gilt als menschlicher Urtrieb; es ist eine „Gymnastik des Herzens“ – im körperlichen und geistigen Sinn.

Wahn oder Enttäuschung?

Ist Unterwegssein wirklich eine menschliche Urbefindlichkeit? Ein Sprichwort verneint dies: „Bleibe im Lande und nähere dich redlich!“ Lebt also der Vagant (= der Umherstreifende) – Superla-

tiv: der Globetrotter – unredlich? Flüchtet er vor sich selbst? Reisen kann zum unüberlegten Wahn werden, wenn man einfach nach dem unausgesprochenen Motto aufbricht: „Nix wie weg!“ Der unterschwellige Drang ist verständlich: Weg von der Maschinen-Zivilisation! Aber wohin? Zur Einfachheit? Zur „Natur!“ Gibt es beides noch? Vielleicht. Aber letztlich will jeder Tourist ja die technisierte Einfachheit in der zivilisierten Natur. Sind wir überhaupt noch fähig, des Taumels der Geschwindigkeit und der unbändigen Schaulust Herr zu werden? Denken wir an die kleine Geschichte von dem alten Indianer, der mit dem Zug gefahren war und nach der Ankunft am Zielbahnhof dasaß und lange, lange wartete. Gefragt, was das solle, erklärte er: „Ich muß warten, bis meine Seele nachkommt.“ Wie lange müßte er erst nach einem Flug über den Stillen Ozean warten? Haben wir unsere Seele stets bei uns auf Reisen? Ist sie dieser Schnelligkeit der Veränderung gewachsen? Andererseits: Lernen wir wirklich Land und Leute einigermaßen gründlich (!) kennen, oder bringen wir leicht große Lügen heim? Gottfried Benn (1886–1956), der schwermütig-bissige expressionistische Lyriker, hat Anfang der 50er Jahre ein berühmtes Gedicht „Reisen“ gemacht. Er greift das Thema eher melancholisch auf: Auch am nächsten Fenster hast du nicht mehr Licht, jede Ferne macht dich schwieriger, der fremde Ort verzaubert dich nicht. Du nimmst überallhin dich selbst mit; dir kannst du nicht entfliehen.

*Meinen Sie, Zürich zum Beispiel
sei eine tiefere Stadt,
wo man Wunder und Weihen
immer als Inhalt hat?
Meinen Sie, aus Habana,
weiß und hibiskusrot,
bräche ein ewiges Manna
für Ihre Wüstennot?
Bahnhofstraßen und Rueen,
Boulevards, Lidos, Laan –
selbst auf den Fifth Avenues
fällt Sie die Leere an –
Ach, vergeblich das Fahren!
Spät erst erfahren Sie sich:
bleiben und stille bewahren
das sich umgrenzende Ich.*

Geschäftige Urlaubsreisen

In meiner Jugend nannte man den Handelsvertreter oder den Kontakter, wie er seit einigen Jahren heißt, schlicht einen „Reisenden“. Der putzte schon auch die Klinken von Privathäusern und -wohnungen. Jetzt sind die Geschäfts- und besonders die Urlaubsreisen so kräftig ins Kraut geschossen, daß die Touristik nicht nur eine Industrie und ein sehr bedeutender Wirtschaftszweig, sondern sogar ein Universitätsstudium geworden ist. Man hat gesagt: Demokratie × Wohlstand = Reiselust. Das Geschäft läuft auf vollen Touren. (Tour ist zunächst Umdrehung

einer Maschine; dann Ausflug, Wanderung, Fahrt.) Der Massentourismus hat vor allem an den schönsten Stränden Betonhochburgen geschaffen: Luxus plus Sonnenbräune am Fließband. Die Touristik kündigt heute von Märchen, die gleich nebenan Wirklichkeit werden können. Gleich nebenan? Um die Ecke? Nein, ein paar Flugstündchen – und Sie sind im Paradies. Die Hochglanz-Magazine zeigen Ihnen erfüllbare Träume: eine bunte Welt, wo neben dem Swimming-pool vor dem gleißenden Hotel die grünen Palmen in die blaue Luft stechen und jung und alt das Leben unbeschwert genießt. Die Berge schimmern über weißen Stränden und leuchtend grünen Pinienwäldern.

Anscheinend haben alle Leute Geld. So können sie in märchenhaften Hotels wohnen, wie Lords eben, wie Millionäre. Der Flug ist nicht mehr eine strapaziöse Plackerei auf Straßen, eingedost in rollfüßige Blechkästen. Nein, Sie schweben geräusch- und streßlos auf einem Polstersessel über weißglänzenden Wolken – alles First-class-Comfort mit hingebungsvollem Service. Und wenn nicht alles auf tz stimmt und die Vorstellungen überzogen waren, beschwert sich ein Lümmel so:

„So irre gefrustet war ich noch nie. Lauter Provinz-Machos ohne Kohle. Ein tierisch cooler Moderator. So was verkauft Ihr Macker als affengeile Urlaubs-idee? Ihr habt ja wohl ne C-Meise. Den Ritz solltet Ihr Euch mal aus der Rübe kicken. Nach drei Tagen habe ich mich ausgeklinkt, weil alles einfach zu nervig war. Und nun zur sinnlos vorgelegten Knete. Da müßt Ihr schon was latzen ...“ (Hoffentlich haben Sie dieses schaurige Neudeutsch überhaupt verstanden. – Aus: dtv Nr. 11123).

Freilich kann man auch, mit Baedeker bewaffnet, mit Frau und Kind (das wird sich freuen!) eine Nobelstudienreise im blitzenden Chromwagen machen. Die schmissig-windschlüpfige Form, die markanten Zierstreifen im Magic-II-Design und der sanft sumrende Motor ziehen überall neidische Blicke an. Das muß man genießen. Der Wagen ist rundum bullig und doch ein Paradiesvogel, für den man sich finanziell übernimmt. Was tut man nicht alles fürs Sozialprestige! Auch sportliches Fahren gehört dazu. (Ist das nicht riskantes Fahren?) Wie alle andern, endet das teure Monster einmal auf dem Autofriedhof als Teil unserer Wegwerfkultur. Und wie ergeht es so manchem Superfahrer, wenn er sich in Noch-'n-Bier-Brüllart möglichst oft im Ausland vorbeibemimmt? Er erntet hinter seinem Rücken tuschelnde Verachtung, und wir Deutschen gelten als seelenlose Protzen.

„Willst du ins Unendliche schreiten, geh ins Endliche nach allen Seiten.“ (Goethe)

Jeder Mensch ist anders; und jeder will, wenn er reist, seine Absichten auf seine Art verfolgen. Man kann so einige Ratschläge beherzigen: „Das (richtige) Reisen ist eine Kunst, ein Training fürs Auge, ein intellektuelles Abenteuer der Phantasie, mit offenen Augen den Herzschlag der Welt erobern.“ Schön gesagt; aber leider gilt auch die banale Feststellung: „Die Leute

reisen nicht mehr; sie fahren bloß noch hin und her.“ Musikalische mögen sich dann vielleicht diesen Ohrwurm summen lassen, von dem man nur die erste Strophe kennt und der so arg schmalzig-nostalgisch ist:

*Mein Vater war ein Wandersmann,
und mir steckt's auch im Blut;
drum wandr' ich frisch, solang' ich kann
und schwenke meinen Hut. Valeri ...
Das Wandern schafft stets neue Lust,
erhält das Herz gesund;
frei atmet draußen meine Brust,
froh singet dann mein Mund. Valeri ...*

*Drum trag' ich's Ränzel und den Stab
weit in die Welt hinein
und werde bis zum kühlen Grab
ein froher Sänger sein. Valeri ...*

Seien wir froh, daß das Reisen trotz aller Luftpiraten, Bomben und technisch oder menschlich verursachten Unfälle wesentlich sicherer ist als in früheren Jahrhunderten! Es ist nichts dagegen einzuwenden, Reisen als Zerstreuung, Vergnügen und Überwindung des Alltagstrotts anzusehen.

Am Ende unserer Betrachtungen soll kein „Wort zum Sonntag“ stehen. Doch es sei erinnert an das (wahrscheinlich von ihm gut erfundene) Erlebnis des italienischen Dichters Petrarca (1304–1374), als er nach der Besteigung des Mont Ventoux in der Provence oben auf dem Gipfel in den „Bekenntrissen“ des Heiligen Augustinus die Worte fand: „Und es gehen die Menschen, bestaunen die Gipfel der Berge und die ungeheuren Fluten des Meeres und die weit dahinfließenden Ströme und den Umkreis des Ozeans und die Bahnen der Sterne, vergessen sich aber selbst darob.“

Wandern galt jahrhundertlang als Annäherung an ein Ziel, das hier auf Erden nicht erreichbar war; es war ein Wissen um die Verheißung in einem zukünftigen unkörperlichen Leben. Augustinus wußte, daß die uns innewohnende Unruhe als zentrifugale Kraft uns in alle Regionen des Planeten Erde treiben kann; sie kann aber auch als zentripetale Kraft in die geistige Heimat leiten. So sagte es Augustinus klar ein anderesmal: „Du hast uns für Dich erschaffen, o Gott, und unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in Dir.“

Die Mystiker lehren uns: „Wandre nicht im Irdischen! Wandre seelenhaft in Stille, Vertrauen und Gewißheit! Wandre, ohne zu suchen! Denn ich, der allmächtige Schöpfer aller Universen, bin in deiner Mitte, dir näher als dein Atem, als deine Hände und Füße. Wozu also die ganze Mühe, als hättest du nach mir zu suchen und zu forschen?“

Das Neue Denken, das immer mehr Menschen erfaßt, lehrt den Wert der Stille und die Abkehr vom Treiben in der Welt. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, in der die Menschen mit bisher ungeahnten seelischen Kräften auf dieser Erde, im Kosmos und in der geistigen Überwelt in einer Weise reisen, wie wir uns das jetzt gar nicht vorstellen können.

Wie war denn das damals?

Reise- und Bergsteigerfreiheit anno '45

Fritz März

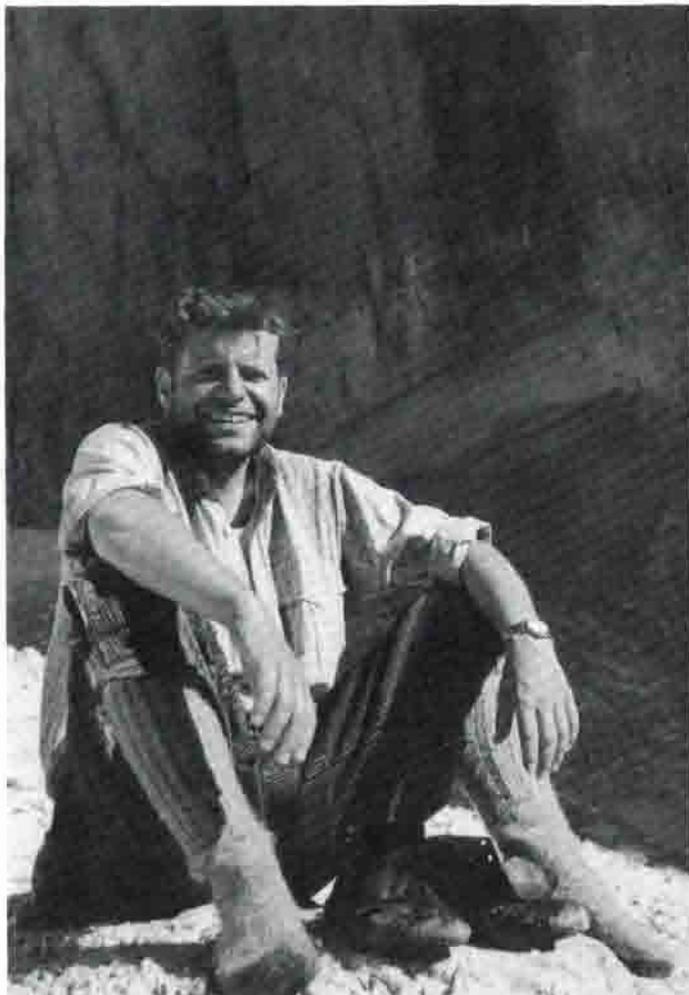
Aus meinem Terminkalender 1992: 30. April San Sebastian via Barcelona (UIAA-Ratssitzung), 3. Mai München via Madrid, 4. Mai Bonn, Ministerium für Familie und Jugend vice versa, ab nach Kathmandu, Streik, Umweg? 6. Mai Bangkok, 8. Mai Kathmandu, UIAA-Bergschutzkommission, Touristenminister von Nepal etc. etc., alles mit orientalischer Ruhe und Langsamkeit, 12. Mai Lhasa, Tibetan Mountaineering Association, 16. Mai Kathmandu, 17. Mai München ...

So klein ist die Welt, man jettet dahin, dorthin, man fährt zum Skifahren nach Savoiien, zum Klettern in die Dolomiten, nach Arco, ins Verdon, wandert in Andorra, Griechenland, trekkt in Ecuador, Nepal, Madagaskar. Und das alles in ein paar Tagen, übers Wochenende, in einem normalen Urlaub.

Gab es da nicht einmal andere Zeiten? Zeiten, in denen eine harmlose Vorgebirgstour, Wallberg, Grünten, schon ein Problem war, das Hin- und Zurückkommen nämlich, Zeiten, in denen man nur sehnsüchtig hinüberschauen konnte in den Kaiser, die Zillertaler, Zeiten, in denen so Gebirge wie die Kordilleren, der Himalaya nicht einmal mehr der Traum eines Lebens waren, weil man froh war, überhaupt noch zu leben. Ich meine die Zeit nach dem Krieg, nach der Stunde Null, dem achten Mai 1945, als der fürchterliche Krieg, heute kühl Weltkrieg II genannt, endlich zu Ende war.

Wenn auch der Mensch seinen Blick nach vorne richten und nicht zu sehr in der Vergangenheit stöbern soll, so denkt der eine oder andere, der die Zeiten noch erlebt hat und deshalb die praktisch grenzenlose Freiheit der heutigen Zeit wirklich so recht genießen kann, an die alte Zeit zurück, die zwar alt, aber keineswegs besonders gut war. Wie war denn das damals nach dem Krieg, als man wieder mit dem Bergsteigen anfangen konnte, mit dem Verkehr? Wie kam man damals ins Gebirge, was waren die Verkehrsmittel?

Ein Hauptverkehrsmittel waren damals die eigenen Beine. Man lief viel zu Fuß und bewältigte Strecken, bei denen es uns heute nicht im Traum einfallen würde, zu laufen. Freilich war es nach dem Krieg nicht ganz so wie das in ein paar Fällen aus den dreißiger Jahren bekannt ist, als etwa der legendäre Fischer Franze von München aus auf den Langlaufskiern nach Garmisch zu einer nordischen Konkurrenz lief und die Sprungskier hinter



„Bergvagabund“ Fritz März:
„Wir wollten jedenfalls möglichst raus aus der Stadt, in die, wie uns schien, reinen, sauberen Berge, in denen man nicht jeden Augenblick an die Not zu Hause erinnert wurde.“

**Seite 151: Hörprobe beim Radflicken.
Das Fahrrad, ein altes Verkehrsmittel der Bergsteiger,
war nach der Währungsreform wieder sehr begehrt.
„Man kann sich heute überhaupt nicht vorstellen,
wie leer die Straßen damals waren.“**

sich herzog. Oder Anderl Heckmair, der von Pontresina nach München mit seinem Freund Bartl Hütt lief, ganz einfach, weil sie alle miteinander das Geld für Bahn und Bus nicht hatten. Wir hatten auch keines oder nicht viel, auch keine ziemlich wertlosen Reichsmark vor der Währungsreform, für die man außer auf Lebensmittelkarten nichts kaufen konnte. Höchstens Eisenbahnfahrkarten noch. Doch zu denen komme ich gleich. Daß man damals von der letzten Bahnstation aus zu Fuß hatschte, war ganz selbstverständlich, denn meist gab es kein anderes Verkehrsmittel. Das hieß also von Garmisch nach Griesen platteln, wenn man eine Skitour auf den Frieder machen wollte oder von Berchtesgaden in die Ramsau, wenn man da eine Tour vorhatte. So 10-12 km vom und zum Bahnhof, das war keine Affäre, das nahm man halt so mit, weil's sein mußte. Aber es gab auch schon größere Distanzen, die zu bewältigen waren. Das hatte seine Ursache darin, daß die Grenze nach Österreich noch zu war, wir aber die Berge drüben damals schon als sehr reizvoll empfanden. Also umging man halt die Kontrollen und lief gleich weiter, weil man eh kein Geld hatte und zudem mit unserem drüben nicht hätte zahlen können. Da kamen dann schon so Laufstrecken zusammen, wie von Kreuth über den Schildenstein nach Jenbach und weiter nach Mayerhofen. Von dort dann z. B. aufs Furtschaglhaus. Dann natürlich das eigentliche Ziel, die Bergtour. Anschließend das Ganze wieder zurück zum heimischen Herd. Oder von der Ramsau durch das Wimbachtal über das Steinerne Meer nach Zell am See. Weiter nach Kaprun und dann auf den Mooserboden. Und dann, nachdem wir die damals nicht so stark frequentierten Hohen Tauern abgegrast hatten, von der Rudolfshütte, der ganz alten, die längst im Stausee liegt, über den Hirschbichl zurück in die Ramsau. Daß das natürlich nicht gerade Wochenendausflüge waren, ist klar. Autostops gab's höchst selten, ganz einfach weil damals kaum Autos fuhren. Und einen Bus zu benützen, selbst als wir dann das Geld wenigstens dafür hatten, trauten wir uns anfangs in Österreich auch nicht, weil wir ja schwarz über die Grenze gekommen waren. Zeit hatten wir erheblich mehr als Geld, und so liefen wir halt! So Strecken wie von der Bahnstation Imst nach Mittelberg im Pitztal und zurück waren dann schon nicht mehr der Rede wert. Die Hauptsache war, daß wir nach diesem elenden Krieg endlich wieder bergsteigen konnten. Was scherte es da, wenn man ein paar Tage zu diesem Zweck zu Fuß laufen mußte. Glücklicherweise hatten sie uns keinen Fuß abgeschossen und Blasen und wunde Füße waren wir ja gewohnt.

Natürlich ging das Bergsteigen damals nicht ohne Eisenbahn. Aber die war nach dem Krieg ein Kapitel für sich. Die zerbombten Bahnhöfe und Schienen waren notdürftig geflickt und es gab sogar schon wieder einen Fahrplan, auch wenn dieser recht kümmerlich war. Die Züge waren voll, so voll, daß sie heute gar nicht mehr fahren dürften. Alle Welt schien damals (wie heute) unterwegs zu sein, allerdings weniger zum Vergnügen. Vielleicht waren wir Bergsteiger manchmal die einzigen Vergnügungsreisenden. Wenn man die Skier dabei hatte, kam man sich gera-

dezu exotisch vor. Man mußte vor allem damals zum Hamstern fahren zur bäuerlichen Verwandtschaft, die sich zu dieser Zeit hoher Wertschätzung erfreute. Von den Lebensmittelmarken konnte man kaum leben. Dann mußte man damals suchen, Familie, Verwandte zusammensuchen. Heimkehrer, zerfetzt und ausgemergelt, drängten sich in die Züge. Jeder hatte dazu noch jede Menge Gepäck, das er mit Argusaugen bewachte. Denn wenn man sich umdrehte, war es oft weg. Warum die Züge so voll waren, war ganz einfach zu erklären: Es fuhren halt so wenige! Es versteht sich von selbst, daß es in den Abteilen keinen Stehplatz mehr gab. Selbst auf den Toiletten drängten sich oft vier, fünf Leute, einmal fuhren wir im Packwagen in einer Gefängniszelle. Oft stand man auf der offenen Plattform. Im Winter eine absolut kühle Sache, vor allem nach vorne hin, man saß auf Trittbrettern und notfalls mußten sogar die Puffer herhalten. Kalt war es meistens und oft dazu noch feucht. Dafür hatten die überfüllten, nach ungewaschener Menschheit ziemlich übel duftenden Züge für uns einen Vorteil: Der Schaffner kam kaum noch durch zum Kontrollieren der Fahrkarten. Die hatten wir nämlich oft nicht. Auch wenn's nur Reichsmark waren, häufig waren wir ebenso klamm, daß es für die Fahrkarte nicht mehr reichte. Um nicht erwischt zu werden, was die Beendigung der Bergtour bedeutet hätte, mußte man halt clever sein. Genau schauen wo der Schaffner einsteigt und welche Richtung er im Zug einschlägt. War der Zug dann einmal nicht so voll, hieß es wandern. Das Gepäck verstaute man am besten in einem Gepäcknetz und zog dann vor dem Schaffner her, immer mit einem bißchen Vorsprung. Ganz schlimm war's, wenn der Zug wirklich einmal schwach besetzt war, was Gott sei Dank nur selten vorkam. Das war dann schon Nervensache, nicht erwischt zu werden. Manchmal hatten wir allerdings doch ehrlich erworbene, voll bezahlte Fahrkarten. Da war es ein unerhörter Genuß, sich in Erwartung des Schaffners mit reinem Gewissen zurückzulehnen (sofern das die Enge zuließ) und dem Auge der Obrigkeit eine richtige Fahrkarte vorzuweisen. Auch das gehörte zu den kleinen Genüssen des Alltags, vor allem wenn Spezi in im Zug waren, die schwarzfahren mußten. Wenn damals praktisch jeder jeden kannte, war das nicht zuletzt auf die kommunikative Wirkung der Eisenbahn zurückzuführen.

Dann kam der 20. Juli 1948, mit ihm die Währungsreform. Uns junge Burschen interessierte eigentlich mehr als die Zukunft der Nation die Frage, wie wir jetzt ins Gebirge kämen. Die Eisenbahnzüge waren plötzlich so leer, mit dem Schwarzfahren ging nichts mehr. Also stiegen wir so rasch es eben ging aufs Fahrrad. Das war ja ein altes Verkehrsmittel der Bergsteiger. Viele unserer Idole aus den dreißiger Jahren, Hans Ertl und seine Vagabundenbrüder, wie etwa die Brüder Schmid, hatten die wildesten Sachen mit dem Rad gemacht. Aber zuerst eins haben! Ich erinnere mich noch, daß es eine meiner ersten Sorgen nach der Währungsreform war, wie komme ich zu neuen Reifen für mein altes Rad!? Noch im Krieg war ich mit einem Freund vom Tegernsee aus ins Karwendel gefahren, die Fahrradreifen



mehrfach überlegt und unterlegt. Was das ist? Man nehme einen ausgedienten Fahrradreifen und schneide die noch guten Stücke heraus. Unter die kleineren Schadstellen an dem noch benützten Reifen quetscht man dann noch brauchbare Stücke vom zerschnittenen, die größeren Schäden werden außen mit einer Manschette überbrückt. Natürlich sind die Schläuche unter solchen Mänteln x-mal geflickt. Man kann sich lebhaft vorstellen, daß das Fahren mit solchen Rädern etwas unruhig, sagen wir unrund ist. Aber es ging! Vor allem in der Stadt wurden die Fahrräder dann gehörig geschunden. Man konnte einfach nicht mehr vermeiden, über Glasscherben, Schutt und Dreck zu fahren. Oft waren ja die Straßen überhaupt nicht mehr da. Da die Straßenbahnen nach jedem Luftangriff schlechter funktionierten, war der Besitz eines Fahrrades ein unschätzbare Vorteil. Doch mittlerweile waren die Räder kaum noch für Kurzstrecken brauchbar, und so schauten wir halt, als die Mark wieder Wert hatte, unsere Drahtesel abermals betriebsfähig zu machen. Das ging dann doch einigermaßen schnell. Mir half bald ein unglaublicher Zufall, ich konnte ein echtes Rennrad erstehen. Das war natürlich ein Glücksfall erster Klasse. Zwar war es ziemlich zerschunden, doch hatte es den Krieg in einem Winkel recht gut überdauert. Ein echtes Rennrad Marke Diamant! Vor dem Krieg war die Firma Diamant eine der bekanntesten Rennradfabriken, in Sachsen oder Thüringen zu Hause. Es war wirklich wie der Fund eines Edelsteines. Ich benütze es gelegentlich noch heute.

Mein Freund Heinz Steinmetz hatte ähnliches Glück, und so waren wir bald die Könige der Landstraße. Echte Rennräder, drei Gänge, die Welt stand uns offen! Auch wenn diese Welt vorerst noch an der Grenze in Scharnitz zu Ende war. Doch da tat sich in die Schweiz ein Loch auf, und wir konnten die Freiheit zügellos genießen, radelten von München nach Zermatt. Man kann sich heute überhaupt nicht vorstellen, wie leer die Straßen damals waren, auch in der Schweiz. Dem Radler gehörte die Straße. Selten störte uns ein Auto oder Motorrad. Da machte es nichts, daß wir die Räder natürlich fürchterlich überladen hatten. Die Ausrüstung jener Tage war ja wesentlich schwerer als die heutige, Hanfseile, Stahlkarabiner usw. Außerdem mußte man die Verpflegung für Wochen mitschleppen, Haferflocken, Nudeln, Sago (ein fürchterliches Zeug!), eben das, was man gerade organisieren konnte. Wenn sich wirklich einmal ein Trumm Geräuchertes dabei fand, war das ein Fest. Das Organisieren, d. h. Beschaffung auf mehr oder weniger legalem Weg, gehörte damals zum Leben, eigentlich besser zum Überleben.

Auf alle Fälle kam ein ganz schönes Gewicht zusammen und man mußte sich über die Pässe schon gewaltig schinden. Dafür konnte man an Steigungen mitten auf der Straße Serpentina fahren, es kam ja kein Auto. Aber ehrlich, wenn man von einer Wochenendtour heimstrampelte, die 100 km von Garmisch nach München anstelle des Abendessens waren doch eine Schinderei.

„... doch so ein fahrbarer Untersatz war natürlich etwas ganz Feines ...“
 Mit dem EMW-Dixi, Baujahr 1927 (unten) fuhr man in die Dolomiten. „Aber auch Motorräder (S. 153), die man beim Gerichtsvollzieher eingesteigert hatte, waren in Gebrauch.“



Warum wir das taten? Eigentlich gaben wir uns darüber keine Rechenschaft. Die Berge waren da und wir wollten hinauf. Sicher war ein Moment die Flucht aus der Stadt, die uns eigentlich Heimat war. Aber sie war nicht mehr schön. Zerbombt war sie, schmutzig und steckte voller Menschen, die uns nicht sympathisch waren. Wie das eben bei Umstürzen so ist, die faulen Äpfel schwimmen zuerst oben. Schwarzhändler bevölkerten die Straße und schräge Typen führten das laute Wort. Daß es noch andere gab, daß die die Mehrheit waren, fiel nicht so auf. Wir wollten jedenfalls möglichst raus aus der Stadt, in die, wie uns schien, reinen, sauberen Berge, in denen man nicht jeden Augenblick an die Not zu Hause erinnert wurde. Das mag sicher ein Moment gewesen sein, das uns den Auftrieb gab, so oft wie möglich in die Berge zu gehen. Denn es gehörte schon eine ganze Menge dazu, trotz des Hungers, des ständig knurrenden Magens, bergzusteigen. Wir wären sicher besser zum Hamstern gefahren. Aber wir hatten uns halt an den Hunger gewöhnt. Oft genug kam es vor, daß man mit einem Einkaufsnetz, das aber nur halb voll oder auch halb leer war (die Betrachtungsweise hängt von der Lebenseinstellung ab), mit Kartoffeln als Tourenproviant, hinaufmarschierte ins Oberreintal. Sicher war die Flucht aus dem Elend, das alle damals umgab, nicht der einzige Anlaß, der uns in die Berge trieb. Nur machten wir uns darüber keine Gedanken.

Allmählich kam schließlich doch die Zeit der Motorisierung. Der eine oder andere Alte Herr hatte auch wieder ein Auto. Der Zusammenhalt zwischen Alt und Jung war damals so eng, daß man sich das heute kaum noch vorstellen kann, teilten wir doch in vieler Hinsicht unser Schicksal. Es hätte also dieser Motorisierung gar nicht bedurft, um Alte Herren zu begehrten Tourenkameraden avancieren zu lassen. Doch so ein fahrbarer Untersatz war natürlich etwas ganz Feines. So stellte uns Kai, im bürgerlichen Leben Dr. Karl von Kraus, Extrembergsteiger der zwanziger und dreißiger Jahre, der damals auch am Kangchendzönga mit dabei war, einmal seinen altersschwachen Opel, Baujahr etwa 1935, zur Verfügung. Wir quetschten uns in den Wagen wie die Heringe, er betreute seine Praxis zu Fuß. Allmählich hatte der eine oder andere dann schon einen fahrbaren Untersatz, wie etwa Marke Fichtel & Sachs, 98 ccm. Oder noch abenteuerlichere Vehikel wie BMW- oder gar EMW-Dixi, Baujahr 1927. Aber auch Motorräder, die man beim Gerichtsvollzieher eingesteigert hatte, waren im Gebrauch. Aber dann wird die Geschichte schon fast wieder Gegenwart.

Doch ein Verkehrsmittel sei noch erwähnt, das Dampfschiff. Aber nicht etwa der Dampfer, der über den Starnberger See fährt oder den Königssee oder gar Bodensee. Nein, ich meine den ganz echten Ozeandampfer, der natürlich längst auch mit Diesel fuhr. Das kam so: Nachdem es uns wieder etwas besser ging, die Grenzen wirklich offen waren, stach uns der Hafer und wir wollten, wie unsere Altvorderen, mit denen wir uns fast allwöchentlich trafen, Leute wie Paul Bauer, Eugen Allwein z. B., auch in das ganz große Gebirg fahren. Nachdem es mit dem Himalaya nicht gleich klappte – der läuft uns nicht weg, dachten wir – hatten wir uns die Berge Südamerikas ausgeguckt, die Anden. Aber wie hinkommen? An das Flugzeug war nicht zu denken. Abgesehen davon, daß es sehr umständlich war, mit vielen Zwischenlandungen, war es einfach absolut unerschwinglich. Doch da gab es noch Schifffahrtslinien für Personenverkehr. Nach der Westküste Südamerikas z. B. die Italia-Linie, die von Genua aus mit einigen alten, umgebauten Truppentransportern Jahr für Jahr Zigtausende von Auswanderern nach dem Lande ihrer Hoffnung brachte. Man kann sich das heute einfach nicht mehr vorstellen, daß aus Europa jedes Jahr viele, viele tausend Menschen um einer besseren Zukunft willen nach Südamerika gingen. Die allermeisten natürlich ohne irgendeine Anstellung drüben, ohne Kenntnis des Landes und oft noch der Sprache, ohne Verbindungen, einfach ins Blaue. Das Gros der Auswanderer kam aus Italien und Spanien, aber auch aus Deutschland und sogar aus der reichen Schweiz, wo doch nicht alle so reich waren wie es schien, wanderten damals manche aus. Die Überfahrt per Schiff war zwar ebenfalls teuer, aber erschwinglich gegenüber dem Flugzeug. Einschiffungshafen war an sich Genua, doch wir überlegten, ob sich nicht Geld sparen ließe, wenn wir mit dem Rad nach Barcelona fahren würden, um dort erst einzusteigen. Nachdem wir aber die Sache erst einmal durchdacht hatten, entschlossen wir uns doch für Genua. Denn wie sollte das Gepäck nach Barcelona? Wo lassen wir die



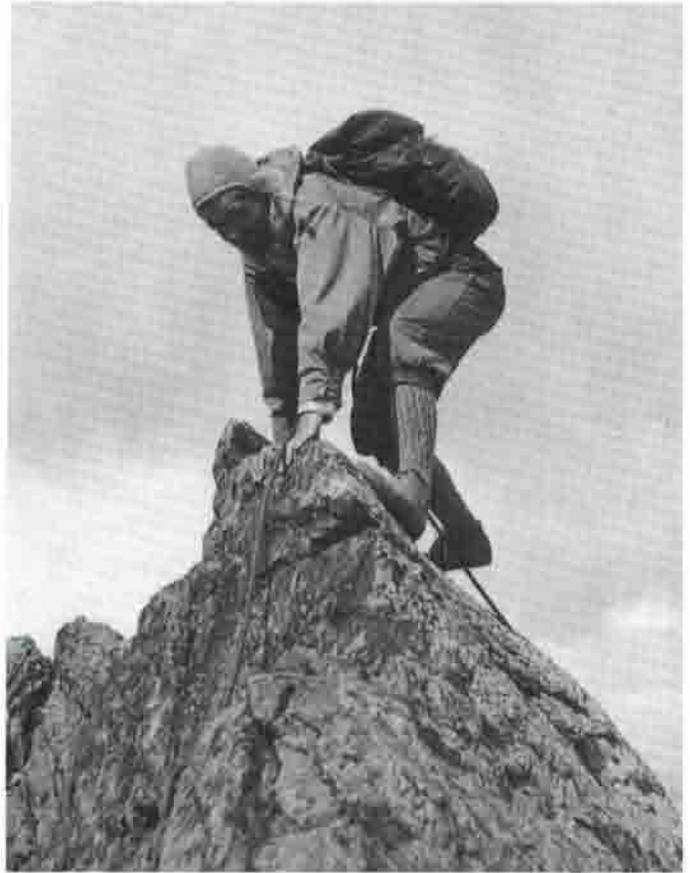
Räder? Und die Verpflegung kostet schließlich auch etwas. Der Dampfer, den dann später noch Expeditionen unter der Leitung von Hermann Huber und Günter Hauser benützten, hatte an die 9.000 BRT und mußte neben Stückgut ca. 2.000 Passagiere fassen. 100 in der sogenannten ersten Klasse, alle anderen im Zwischendeck. Sowa gab's damals noch und wir, genau genommen Vergnügungsreisende, steckten mittendrin, und zwar mitten in der unglaublichen Enge eines süditalienischen oder auch südspanischen Volks- und Familienlebens. Großmütter hüteten die Enkel, Mütter stillten die Kinder, die Männer debattierten endlos und die Seeluft konnte oft die scharfen Gerüche nicht vertreiben. Alles spielte sich auf dem viel zu kleinen Deck ab, denn die Räume unter Deck waren nicht sehr heimelig. Bis zu zweihundert Menschen drängten sich in einem Schlafraum – bei Seegang ergaben sich manchmal Zustände, daß man mit Dante sagen wollte „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrare.“ (Beim Eintritt hier laß jede Hoffnung fahren.) Und gerade die Hoffnung trieb sie alle hinüber über das große Wasser. Was mag aus ihnen geworden sein? Venezuela war Ziel der meisten, und so konnte man, weil das Schiff alle möglichen und unmöglichen Häfen anlaufen mußte, die Fahrt kreuz und quer durch die Karibik schon genießen wie auch die Passage des Panamakanals. Und welcher Bergsteiger bekommt heute noch die Äquatortaufe, ehe er nach mehr als vierwöchiger Fahrt den Hafen des ersehnten Landes, noch weit von den ersehnten Bergen, erreicht?

Was war das eigentlich für eine Generation? Ich meine damit die jungen Münchner Bergsteiger, die unmittelbar nach dem Krieg begannen oder wieder begannen schwere Touren zu machen. Szene würde man das heute nennen. Zunächst waren da ein paar etwas Ältere, die der Krieg mit einigermaßen geraden Gliedmaßen übriggelassen hatte. Das Gros setzte sich aus Jahrgängen zusammen, die der Krieg gerade noch gestreift hatte. Luftwaffenhelfer waren viele gewesen, so mit 16, manche sogar mit 15 Jahren. Reichsarbeitsdienst anschließend und Militär, Kanonenfutter, eventuell schloß sich noch Gefangenschaft an. Die meisten hatten den Weg aus dem Krieg nach Hause zwar abenteuerlich, aber rasch gefunden. Sonst wären wir ja nicht schon wieder gleich am Berg gewesen. Denn Bergsteigen gehörte damals schon zu unseren wichtigsten Sachen. Natürlich mußten wir schauen, irgendwie einen Beruf zu erlernen, eine Stelle zu finden, das Abitur machen, ein Studium beginnen. Rosig waren die Aussichten ja nicht. Morgenthau wollte uns eine Zukunft höchstens noch in der Landwirtschaft zugestehen. Deutschland sollte Agrarstaat werden, demnach wir also Bauernknechte. Allerdings muß ich sagen, wir scherten uns nicht allzuviel um die Ideen von Herrn Morgenthau und legten einen ziemlich unangebrachten Optimismus an den Tag. Hatten wir das eine, den Krieg, überstanden, würden wir das andere, den Frieden, auch überstehen. Der Spruch „Kinder genießt den Krieg, der Frieden wird fürchterlich“, der für viele grausige Wahrheit wurde, galt offenbar nicht für uns. Wir fanden in den

Bergen so viel Schönes, beinahe ist man versucht zu sagen Erfüllung.

Irgendwie merkwürdig war das schon, wenn wir im Frieden der Berge unser Glück fanden. Gab es doch genug Altersgenossen, Klassenkameraden, die noch in Gefangenschaft waren. So Freund Werner Sedlmair, später Hauptgeschäftsführer des Alpenvereins. Wir waren im gleichen Gymnasium, dann zusammen im 98. Gebirgsjägerregiment im gleichen Bataillon. Da hatten wir zusammen eine letzte Feindberührung, wie man das nannte. Mit dem Erfolg, daß er drei Jahre in Gefangenschaft kam. Drei Jahre, in denen ich in voller Freiheit bergsteigen konnte. Verrückte Zeit!

So groß war die Freiheit allerdings auch wieder nicht. Wie schon gesagt, an den Schlagbäumen der Grenzen, etwa in Scharnitz, Kiefersfelden, an der Walserschanz oder wo auch immer so unsympathische Einrichtungen bestanden, waren auch die Grenzen unserer Freiheit. Je öfter wir hinüberschauten ins Karwendel, den Kaiser, die Zillertaler oder die Hohen Tauern, umso stärker wurde der Wunsch, dort bergzusteigen. Das Vertrackte war nur, daß nicht nur an den Grenzübergängen alles zu war, sondern auch die Grüne Grenze scharf bewacht wurde. Das kann man sich heute wirklich nicht mehr vorstellen, daß auf der Wangscharte, dem Bärenalpl oder dem Mädelejoch Grenzer saßen und auf harmlose Bergsteiger genauso paßten wie auf schlimme Schmuggler und dabei sogar noch manchen Heimkehrer aus dem Krieg faßten, der sich schon in Sicherheit wähnte. Die Alpenvereinssektionen mußten Räume auf ihren an der Grenze gelegenen Hütten für die Grenzposten zur Verfügung stellen. So hatten Meilerhütte wie Kemptener Hütte ihre Grenzeräume. Durch das Stahlhaus geht bekanntlich die Grenze mittendurch und so wurde es zum Treffpunkt für viele Menschen, denen es sonst nicht eingefallen wäre, da hinaufzusteigen. Unter den Argusaugen der gestrengen Herren Grenzpolizisten konnten sie so mit Verwandten von der anderen Seite der Grenze reden. Doch uns ging es nicht ums Reden, wir wollten bergsteigen. Und da waren uns Grenzer und Zöllner schon arg im Wege. Es war gemein, wenn sie direkt an der Grenze saßen und uns erbarungslos wieder zurückschickten. Doch Bergsteiger sind listig und erfinderisch. Nachdem sie gewöhnt sind, den Bergen beizukommen, mußte es auch mit den Grenzwächtern gehen. So entwickelten sich bald Übergänge, die in der Szene wohlbekannt waren. Etwa der Weg über den Kiefersfeldener Friedhof, der vielen zu einem lieben Wochenendbummel wurde. Mit dem Weiterweg in den Wilden Kaiser, versteht sich. Der Friedhof liegt unmittelbar an der Grenze, das hintere Friedhofstürl, eine solide Gitterkonstruktion, führt direkt nach Tirol. Weil es so quietschte, was besonders in der Nacht peinlich war, wurde es geölt. Andere Wege waren umständlicher und zeitraubender. So etwa der in die Zillertaler, der über den Schildenstein führte. Dafür war er eben sicherer. Die Schilder, die das Überschreiten der Grenze mit der Todesstrafe bedrohten, schreckten uns schon gar nicht. Wir hatten auch nie gehört, daß ein Übeltäter deshalb erschossen, gehängt oder gevierteilt worden wäre.



„Was war das eigentlich für eine Generation, die jungen Münchner Bergsteiger? Das Gros setzte sich aus Jahrgängen zusammen, die der Krieg gerade noch gestreift hatte. Luftwaffenhelfer waren viele gewesen, so mit 16, manche sogar mit 15 Jahren. Reichsarbeitsdienst anschließend und Militär, Kanonenfutter ...“

Dumm war es auf der Meilerhütte, wo die Grenze bekanntlich zwischen alter und neuer Hütte durchführt. Da trieben sich oft ein Dutzend und mehr verdächtiger Burschen mit Seil und Schlosserei vor der Hütte herum, von einem oder auch zwei Grenzern argwöhnisch beäugt. Bis die verständnisvolle Hüttenwirtin Pflugmacher diese zum Frühstück rief. Kaum waren die Beamten in der Hütte verschwunden, stürmte der Haufen im Galopp das Kar hinunter, daß es nur so staubte. Um dann am Nachmittag ganz harmlos von einem Ausflug, angeblich vom Musterstein-Westgrat oder der Dreitorspitze, zurückzukehren. Mit Doppelseil und Riesenschlosserei? Man mußte den Grenzern schon zugestehen, daß wir nicht sehr vertrauenerweckend aussahen.

Und weil alle so abgerissen ausschauten, wurden wohl auch einmal zwei Grenzer, die in der Wangscharte saßen, recht handsam, als sie von eineinhalb Dutzend solch wilder Gesellen umzingelt waren. Jedenfalls konnten die dann unbehelligt nach Tirol abseilen, um über die Schüsselkarsüdwand wieder zurückzukehren.

Es konnte nicht ausbleiben, daß wir manchmal erwischt wurden. Denn mit der Zeit wurden wir immer dreister. So setzten wir uns einmal zu zweit bei fürchterlichem Regenwetter am Hechtsee in den bereitstehenden Bus der Österreichischen Post, nicht ahnend, daß der noch durch die Österreichische Grenze mußte. Natürlich wurden wir herausgeholt und sollten 50, in Worten fünfzig, österreichische Schillige berappen für unser Vergehen, und zwar pro Kopf. Die Leute hatten vielleicht Meinungen über unseren Reichtum! Als wir mitten in den Verhandlungen waren, ging die Tür auf und es erschien Hias Rebitsch. Natürlich kannten wir uns. Damals kannten sich beinahe alle Bergsteiger schärfer Richtung. Zunächst wurde Hias verdächtigt, mit uns unter einer Decke zu stecken, hatte er doch als Tiroler Bürger einen kleinen Grenzschein, mit dem er nach Kiefersfelden durfte und prompt in München landete. Doch schaltete er sich energisch in die Verhandlungen ein mit dem Erfolg, daß wir ganze fünf Schillinge bezahlten. Zusammen versteht sich. Und die übernahm Hias, der gerade bei Kasse war, auch noch! Der österreichische Grenzer begleitete uns noch vor die Tür und raunte uns zu, daß 50 m in Richtung Deutschland nach links ein Steig abginge. Dann wünschte er uns viel Vergnügen im Kaiser.

Nicht immer ging es so glimpflich ab. Als wieder einmal die ganze Blase vom Zug kommend fröhlich über den Friedhof von Kiefersfelden zog, wuchs plötzlich hinter jedem zweiten Grabstein ein bayerischer Grenzer hervor. So an die 20 vermeintliche Ganoven wurden abgeführt ins Wachlokal. Und dann mußten die Beamten die faustdicken Lügen dieser Burschen im Zwei-Finger-Schnellschreibsystem in ihre uralten Maschinen klopfen. Man glaubt nicht, was für herzerreißende Geschichten die Kerle auf Lager hatten. Jeder hatte die liebste Verwandtschaft in Tirol, die reihenweise im Sterben lag. Die Aufnahme der Protokolle dauerte natürlich. Ein Grenzer paßte auf, daß keiner das Haus verließ, doch drinnen konnte man sich frei bewegen. Da die ganze Beamtenschaft konzentriert arbeitete, achtete keiner darauf, daß einer der Delinquenten alle Schlüssel an Schränken,

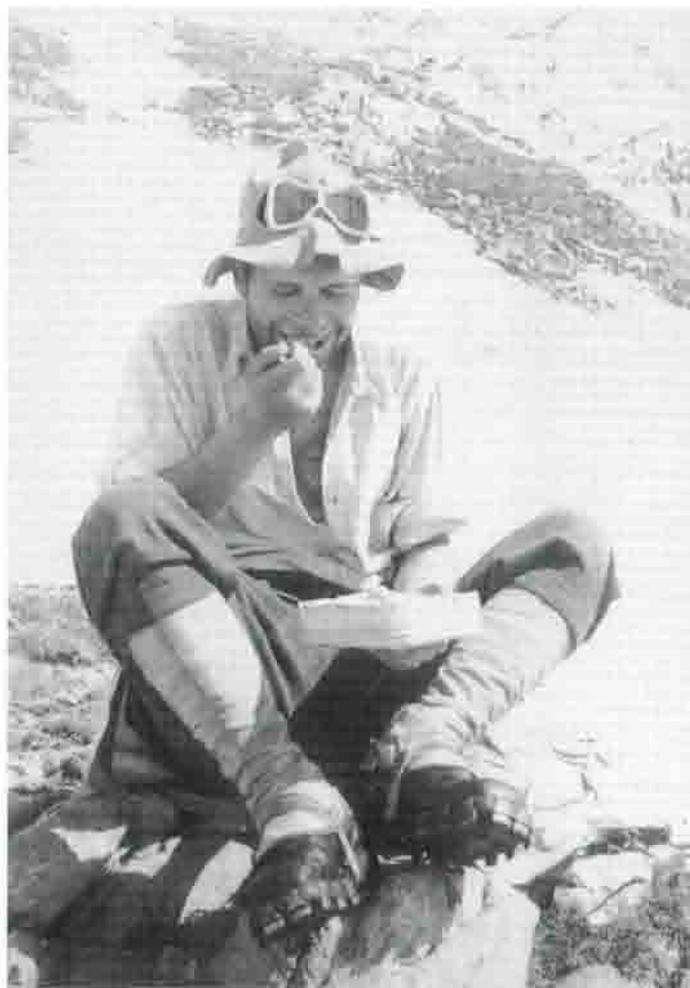


„Je öfter wir hinüberschauten ins Karwendel, in den Kaiser, die Zillertaler oder die Hohen Tauern, um so stärker wurde der Wunsch, dort bergzusteigen.“

Hunger war ein ständiger Begleiter dieser Jahre. Man nahm mit, was man gerade organisieren konnte. Haferflocken, Nudeln, Sago („ein fürchterliches Zeug!“); „wenn sich einmal ein Trumm Geräuchertes dabei fand, war das ein Fest.“

Schreibtischen, Zimmern, wie und was nur eben ging, in der Hosentasche verschwinden ließ. Natürlich nachdem er immer abgesperrt hatte. Dann verschwand er im Klo, warf die ganzen Schlüssel in die Klosettschüssel und zog ab. Das war die Rache des kleinen Mannes für das verdorbene Wochenende.

Ein paar ganz Schlaue, die vom Skifahren kamen, umgingen einfach den Scharnitzer Grenzposten, indem sie hinter dem Bahngleis gebückt vorbeischlichen. Allerdings hatten sie dabei nicht bedacht, daß ihre Skispitzen über das Bahngleis hinausragten und wunderten sich deshalb sehr, als sie festgenommen wurden. Ich weiß nicht mehr, ob es bei dieser Gelegenheit war oder bei einer anderen, daß, als man sie am nächsten Tag dem Richter in Garmisch vorführte, ein Spezl, der bei der Aktion dabei war, den man aber nicht erwischt hatte, mit betont harmloser Miene auf dem Platz des Protokollführers saß. Einmal war ich mit Walter Berleb beim Skifahren in den Zillertalern gewesen. Von Tegernsee aus waren wir mit Sepp Bichlmairs Linie nach Kreuth gefahren. Das war ein privates Omnibusunternehmen, ein Mann, ein Bus. Letzterer ziemlich klapprig. Heute würde der TÜV Zeter und Mordio schreien. Der Sepp luchste dem Postauto jeden Kunden ab, indem er auf eisglatter Straße tollkühn überholte, um zuerst an der nächsten Haltestelle zu sein. Er hatte auch schon eine Lizenz, bis nach Jenbach zu fahren. Wir nicht. Doch der Sepp nahm uns die sauschweren Rucksäcke mit und das noch gratis. So konnten wir unbeschwert über den Schildenstein wandern. Heimzu nahmen wir den Weg über Innsbruck nach Lenggries, weil wir von dort eine bezahlte (!) Rückfahrkarte hatten. In Innsbruck schlugen wir uns beim Pircher Pepperl, der schon anno 29 und 31 am Kantsch mit dabei war, noch einmal den Magen voll und dann ging's quer durchs Karwendel in Richtung Hinterriß. Ein später Schneefall hatte einen dreiviertel Meter Betonschnee hingeworfen und wir mußten uns arg plagen. Deshalb wurden wir in der Riß leichtsinnig und meinten, bei dem Sauwetter würde man keinen Hund, geschweige denn einen Beamten vor die Tür jagen. Irrtum, genau im Dunkel der zweiten Grenzbrücke stand einer in Uniform, der wissen wollte, woher wir kämen. Ich hatte auf dem ganzen Weg genügend Zeit gehabt, mir eine Ausrede zu überlegen. Wofür studierte ich eigentlich Jura? Also erzählten wir dem braven Grenzer, wir seien auf einer Wintertour auf einem Grat der nördlichen Karwendelkette in den Wettersturz geraten. Steigeisen hatten wir dabei, ein Seil auch. Aber die Skier? Jedenfalls glaubte uns der wackere Grenzer diesen übergesetzlichen Notstand oder er tat wenigstens so. Er schrieb das so ins Protokoll und behielt etwaige Zweifel für sich. Ich muß so überzeugend gelogen haben, daß mir die Grenzer die Lösung einer Aufgabe aus dem Polizeirecht, die ihnen gestellt war, übertrugen. Ich kann nur hoffen, daß sie damit bei der Aufstiegsprüfung nicht durchgefallen sind. Anschließend kam dann die Frage, wo wir zu nächtigen gedachten, denn inzwischen fing es zu dunkeln an. Wir murmelten etwas von Heustadel, was den Beamten nicht behagte. Schließlich meinten sie, wir sollten einstweilen in die Wirtschaft vorangehen, sie kämen bald nach. Na ja, wenn die Obrigkeit meint, dann tun wir's halt! Als sie uns dann etwas verlegen am Tisch sitzen sahen, weil wir nichts bestellt hatten, erkannten sie



rasch unsere pekuniäre Situation. Einer machte den Vorschlag, daß jeder von den Grenzern, es waren vielleicht fünf, das Kleingeld, das er im Geldbeutel habe, auf den Tisch legen solle. Er werde dann mit der Wirtin reden. Obwohl es damals keine größeren Münzen als Markstücke gab, steuerten sie so viel zusammen, daß die Wirtin uns ein Essen hinstellte, mit Bier sogar und uns übernachteten ließ. Allerdings ohne Bettzeug, denn das noch zu waschen, sei echt nicht drin. Dann überzeugten die braven Grenzer noch einen Lkw-Fahrer, der am nächsten Tag Langholz nach Lenggries zu bringen hatte, daß er uns aufsitzen lasse müsse, was sich mit einem Kaffee im Bauch, den wir auch noch bekamen, durchaus aushalten ließ. Da soll einer sagen, daß die Grenzer keine Menschen seien.

Die Grenze zur Schweiz öffnete sich früher als die nach Österreich. Allerdings durfte man da nur 5 Mark mitnehmen, doch es gab schon Wege, wie man irgendwie legal zu ein paar Franken kam, die man später wieder abstopfen mußte. Auch nach Österreich konnte man dann wieder fahren. Mit dem Rad versteht sich. Aber man mußte ganz genau angeben, wieviel Geld man dabei hatte. Als Heinz und ich einmal wahrheitsgemäß unsere Barschaft mit nicht ganz 3 Mark bezifferten und ebenso wahrheitsgemäß meinten, damit wollten wir schon eine Woche im Karwendel bleiben, filzten uns die Grenzer bis auf die Haut. Denn das ging ihnen partout nicht ein, daß man mit so wenig Geld so

lange seinem Vergnügen nachgehen kann. Auch nach Südtirol konnte man wieder reisen. Das erforderte natürlich einen gehörigen Papierkrieg mit Visas für Österreich und Italien und Vormerk-scheinen für die Radl und Zollerklärungen für das umfangreiche Gepäck. Immerhin hatten wir zur Eisaurüstung noch die Skier aufs Radl gebunden. Und von Südtirol wollten wir auch noch etwas sehen, denn mein Freund Helmuth Zebhauser war schon immer ein kunstsinniger Mensch. Ganze tausend Lire hatten wir für unsere Märker bekommen, ein Vermögen wie es uns schien. Wir hefteten den Schein, groß wie eine kleine Tapete, zunächst einmal an die Wand im Winterraum der Casatihütte, die uns allein gehörte. Doch nach zwei Wochen Ortler und Südtirol waren wir völlig stier, und wenn nicht Gunther Langes, der bekannte Alpinschriftsteller, Erstbegeher der Schleierkante und Erfinder der Riesenslalom, und Lutz Chikien, der 1939 am Nanga Parbat dabei war, um anschließend sieben Jahre in Indien interniert zu sein, unsere Lage richtig erkannt hätten, wäre es eine total hungrige Heimfahrt geworden.

Es war schon sehr vorteilhaft, bei einem Bergsteigerverein zu sein, der, ähnlich wie Studentenverbindungen, auf persönliche Bekanntschaft und Freundschaft gebaut war, wie etwa die akademischen Alpenvereine oder kleine Alpenvereinssektionen. So konnten wir uns ganz schön durchfressen, denn die alten Mitglieder und ihre Familien hatten größtes Verständnis für unsere Lage. Einmal räumten wir in Bern auf der Radfahrt von Zermatt nach München unter dem Gelächter einer ganzen Familie ein großes Kuchenblech voll Zwetschgendatschi im Handumdrehen radikal ab.

Natürlich konnten wir im Ausland nicht genauso abgerissen herumlaufen wie wir das daheim taten. Schließlich wollten wir keinesfalls riskieren, wegen unseres Äußeren aufzufallen oder gar arretiert zu werden. Denn wir trieben uns in Österreich längere Zeit schwarz, also ohne Papiere, herum und benützten dann schon Busse und Eisenbahnen. Aber dann bitte immer mit bezahlter Fahrkarte, man soll die Frechheit nicht zu weit treiben! Auch mit dem Reden waren wir vorsichtig, um nicht als Deutsche ohne Paß aufzufallen. Für uns Bayern war das zwar nicht so gefährlich, doch wenn wir einen Bergfreund aus nördlichen Gefilden, sprich Preußen, dabei hatten, mußten wir dem schlicht und einfach den Mund verbieten, um nicht aufzufallen. Was natürlich bei der bekannten Charaktereigenschaft dieser Völkerstämme auf erhebliche Schwierigkeiten stieß.

Wenngleich wir in die Schweiz früher als nach Österreich völlig legal, wenn auch mit einigem Papierkrieg und ohne Fränkli, reisen konnten, war es doch angebracht, sich auch dort zurückhaltend zu benehmen und ordentlich gekleidet zu sein. Waren die Österreicher in ihrem Selbstverständnis damals eher ein befreites Volk, saßen manche Schweizer gerne über uns zu Gericht. So mußte man schon auch hören, warum man uns denn im Krieg nicht „verschossen“ habe. Sicher waren das Ausnahmen, die Mehrzahl war anders. So als Beispiel für viele der Schweizer Himalayabergsteiger Ernst Grob, der mit Schmaderer und Paidar 1937 und 1939 in Sikkim war. Er finanzierte uns in generöser Weise unsere erste, wochenlange Fahrt ins Wallis vor.



Später war dann auf Expeditionen die Mitnahme eines schwarzen Anzuges geradezu obligatorisch. Denn so etwas war eine hochoffizielle Sache, bei der man auf entsprechende Empfänge, etwa sogar beim deutschen Botschafter, gewappnet sein mußte. Die Zeiten haben sich gründlich geändert!

Wenn man das alles hört, könnte man durchaus der Meinung sein, daß wir eigentlich außer Bergsteigen nichts taten, vor allem nicht arbeiten. Dem war aber keineswegs so. So lange es Lebensmittelmarken gab, mußte man schon deshalb eine Arbeit oder sonstige Tätigkeit wie etwa Studium nachweisen, um die Marken zu bekommen. Und Schwarzhändler waren wir nun wirklich nicht, auch wenn wir manches „organisierten“ und manchmal sogar „fringsten“. Auch wer von uns studierte, konnte sich keine Bummelei erlauben, das Studium mußte schon aus wirtschaftlichen Gründen in der kürzest möglichen Zeit abgeschlossen werden. Arbeit gab's genug, aber nicht immer die schönste. So mußte Hermann Köllensperger, einer der Besten damals, obwohl er einen guten Handwerkerberuf erlernt hatte als Tramponierer bei der Eisenbahn arbeiten. Ein Beruf, der längst ausgestorben ist. Tramponieren heißt, mit einem Pickel den Schotter unter die Schwellen schlagen. Eine schwere Knochenarbeit, die bei jedem Wetter gemacht werden mußte. Und dann noch am Wochenende zum Klettern gehen! Das verstanden viele nicht, verständlich. Auch die Studenten mußten sich die Studiengebühren, die es damals noch gab, erst einmal verdienen. Gut, wenn man dann einen Job als Nachtportier hatte. Sogar beim Alpenverein auf der Praterinsel gab's Arbeit, allerdings unbezahlte, wie das beim Alpenverein heute noch der Brauch ist. Wie so viele Häuser in München war damals auch

* der Kölner Kardinal Frings sagte damals, daß das unerlaubte Besorgen, unter Umständen auch Stehlen von Lebensmitteln und Kohlen keine Sünde sei, wenn die Menschen so hungern und frieren mußten, Daher der Ausdruck „fringsen“.

Heinz Steinmetz, Jürgen Wellenkamp und Fritz März (von links) nach der Rückkehr von ihrer Andenexpedition 1953, in deren Verlauf u. a. der Ausangate (6384 m) erstbestiegen wurde



Alle Fotos: Archiv März

das AV-Haus abgebrannt, und so mußten die Mitglieder der Jungmannschaften der Münchner Sektionen den Schutt aus der Ruine räumen.

Es war damals doch so, daß die Zahl der Gipfel, die man so mühsam sammelte, zwangsläufig geringer war als heute, da oft zwei Touren pro Wochenende die Regel sind. Wir mußten uns damals doch mit wesentlich geringerer Ausbeute zufrieden geben. Spaß hat's trotzdem gemacht, sogar sehr großen. Zwei Bücher waren es, die uns Junge damals wesentlich beeinflussten. Einmal Leo Maduschkas „Junger Mensch im Gebirg“ und dann die „Bergvagabunden“ von Hans Ertl, die bekanntermaßen Walter Schmidkunz geschrieben hat. Bewußt oder unbewußt wurden sie oft nachgeahmt. Wir verschlangen aber auch alles, was es sonst noch an Bergliteratur gab und das war nicht übermäßig viel, denn Papier war auch rationiert.

Wir waren die Generation, von der Hitler sagte, was Heckmair in seinem Buch „Mein Leben als Bergsteiger“ zitiert: „Unter uns deutschen Volksgenossen kommt uns keiner aus. Sobald sie aus den Windeln sind kommen sie in das Jungvolk, dann in die HJ und später in die SS oder SA, und wen wir da nicht brauchen können, ziehen wir in die Wehrmacht ein.“ Diese Volksgenossen waren also wir. Mit zehn Jahren verpaßte man uns eine Uniform, doch schon ab der ersten Klasse der Volksschule setzte die Beeinflussung im Sinne der damaligen Staatsideologie ein. Je nach Lehrer stärker oder schwächer, manche verbargen sogar

ihre Gegnerschaft nicht. Doch irgendwie wurden wir, wurde unser Denken und Handeln ständig beeinflusst. Nicht, daß uns das großen Kummer bereitet hätte. Ja, das Leben im Jungvolk gefiel uns sogar größtenteils. Immerhin war es weitgehend das, was heute als Outdoor-Life bezeichnet wird. Geländespiele, Orientierungsmärsche, sportliche Veranstaltungen waren durchaus in unserem Sinne. Wohl dem, der im Elternhaus die entsprechende Gegenklärung erhielt, sofern die Eltern riskierten, mit den Kindern offen darüber zu reden. Irgendwie aber lastete doch ein gewisser Druck auf unserer Generation, auch wenn man sich daran gewöhnt hatte. Der wurde natürlich im Lauf der Jahre stärker, vor allem weil Krieg war. Je länger dieser dauerte, umso sicherer wurde, daß wir auch noch in ihn ziehen mußten. So kam es, daß wir in immer kürzeren Abständen Abschied feierten, wenn einer von uns Freunden einrücken mußte. Obwohl seine Zukunftsaussichten nicht gerade rosig waren, oder, um es klar zu sagen, die Chancen, die nächsten Monate zu überleben, gering waren, veranstalteten wir keine Trauerfeiern. Irgendwie glaubte jeder, daß gerade er durchkäme und seine Freunde natürlich auch. Wir waren einfach in diesen Krieg hineingewachsen, so daß wir ihn nicht so schrecklich empfanden, wie vielleicht die Menschen heute, die aus einem tiefen, satten Frieden heraus plötzlich feststellen müssen, daß irgendwo in der Welt, gar nicht so weit weg, Krieg ist. Man muß aber auch sagen, daß es uns lange Zeit in München nicht so schlecht ging wie anderen, denen der Krieg schon früher übel mitspielte. Auch waren wir keine Kopfhänger, eher einfach Optimisten. Dies allerdings, obwohl die Zukunft völlig ungewiß war. Daß der Krieg verloren war, sahen auch die Dümmeren ein, nur die ganz Dummen nicht. Doch wie der Frieden aussehen könnte, hatte niemand eine Vorstellung. Gut, daß es das Gebirge war, das für einige von uns schon damals eine Art Fluchtburg darstellte. Wie dem auch sei, nach all dem kamen wir uns, als wieder Frieden oder wenigstens ein ähnlicher Zustand herrschte, vor, wie wenn wir durch einen endlos langen, ganz engen, dunklen Tunnel gekrochen wären, um endlich Licht zu sehen. Denn was wir jetzt erlebten, war Freiheit. Vor allem Freiheit, nicht nur zu denken, was man denken wollte, sondern auch zu sagen, was man sagen wollte. Und zwar gegenüber jedermann und ohne Angst zu haben, dafür büßen zu müssen. Dazu kam die Freiheit eines Lebens, das einfach nicht mehr von Krieg bedroht war, die Gewißheit, daß man nicht in den Luftschutzkeller mußte, nicht mehr ans Flakgeschütz, auf den Kasernenhof, an die Front. Was zählten da die Beschränkungen der Reisemöglichkeiten? Die Berge waren nahe, bei entsprechendem Wetter konnte man sie sehen, also gingen wir halt bergsteigen.

Bertolt Brecht sagt, erst komme das Fressen, dann die Moral. Nun, Brecht war kein Bergsteiger. Sonst hätte er vielleicht gesagt, erst kommt die Freiheit, dann die Moral. Ehrlich gesagt, besonders moralisch waren wir ja nicht, Schwarzfahren auf der Eisenbahn, die Grenzen schwarz überschreiten, das war eigentlich unmoralisch. Aber die Freiheit kam eben zuerst. Der Gewinnung der inneren Freiheit folgte zwangsläufig auch eine äußere Freiheit, vornehmlich in der Form der Freizügigkeit. Für uns wohnte die Freiheit auf den Bergen.

Wandern in Italien

Wege und Berge zwischen Poebene und Sizilien

Christof Stiebler (Text und Fotos)

„Ich bin der Meinung, daß alles besser gehen würde, wenn man mehr ginge. Man kann fast überall bloß deswegen nicht recht auf die Beine kommen und auf den Beinen bleiben, weil man zu viel fährt. Wer zu viel in dem Wagen sitzt, mit dem kann es nicht ordentlich gehen. Wo alles zu viel fährt, geht alles sehr schlecht: Man sehe sich nur um!“

Der das so griffig formuliert hat, ist kein Autofeind von heute, sondern der Sachse Johann Gottfried Seume, der vor genau 190 Jahren, nämlich am 1. April 1802, den sizilianischen Ort Syracus nach viermonatigem Fußmarsch von Sachsen aus erreicht hatte. Seume – der Vorreiter des Italien-Wanderns. Sein Buch „Spaziergang nach Syracus“ ist übrigens jetzt als Reprint neu erschienen (dtv Nr. 2149).

Wandern in Italien, ein reizvolles Thema, aber auch ein abenteuerliches Unternehmen, wenn man einmal den Alpenbereich ausklammert, der ja durch Wege, Markierungen und Hütten sehr gut erschlossen ist. Wandern in Italien ist vorwiegend Wandern im Hügel- und Bergland, oder auch entlang oder hoch über Steilküsten, bei schönem Wetter, guter Küche, preiswertem Wein in kunsthistorisch großartiger Umgebung.

Wir hatten uns in Passignano am Lago Trasimeno einquartiert, um das Gebiet zwischen Cortona und Perugia (es gehört zur Provinz Umbrien) zu erwandern. Passignano ist ein hübscher Ort mit Bahnstation, altem Stadt-Kern, Burganlage etwas oberhalb sowie Bergrücken bis 800 m Höhe – und Wanderwegen, müßte man glauben. Als wir bei unseren Erkundungsgängen in der Umgebung ab und zu rot-weiße Markierungen mit den Ziffern 1 oder 2 entdeckten und fragten, was das zu bedeuten habe, kamen die merkwürdigsten Antworten. „Die deuten auf eine Erdgasleitung hin, die hier verlegt wurde“, oder: „Das sind Bäume, die besonders geschützt sind.“ Selbst die junge Dame im Verkehrsbüro wußte nicht Bescheid: „Da hat, glaube ich, der Touring-Club eine Piste für Mountainbiker ausgeschildert.“ Eine Minute später gab sie uns aber einen 48seitigen Wanderprospekt „Trasimeno“ mit acht verschiedenen Vorschlägen; nur über die Wanderrouten wußte sie selber nichts.

Diese Episode kennzeichnet die „Wandersituation“ in Italien. Die Landbevölkerung wandert nicht, kümmert sich auch nicht darum. Eher schon die Stadtmenschen Norditaliens, die ja auch die Dolomiten aufsuchen. In der italienischen Sprache gibt es nicht einmal ein Wort, das unserem „wandern“ entspricht. Cam-

minare bedeutet mehr gehen, laufen; fare un giro a piedi oder viaggiare a piedi müßte man sagen, aber mit dieser Fortbewegungsart stößt man (selbst in Hotels oder Pensionen) auf Unverständnis. „Da ist Ihnen doch sicher das Auto irgendwo kaputtgegangen“, bekommt man dann als mitleidige Antwort zu hören. Der Durchschnittsitaliener wandert nicht. Er verbringt seinen Urlaub z. B. am Meer; das tut mehr die Jugend, die Disco und Strandpromenade bis Mitternacht braucht. Die reifere Jugend, die Familien ziehen im Sommer mehr und mehr in die Berge, ins waldige Hinterland. Aber eben auch nicht zum Wandern, sondern man verbringt den Sommernachmittag am besten neben dem Auto auf den zahllosen Picknickplätzen. Davon gibt es rund um die Seen und Erholungsorte im Binnenland sehr viele: teils eingezäunt, mit Bänken und Tischen, Abfallkörben, mit einigen Trimmergeräten daneben für die Kinder. Aber Wandern ist nicht in, Weitwandern in unserem Sinn überhaupt nicht. Und dementsprechend darf man an Wegenetz und Markierung keine Ansprüche stellen. Was hier gesagt wird, gilt natürlich nicht für den italienischen Alpenraum; hier hat Wandern Tradition; Wege, Markierungen und Hütten haben sich dem deutsch-österreichischen-Schweizer Standard angepaßt.

Italien – ein Bergland

Dabei ist Italien eigentlich ein gebirgiges Land. 80 % der Landesfläche liegen über 300 m Seehöhe. Gebirgszüge, die bis auf 2000 m hinaufreichen, gibt es im ganzen Land, von Ligurien über die Abruzzen bis zum Pollino im südlichen Viertel des Stiefels und bis an die Stiefelspitze in Calabrien. Der Apennin ist ein tertiäres Faltengebirge, so alt wie die Alpen. Er erstreckt sich von Genua über 1400 km bis nach Sizilien und ist sehr stark bewaldet – freilich oft nur mit Büschen, aber große Tannenbestände (bis zu 30 m Baumhöhe) sind keine Seltenheit.

So ist Italien, je mehr man sich mit dem Land beschäftigt, alles andere als Meer und Strand, so, wie es die meisten Touristen kennen. Eigentlich ist es ein Wanderland, aber als solches noch nicht erschlossen. Aber das bessert sich von Jahr zu Jahr. Gerade die Apuanischen Alpen im Norden, die Abruzzen auf der Höhe von Rom, der Pollino im Süden, von dem aus man drei Meere sehen kann, haben Schutzhütten, ein gut markiertes

Wegenetz und auch gute Wanderkarten. Beste Wanderzeiten sind Frühjahr und Herbst. Im Sommer ist es zu warm, abgesehen von den Hochlagen der Abruzzen (wo der Gran Sasso, Italiens höchster Halbinselberg, 2914 m erreicht). Im Winter liegt zu viel Schnee. Dabei reicht der Winter durchaus von November bis Mai, wo Höhenlagen ab 1000 m in der Regel wegen Schnee nicht mehr begangen werden können. Wir haben z. B. im April im Silagebirge und im Aspromonte (an der Stiefelspitze) über einen Meter Schneehöhe angetroffen, ebenso im Mai im Cilento (südlich von Neapel über 1000 m) und am Pollino. Und Anfang November lag im Abruzzen-Nationalpark (etwas südlich der Höhe Roms) in über 1000 m Höhe auch wiederum kniehohes Neuschnee. Hingegen sind die Küstenwanderungen, etwa in den Cinque Terre oder in der Bucht von Positano und Amalfi (südlich von Neapel) durchaus auch in den Monaten November, Dezember und Januar möglich. Nur: Dann regnet es oft, und viele Unterkünfte sind geschlossen.

Ein besonderes Kapitel sind die Landkarten. Die auch in Deutschland erhältlichen und in der Literatur immer noch empfohlenen Militärkarten im Maßstab 1:25 000, die es von ganz Italien gibt und die nach vier Wochen Lieferzeit auch vom Buchhandel bereitgestellt werden, sollte man nicht mehr kaufen, denn erstens stammen sie aus den frühen fünfziger Jahren, sind (was Straßen und Bebauung betrifft) völlig veraltet, und zweitens ist ihre Gestaltung so schlecht und unübersichtlich, daß man kaum damit zurechtkommt. Kompaß-Wanderkarten sind ausgezeichnet, existieren aber nur für die Bereiche Toskana, Amalfi – Neapel, Sibillini, Gran Sasso und Rom. Sehr gute Wanderkarten des CAI (1:25 000) gibt es für die Apuanischen Alpen und die Emilia. Ansonsten stehen für alle Naturparks eigene Übersichts-karten zur Verfügung in den verschiedensten Maßstäben und Qualitäten. Wer also bei uns durch die einheitlichen und umfassenden Kartenwerke der AV-, Freytag-Berndt- oder Kompaßkarten verwöhnt ist, merkt spätestens in diesem Punkt, daß Italien eben mit anderen Maßstäben gemessen werden muß.

Wandertradition – älter als bei uns!

Italien – das Land der Sehnsucht, der Sonne, des Weins, der üppigen Vegetation – war schon im Altertum Ziel der Nordländer (Germanenzüge) und auch im Mittelalter (Stauferkaiser). Dieser Bezug ist natürlich weit hergeholt, aber trotzdem muß man wissen, daß dieses Land schon vor Jahrhunderten von Nordeuropäern erwandert und bereist wurde – und Reisen war damals größtenteils Fußwandern.

Der englische Dichter John Milton besuchte bereits 1638 die Toskana (eine Tafel beim Kloster Vallombrosa erinnert an ihn). Goethe bestieg im Jahre 1787 zweimal den Vesuv; und um diese Zeit weilten auch die Dichter Dumas, Flaubert und Byron hier. Der bayerische König Ludwig I. (und mit ihm eine größere Anzahl Deutscher) lebte in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Rom und wanderte in den Bergen Latiums. Die Dichter Thomas und Heinrich Mann lebten und schrieben 1895–97 in der

hügeligen Umgebung Roms. Charles Dickens wanderte um 1850 in Portofino, der Deutsche Kaiser Wilhelm II. besuchte 1914 das Gebiet von Rapallo. Der Bergsteiger und Schriftsteller Alfred Steinitzer verfaßte drei Bände „Aus dem unbekanntem Italien“ zwischen 1912 und 1920 und durchwanderte die interessantesten Gebiete – ein noch heute recht amüsantes und sehr informatives Buchwerk.

Diese frühen Wanderer steuerten allerdings nur wenige Ziele an: die Umgebung von Florenz, Rom, Neapel, den Monte Amiata mit seinen heißen Quellen, die Albaner Berge, den Vesuv. Schon vor 200 Jahren lebte hier auf halber Bergeshöhe ein Eremit, der jeden, der kam, in sein Buch einschreiben ließ, bevor er ihm sündteure Verpflegung anbot. Goethe trug sich ein, Lord Byron, die Franzosen Flaubert und Dumas und viele andere. Goethe hielt sich vom 26. Februar bis 29. März 1787 in Neapel auf und dann nochmals nach einem Ausflug nach Sizilien vom 17. Mai bis 4. Juni desselben Jahres. Er bestieg dabei zweimal den Vesuv: am 2. März bei schlechtem Wetter bis zum Kraterrand: „Wir waren ungefähr 50 Schritte in den Dampf hinein, als er so stark wurde, daß ich kaum meine Schuhe sehen konnte. Das Schnupftuch vorgehalten, half nichts. Der Führer war mir auch verschwunden. Ich fand für gut umzukehren.“ Am 6. März bestieg er den Vesuv nochmals. Diesmal mit seinem Begleiter, dem Maler Tischbein: „Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieselte die Asche, als der rüstige Führer mich schon über das Geröll hinaufriß. Hier standen wir an dem ungeheuren Rachen, dessen Rauch eine leise Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tausend Ritzen dampfte.“

Schon 1880 baute man die erste Standseilbahn auf den Vesuvgipfel, die durch eine Hängebahn ersetzt wurde, die aber wiederum seit zehn Jahren nicht mehr in Betrieb ist, weil inzwischen die Fahrstraße bis eine halbe Stunde unterhalb des Kraterrandes heraufführt.

Literatur und Ausrüstung

Was braucht man, um in Italien (die Alpen ausgenommen!) zu wandern? In der Regel reichen festere Turnschuhe, denn Niederschläge und feuchtes Gelände sind zwischen Mai und November selten; und Geröll und alpine Verhältnisse (für die leichte Bergschuhe besser sind) findet man nur in den Zentralabruzzern und in den Apuanischen Alpen. Der Rucksack (lo zaino genannt) sollte Regenschutz, Getränk, Brotzeit, Fotoapparat, Führer und Kartenmaterial enthalten. Natürlich ist es gut, wenn die Italienisch-Kenntnisse über pagare und dormire hinausgehen. Von den Gangsterorganisationen (camorra um Neapel oder n'drangheta in Calabrien) merkt der Tourist nichts, außer, daß er in einsamen Gebieten oder abends beim Autostop kein Glück hat – die Einheimischen haben Angst anzuhalten. Und wie steht es mit der Sicherheit des eigenen Autos, das irgendwo abgestellt werden soll? Uns ist es einmal passiert, daß auf dem großen Parkplatz in Sichtweite des Hotels am Gran Sasso tagsüber das Auto geöffnet und um Lebensmittel sowie Campinggasflaschen



Markierungstafeln im Gebiet des Pollino. Diese schönen Tafeln sind aber in erster Linie für die Autofahrer gedacht – die für Fußgänger sind oft dürftig oder fehlen ganz

erleichtert wurde. Das kann einem aber auch anderswo passieren. Andererseits: Muß man unbedingt mit dem Auto nach Italien fahren? Ich habe im letzten Jahr zehn Eisenbahnfahrten dorthin unternommen, jeweils bis Rom oder Genua im Liegewagen, und von dort aus weiter per Bahn oder Bus. Letztere sind in Italien sehr billig. Die Rückfahrkarte München–Neapel kostet etwa 250,- DM, nach Bologna 150,- DM. Allein die Maut für Brennerstraße und italienische Autobahn hin und zurück erreicht bereits diesen Betrag! Ich meine: gerade in unserer Öko-Zeit des Umweltschutzes spricht bei Reisen vieles für die Bahn, sofern man da und dort einen halben Tag mehr Zeit hat und mit Fahrplänen und der Sprache halbwegs zurecht kommt.

Für einige Wandergebiete gibt es umfangreiche Literatur, auch Bildbände. Das gilt besonders für die Cinque Terre, für die Toskana, für Latium, Umbrien und die Abruzzen. Merian, DuMont, aber auch die Verlage Bruckmann und Berg (beide in München) bieten mehrere einschlägige Bücher an. Bei anderen Gebieten ist man dagegen auf die eigene Findigkeit angewiesen, aber gerade hierin besteht ja der Hauptreiz dieser Unternehmungen: selbst zu suchen, zu fragen und zu forschen. Nur: Die Zeitangaben der Einheimischen sind (da diese ja selbst in der Regel kaum zu Fuß gehen) immer mit großer Vorsicht anzusehen. Aus einer angegebenen halben Stunde werden leicht zwei Stunden; ein angeblich gut markierter Weg endet im Dickicht, oder rot-weiße, gut sichtbare Markierungen, streckenweise an jedem zweiten Baum angebracht, hören wieder ganz plötzlich auf.

Die besten und interessantesten Wandergebiete

südlich des Po sind auf der Karte auf Seite 163 eingezeichnet. Dabei sind die besonders gut erschlossenen und stark begangenen mit Kreisen versehen. Die anderen, mit Quadraten versehenen Gebiete sind etwas ruhiger und sollten nur aufgesucht werden, wenn man viel Geduld und Sprachkenntnisse mitbringt; hier hat Wandern durchaus noch etwas mit Abenteuer und Überraschungen zu tun.

Der Ligurische Höhenweg (1) verläuft über 400 km im Halbkreis von Ventimiglia (an der französisch-italienischen Grenze) über Genua bis nach La Spezia. Er kann im ganzen in 20 bis 30 Tagen, aber auch in Teilstücken begangen werden. Über ihn gibt es mehrere Aufsätze in der alpinen Fachpresse sowie einen 220 Seiten starken Führer in Deutsch. Leider finden sich nicht überall Übernachtungsmöglichkeiten, so daß Zelt- oder Outdoor-Schlafausrüstung nötig sind. Die Markierung (rot-weiß) ist im großen und ganzen vorhanden, aber stellenweise auch recht dürftig. Eine großzügige, einsame Tour in Höhenlagen bis 2200 m.

Über die Cinque Terre (2), jene 5-Dörfer-Tour über fünf Wanderstunden, gibt es inzwischen ein Dutzend Beschreibungen, Bücher und Bildbände. Das ist wohl die schönste, aber auch am stärksten frequentierte Wanderung in Italien, entlang der Steilküste (gelegentlich Bademöglichkeiten) und durch malerische



Orte. Weniger bekannt ist die Verlängerungsmöglichkeit im Süden bis La Spezia, im Norden bis Levanto, oder ganz hinauf bis nach Genua (dann braucht man 9 bis 10 Tage). Markierungen im eigentlichen 5-Dörfer-Teil hervorragend, Übernachtungsmöglichkeiten in der Zeit von Mai bis Oktober kaum zu bekommen! Hier empfiehlt es sich, in den größeren Orten mit Bahnstation der Umgebung (etwa in Chiavari) Station zu machen und die Ausgangspunkte der einzelnen Etappen mit der Bahn zu erreichen.

Die Apuanischen Alpen (3) sind ein Kalkgebirge mit den berühmten Marmorbrüchen um Carrara. Die Gipfel reichen bis auf 1800 m, im Hochsommer stehen neun CAI-Hütten zur Verfügung. Das Wegenetz ist sehr gut markiert, es gibt ausgezeichnetes Kartenmaterial. Ein überraschend schönes, nicht stark besuchtes, durchaus alpines Gebiet im Bereich der Ligurischen Küste. Es eignet sich sowohl für Rundtouren über mehrere Tage, als auch für Durchquerungen, wobei die öffentlichen Busse zum Ausgangspunkt bzw. zur Bahnstation Massa oder Pietrasanta fahren.

Das Hügelland südlich von Bologna (4) ist besonders reizvoll wegen seiner Seen. In West-Ost-Richtung führt eine 6-Seen-Wanderung, die 7 Tage dauert. Beschränkt man sich auf den engeren Bereich zwischen Futa-Paß und Lago di Suviana, dann dauert diese Tour 3 bis 4 Tage und erreicht die Höhe von 1200 m.

Gutes Kartenmaterial, ausreichende Markierungen, Hotels und Pensionen als Unterkünfte sind vorhanden. Als Ausgangs- oder Endpunkte eignen sich am besten Futa-Paß, Castiglione dei Pépoli oder Poretta Terme – alle mit Bus erreichbar. Ein Gebiet, wo man wenige Wanderer trifft!

Der Lago Trasimeno (5) ist als Wandergebiet recht wenig besucht, aber vielleicht gerade deshalb reizvoll. Gutes Kartenmaterial fehlt, Markierungen sind dürrig. Interessant sind das Schlachtfeld des berühmten Hannibal-Treffens, die Stadt Cortona, auch die Umrundung des Sees (aber besser mit dem Fahrrad, das ausgeliehen werden kann). Als Standort bietet sich Passignano an (mehrere preiswerte Hotels und Pensionen), das auch mit der Bahn erreichbar ist.

Für die Monti Sibillini (6) gibt es einen ausgezeichneten neuen Führer des CAI, den aber der Wanderer nicht braucht, weil auch eine sehr gute Wanderkarte zu haben ist. Die Berge reichen bis 2500 m Höhe, sind waldfrei, mit weiten Wiesenhängen (auch sehr gutes Skitourengebiet!). Mehrere Berghütten sowie sehr gute markierte Wege erschließen dieses wunderschöne Gebiet, das in vieler Hinsicht mit den Allgäuer Bergen verglichen werden könnte. Die Hauptrouten werden besonders im August von Einheimischen sehr stark begangen.

Der Gran Sasso (7) ist Italiens höchstes Massiv, knapp an der 3000er-Grenze, ein gewaltiger Stock mit mehreren Gipfeln, alpinen Wegen und Kletterrouten. Leider im August überaus stark besucht, im Süden und Norden von je einer Bergbahn erschlossen, die die Aufstiege auf die Hauptgipfel dann auf 2 bis 3 Stunden schrumpfen lassen. Sehr gute Markierung, sehr gutes Kartenmaterial. Ein Gebirge, das es mit Karwendel oder Wetterstein durchaus aufnehmen kann. Wenn auch der Corno Grande (Hauptgipfel des Massivs) überaus stark besucht ist – die vielen anderen Gipfel sind ruhige Ziele, und besonders die große Hochebene (Campo Imperatore), die an die Wüsten in Arizona oder Californien erinnert, ist einen Besuch wert.

Im Abruzzen-Nationalpark (8) gibt es zwar gut markierte Wege und Karten, Rundwege und Gipfel bis zu 2200 m, aber keine Hütten. Man muß sich das Quartier jeweils unten im Tal beschaffen. Ein sehr stark bewaldetes Gebiet mit Skibetrieb im Winter und Hochbetrieb im August. Der Hauptort Pescasseroli ist häßlich, wie viele andere Hotel-Siedlungen.

Der Vesuv (9) ist natürlich immer einen Ausflug wert. Den Großteil des Jahres kann man mit dem eigenen Pkw oder einem Linienbus bis eine halbe Stunde unterhalb des Kraterrandes hinauffahren. Am Kraterrand herrscht Hochbetrieb – Gipfelumrundung nur in Führerbegleitung! Im Dezember oder Januar, von einer der Bahnstationen am Fuße des Vesuvs in 4 Aufstiegsstunden zum Kraterrand, ist man ganz allein, auch zur Kraterumrundung. Ein Berg mit großer geschichtlicher Vergangenheit und wichtigen antiken Städten zu seinen Füßen, ein Muß für jeden Neapel- oder Süditalien-Reisenden!



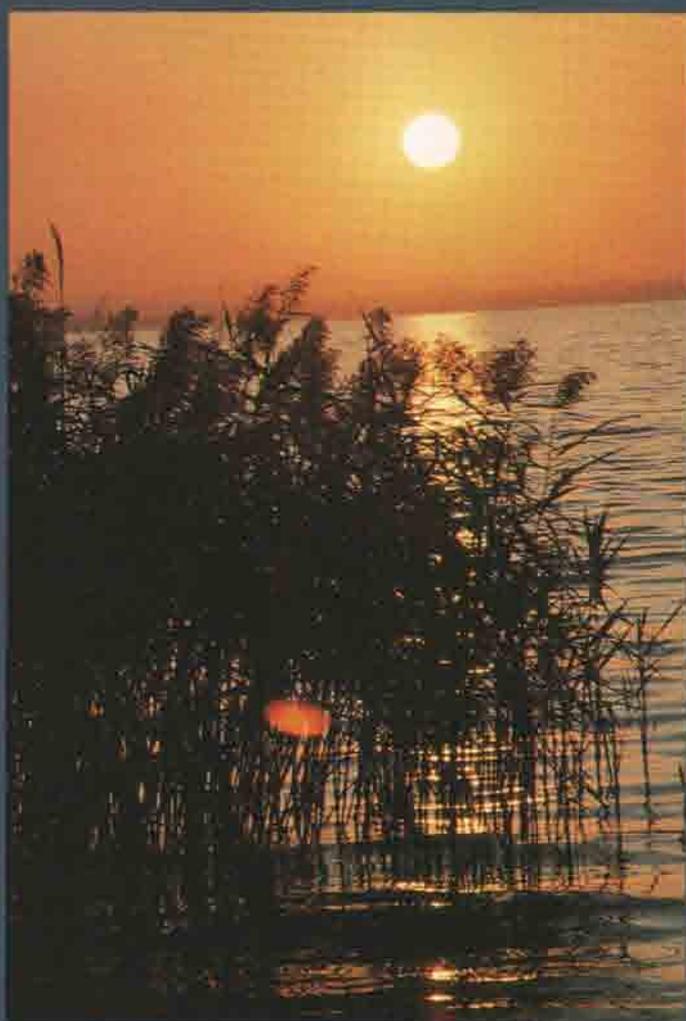
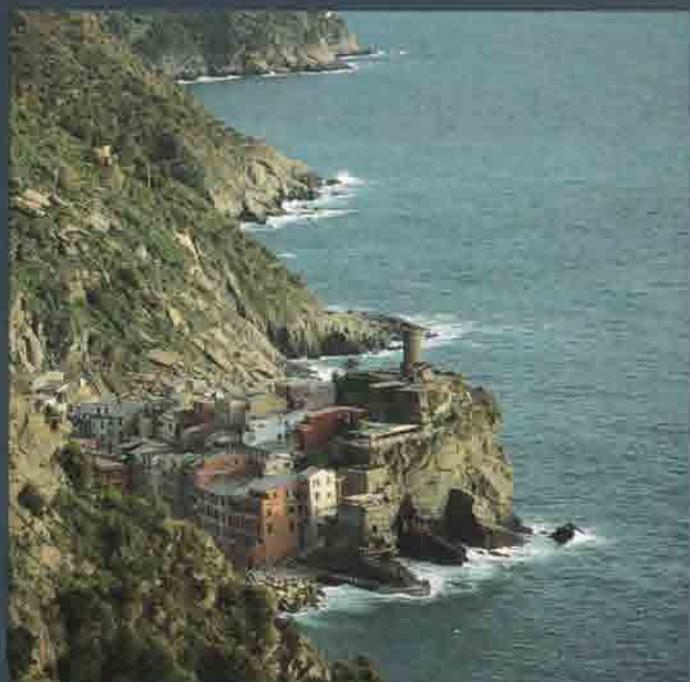
Die Kalksteinküste zwischen Positano und Amalfi (10) bietet wunderschöne Wandermöglichkeiten, wobei Berge bis 1400 m bestiegen werden können. Eine Küste, deren Schönheit den Cinque Terre gleichkommt. Gute Karten sind vorhanden, die Markierungen eher dürrig, wenig Wanderbetrieb. Hervorragende Aussicht über Neapel, Vesuv, Capri und die Bucht von Salerno. Unterkunft nur in den Küstenorten. Positano gehört zu den schönsten und malerischsten Orten ganz Italiens. Im August ist es unmöglich, Quartier zu bekommen. Beste Wanderzeit ist der Spätherbst.

Der Pollino (11) bietet sowohl eine 5- bis 6-Tages-Durchquerung als auch nur die Besteigung des 2248 m hohen Gipfels, von dem aus man Adria, Ionisches und Tyrrhenisches Meer sehen kann. Ein bewaldetes Gebirge mit 3 Hütten und guten Fahrstraßen. Im Winter Skitourenmöglichkeiten; Gipfelbesteigungen nicht vor Juni, Hochbetrieb im August.

Der Aspromonte (12) ist ein Nationalpark an der Spitze des italienischen Stiefels (3000 ha Ausdehnung, knapp 2000 m hoch, stark bewaldet, im Winter Skibetrieb). Gut markierte Wanderwege, auch Rundwanderungen, Unterkunft in Hotels. Der Blick auf das gegenüber liegende Sizilien und den Ätna ist leider nur von wenigen freien Punkten bzw. Gipfeln aus möglich, da die Bewaldung hoch und dicht ist.

Rechts:
Abbruzzen-
Nationalpark.
Hier gibt es
noch Bären
und Wölfe.

Seite 165 oben:
Der Monte Vettore,
Hauptgipfel
der Sibyllinischen
Berge



Oben: An dieser Küste verläuft die Cinque-Terre-
Wanderung. Ganz unten der Ort Vernazza,
angeblich schönster Ort der Cinque Terre.
Rechts: Abendstimmung am Lago Trasimeno
(der nur zwei Meter Tiefe hat). Der See kann
umwandert oder auch umradelt werden.

Seite 165 links: Madonnen-Heiligtum oberhalb von
Pescasseroli im Abruzzo-Nationalpark. Von hier aus
überblickt man einen Großteil der Wanderberge.
Rechts daneben: Hunderte solcher Gebirgsdörfer finden
sich im Apennin. Das ist Roiate im Osten von Rom



Alles andere

Italia a piedi

als Meer und Strand

Vor zwei Jahren, als zuletzt wir vom DAV dran waren, dieses Jahrbuch zu redigieren, haben wir während der Arbeit daran nicht wissen können, wie bis zum Erscheinungstermin des Bandes der Prozeß des neu zu vereinigenden Deutschland sich ausgestaltet haben würde.

Noch viel weniger hat damals irgendwer zu ahnen vermocht, daß wir zwei Jahre später zwar schon den Zerfall der einstigen Großmacht Sowjetunion zur Kenntnis genommen haben, nicht aber wissen werden, wie zum Erscheinungstermin des Jahrbuchbandes, an dem wir nun gerade arbeiten, die politische Landkarte Eurasiens genau aussehen wird. Abschätzbar zwar ist gewiß schon vor zwei Jahren gewesen, daß das, was ein Michail Gorbatschow auf nahezu allen Feldern der Politik in Fluß gebracht hat, erhebliche morphologische Verformungen zur Folge haben würde. Welche Betten sich aber die vielen Flußarme der in neue Bewegung gebrachten Geschichte dieses ausgehenden Jahrhunderts graben, inwieweit da regulative Eingriffe möglich werden, welche politische Landschaft daraus also neu entstehen wird, davon ist zwei Jahre später nicht viel mehr abzusehen, als daß dieser Wandlungsvorgang die Welt noch geraume Zeit in Atem halten wird.



**Dorfbewohnerinnen
aus dem Pamir – also vor
kurzem noch Bürgerinnen
der UdSSR (zum Beitrag
von Seite 197–204)**

Gut zwei Jahre nach der Öffnung des „Eisernen Vorhangs“, der jahrzehntelang hermetischsten Sperrmauer also, womit die Menschheit sich gegenseitig ausgegrenzt hat, scheint sich's allerdings auch anzuzeigen, daß unverhofft fallende Grenzen Menschen beiderseits solcher nicht unvermeidlich als Befreiung nur, sondern nicht zu selten offenkundig auch als Bedrohung empfinden können: daß sie sich darum, und sei's „bloß“ in den Köpfen, hinter neuen, engeren Grenzen der völkischen, sprachlichen, kulturellen, religiösen Zugehörigkeit verschanzen und zur mehr oder weniger militanten Vorwärtsverteidigung derselben entschlossen sind...

Also hat sie sich als zu euphorisch erwiesen, die Hoffnung, die wir unter dem Eindruck der Ereignisse im vorletzten Jahrbuch geäußert haben: daß nämlich die sich lösende Verblockung zwischen Ost und West neue, sogar eurasische Perspektiven auf tun sollte für die Menschen dieses Kontinents – auch also für die bergsteigenden unter ihnen?

Nun, viele Bergsteiger und Bergsteigerinnen haben seither die Chance durchaus genutzt, neue, ihnen bisher verschlossene Berggebiete kennenzulernen. Das hat es mit sich gebracht, daß sie auch Eindrücke gewonnen haben von den Lebensumständen und Gewohnheiten der Bevölkerung dort. Sie haben mit den in diesen Gebieten heimischen Bergsteigern nicht nur Wimpel und Abzeichen, sondern auch Gedanken und Erfahrungen ausgetauscht. Und manche Freundschaft hat sich so entwickelt unter bisher einander Fremden.

Bergsteiger sind keine besseren Menschen. Ihre Passion allerdings ist bei einem Großteil von ihnen verschwistert mit besonders ausgeprägter Reisefreudigkeit. Die aber nötigt auch denen unter ihnen, denen das nicht sowieso eigenes Anliegen ist, die Bereitschaft ab, das, was ihnen an Fremdem, vielleicht auch Befremdlichem begegnet, nicht zuerst und ausschließlich mit der Elle des „von Haus aus“ Heimeligen, Vertrauten zu messen. Sie werden vielmehr nicht umhin können, und sei's nur der eigenen Ziele zuliebe, das Andersartige, Unvertraute wahrzunehmen, es versuchen zu begreifen, um sich darin zurechtzufinden, sich anzupassen, soweit wie möglich einzufügen.

Leider gewiß gibt es Beispiele auch von Bergsteigern, die daran sich knüpfende Hoffnungen enttäuscht haben und immer wieder enttäuschen werden. Aber vielleicht ist es doch erlaubt, mit der – solcher Enttäuschungen wegen – angezeigten Skepsis auch die Hoffnung zu benennen, der sie gilt: Die aber zielt unverdrossen doch dahin, daß Menschen, die es gelernt haben, in der Fremde unter und mit andersartigen Menschen zurechtzukommen, in heimischer Umgebung weniger gefährdet sind, von dem Kleinmut beschlichen zu werden, der wähnt, sich gegen alles verwahren zu müssen, was nicht seinesgleichen ist.

Dieser Hoffnung hingegeben, haben wir die folgenden Schilderungen von außeralpinen Unternehmungen weniger unter dem Gesichtspunkt des Spektakulären, als dem der weitgespannten Vielfalt zu vermittelnder Erfahrungen und Erlebnisse ausgewählt. (d.Red.)

„S' huift ja nix ...“

DAV-Trainingsexpedition 1991, Baffin Island

Christoph Krahe (Text und Fotos)

„Was, Ihr wollt nach Baffin Island, liegt das nicht zwischen dem Festland von Kanada und Grönland, dort oben am Polarkreis?“ – „Genau, da steht das zweitgrößte Granitgebirge der Welt nach dem Karakorum, und außerdem die größte zusammenhängende Granitwand, die unser Globus zu bieten hat, die Mt.-Thor-Westwand mit ihren 1500 Metern Höhe und drei Kilometern Breite, – haben sich schon mal ein paar Amis in 32 Tagen durchgenagelt und sie mit VII+, A4 bewertet. Und dann der Mt. Asgard, der sieht aus wie ein doppelter, überdimensionaler Kühlturm, sein Gipfel ist mindestens so groß wie ein Fußballplatz. Der Südturm wurde von Schweizern erstbestiegen, und am Nordturm hat Doug Scott mit Bonington eine Erstbegehung durch die Ostwand gemacht. Im gesamten Gebiet muß es noch Erstbegehungsmöglichkeiten in Hülle und Fülle geben!“ – „Das hört sich ja alles gar nicht schlecht an, doch wie wollt Ihr Euer ganzes Material dort hinter bringen?“ – „Selber schleppen ..., übrigens, wir brauchen noch einen Leiter, der Uli bekommt Nachwuchs, deshalb kann er jetzt nicht mehr mitkommen ...?“ – „Hmm ... Material selber schleppen, hmm ... Expedition im eigentlichen, ursprünglichen Sinn, hmm ... holen wir uns gleich einmal noch zwei Weißbier und setzen uns da rüber, das muß ich mir erst mal überlegen.“

Wann, sagtest Du, wolltet Ihr abdüsen?“ – „Ende Juni bis Mitte August, da soll das Wetter am stabilsten sein!“ – „Hmm ... schlecht, das fällt größtenteils in meine Saison, da sollte ich schon da sein, zumindest muß ich erst mit meinen Gästen telefonieren, ob wir die Touren verschieben können, ... Prost.“

Das war im Februar 1991 in unserer Stammkneipe, kurze Zeit später haben wir unser erstes Treffen und Gelegenheit, uns alle kennenzulernen. Wir, das sind: Andy Fuchs aus Ravensburg, Thomas Holzmann aus Freising, Fritz Mußner aus Trostberg, Wolfgang Wahl und Günter Bahr aus Augsburg, Jörn Eysell aus Gmund, Robert Tanner aus Regensburg, Johannes Göppl aus Krailling (unser Arzt), Franz Perchtold aus Ohlstadt (mein „Gesprächspartner“ in der Kneipe), und meine Wenigkeit aus Garmisch-Partenkirchen.

Schnell waren die verschiedenen organisatorischen Aufgaben verteilt, und nach einigen weiteren Treffen, unzähligen Telefonaten und Briefen war das Material, die Verpflegung und spezielle Bigwall-Ausrüstung bestellt sowie alle möglichen Gebietsinfor-

mationen (nicht sehr viele) eingeholt und die Flüge gebucht. Es wurde auch höchste Zeit, denn unser Abflugtermin rückte schon erschreckend nahe.

Montreal,

die Stadt mit dem ganz besonderen Flair, wir können uns nicht satt sehen an der Vielseltigkeit und Schönheit der ältesten Stadt Kanadas, an den Kontrasten zwischen den alten Gebäuden vor modernsten Wolkenkratzern, deren spiegelnde Glasfassaden schier endlos in den Himmel ragen. Zunächst gilt es jedoch erst alle noch fehlenden Ausrüstungsgegenstände und die „frische“ Verpflegung zu besorgen. Dabei werden wir von den Hausfrauen im Supermarkt nicht schlecht bestaunt, als wir mit unserem überlangen Einkaufswagen den Markt verlassen, an der Kasse müssen wir gar auf viermal bezahlen, weil sie so hohe Rechnungen gar nicht ausstellen können.

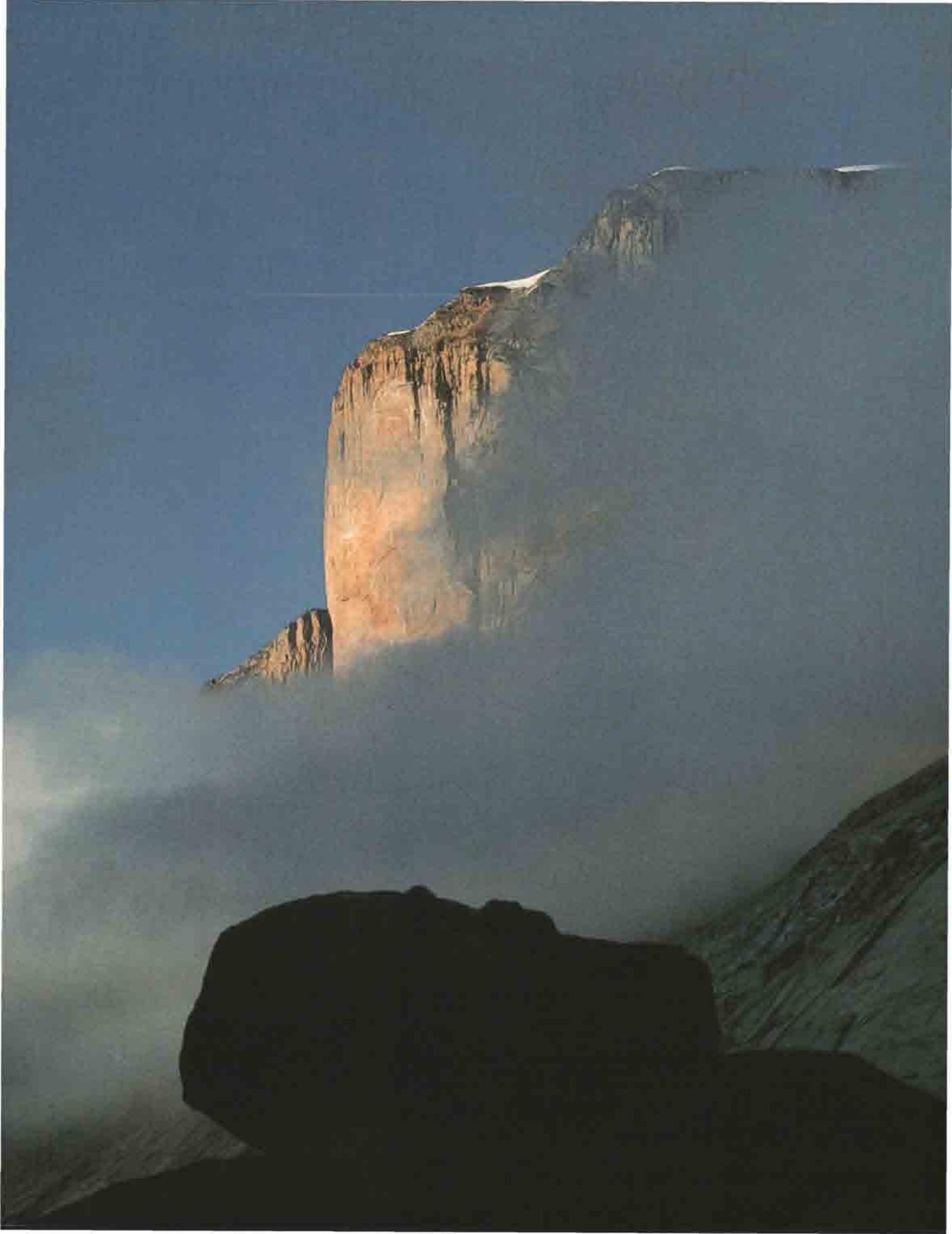
Jetzt müßten wir aber alles besorgt haben, nur noch schnell alles verpacken und zum Flughafen bringen, dann kann unserem Weiterflug nach Iqaluit und Pangnirtung nichts mehr im Weg stehen. Dort oben sind dann auch die Temperaturen bestimmt erträglicher, während unserer Einkaufs- und Verpackungsarbeit mußten wir ganz schön schwitzen!

Langsam neigt sich ein arbeitsreicher Tag mit einem wahnsinnig kitschigen Sonnenuntergang dem Ende zu; unsere knurrenden Mägen treiben uns unaufhaltsam einem riesigen Salatbuffet und ein paar saftigen Steaks entgegen, dem letzten vernünftigen, zivilisierten Menü für die nächsten fünf bis sechs Wochen!

Als „zweites Dessert“ steht noch das internationale Jazzfestival auf dem Programm, ganz Montreal ist auf den Beinen, tanzt vor den Lautsprecheranlagen, die die Bands in der Innenstadt aufgebaut haben, nur wir tun uns schwer, mit unseren prallen Wänsten mitzuhalten!

Ein gelungener Abschied aus der Zivilisation!

Heiß, verdammt heiß und schwül begrüßt uns der nächste Morgen. Nach dem obligatorischen, höchst umfangreichen kanadischen Frühstück machen wir uns auf den Weg zum Airport: 1000 Kilo Gepäck wollen ordnungsgemäß transportiert werden. Ein großes Lob an „Canadian“, wir mußten auf kein einziges Stück warten, die gesamte Abfertigung lief reibungslos ab!



**Links:
Baffin,
Mount Braidablik
von Süden**

Ab in den Jet, „Spirit of the North“ heißt unser Flieger, na dann kann's ja losgehen. Vier Stunden fliegen wir über endlose Wald- und Seenlandschaft bis Iqaluit, ehemals „Frobisher Bay“, der „Hauptstadt“ von Baffin Island. Hier heißt es, die vorausgeschickte Fracht aus dem Zoll holen und umladen lassen in die Turbo-Prop-Maschine, mit der auch wir gleich nach Pangnirtung weiterfliegen werden.

Baffin

Schon etwas holpriger als im bequemen Jet geht es in der kleinen Propellermaschine zur Sache, und ob das Dreß der Stewardess, sie tritt im blauen Mechanikeranzug auf, wohl etwas zu sagen hat? – Wahrscheinlich nicht.

Mittlerweile befinden wir uns in der „trockenen Zone“, daß heißt, in Pangnirtung und Umgebung gibt es keinen Alkohol zu kaufen, und auch sein Genuß ist bei Strafe verboten. Die Inuits haben sich dieses Verbot freiwillig auferlegt, sozusagen als Überlebensgarantie.

Der Pilot unserer Maschine läßt sich leider nicht dazu überreden, eine etwas größere Landeschleife als üblich zu ziehen und uns dadurch einen Einblick in den „Ayuittuq-Nationalpark“, unserer alpinen Spielwiese, zu geben. Eine Runde über dem Pangnirtung-Fjord gesteht er uns aber zu. Wir sind nicht gerade begeistert von den vielen Eisschollen, die noch auf dem Wasser treiben, hoffen aber trotzdem, den Fjord schon mit dem Boot befahren zu können, denn für den Gepäcktransport per Snowmobil treiben wiederum zu wenig Eisschollen herum. Um die zwei Tage Fußmarsch bis zum Fjordende würden wir schon sehr gerne herumkommen, wir tragen unser Gepäck sowieso noch weit genug. In Gedanken schon unsere schweren Rucksäcke auf den Schultern, setzen wir plötzlich auf der Schotterpiste von Pangnirtung auf, unglaublich, wie rasend schnell die Stunde Flug vergangen ist!

J.R.'s Snack Bar ist unser nächster Anlaufpunkt, hier trifft sich alles. J.R. erklärt sich auch bereit, mit seinem Pickup unser Gepäck zum Campground zu transportieren.

Mit der Einschätzung der Temperaturen lagen wir übrigens richtig, während die Inuitkinder noch allesamt in dünnen Pullovers herumlaufen, vertragen wir schon eine Jacke extra, ohne zu schwitzen; der ständige Wind läßt uns schnell bewußt werden, daß wir nicht weit vom Polarkreis entfernt sind, eigentlich nur drei Tage.

Der letzte Baum steht 1000 Meilen südlich, wo die letzte ebene Wiese liegt weiß der Himmel! Der Campground besteht aus kleineren und größeren Granitblöcken, doch zum Glück sind wir momentan die einzigen Gäste, so daß die vorbereiteten Holzplattformen frei sind und wir unsere Zelte darauf aufschlagen können. Gut verspannen ist schon gefragt, bei dem Wind! – So, jetzt gibt's erstmal eine Runde Tee, damit uns wieder warm wird!

Seit geraumer Zeit wundern wir uns schon über den Hubschrauber, der ständig zwischen dem Park und dem Airport hin und her

knattert, nun, wir haben hier soweit alles vorbereitet, warum nicht mal zum Flugplatz schlendern und herausfinden, was es damit auf sich hat? – Es herrscht reges Treiben auf der Landepiste, überall stehen jede Menge Kisten herum. Stative, Kameras ..., die unzähligen Kinder haben ihre helle Freude, der Zugang bedeutet für sie eine willkommene Abwechslung. Langsam wird uns klar, daß wir vielleicht mal Glück haben könnten, vielleicht würde uns dieses Filmteam seinen Hubschrauber ...? – „Hey, from our side, no problems, eh, we should be finished with our work by tomorrow, and after that we'll just need the chopper to collect our gear from Penny Icecap, eh – but you guys will have to sit down with the Chief Park Warden, and try to get a landing permit, eh!“ – Hört sich ja ganz gut an, was der Chef der Filmcrew da gesagt hat, ein kurzes Gespräch mit den Piloten ließ ebenfalls erkennen, daß sie nicht abgeneigt wären, noch ein paar Stunden abzurechnen, allerdings müssen sie während der nächsten Tage noch eine Bergrettungsausbildung für die Park Ranger fliegen und können uns deshalb nicht versprechen, ob sie für uns Zeit haben werden. Wir vereinbaren für den nächsten Tag einen Kanal auf unseren Funkgeräten, über den sie uns auf dem Laufenden halten wollen.

Einiger Argumentation bedarf es schon, um dem Chief Ranger eine Landeerlaubnis zu entlocken, und er gibt uns auch keine im Tal. Das einzige, wozu er zu bewegen ist, sind drei Gletscher zur Auswahl: zwei davon im Gebiet des Mt. Asgard und einer hinter dem Mt. Thor. Jetzt gehen natürlich bei uns die Diskussionen los, wohin mit dem „Schrott“? Nach längerem Hin und Her werden wir uns einig, daß der Mt. Asgard zu weit hinten steht, um alles Material dorthin zu schaffen, denn für den Rückweg haben wir sicher keinen Heli mehr und müssen dann die Lasten das ganze Tal herausbuckeln. Also, wenn sie überhaupt Zeit für uns haben, versuchen wir im Bereich des Mt. Thor ein Depot zu finden, das dann auch vom Tal aus zugänglich ist. – Das wäre geklärt, für morgen brauchen wir aber unbedingt noch mindestens zwei Boote, um nach „Overlord“ am Fjordende zu kommen. Hierbei helfen uns die Mitarbeiter des Tourist Office in sehr freundlicher und schneller Weise, noch am Abend kommt ein „Capitan“ bei uns am Campground vorbei, um mit uns alles Notwendige zu besprechen.

Noch lange sitzen wir vor den Zelten bei Kaffee und Tee, bevor das Sandmännchen kommt, wir haben gar nicht gemerkt, wie spät es mittlerweile geworden ist, selbst morgens um zwei Uhr kann man im Zelt noch ohne Lampe mühelos lesen, ein Phänomen, an das wir uns erst noch gewöhnen müssen, es wird einfach nicht dunkel!

Da es sowieso immer hell ist, kommt man leicht in Versuchung, morgens gar nicht aufzustehen, doch ist es gerade heute wichtig, pünktlich zu sein, denn wir sollten auf keinen Fall den Zeitpunkt verpassen, an dem die Flut in Overlord am höchsten ist, sonst können die Boote nicht bis zum Ufer fahren und wir müssen unser Gepäck durch den Schlamm schleppen, bei bis zu elf Metern Tide kann das eine ganz schöne Strecke bedeuten!

Unterwegs
auf Baffin-Inland:
„Teilweise bis
zu den Oberschenkeln
im Wasser trampeln
wir stur dahin“



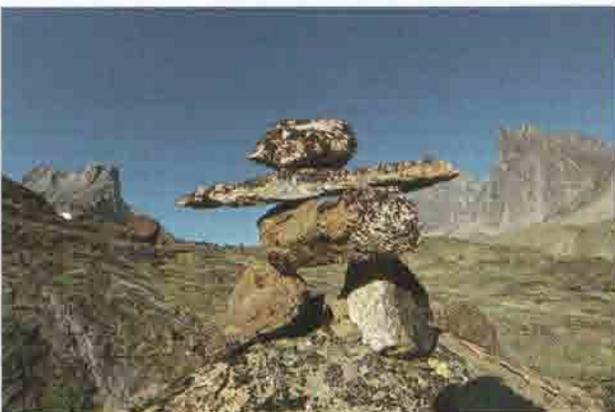
Der Capitan und sein Kollege sind pünktlich, wir auch. Boote randvoll machen und ablegen, dann geht die Schauklerei los, hoffentlich trifft der zwischen den Eisschollen durch ohne umzuwerfen! Je weiter wir in den Fjord hineinfahren, um so weniger Eis versperrt unseren Weg. Mit Vollgas donnern wir nach Overlord, trotz der schweren Ladung wären wir immer noch schnell genug zum Wasserskifahren, doch keiner von uns erklärt sich bereit, an einem Fixseil hängend auf einer Plastiktonne hinter dem Boot herzuflitzen!

Die Kapitäne drängen zum Ausladen, denn sie wollen mit der Flut wieder nach Pang kommen, verständlich.

Ja, jetzt sind sie weg, vorläufig haben wir genug damit zu tun, unser Material zum Lagerplatz zu schleifen, das Lager aufzu-

schlagen und zu kochen. Morgen wollen wir dann als erstes die Tonnen und Säcke so umpacken, daß wir einen Teil der Ausrüstung, wenn möglich, fliegen lassen können. Nach dem Abendessen verspüren alle, außer Franz und mir, den Drang, einen Verdauungsspaziergang einzulegen, wir zwei hauen uns lieber ein wenig aufs Ohr.

Fast wären wir schon eingeschlafen, da hören wir ein fernes Knattern, und das Funkgerät springt auch schon an: „Chris, this is Kevin, over.“ – „Kevin this is Chris, are you coming for us?“ – „You bet man, we’re sorry, but right now is the only time, we can serve you guys, eh, are you ready for us?“ – „Sh... not really!“ – „Hey, if you can’t make it, we’ll just fly back to Pang, it’s not a



Oben:
Überquerung
des Weasel-River
auf Lawinenschnee,
im Hintergrund
der Freya Peak

problem, you won't pay for it, eh." – „Hell, no, don't turn, just give us a few minutes and we'll have our gear organized!" – Schon erwischt mich der Wind der Rotorblätter und der Jet Ranger setzt unweit unseres Lagers am Ufer auf. – Das hat uns noch gefehlt, keiner da und es pressiert, also Tonnen auf, Tonnen zu, Säcke auf, Säcke zu, auf die Schnelle versuchen, einen groben Überblick zu bekommen, wo was drin ist, denn Friends und Eisschrauben kann man nicht kochen und wer weiß, wie lange es dauern wird, bis wir zu dem Depot kommen, das wir jetzt anlegen!

Das erste Netz ist voll, Kevin trinkt noch seinen Kaffee aus und startet die Turbine, bin gespannt, ob er das Teil vom Boden wegbringt! – Die Leistungsanzeige geht kurzzeitig auf über 110 %, doch dann hebt er ab ...!" O.k., where do you want to drop this stuff?" – „Hey, let's not drop it, let's just put it somewhere" – „O.k., where?" – „Somewhere on Fork Beard Glacier, as low as possible, cause we have to carry everything back down to the valley floor!" – „I understand, but this lower part is too steep, it won't stay." – Bis wir einen geeigneten Platz finden, sind wir schon knapp 500 Höhenmeter über dem Talgrund; großartig herumzufliegen, um noch einen besseren Platz zu finden, ist in unserem Budget nicht drin, hier geht's um Minuten. Was soll's, immer noch besser, als das Zeug das ganze Tal hereinzuschleppen! Die Zeit, die ich brauche, um das Depot einigermaßen abzudecken und zu befestigen, nutzt Kevin, um am Turner Glacier noch ein leeres Bezinfaß zu holen, das sie dort während der Filmarbeiten deponiert hatten. Auf dem Rückweg nimmt er mich wieder auf und wir holen die nächste Ladung, die Franz in der Zwischenzeit schon vorbereitet hat. Doch er hat es zu gut mit uns gemeint, keine Chance, das Netz auch nur am Boden zu bewegen. Noch schnell zwei Tonnen ausladen und auf geht's, wieder vorbei an der gewaltigen Westwand des Mt. Thor, ganz hinten, oberhalb des Summit Lake steht er, der Riesenkühlturm, und es sieht tatsächlich so aus, als könnte man da oben mindestens zwei Fußballplätze unterbringen!

Wir fliegen zurück zum Camp, mittlerweile sind wieder alle dort versammelt und unterhalten sich angeregt mit den drei Krankenschwestern, die Kevin und sein Kollege auf einen kurzen Rundflug zu unseren Zelten eingeladen hatten. Zwei Netze voll Material haben wir geflogen, das sind ca. 700 kg, für ein drittes reicht der Sprit und der Kies nicht mehr, aber so bleibt noch Zeit, um zusammensitzen, Kaffee zu trinken und uns über die gesparte Arbeit zu freuen, denn dunkel wird es sowieso nicht, und morgen früh ist uns die Flut auch wurscht.

Wir bezahlen unsere Schulden und verabschieden uns von dem freundlichen Quintett, die Krankenschwestern laden uns ein, nach unserer Expedition zu ihnen zum Cariboo-Essen zu kommen, wir nehmen selbstverständlich dankend an. Die beiden Piloten werden wir nur noch am Funkgerät hören, denn sobald sie mit ihrer Übung fertig sind, werden sie wieder mit der Fähre nach Yellowknife zurückfahren, denn in Pangnirtung ist kein Hubschrauber stationiert.

Die Expedition

fängt jetzt erst so richtig an, zwei unserer Teilnehmer kommen erst eine Woche nach uns, für sie lassen wir noch ein Zelt, etwas Verpflegung und einen Kocher zurück, danach laden wir uns auf: 1000 kg minus 700 Kilo geteilt durch acht macht immer noch gute, ganz gute 30 kg pro Nase, ... und los geht's.

Die Landschaft tangiert uns schon nach wenigen Stunden nur noch peripher, die vielen Bäche konnten uns nur ganz am Anfang zum Versuch „überreden“, trocken zu bleiben. Teilweise bis zu den Oberschenkeln im Wasser trampeln wir stur dahin. Ab und zu ein Foto schießen, und weiter geht's im Trott. Am Polarkreis, dessen Vorhandensein durch einen Steinmann mit Schild gekennzeichnet ist, will ich noch ein Bild machen, die anderen sind schon ein Stück voraus, ich werfe meine Kraxe ab, um nicht so zu wackeln, mache mein Foto und dann passiert's: Meine Last besteht aus einer großen Kiste und einem quergelegten Seesack, der Schwerpunkt muß wohl ein bißchen ungünstig gelegen sein, denn als ich die Kraxe wieder aufnehmen will und mich dazu auf den Boden setze, komm' ich nicht mehr auf die Beine! – Ist es jetzt gut oder schlecht, daß keiner mehr da ist, denke ich mir, eigentlich eher gut, denn geholfen hätten sie mir vor lauter Lachen sowieso nicht, und auslachen kann ich mich auch alleine! – Jedenfalls hat es eine Zeit gedauert, bis ich mich wieder in der Vertikalen befunden habe ...

Recht tief steht die Sonne schon, als wir uns alle am Windy Lake treffen, dort steht, wie in Overlord, eine der kleinen Schutzhütten, die, für Notzwecke in regelmäßigen Abständen aufgestellt, im Park zu finden sind. Hier machen wir eine ausgiebige Pause, kochen Tee und eine kleine Mahlzeit, tauschen ein paar Lasten durch, damit's mal an einer anderen Stelle drückt, und machen uns auf den Weiterweg.

Nach dem Windy Lake trennt sich unser Weg vom eigentlichen Wanderweg durch den Park, welcher auf der orographisch rechten Seite des Weasel River verläuft. Wir bleiben links, denn unser Depot ist auch auf dieser Seite des Flusses, und wir wollen weite Umwege vermeiden.

Noch über den nächsten Rücken, dann müßten wir sie sehen, in voller Größe, die Mt.-Thor-Westwand. So ist es auch: Wahnsinn, wie die hochpfeilt! Es ist schon noch ein gutes Stück Weg bis zu ihrem südlichen Fuß. Wenn wir dort angekommen sind, könnten wir uns eigentlich um einen Platz für die „Nacht“ schauen, denn bis zu unserem Depot schaffen wir es heute sowieso nicht mehr, sind wir doch schon gut zehn Stunden unterwegs; und das mit diesen Wolken, für heute reicht's! – Die letzten paar hundert Meter müssen wir, direkt am Flußufer entlang, auf den groben Granitblöcken herumbalancieren, naß und rutschig sind sie auch noch, hoffentlich schwimmt jetzt keiner, so kurz vor dem Feierabend. Am nächsten der unzähligen, kristallklaren Bächlein, die von beiden Talseiten herunterplätschern, stellen wir die Zelte auf, froh, verdammt froh, die lästigen Zusatzgewichte abwerfen zu können. – Noch ein wenig konzentriertes Futter einwerfen, und schon hört man es aus allen Zelten schnarchen, das war eine Schinderei!

Mir kommt es so vor, als wären wir gerade eingeschlafen, da brennt die Sonne schon wieder aufs Zelt, daß man fast schon aufstehen muß, ein Blick aus dem Reißverschluß: super Tag, super Wetter, super Blick auf den Thor, – super verspanntes Kreuz, ... s' huift ja nix, raus aus der Falle! Noch während des Frühstücks wird das Fernrohr aufs Stativ geschraubt und mit vollem, aber doch offenem Mund die Thorwand bestaunt, Linien, Linien ...

Die Zelte lassen wir erst mal hier zurück, vielleicht finden wir noch einen besseren Platz für unser Basecamp, an dem wir dann die Lasten aus unserem Depot lagern, die wir jetzt holen wollen.

Leichtere Kraxen, leichtere Rucksäcke, was machen die doch für einen Unterschied beim Gehen! Plötzlich bekommt man wieder einen Blick für die Landschaft und ein Gefühl für den Untergrund, auf dem man sich bewegt; weiche, endlos weiche Moosmatten, Blumen, der Kontrast zu den Gletschern, die nur dreihundert Höhenmeter über dem Talgrund beginnen, und dieser Blick auf die Felsriesen auf allen Seiten ...

Hier, das sieht doch aus, als würde es unser Basecamp: sauberes Wasser, schöner, ebener Platz, dort, am Fuße der großen Moräne. – Echt schön, lassen wir unser Material hier und machen uns auf den Weg zum Gletscher, den Rest holen.

Hinter der Moräne kommt ein kleines Becken, danach noch eine kleine Moräne, danach einen breiten Bach queren und über die groben Blöcke hinauf – das kann ja lustig werden, hier mit den schweren Lasten wieder herunterzupoltern! Noch eine gute Stunde, dann sind wir oben. Die vielen Gletscherbächlein helfen uns sehr, zumindest die Tonnen, bis der Gletscher zu steil wird, leicht herunterdriften zu lassen. Die anderen, nicht wasserdichten Lasten müssen halt getragen werden. – Und runter geht's, Richtung Basecamp, die Knie freuen sich. Jetzt, am Nachmittag, bringt der Bach sehr viel mehr Wasser, und es erfordert ganz schön Standvermögen, um nicht abgetrieben zu werden. Nachdem die erste Ladung deponiert ist, schlendern wir zurück zu unseren Zelten, um dort die Nacht zu verbringen und am nächsten Morgen auch sie ins Camp zu transportieren. Das Gletscherspielchen darf heute jeder von uns noch dreimal durchlaufen, dann haben wir das gesamte Material, inklusive 50 Rollen Klopapier, im Basecamp. Nachdem auch das noch aufgebaut ist, zeigt die Uhr schon wieder ein Uhr morgens, und es wird Zeit zum Abendessen und Schlafen.

Endlich

ist alles vorbereitet, und wir können damit anfangen, uns Ziele für die nächsten Wochen herauszusuchen. Vorläufig bilden sich bei uns zwei Gruppen: Fritz, Wolfgang, Thomas und Johannes schauen sich den Mt. Breidablik aus der Nähe an, Franz, Günter, Andy und ich nehmen die Mt.-Thor-Westwand unter die „Lupe“. Abends treffen wir uns alle wieder im Camp, wo schon Robert und Jörn, die beiden „Nachzügler“, auf uns warten. Leider haben sie es nicht geschafft, ihr persönliches Gepäck plus die von uns

in Overlord zurückgelassenen Ausrüstungsgegenstände auf einmal mitzubringen und sehen jetzt einem nochmaligen Zwölf-Stunden-einfach-Marsch zum Fjord und retour entgegen. Blasen an den Füßen und Druckstellen auf den Schultern und Hüften stimmen keinen unbedingt übergücklich über solche Perspektiven, aber ... s' huift ja nix ...! – Zum gemeinsamen Abendessen lassen sie sich jedoch gerne überreden, und so kochen wir erstmal anständig auf, wofür haben wir denn Unmengen von Lebensmitteln hierhergeschafft! – Es fehlt uns an nichts, nach dem Dessert gibt's sogar noch Filterkaffee! Daß es inzwischen wieder mindestens ein Uhr morgens ist, brauche ich nicht extra zu erwähnen, unseren Tagesablauf kennt Ihr ja mittlerweile ...

Seile,

Haken, Friends, Keile, Karabiner, Portaledges, ..., ein buntes Chaos herrscht nach dem Frühstück, es ist unschwer zu erkennen, daß heute ein erster Versuch gestartet wird, an zwei Bergen, parallel, ein paar Meter vom Boden wegzukommen. – Nur Robert und Jörn, die armen Schweine, setzen sich langsam, mit langen Gesichtern und den Kopfhörern ihrer Walkmen auf den Ohren, in Bewegung, um es hinter sich zu bringen.

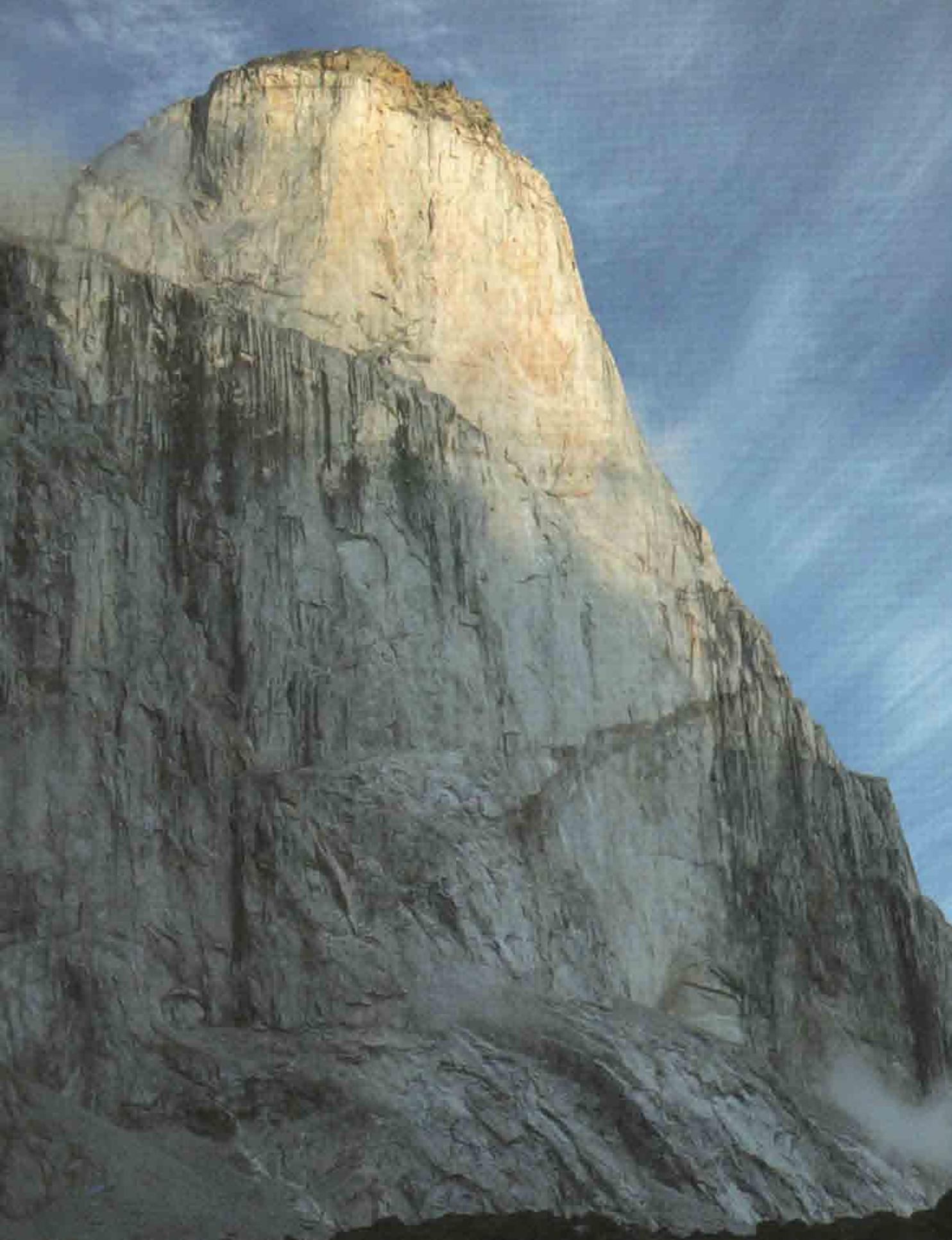
Wir anderen vereinbaren zwei feste Funkzeiten pro Tag und verabschieden uns, denn unsere Wege führen in entgegengesetzte Richtung.

Während der letzten Tage haben wir sehr aufmerksam den Mt. Thor beobachtet, denn aufgrund unserer Informationen soll es dort schon ab und zu Steinschlag geben. Er hat sich jedoch sehr ruhig verhalten, deshalb wollen wir unser Glück an ihm versuchen und tragen so viel Kletterzeug wie wir schleppen können in Richtung Einstieg. Über die riesige Schotterhalde plagen wir uns hoch, bis wir endlich direkt unter der gigantischen Wand stehen und uns schier das Genick verrenken müssen, um den Gipfel zu sehen, so steil ist die „größte Granitwand der Welt“!

Links über uns sehen wir einen Pfeilerkopf, der den leichtesten Weg vorgibt, – den werden wir gleich haben! – Denkste, sechs Seillängen wollen erst mal geklettert sein! – Wenigstens schaffen wir es, einen großen Teil der Ausrüstung auf dem Pfeilerkopf zu deponieren und unsere heutige Kletterstrecke mit Fixseilen zu versehen, danach begeben wir uns auf den Rückweg ins Camp, denn es ist schon wieder ...

Spätestens auf dem Pfeiler wurde uns bewußt, daß wir in dieser Wand keine Chance haben, eine neue Route zu eröffnen, dazu ist sie viel zu kompakt. Mit unseren Handbohrgeräten wären wir bestimmt im Herbst noch am Hämmern, deshalb wären wir schon sehr zufrieden, wenn uns eine Wiederholung der Redfurn-Route gelänge.

Bis zum ersten Band, in ungefähr 500 m Wandhöhe, wollen wir noch Fixseile anbringen, von dort aus dann in der Wand bleiben und uns im Big-Wall-Stil hocharbeiten. Im Moment brauchen wir dazu nicht zu viert zu sein und lösen deshalb aus, wer morgen einen Ruhetag einlegen darf und wer am Thor weiterarbeitet.





Das Los trifft Franz und Günter, Andy und ich sind nicht böse darüber, einen Tag zu relaxen und nebenbei Verpflegung, Kocher und Brennstoff für unseren Aufenthalt in der Wand – wir rechnen mit ca. zehn Tagen – vorzubereiten. Mit dem Fernrohr beobachten wir unsere beiden Kollegen, wie sie sich langsam dem ersten Band nähern, ihr Tempo läßt auf verzwickte Techno-Kletterei schließen. Abends im Camp angelangt, bestätigen sie, ziemlich müde, unsere Vermutungen.

Heute soll's losgehen, noch ein letzter Materialtransport zum Wandfuß, wo alles in die Haulbags verstaut werden soll, und dann hoch damit zum Band, wo schon die gesamte Kletterausrüstung deponiert ist. – Doch gerade als wir das Camp verlassen wollen, fängt es plötzlich an zu donnern – nein, ein Gewitter ist das nicht, bei dem wolkenlosen Himmel. Da sehen wir auch schon die Staubwolke in der Thor-Westwand, ein Einfamilienhaus fällt aus der Gipfelwand, schlägt auf dem zweiten Band auf, nimmt dort nochmals einen gewaltigen Felsbrocken mit und das ganze entwickelt sich zu einer gigantischen Steinlawine, die sich über einen großen Teil der Wand ergießt, bevor sie mit mächtigem Getöse am Wandfuß einschlägt, die Staubwolke breitet sich über das ganze Tal aus und hält sich dort über mehrere Stunden, bevor sich der Staub legt, und der Thor so tut, als wäre nichts geschehen.

Mit dem Staub legt sich auch die Motivation, an dieser Wand weiterzumachen. Wir müssen uns erstmal setzen und nicht nur das Frühstück verdauen. – Hat es unsere Route auch erwischt, sind die Fixseile noch ganz, ist das Material überhaupt noch auf dem Band, ..., sollen wir uns nochmal hineintrauen, um es zu holen, ...?

Abwarten, erstmal beobachten, wie sich die Lage entwickelt, ob sich der Thor beruhigt, ist unsere Entscheidung. – Er beruhigt sich. Ohne Ausrüstung können wir auch an einem anderen Berg keine Touren mehr machen, also was bleibt uns übrig, als zu versuchen, unser Klettermaterial vom Band zu holen. Franz und ich machen uns eines Tages auf den Weg.

Schon der Weg zum Einstieg ist total verändert, nichts sieht mehr aus wie früher, Rinnen sind mit Schotter aufgefüllt, alles ist mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Am Einstieg angelangt, finden wir auch die Ausrüstungsgegenstände, die wir hier zurückgelassen haben, nicht mehr; meterhoch liegt hier der Schutt. Unsere Fixseile sind nur noch zum Teil vorhanden, zum Teil beschädigt, zum Teil fehlen sie ganz. Teils kletternd, teils jümander arbeiten wir uns zum Pfeilerkopf hinauf, von wo aus wir den weiteren Abschnitt bis zum Band einsehen können. Er bietet ein ähnlich trauriges Bild. Es ist sehr ruhig um uns herum, kein Lüftchen regt sich, kein Steinschlag. Auf die gleiche Art wie bisher erreichen wir das Band, erleichtert, daß die angeschlagenen Fixseilstücke zum großen Teil gehalten haben und daß wir fast das gesamte Material unversehrt vorfinden. Schnell packen wir alles zusammen, bauen die restlichen Fixseile ab und machen uns aus dem Staub. Wieder am Wandfuß angelangt, treffen wir Andy, der heraufgekommen ist, um uns tragen zu helfen, wir teilen die Lasten auf und rennen die Schotterrinnen

hinunter. Erst unten auf der Wiese trauen wir uns anzuhalten. Froh, daß alles gut gegangen ist, schlendern wir zurück zum Camp, freuen uns auf ein anständiges, kräftiges Abendessen.

In der Zwischenzeit

waren Robert und Jörn in Richtung Mt. Asgard aufgebrochen, sie wollen in der Südwand des Südturmes wenn möglich eine neue Route eröffnen. Fritz, Johannes, Thomas und Wolfgang sind vom Mt. Breidablik zurück. Es ist ihnen gelungen, eine Erstbegehung über den Nordpfeiler zu klettern, 8/A2 ist ihr Schwierigkeitsvorschlag – wir gratulieren zu dieser starken Leistung! An diesem Abend sitzen wir noch lange nach dem Essen zusammen unter unserer Küchenplane und tauschen die verschiedensten Erfahrungen aus, die wir während der letzten Tage gemacht haben. Für morgen nehmen wir uns vor, gemeinsam zum Mt. Asgard zu gehen, um uns dort mit Jörn und Robert zu treffen und zu klettern.

Zum Mt. Asgard zu gehen und zu klettern heißt erstmal wieder Unmengen von Ausrüstung und Verpflegung in die Rucksäcke zu stopfen, obendrauf die Zelte zu schnüren und zwei Tage tragen, tragen ... – Das Wetter hat sich geändert, Nebel verhängt die Berge und es regnet leicht, als wir den Cariboo-Glacier queren. Ein kleines Stück unter uns laufen zwei Gestalten in die entgegengesetzte Richtung. Wir sind alle so in unsere Rucksäcke „vertieft“, daß wir uns fast nicht gesehen hätten! – „Arctic Dreams“ taufen sie ihre Neutour, die sie fast bis zum Gipfel durchziehen konnten, nur das schlechte Wetter und Kälte haben sie, kurz unter dem höchsten Punkt, dazu „überredet“, in die Italieneroute auszuweichen, über diese auszusteigen und dann abzuseilen. Das Essen ist ihnen ausgegangen und sie sind gerade auf dem Weg ins Basecamp, um sich so richtig vollzufuttern. – Nun, Verpflegung haben wir genügend dabei, deshalb drehen sie gerne um und gemeinsam steigen wir auf, um auf der kleinen Moräne unter der Südwand unsere Zelte aufzustellen. Sollte das Wetter besser werden, wollen Jörn und Robert ihre Tour fertigmachen, Fritz, Thomas, Johannes und Günter speichen auf die zweite Begehung, Franz, Andy, Wolfgang und ich versuchen uns in der Ostwand des Nordturms. Rechts der Scotttroute müßte doch genügend Platz für uns sein.

Ein Zwischenhoch

ist es wahrscheinlich nur, denn zu schnell hat es am frühen Morgen aufgemacht, zu klar ist die Sicht – doch einen Versuch sollten wir auf alle Fälle starten, vielleicht hält das Wetter ja trotzdem. Die „Südwändler“ haben unser Lager vor kurzer Zeit verlassen, wir sind auch gleich so weit. Nur noch schnell ein paar Fruchtschnitten und Riegel in die Rucksäcke packen, und schon sind wir unterwegs zu dem kleinen Sattel, auf dessen anderer Seite wir zum Gletscher absteigen können. Darüber wächst die

Ostwand aus dem Schnee in den Himmel, knapp 1000 Meter ist sie hoch, stellt sich im oberen Teil immer mehr auf und schließt dann übergangslos mit dem Gipfelplateau ab. Nach längerem Studieren der Wand mit dem Fernglas finden wir im unteren, flacheren Teil keine logischere Routenmöglichkeit als die, für die sich Doug Scott damals entschieden hat. Im oberen Teil jedoch, wo er nach links gequert ist, wollen wir versuchen, durch die Reißreihe möglichst direkt zum Gipfelplateau auszusteigen.

Ein kurzes Stück klettern wir noch gleichzeitig, in Plastikschuhen, über die glatten Platten hinauf, hier auf diesem schmalen Band können wir uns noch gut umziehen, tauschen die Betonslicks gegen Reibungsschuhe und klettern die sich aufstellenden Platten und Risse empor. Als es schwieriger wird finden wir Magnesiaspuren – hoffentlich ist uns hier niemand zuvorgekommen!

Wahrscheinlich sind sie von den Mexikanern, die schon seit ein paar Wochen am Turnergletscher lagern und eigentlich die Nordwand des Nordturmes versuchen wollten, wie wir im Rangerbüro in Pangnirtung bei unserem Briefing erfahren haben.

Anfangs, unten in den Platten, war es noch angenehm warm, schön langsam wird es immer kälter, die Sonne verschwindet immer öfter hinter den Wolken. Wir sehnen schon das Schuttband, ungefähr in Wandmitte, herbei, um uns wenigstens wärmer anziehen zu können. Endlich sind wir da. Hier zweigt die Scotttroute nach links ab, und wie schon von unten vermutet, ziehen die Reißreihen, die wir gesehen haben, fast durchgehend zum Gipfel.

Ab dem Band wird die Kletterei schwieriger, und die zunehmende Kälte in Verbindung mit dem auffrischenden Wind macht das Warten an den Standplätzen zur Geduldsprobe. Die Magnesiaspuren sind mittlerweile nicht mehr zu sehen und auch sonst finden wir keine Begehungsspuren mehr. Sieht so aus, als hätten die Mexikaner die Scottföhre gemacht – Gott sei Dank!

Mittlerweile ist es so saukalt geworden, daß wir nur noch langsam voran kommen. Stellen, die wir mit etwas Gefühl in den Fingern wahrscheinlich hätten frei klettern können, müssen wir nun technisch austricksen, sogar einige wenige Haken schlagen. So befinden wir uns im ständigen Wechselbad: Beim Vorsteigen kommt man, wegen der dicken Kleidung und der eingeschränkten Bewegungsfreiheit, ins Schwitzen, dann, am Standplatz, dauert es nicht lange, bis die Kälte wieder in die Knochen kriecht; eine richtige „arktische Kneippkur“ ist das – hinzu kommt langsam die Müdigkeit.

Völlig durchgefroren versuchen wir, in einer Art Kamin uns ein wenig hinzusetzen und auszuruhen in der Hoffnung, daß wenigstens der kalte Wind nachläßt. Außer einem Biwaksack und ein paar Alufolien haben wir nichts dabei, um unseren Aufenthalt hier erträglicher zu machen. Unsere Rucksäcke waren auch so schon schwer genug, außerdem ist nicht einmal genügend Platz, um allen eine Sitzgelegenheit zu bieten. Deshalb spannen wir noch ein Seil zwischen den Kaminwänden, Andy bekommt diesen Logenplatz!

An Schlaf ist eigentlich nicht zu denken, obwohl es langsam Zeit wäre. Seit wir die Zelte verlassen haben, sind schon knapp 20

Stunden vergangen. Zu futtern ist auch nicht mehr viel da, mit vollem Magen ist es halt leicht, Gewicht zu sparen!

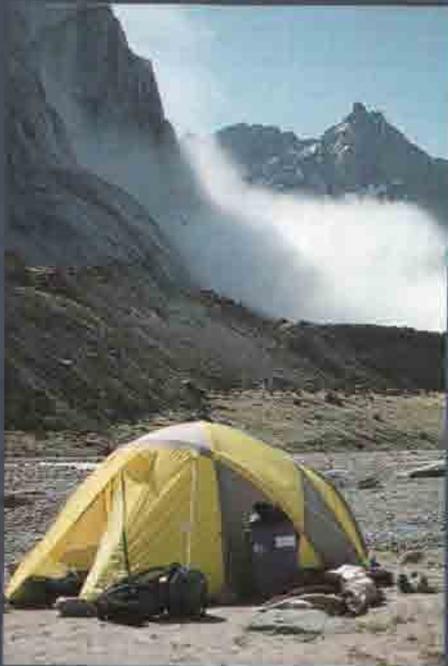
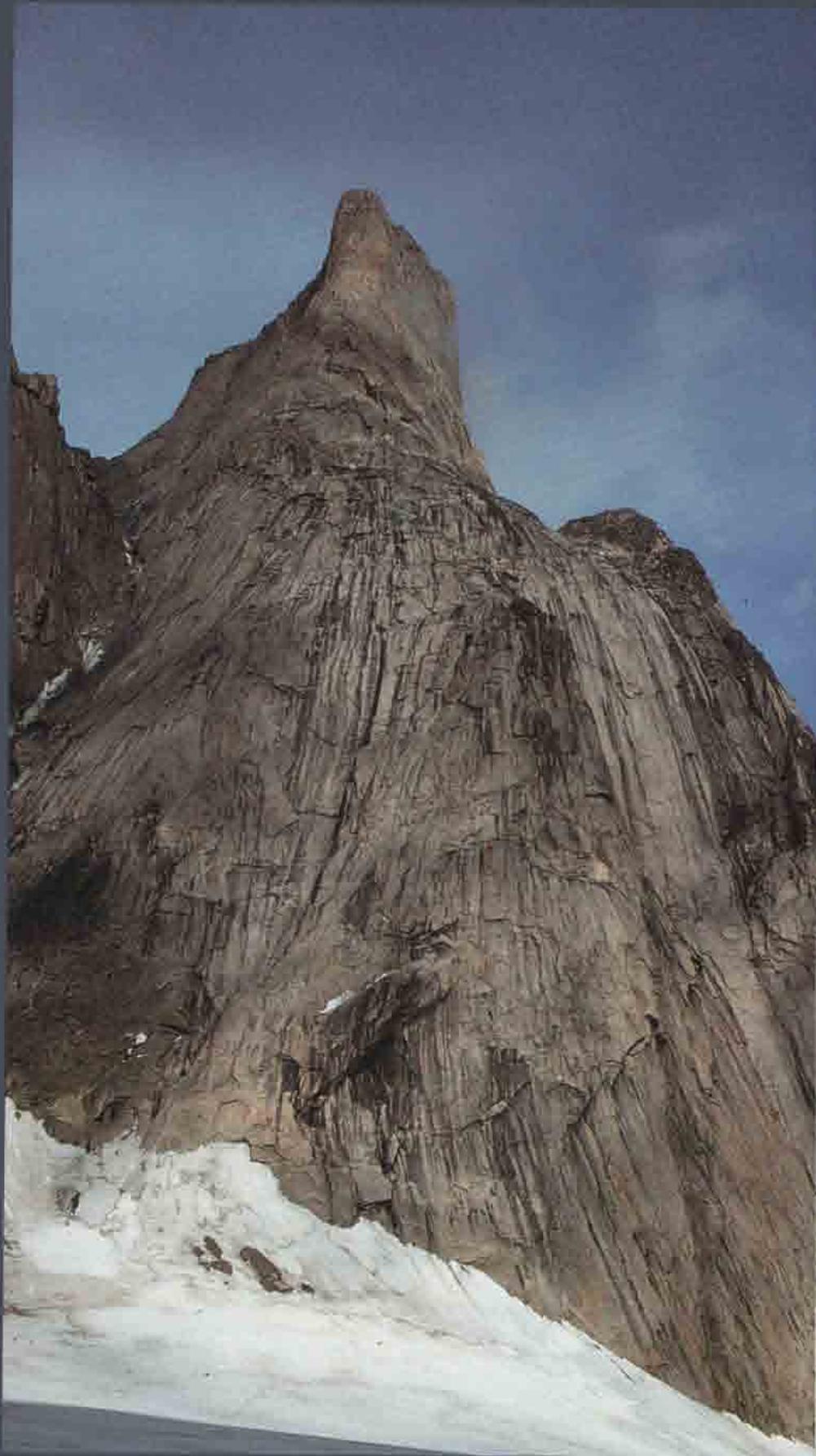
So dösen wir ungefähr zwei Stunden vor uns hin, klappern mit den Zähnen um die Wette, der Wind läßt einfach nicht nach, im Gegenteil, er wird stärker und treibt noch jede Menge Wolken vor sich her. Er bläst auch noch aus Südwest, woher seit wir hier sind noch nie etwas Gutes gekommen ist, Sch...! – „Ich sag' es ja nicht gerne, doch ich glaube, es ist Zeit hier abzuhauen.“ – „Was, jetzt willst Du abseilen, das können wir doch auch noch wenn die Sonne rauskommt und es wenigstens ein bißchen wärmer wird.“ – „Erstens kommt die Sonne nicht raus und zweitens hab' ich kein Wort vom Abseilen geredet, sondern abhauen gesagt.“ – „Nach oben, meinst Du?“ – „Genau!“ – „So wie wir bibbern, heben wir doch in dem Reiß gar nicht ab!“ – „S' huift ja nix!“ – „Und wer steigt vor?“ – „Ich versuch's mal, wenn's mich brezelt, können wir ja immer noch abseilen!“

Alleine das Umziehen der Schuhe wird schon eine Aktion für sich, nicht mal umdrehen kann man sich in dem engen Loch, ohne jemandem auf die Finger, Füße oder sonstwohin zu steigen. – Die ersten Meter gehen noch frei, doch schnell verschwindet jegliches Gefühl in den aufgerissenen Händen, verdammt rau, der Granit hier oben! – Jetzt fängt das auch noch an zu schneien, als wäre es nicht schon unangenehm genug. – Friends, Keile, Leitern helfen weitere 50 Meter höher zu kommen. Stand, dankbar, endlich wieder die Handschuhe anziehen zu können. Franz ist der nächste, räumt die Seillänge wieder aus, hat aber sichtlich wenig Spaß dabei, jede Bewegung läuft noch total unrund ab, doch als er näherkommt, grinst er schon wieder. Der bringt doch immer ein Lachen raus, auch wenn es ihn noch so ankotzt, denke ich mir, als er seine Selbstsicherung einhängt. – „In der nächsten Seillänge erwartet uns der gleiche Mist, was“ – „S' huift ja nix, da müssen wir halt jetzt durch!“ – „Den Verdacht hab' ich auch, packst Du noch eine, mich friert immer noch wie einen Hund!“ – „Glaub' schon, bis später!“

Ohne Probleme

übertönt der Sturm das Knurren meines Magens, und auch den Schneefall interessiert es wenig, daß wir nur noch hier raus wollen, er pudert fleißig weiter Griffe und Tritte ein, um sie schön rutschig werden zu lassen, damit wir ja nicht zu schnell vorwärtskommen! Am nächsten Stand verkrieche ich mich so weit wie möglich in einen Kamin, um dem immer stärker werdenden Wind auszuweichen – ein Königreich für das Wetter, das wir am Thor hatten, wie gerne würde ich auch hier im T-Shirt klettern! – „Jetzt wird mir langsam wärmer, ruh' Dich mal ein bißchen aus, ich mach die Nächste.“ – „Super, so kenn' ich Dich, Material hast Du ja genügend, mach's gut!“ – Wir fixieren das Seil für Andy und Wolfgang, die sich jetzt mit vier Rucksäcken herumplagen, dann ist Franz schon unterwegs. Er geht das ganze Seil aus und kommt damit auf einen kleinen Absatz, auf dem wir alle bequem sitzen können. – Pause!

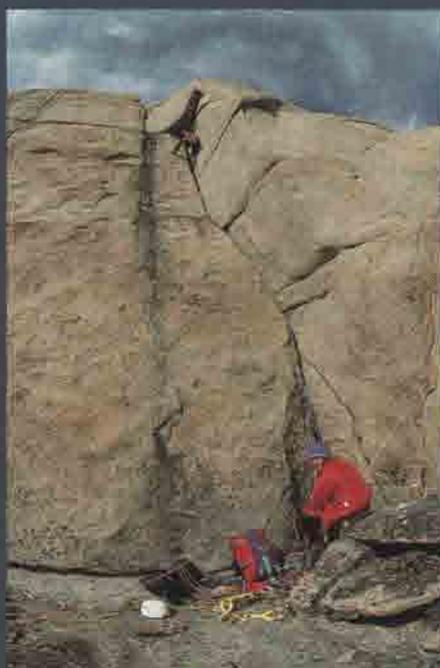
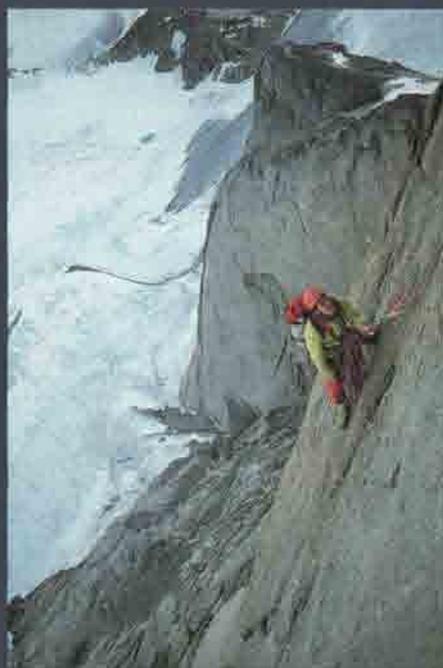
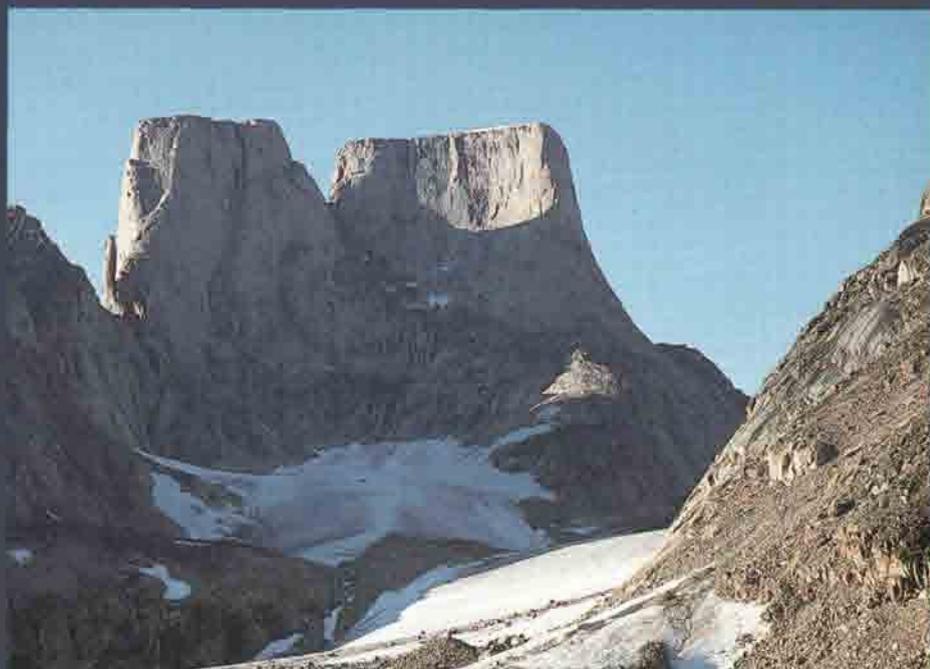
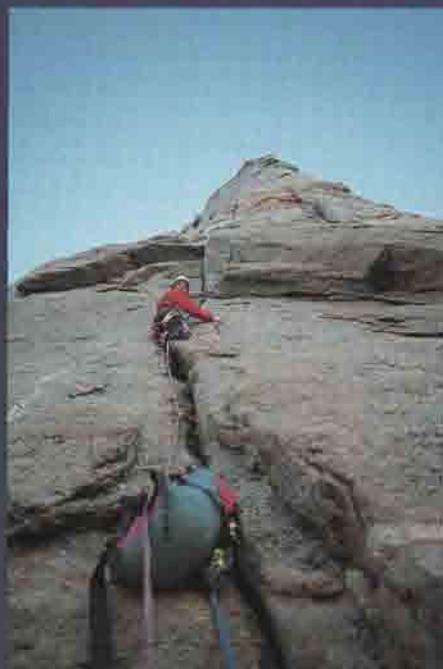
Rechts: Die
Ostwand am Nordturm
des Mount Asgard.
Unten: Die
aus der Westwand
des Mount Thor stürzende
Steinlawine



Motivationsschub

„S' huiift ja nix“

am Polarkreis



Oben:
Mount Asgard
Süd- (links) und
Nordturm.
Links und
oben links:
In der Route
„S' huiift ja nix“
an der
Ostwand
des Mount Asgard-
Nordturms

Der Nebel wird immer dichter, wir können nur die nächsten paar Meter einsehen, doch was sich da zeigt, schaut nicht gerade sehr einladend aus: Ein leicht überhängender Riß, der sich zum Offwidth weitet, das hat uns gerade noch gefehlt! – „Versuchen kann ich's ja mal, doch eine große Chance sehe ich da nicht, bin schon ganz schön platt, und die Schrubberlei liegt mir sowieso nicht.“ – „Du machst das schon!“ – Den Riß komme ich noch hoch, doch der Schrubber ist zuviel, den pack' ich heute nicht mehr, lege einen guten Keil. – „O.k. laß' mich runter!“ „Eh, laß' mich runter!“ – Die pennen alle! – „O.k., O.k., ich laß' Dich ja schon runter!“ Franz probiert's als nächster, kommt auch ein Stück höher: „Laß' mich runter!“ – Wolfgang hängt sich das Material um, kommt noch ein Stück höher, „laß' mich runter“ – Pause!

Keine Ahnung,

wie lange wir so dagesessen sind, geschnarcht haben wir jedenfalls alle, bis das nächste „Zwischenhoch“ uns geweckt hat. Mit der Sonne kommen auch die Lebensgeister zurück, Franz schnappt sich das Bohrgerät und los geht's. – „Dem zeig' ich's jetzt!“ – Unter dem monotonen Klopfen des Hammers „biert“ es mich gleich wieder ins Land der Träume, mit dem Sichern müssen wir abwechseln, weil sich keiner mehr lange wachhalten kann! – „Stand!“ – „SUPER!“ – Wolfgang hängt seine Klemmen ein und macht sich auf den Weg, Andy und ich bereiten uns vor, die Rucksäcke nachzubringen. Noch zwei Seillängen, dann stehen wir auf dem Gipfelplateau. Händeschütteln – geschafft, erleichtert, glücklich, übermächtig schauen wir in die Runde der Berge um uns herum, machen ein paar Fotos, dann neigt sich das Zwischenhoch schon wieder seinem Ende zu. Dicke, schwarze Wolken rasen heran – Zeit zu gehen!

Ein paar Seillängen können wir über die Schweizer Führe abseilen, dann wird das Gelände flacher, und über den absoluten Urschotter galoppieren wir hinunter zum Gletscher und zu unseren Zelten, 36 Stunden – wie wir sie taufen? – „S' HUIFT JA NIX!“ – wie sonst!

Am gegenüberliegenden Ufer des Cariboo-Glacier steht noch ein Super-Pfeiler, der Nordpfeiler des Mt. Tyr, den wollen wir auch noch versuchen. Auf unserem Weg zurück zum Basecamp deponieren wir so viel Material, wie wir glauben zu brauchen, unter einem Felsen auf der Mittelmoräne, dann kann uns hier oben erstmal nichts mehr halten, hinunter geht's, ins Tal.

Ruhetag

Das große Fressen. Danach freuen wir uns alle auf unseren ersten Badetag. Das Wasser in dem kleinen See auf der Moräne hinter unserem Basecamp ist zwar bitter kalt, doch nach gut drei Wochen muß es einfach wieder einmal sein! Den Rest des Tages verbringen wir mit Faulenzen, Schachturnieren, Jonglieren, usw. – Auch am nächsten Tag steht das Essen, Schlafen und Herum-

sandeln im Vordergrund, denn das Wetter ist noch nicht so besonders.

Bevor wir uns jedoch zu sehr an das faule Leben gewöhnen, machen wir, Franz, Günter und ich, uns daran, unsere Rucksäcke zu packen. Verpflegung nehmen wir für vier bis fünf Tage mit, dann gehen wir den schon bekannten Weg hinauf zum Cariboo-Glacier, nehmen dort noch die deponierte Ausrüstung mit, stellen unser Zelt auf das flache Eis des Gletschers und gehen früh schlafen.

Die Sonne scheint schon aufs Zelt und es wird Zeit zum Aufstehen, wahnsinnig attraktiv steht der Tyr-Pfeiler vor uns! – Wenn das alles Risse sind, was wir da in Gipfelfalllinie sehen, müßten wir schon durchkommen!

Durch den tiefen, weichen Schnee spuren wir hinüber, ziehen die Steigeisen an, um die kurze Eisflanke hinauf zur Randklüft zu klettern, lassen die Eisausrüstung am Einstieg zurück. Günter führt die ersten drei Seillängen ohne größere Probleme bis auf einen kleinen Absatz. Dort kommen die Probleme: Das „Rißsystem“ über uns ist nur ein dunkler Streifen, die nächsten 80 bis 100 Höhenmeter bestehen aus kompaktem Granit, die einzige Möglichkeit durchzukommen könnte weiter links, in der Wand, bestehen. – An kleinen Stoppern und R.P.'s eiere ich, zuletzt auf ein schmales Band cliffend ca. 25 Meter hinauf, doch dann ist Feierabend. Keine Rißspuren mehr, nur kompakter, leicht nach unten geschichteter, glatter Granit. – Kletterbar wäre er vielleicht schon, für jemanden, der das, was er hochklettert, auch wieder runterklettern kann wenn's nicht mehr weitergeht, denn abzusichern ist das Gelände über mir nicht mehr, schon allein deshalb, weil man kaum mehr eine Hand vom Fels wegbringt! – Also ich gehöre jedenfalls nicht zu den Glücklichen, die das draufhaben, bohre einen soliden Bolt und lasse mich herunter zum Stand.

Nach einer kurzen Diskussion, und nachdem auch Günter noch zu meinem Umkehrpunkt hochgejümt ist, werden wir uns einig, daß wir mit Handbohrgeräten nicht anfangen brauchen, längere Fortbewegungsstrecken einzubohren, einfach weil es zuviel Arbeit ist und viel zu lange dauert. – Erleichtert wird unsere Entscheidung, hier abzubrechen, noch durch die schon wieder heranrasenden schwarzen Wolken. Kurz darauf beginnt es zu tröpfeln, wir seilen hinunter zum Gletscher.

Als „Vierer-Seilschaft“, den Haulbag als Schlußmann, stolpern wir, um ihn leichter ziehen zu können, gleich geradeaus durch den Sumpf hinunter. Von Zeit zu Zeit bricht man immer wieder durch, doch meist nur bis zum Oberschenkel. – Plötzlich breche ich komplett durch, nicht nur bis zum Oberschenkel, es wird schwarz um mich herum, und Kopf voraus düse ich ins Leere. Als es mich unten wieder in die richtige Richtung dreht, schlage ich an den Wänden an und breche die herunterhängenden Eiszapfen ab. Durch das Klimpern des Eises denke ich im ersten Moment: Mist, jetzt kommt bestimmt gleich der Günter hinterhergefliegen ... – doch dann kommt der langersehnte Ruck – Gott sei Dank, er ist oben geblieben. Bestimmt hat es die beiden ganz schön auf den Bauch gehauen, bei meinem Gewicht, mit dem großen Rucksack – zum Glück hängt ja auch noch der Haulbag dran!

Gut acht Meter über mir wird es hell. – Dann werd' ich mich mal hochwurschteln – erst mal den Rucksack runter und unter mir ans Seil hängen, mit dem Ding kann man sich ja gar nicht bewegen! Langsam geht es höher, doch über den Rand komm' ich nicht, da werfen mir die Kollegen auch schon ein Stück Seil zu und gemeinsam ziehen wir mich dann wieder ans Licht. In einem großen Bogen umgehen wir die Spalte und erreichen, platschnaß, gegen zwei Uhr morgens unser Zelt, wieder mal total k.o.!

Der Regen

trommelt auf das Außenzelt und es windet so stark, daß wir unsere Behausung vorsichtshalber mit Eisschrauben auf dem Gletscher verankern. Gut, daß wir gestern abgebrochen haben – gefroren haben wir und naß geworden sind wir nun am Asgard wirklich schon genug! So verbringen wir den Tag im Zelt und bleiben trocken, echt super diese Teile!

Knapp 30 Stunden sind wir jetzt herumgelegen – endlich hört es auf zu regnen, gerne packen wir zusammen und machen uns auf den „Heimweg“ ins Basecamp.

Unten am Fluß treffen wir Robert, Andy, Fritz und Wolfgang. Sie haben schon wieder so komisch große Lasten auf dem Buckel, diese wollen sie unbedingt zum Turner-Gletscher am Fuße der Mt. Asgard Nord- und Westwand schleppen, um dort noch einen Versuch zu starten. Na dann viel Spaß, Burschen!

Jörn, Thomas und der Doc sind auch gerade unterwegs, sagen sie. Am Ende eines Seitenarmes des Fork Beard Glaciers haben sie eine sonnige Südwand entdeckt, der Berg hat noch keinen Namen, ein Grund mehr, um sich an ihm zu versuchen.

Praktisch haben wir das Basecamp die nächsten Tage für uns alleine, hoffentlich ist noch was anständiges zu essen da, denn ich für meinen Teil werde mich die nächste Zeit nicht zu viel bewegen, langsam ist die Luft raus, und wenn ich nochmal einen schweren Rucksack trage, dann höchstens Richtung Fjord!

Die Vorräte

werden zwar noch nicht zu knapp, doch läßt die Auswahl langsam zu wünschen übrig, „Kalos“ liegen noch genügend herum, schmeckt aber alles gleich, na ja, zum Rumsandeln braucht man auch nicht so viel zu essen.

So vergehen die nächsten Tage, dann kommen die drei „Sonnenbader“ zurück. „Desperately Seeking The Sun“ haben sie ihre Tour getauft, leider war es doch nicht so warm, wie sie gedacht hatten, aber immerhin ist ihnen eine schöne Tour gelungen! Dann erzählen sie noch von einer Eiswand, die sehr gut aussehen soll, sie steht hinter dem Thor. Franz und Günter wollen sie sich aus der Nähe ansehen, danach würden Andy und ich auch noch mit zur „Sonnenwampe“ gehen, vorausgesetzt, das Wetter wird wieder stabiler.

Günter und Jörn spechten noch auf die zweite Begehung von „Zwölfgang“, der Tour über den Nordpfeiler des Mt. Breidablik – auf einmal ist wieder genügend Auftrieb da!

Nachmittags um fünf brechen Franz und Günter auf zur Eiswand, am nächsten Morgen um vier sind sie wieder zurück, sie haben am Gipfel keine Anzeichen dafür gefunden, daß schon einmal jemand vor ihnen oben war, deshalb haben sie den Berg gleich getauft: „Chinesischer Turm“ soll er ab jetzt heißen und die Eiswand „Chinesische Schlittenfahrt!“ – Ob man daraus auf spezielle „Expeditionsliteratur“ schließen kann?

Obwohl das Wetter noch sehr wechselhaft ist, machen sich Jörn und Günter daran, „Zwölfgang“ zu wiederholen. Sie nehmen kein Zelt mit, um schneller zu sein. Sie werden praktisch am selben Tag, an dem sie das Basecamp verlassen, noch einsteigen, nach ein paar Seillängen biwakieren, am Tag darauf zum Gipfel klettern, abseilen und zurück zum Basecamp marschieren – ein ganz schön umfangreiches Programm!

Andy, Franz und ich stellen uns ebenfalls den Wecker, doch sehen wir am frühen Morgen anstatt klarem Himmel nur ein riesiges Motivationsloch – es tröpfelt leicht und wir können, trotz verzweifelter Versuche, den Kampf gegen den warmen Schlafsack nicht gewinnen!

Während des Tages ist es mal besser, mal schlechter, das Klettern macht wahrscheinlich keinen großen Spaß, wir lassen es uns im Camp gutgehen, lesen viel, spielen Schach, usw. – Pünktlich zum Abendessen treffen unsere „Asgardler“ ein, Robert hat furchtbare Zahnschmerzen und die Verhältnisse an der Nordwand waren auch nicht der Hit – also, außer Spesen ...

Zehn Uhr abends, eine unserer festen Funkzeiten: Jörn hat unglücklicherweise eine Schuppe gezogen und ist mit ihr ein paar Meter abgetaucht, dabei ist zwar, Gott sei Dank, nicht viel passiert, doch hat er sich bei der Landung den Knöchel verstaucht, kann fast nicht mehr auftreten. – Sie werden versuchen, so weit wie möglich herunterzukommen, in der Zwischenzeit laufen wir ihnen entgegen. – Jetzt können wir unsere Portaledges wenigstens als Trage gebrauchen!

Der Hochsommer auf Baffin geht seinem Ende zu, das heißt, auf unserem Weg zum Breidablik ist es schon dämmerig. Stolpernd überqueren wir die vielen kleineren und größeren Bäche, und bald sehen wir die beiden schon die Sandreißer herunterhumpeln. Bis sie bei uns sind, haben wir schon alles vorbereitet, Jörn braucht es sich nur noch auf seiner Säufte bequem zu machen und schon können wir. – Doch so einfach ist das nicht, Jörn will gar nicht getragen werden, – er glaubt doch nicht im Ernst, daß wir jetzt, mitten in der Nacht, zu acht, stundenlang neben ihm hertrödeln! – Auf keinen Fall, rauf auf das Ding und ab damit! – Im fliegenden Wechsel tragen wir ihn über Stock und Stein, dem Armen ist bestimmt schon ganz schlecht von der Schaukelei, verständlich, daß er lieber gehumpelt wäre, doch er muß ja auch an uns denken!

Der letzte Bach hat es noch einmal in sich, Robert, der, bevor wir vom Camp aufgebrochen sind, von unserem Doc noch mit Medikamenten vollgestopft wurde, torkelt uns entgegen und manövriert uns mit wilder Gestik sicher durch die Klippen des

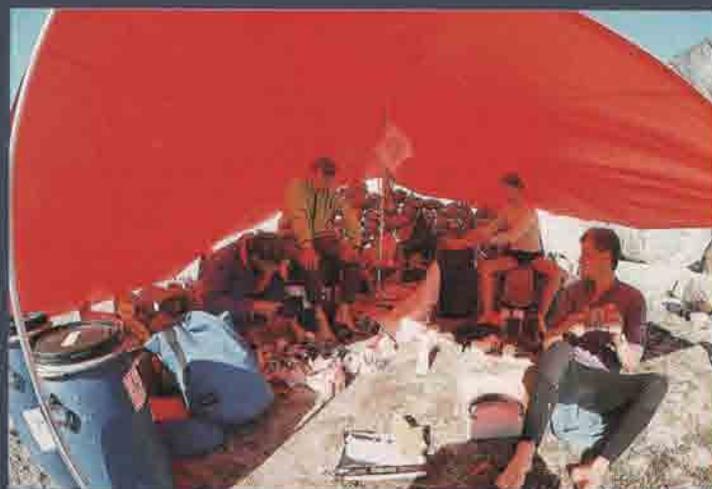
Bergsteigen

„Arktic Dreams“

im Nordlandsommer



Oben:
Auf dem
Nordturm
des
Mount Asgard.
Rechts:
Lagerszenen





Oben: Der Mount Breidablik; die Licht und Schatten trennende Kante ist der NO-Pfeiler mit der Route „Zwölfgang“

tückischen Gewässers, grinst über beide Ohren, als hätte er einen Whisky-Truck geplündert. – Johannes läßt sich nicht erweichen, uns das Versteck seiner Mittelchen preiszugeben. Schade, der Robert sieht so happy aus!

Zeit

haben wir zwar noch ein paar Tage, doch was sollen wir noch hier. Wettermäßig ist es schon recht herbstlich, die schönen, stabilen Tage sind für heuer vorbei, wir können nicht mehr die ganze Nacht hindurch klettern, es wird ja schon um Mitternacht dämmrig und erst um drei Uhr morgens wieder hell. Unsere Verpflegung, wenigstens die gute, ist schon lange verdaut. Wir hätten uns einfach am Anfang nicht so fürchterlich vollstopfen sollen, aber es schmeckte uns halt allen so gut. Geklettert sind wir viel, insgesamt glückten uns fünf Erstbegehungen, dazu kommen noch zwei Versuche, jeder von uns war an einer Erstbegehung beteiligt, manche sogar an einer Erstbesteigung. Wir hatten, außer einem verstauchten Knöchel, keinen Unfall, also, wozu sollen wir uns noch hierhersetzen? – Außerdem ist es für Robert und Jörn bestimmt angenehmer in Pangnirtung, bei den Krankenschwestern, auf unseren Rückflug zu warten, als hier in der schönen Natur! – Sobald Jörns Knöchel ihn wieder tragen will, bauen wir das Basecamp ab und schleppen, schleppen wie die Deppen ...

Für jeden bleiben mindestens noch zwei Lasten, deshalb legen wir uns eine „Tragetaktik“ zurecht: Die erste Last buckeln wir zum Windy Lake, das müßten wir in sechs Stunden schaffen. Dort stellen wir sie ab und gehen einfach zurück zum Basecamp, in der halben Zeit, übernachteten hier und dann ist die zweite Last dran. Am Windy Lake stellen wir unsere Zelte auf und tragen danach die erste Last so weit wie wir noch Lust haben, deponieren sie irgendwo. Dann wieder zurück zum Windy Lake, dort übernachteten. Am Morgen muß die zweite Last nach Overlord, dann können wir uns überlegen, ob wir die erste Last noch am selben Tag holen oder nicht. Auf diese Art sind wir in spätestens drei Tagen in Overlord, der einzige Haken bei der Sache ist nur, daß wir pro Nase mindestens noch 80 Kilo Schrott hier herumliegen haben. – Darin ist allerdings sämtlicher Abfall, die alten Seile, usw. enthalten, denn wir wollen nichts zurücklassen. – Lieber zweimal buckeln, als dreimal hatschen, das Training der letzten fünf Wochen soll ja auch nicht für die Katz gewesen sein! Als wollte uns das Wetter verarschen, brennt an unserem Abreisetag nochmal so richtig der Strahler vom Himmel, wir schwitzen nicht schlecht und nicht wenig, bis wir den Windy Lake erreichen, jeder hat so seine eigene Technik, mehr oder weniger oft absetzen, kürzere oder längere Pausen, unser Feld zieht sich ganz schön auseinander, aber keinen stört's.

Beim zweiten Durchgang macht der Windy Lake seinem Namen dann doch schon alle Ehre, das Aufbauen der Zelte wird zum Kraftakt, und nach dem Weitertransport der ersten Last haben wir echte Schwierigkeiten, gegen den Wind zurück zu den Zelten zu kommen. Zu unserem Erstaunen hat es sie noch nicht weggeweht, sie sind wirklich super, so leicht und doch so stabil,

unglaublich! Während der ganzen Nacht hat, wer auf der Windseite schläft, ständig das Zeltdach auf dem Bauch. Langsam kommt das Wetter, von dem wir gedacht hatten, daß es uns viel öfter erwischen würde, wir haben bis jetzt wirklich Glück gehabt. Bei diesen Verhältnissen fällt uns der Abschied immer leichter, eigentlich gibt es keinen Grund, über den früheren Rückmarsch enttäuscht zu sein, von oben plätschert der Regen, von unten sind wir durch die vielen Bachdurchquerungen auch naß genug, es gleicht sich halt doch alles aus!

Spät nachmittags sind wir in Overlord, ein Teil unserer Mannschaft hat für heute die Schnauze voll, der andere bringt es lieber hinter sich, stellt die zweite Last ab, dreht wieder um und holt die erste.

An unserem letzten Tag im Park hängen die Wolken immer noch tief und entladen sich fleißig, ein Teil unserer Mannschaft ist froh, im Schlafsack bleiben zu können bei dem Sauwetter, der andere macht sich auf die Socken, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen ... – Bis sie wieder zurückkommen, bestellen wir über Funk unsere Boote in Pangnirtung und können es kaum erwarten, bis es zurück zum Supermarkt geht.

Im Supermarkt

angekommen, werden wir mit verständnislosem Staunen des Personals und der übrigen Kundschaft überschüttet, denn so viele Mikrowellen-Hot-Dogs, wie wir verdrücken, bringen sie gar nicht her! Danach erst fangen wir an, einige Einkaufswägen, keine kleinen, fürs Abendessen zu füllen. – Dann, erst dann, bewegen wir uns zum Campground, spannen unsere Küchenplane auf und lassen in allen Ecken die Kocher schnurren. Das heutige Menü ist zwar ein wildes Durcheinander, aber es schmeckt.

Noch ein paar Tage pendeln wir zwischen Supermarkt und Campground hin und her, verbringen Stunden damit, den Specksteinschnitzern ihre Arbeiten abzukaufen, im Dorf herumzugammeln und dann wieder riesige Mahlzeiten zuzubereiten. Woran eigentlich keiner von uns so recht geglaubt hat, ist dann doch wahr geworden: Die Krankenschwestern kommen am Campground vorbei und laden uns ein, am Abend vor unserem Rückflug bei ihnen zu essen. – Sie tischen Unmengen von Lasagne, Lachs, Cariboofleisch, Nudeln, Salaten, und, und, und ... auf, nach dem dritten Dessert müssen selbst unsere stärksten Esser das Handtuch werfen, noch im Flugzeug haben wir mit unseren vollen Mägen zu kämpfen!

Die letzte Nacht

in Montreal fängt selbstverständlich wieder mit einem traumhaften Menü, inklusive Salatbuffet, an. – Das internationale Jazzfestival ist natürlich schon seit Wochen vorbei, doch das internationale Hard Rock Cafe hat bestimmt noch offen ...!

On Top of Down Under

Erste Besteigung aller 29 Dreitausender Neuseelands innerhalb eines Winters

Gottlieb Braun-Elwert (Text und Fotos)

Folgende Doppelseite:

Vor der Pioneer-Hütte; die Sonne versinkt über der Tasman-See und vergoldet den Foxgletscher

„Und wann starten wir?“, war die lapidare Antwort Ericas auf meinen fast scherzhaften Vorschlag, alle 29 Dreitausender Neuseelands in einem Winter zu besteigen. Ich wußte nicht, wie ich diese Frage nehmen sollte; war es ein Zeichen der Naivität oder des grenzenlosen Auftriebs, der sich in Erica verbarg? Sie wollte Bergführerin werden und benötigte hierfür mehr Bergerfahrung.

Sie hatte gerade mit ihrem Seekajak als erste Frau die wilde Küste Fjordlands umpaddelt und war fest entschlossen, ihrem Bürodasein eine Wende zu geben. Na ja, dachte ich, wer den Sandfliegen und dem Wetter in Fjordland trotzen kann, der wird sich auch mit den Stürmen im Mount-Cook-Gebiet und mit unseren Kunden auseinandersetzen können.

Fast unfreiwillig hatte ich einen lange gehegten Wunsch preisgegeben, die höchsten Berge des Landes in einem Winter zu besteigen. Ein heimliches Ziel, für das ich immer wieder gedanklich auf Wanderschaft gegangen war. So was hält einen auf Trab. Der Wunsch wurde zum Plan, der Plan zur genauen Lagebeurteilung. Bergsteigen im Winter hat seine eigenen Regeln: Die Tage sind kurz, tiefer Schnee verlangt Ski, der Fels ist vereist, und Geschwindigkeit ist alles. Ausrüstung ist auf ein Minimum zu beschränken. Der Schlüssel zum Erfolg bei großen Unternehmungen in der Wildnis ist Einfachheit in der Durchführung, rationales Denken gepaart mit dem Motor der Begeisterung. Erica brachte die Begeisterung, ich die Erfahrung.

3. Juni 1989. Hoch über der Tasmansee, wie auf einem Adlerhorst sitzen wir in der Pioneer-Hütte, einer Art umgekehrten Gefriertruhe, innen warm und außen Tiefkühltemperaturen, und sortieren Gedanken und Ausrüstung für den folgenden Tag. Die im Meer versinkende Sonne taucht die Gletscher und Berge in Farben, an denen Richard Wagner seine helle Freude gehabt hätte. „Pioneer, Pioneer, here Fox Base, did you copy the weather forecast and how many in the hut? Over“, krächzt das Funkgerät. Wir erfahren, daß wir die einzigen Bergsteiger im Westland und im Mount-Cook-Nationalpark sind. Gut zu wissen, daß sich jetzt meine Kollegen mit 200 anderen Bewerbern im Everest-Basislager drängeln. Hat was für sich, daheim zu bleiben, zumal, wenn einem die Berge so unmittelbar vor der Nase stehen. „Ja will denn dieser blöde Südwestler gar nicht aufhören zu blasen?“

4. Juni. Dem Kalender nach ist es Winter, den Temperaturen nach auch. Aber Schnee? Der läßt dieses Jahr auf sich warten und die Gletscherspalten weit offen. Über die „Rampe“, den Westsporn, geht's auf den Mount Haidinger. Kurzes Seil, langes Seil, zwei Seillängen im Steileis, alles im bitterkalten Südwestler, unsere Tour zum Aufwärmen. Zwei einsame Paar Steigeisen kratzen das Rückgrat der Südinsel Neuseelands, dort wo sich zwei mächtige Kontinentalschollen im Südpazifik zusammenschieben.

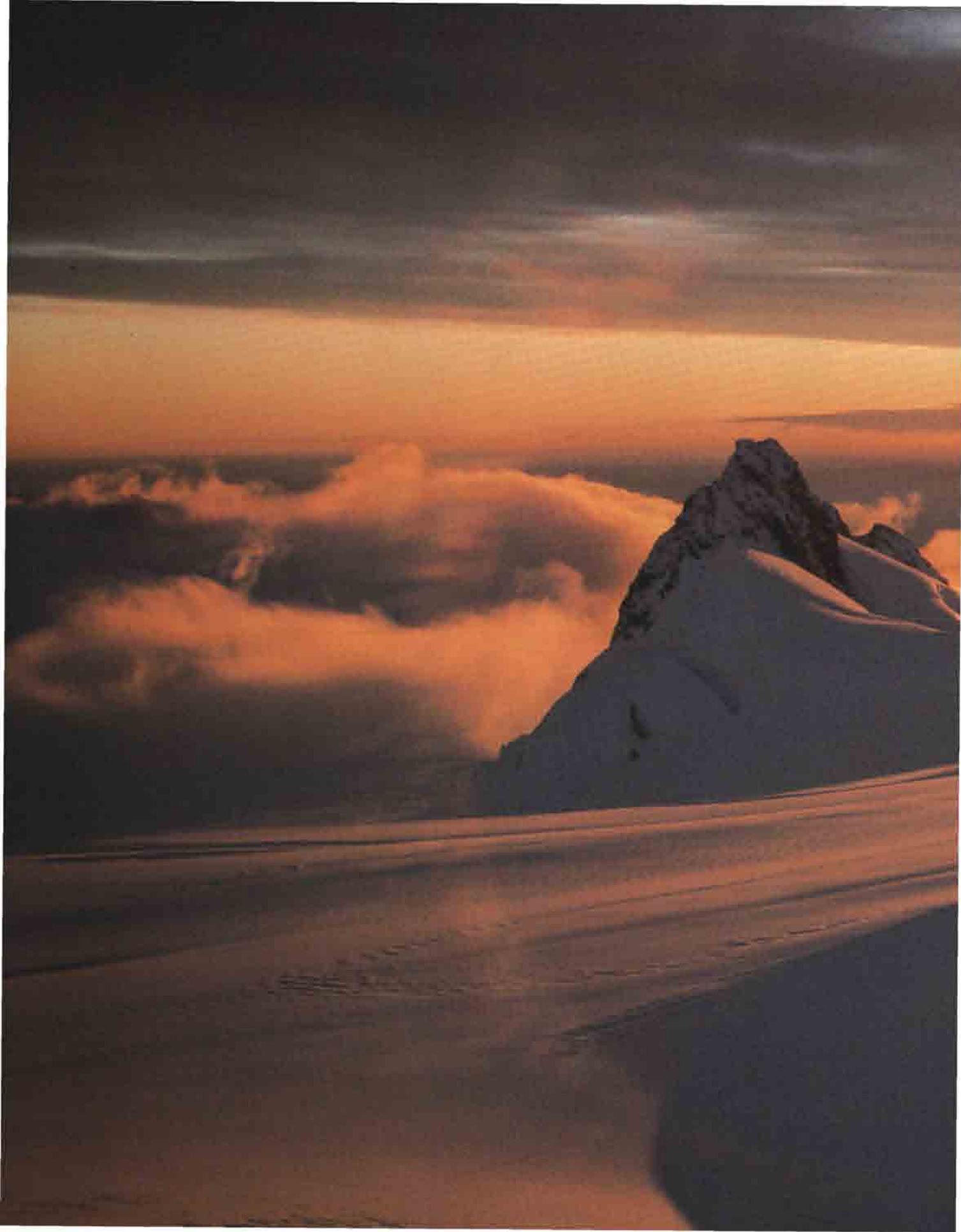
5. Juni. Der Südwestler hat sich endlich gelegt. Die Rückgratwanderung über Mount Lendenfeld und die steile Nordschulter auf den Mount Tasman ist ein reines Vergnügen. Bilderbuchklettern inmitten von Rieseneisfingern. Tasman ist der Aristokrat unter den Bergen Neuseelands, der zweithöchste, aber ohne Zweifel der eleganteste. Weit reicht der Blick über den Fox- und Franz-Josef-Gletscher hinab in die Regenwälder der Westküste bis an das Meer, wo man ganz deutlich die Brandungswellen heranrollen sieht. Eine rasante Abfahrt vom Skidepot zur Hütte beendet einen Traumtag.

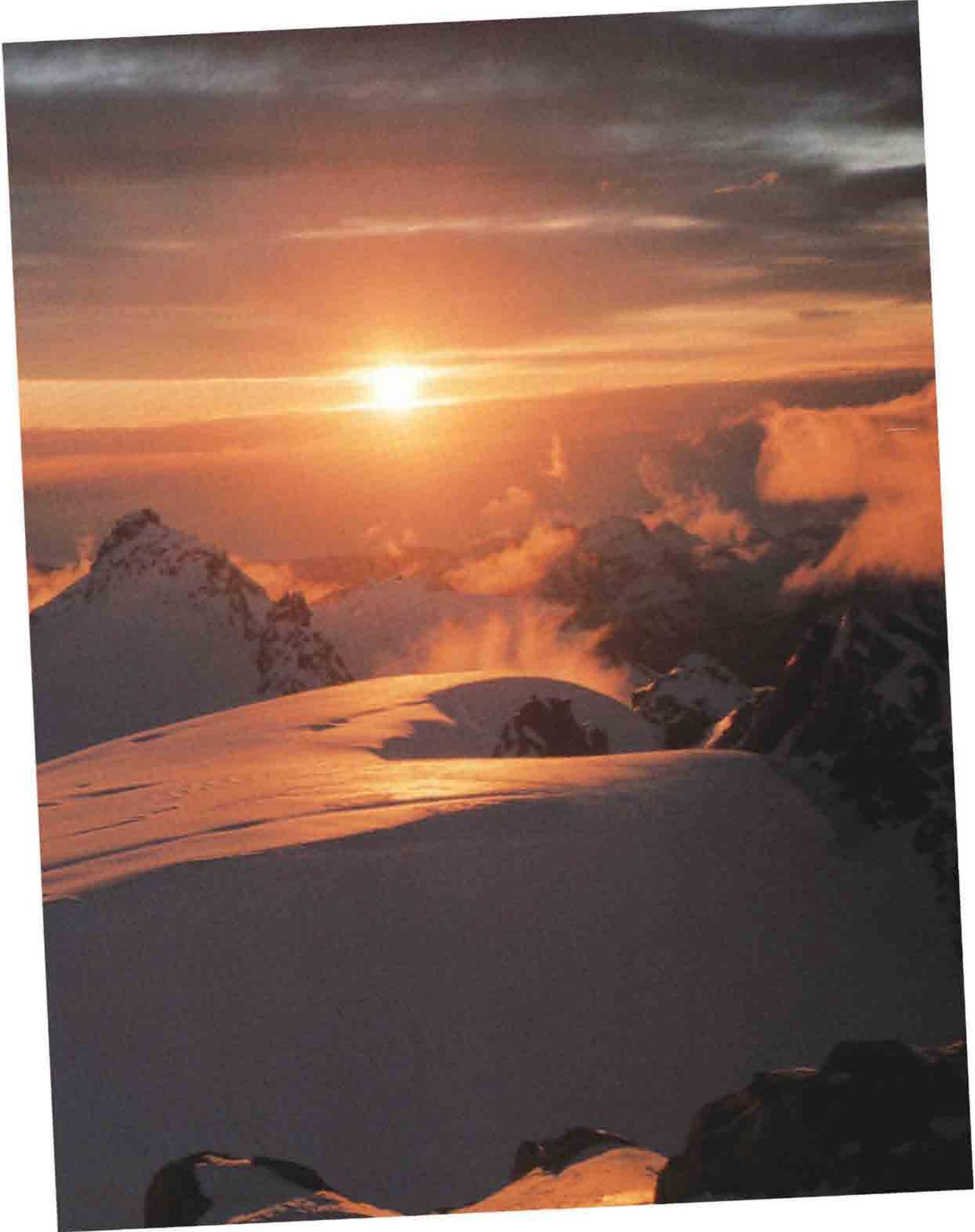
6. Juni. Westlich der „Main Divide“, des Rückgrates der Südinsel, stehen die drei Gipfel des Mount Haast nah beieinander, drei erst zu nehmende Berge: Was im Sommer eine gemäßigte Felskletterei ist, verlangt jetzt sauberes Eisklettern. Der Süd- und der Mittelgipfel werden im Dauerlauf genommen, der Nordgipfel muß warten; um 2 Uhr nachmittags ist es Zeit, abzufahren.

7. Juni. Der langerwartete Sturm hat sich eingestellt. Erst klopft er sacht an die Hüttenür, dann rüttelt er am Dach, daß dir die Ohren aufgehen. Falls du aufs Klo willst, so seil dich bloß an! „Pioneer, Pioneer, here Fox base, did you copy the weather forecast?“ O ja, natürlich haben wir gut verstanden, „more of the same.“

8. Juni. „More of the same“ heißt gewöhnlich noch etwas warten. Verrückt, mitten im Winter regnet es bis auf 3000 Meter Höhe. Was dies wohl mit dem wenigen Schnee in unseren Vorbergen tut?

9. Juni. Die Gletscher haben sich in eine spiegelblanke Eislaufbahn verwandelt, der Schnee in den Vorbergen ist fortgewaschen und mit ihm die Hoffnungen auf eine frühe Langlaufsaison. „Sieh's von der guten Seite, keine Langlauf Touren, das heißt mehr Zeit für unsere Dreitausender.“ Heute ist der Nordgipfel von Haast an der Reihe. Die Ski finden schon ihren Weg alleine





durch die Dunkelheit, nur mögen sie das Eis gar nicht so recht. Der Fels zeigt sich in einem verführerischen Federkleid, das bedeutet solides Winterklettern.

10. bis 12. Juni. Sturm, Sturm und nochmals Sturm. Es ist erstaunlich, was unsere kleine Hütte so alles aushalten kann.

13. Juni. Eine Märchenwelt offenbart sich, als es aufklart. Noch immer sind die Spalten zu weit offen, und so entscheiden wir uns, später in der Saison wiederzukommen, um die drei verbleibenden Dreitausender abzuholen. Geschwinder Abstieg zur Westküste, wo uns der Duft des Regenwaldes und das Tosen der Meeresbrandung begrüßen.

22. Juni. Gegen Mittag erreichen wir Plateau, den Gletscher, der von den höchsten Bergen Neuseelands eingerahmt ist. Der Wetterbericht gibt uns eineinhalb Schönwettertage, also nichts wie weiter. Ericas Auftrieb ist ansteckend, sie überredet mich, noch heute Mount Cook anzugehen, über den eleganten Ostgrat. Die Maoris nennen ihren höchsten Berg Aoraki, ein Gott der Polynesier. Während wir über den Plateau-Gletscher rasen, versuche ich, alle Möglichkeiten abzuwägen: eine Mondscheintraversierung der „Langen Meile“, der drei Gipfel des Mount Cook? Eine Nacht weit oben am Ostgrat? Aber um Himmels willen, wo werden wir bloß die Nacht verbringen? Wir werden schon sehen. Ski abgestellt und nichts wie hinauf im regelmäßigen Eins-zwei-drei-vier-Rhythmus, hinauf auf der eleganten Leiter in den tiefblauen Himmel. Von einer Führung im Vorjahr weiß ich um eine kleine Gletscherspalte in der mächtigen Caroline-Wand, dort wo der Ostgrat ein horizontales Gratstück aufweist. Bei letztem Tageslicht erreichen wir unsere Spalte, total zugeeist. Nur so zum Zeitvertreib hau' ich mit dem Pickel mal so richtig drauf los, und – Sesam öffne dich – ein Eisloch tut sich auf, unser „Caroline Hilton“. Schnell haben wir das Wohnzimmer hergerichtet, nur ein paar Möbel müssen hin- und hergeschoben werden, haben ein Feuer im Kamin und eine Veranda mit einem Multimillionärsblick. Und wir haben ein Plumpsklo, zweitausend Meter tief.

23. Juni. Ich frag' mich nur, warum es einem immer so schwerfällt, sich in der Früh aus der gemütlichen Geborgenheit des Schlafsackes herauszupellen? Vielleicht hängt dieser Urtrieb mit der gleichen Erfahrung zusammen, die wir als Embryos durchmachen, bevor wir dem Licht und der Kälte der Welt ausgesetzt werden. Einmal im Sonnenlicht, so wandelt sich unser Denken, der Berg und unsere Körper füllen sich mit Leben. Weiter geht's im strengen Eins-zwei-drei-vier, mit der Routine, die wie das Ticken einer Uhr laufen muß. Das Eis steilt sich auf, ist jedoch von guter Qualität. Welche Wohltat, endlich mit den Füßen wieder auf ebenem Boden zu stehen, das Ende des Ostgrates kurz unter dem Mittelgipfel. Schnell einen Schluck aus der Trinkflasche, abgeseilt über den Bergschrund und hinüber zum Südgipfel. Zurück zum Mittelgipfel und weiter. Ach ja, Brotzeit, Lunch, wie wir hier in Neuseeland sagen. Die Brotzeit steckt in der Form eines Müsliriegels in der Anoraktasche. Keine Zeit, und zum Hinsetzen ist es ja sowieso zu kalt.

Beim Bergsteigen gibt es eine feine Grenze zwischen Risikobereitschaft und Vorsicht, zwischen Herausforderung und gegenseitiger Sicherung; nur Sekunden, nachdem wir zum ersten Mal

das Seil anlegen, bricht unter mir eine Wächte weg. Danke, Erica, fürs Sichern. Reflexartig reiße ich meine Arme hoch, und da fliegt auch schon der Eispickel wie eine Rakete durch die Luft, ab in die Ostwand. Für alles gibt es eine Premiere, auch für Dummheiten. Nicht schlecht staunen wir, als der Pickel nach elegantem Wirbelüberschlag wie ein Flugpfeil mit der Spitze im Steileis steckenbleibt. Auch Profis dürfen ab und zu mal Glück haben.

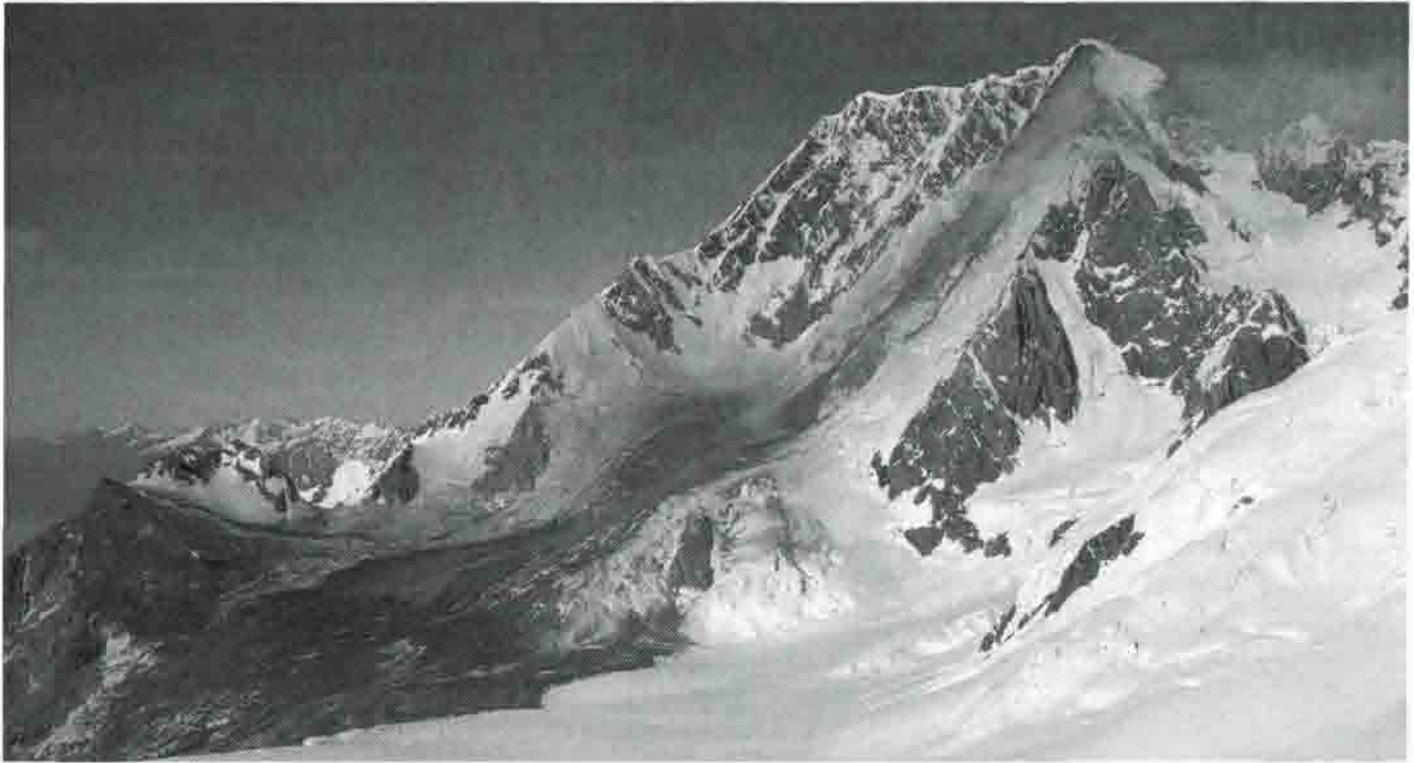
Der Gipfelgrat des Mount Cook ist einer der großen Klassiker, ein Eisballett hoch über den Regenwäldern und Brandungswellen der Westküste. Das weiche Winterlicht stimmt friedlich. Drei Uhr am Hauptgipfel. Welch ein Blick, Welch ein Berg. Glückwunsch, Erica, erste Frau im Winter auf dem Mount Cook. Ob Aoraki es wohl übelnimmt? Wir eilen die Eiskappe hinab, seilen uns durch die Gipfelfelsen ab und erreichen mit letztem Licht den Linda-Gletscher, jenes Ungeheuer, das Alp- und Wunschtraum zugleich darstellt. Da sperrt es seinen Spaltenrachen auf und grollt mit Eislawinen. Wir wühlen uns bergab und rollen wie eine Planierdraupe durch den Tiefschnee zur Plateau-Hütte. Die Ski müssen halt noch ein wenig warten. „Das Wetter sollte noch einen halben Tag halten, wie wär's mit Dixon morgen?“ – „Ich bin durstig, mag erst mal was trinken“, ist meine Antwort.

24. Juni. Heute kommt Mount Dixon an die Reihe. Normalerweise „a piece of cake“, ein Kinderspiel. Der Bergschrund hat es jedoch in sich, zwanzig Meter senkrechter, vereister Fels. Die Flüche sprühen nur so, mehr als das Eis unterm Pickel. Das einzige Mal, daß Erika ins Seil fliegt. Am Gipfel holt uns das Schneegestöber ein. Nur schnell runter vom Berg, bevor uns die Lawinen überholen. Plateau-Hut, home sweet home.

25. Juni. Über Nacht fällt ein guter Meter Schnee, hurra ein Ruhetag! Aber nein, mittags klart es auf, und unsere Ski stehen noch am Fuß des Ostgrates, verdammt aber auch. Viereinhalb Stunden Wühlarbeit hinzu plus eine Dreiviertelstunde gemütliches Skilaufen herzu, das macht einen ausgefüllten Nachmittag.

26. Juni. „Erica, Du darfst aufwachen“, nach drei Stunden Anstieg über den nächtlichen Linda-Gletscher schlafwandelt sie immer noch. Erst mit der ersten Sonne am Clarke Saddle kommt Leben in sie. Heute und morgen heißt es Gipfel sammeln, die Gipfel, die zwischen Mount Tasman und Mount Cook alle so schön aufgereiht sind. Mount Teichelman, Mount Graham und Mount Silberhorn und gleich wieder zurück über dieselben Gipfel. Noch den feinen Außenseiter, Mount Magellan, mitgenommen, der durch einen schmalen Eisgrat mit der Hauptkette verbunden ist. Wieder versinkt ein Tag vergoldet in der Tasmansee; einige Wolken klettern von den Regenwäldern zu den Schneebergen hinauf und bleiben dort hängen. Das Biwak im Bergschrund am Clark Saddle ist unproblematisch, jedoch hat jemand vergessen, die Tür zu schließen: es zieht.

27. Juni. Ein gemischter Tag. Langsam, mit viel Sichern, Abseilen, Queren und angefrorenen Fingern. Einen Moment nicht aufgepaßt, und schon sind die Fingerkuppen hin. Wird schon wieder heilen. Wo ist denn bloß dieser blöde Gipfel Malaspina? Sind schon auf vier Zapfen raufgeklettert, und immer noch kein Ende in Sicht. Natürlich, dies muß Vancouver sein, aber nein, der



ist da drüben, nein, immer noch nicht, noch eins weiter. Also doch nicht. Mount Dampier, unser letzter in der Sammlung, ist noch wenigstens zwei Stunden weit weg. Bis dann ist's dunkel. Noch ein Biwak? Bei dem Wetterbericht und dem unmißverständlichen Silberstreifen im Süden? Hätten ja genug Kerosin und Proviant dabei. Wir entscheiden uns für Nummer Sicher, lassen Dampier allein, fliegen hinunter zu unseren Ski auf dem Linda-Gletscher und kurven auf und davon, bevor uns die Dunkelheit verschluckt.

28. Juni. Die Front ist an der Ostküste hinaufgezogen, brachte Schnee nach Dunedin und ließ uns im Abseits stehen. Schönstes Wetter, zu dumm aber auch. Noch mal da rauf? Wir sind etwas aus der Gangart gekommen, wie ein Pferd, das nach dem Galopprennen in den Schritt verfällt. Müssen halt noch mal später wiederkommen. Ein Kunde hatte ja eine Mount-Cook-Besteigung im Juli gebucht, da können wir leicht Dampier einen Besuch abstatten, während der Kunde einen Ruhetag einlegt. Eine genußvolle Steilabfahrt bringt uns in niedrigere Gefilde, zurück auf den Tasman-Gletscher. Solche Abfahrten tun gut, sie überzeugen einen, nie wieder auf überfüllte Skipisten gehen zu wollen.

17. bis 22. Juli. Ein fünf Tage langer Bergsteiger-Marathon testet unsere Ausdauer: Aufstieg zum Plateau-Gletscher, Routenlegen durch den Linda-Gletscher, vereiteter Versuch am Mount Cook im Südsturm, Mount Dampier, Mount Cook und Abstieg. Schlafmangel und ununterbrochene Höchstleistung haben ihren Preis: Erica geht mit einer miesen Grippe in die Knie. Vierzehn Tage Schönwetter fließen dahin.

31. Juli bis 1. August. Ein Versuch, Mount Sefton, hoch über der Mount-Cook-Ortschaft, zu besteigen, bleibt auf halber Strecke im Nordwester stecken. Noch immer steckt Blei in Erikas Beinen, ihre Grippe hat's in sich.

18. August. Endlich, ein freies Wochenende zwischen zwei Skiführungen. Wieder sitzen wir in dem kleinen Sefton-Biwak, der ältesten der Hütten im Mount-Cook-Gebiet. Peter Graham,

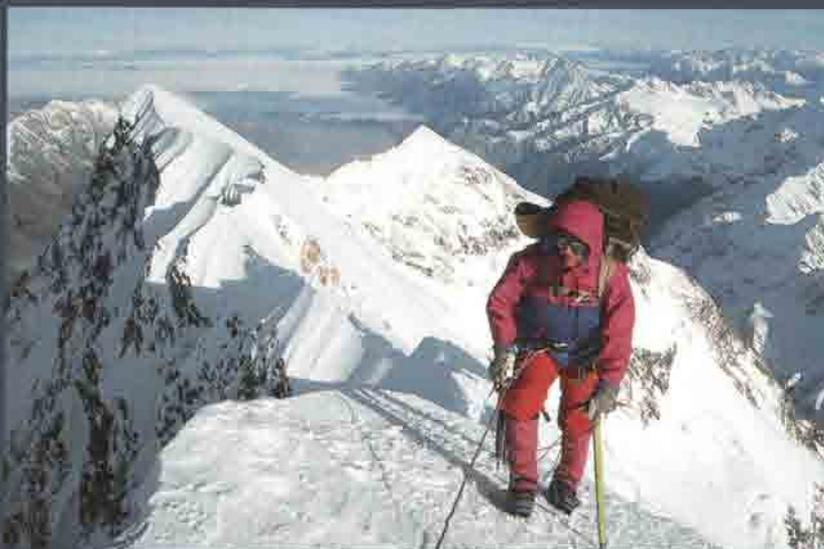
einer der Pioniere der Mount-Cook-Erschließung, baute sie Anfang des Jahrhunderts. Viele Stürme hat die kleine Schachtel seither erlebt, mehrere Generationen von Bergsteigern stiegen zu ihr hinauf, und ihre Erlebnisse hat der Wind davongetragen.

19. August. Wie ungeduldige Schlittenhunde, denen man nach dem Sturm das Signal zum Laufen gibt, rennen wir das Steileis der Ostwand hinauf. Das Klettern hier ist unglaublich ausgesetzt, der Blick zwischen den Beinen hindurch geht ungehindert bis zur Mount-Cook-Ortschaft. Wir sind ausgelassen vor Freude, dies ist bestes Bergsteigen in den schönsten Bergen der Welt! Mittags am Gipfel, am Abend sind wir wieder im Tal.

30. August. Noch elf Gipfel stehen aus, und wir haben nur noch 22 Tage bis zum Frühlingsanfang. Unser Rennen geht in die Endphase. Wir erreichen die Kelman-Hütte am Tasman Saddle, eine geräumige Unterkunft für Skibergsteiger, idealer Standpunkt für ausgedehnte Gletscherfahrten.

31. August. Während der Nacht brachte Südwind leichten Schneefall und Nebel in das Tasman-Tal. So haben wir einen verspäteten Start. Mount Elie de Beaumont, vom österreichischen Vermesser Julius von Haast im vergangenen Jahrhundert nach seinem französischen Kollegen benannt, ist ein leichter Dreitausender, vorausgesetzt die Spalten auf dem Anna-Gletscher erlauben einen Anstieg. Bei dem diesjährigen Schneemangel ist der Skianstieg ein Irrgarten zwischen großen Eisblöcken. Den ganzen Tag rollt der Südwind seine Wolken über uns hinweg, es ist bitterkalt. Mittags erreichen wir den Hauptgipfel, lassen die Ski zurück und eilen in einer Berg- und Talfahrt über den ausgesetzten Verbindungsgrat zum Westgipfel. Im letzten Tageslicht tanzen unsere Ski den Anna-Gletscher hinunter und suchen ihre Spur Richtung Kelman-Hütte. Es wird wieder ein Tag, an dem der Müsliriegel erst abends aus der Anoraktasche herauskommt.

1. September. Wenn wir die Funken fliegen lassen wollen, dürfen wir das Feuer nicht ersticken. Mount Malte Brun, ein



Oben: Erica Benzenberg als erste Frau im Winter auf dem Hauptgipfel des Mount Cook; diesen zeigt das Foto darüber, und zwar von Norden.
Rechts: Winterklettern auf dem Nordgipfel von Haast

Winterspiele



Oben: Hoch
überm Plateau-
gletscher
im Aufstieg zum
Silberhorn.
Links: Abfahrt
durch den Eisbruch
des „Quarterdeck“
am Mount Aspiring

einzelnen stehender Dreitausender auf der Ostseite des Tasman-Gletschers könnte an einem Tag bestiegen werden; wir entscheiden uns jedoch für ein Biwak auf halber Höhe. So genießen wir einen „Ruhetag“: später Start von der Kelman-Hütte, Abfahrt über den Tasman-Gletscher, gemütlicher Aufstieg über den Darwin- und Bonnie-Gletscher zu unserem Biwak im Bergschrund am Fuße einer langen Eisrinne, Fyfe's Couloir. Die Wäsche kommt auf die Wäscheleine, und die letzte Sonne macht unser Abendessen zu einem richtigen Festessen. Lange rätseln wir über den hellen Stern am Horizont gegenüber. Zwei Tage später finden wir heraus, daß es die untergehende Sonne war, die durch ein Loch am Gipfelgrat des Glacier Peak hindurchschien.

2. September. Über die „Hühnerleiter“, Fyfe's Couloir, geht es zügig hinauf. Zwei Stunden rauf, eine runter. Zweites Frühstück zurück im Biwak. Locker ziehen wir unsere Spuren den Bonnie- und Darwingletscher hinunter, Lunch auf dem Tasman-Gletscher. Faul liegen wir in der Sonne und genießen unseren zweiten „Ruhetag“, denn ab morgen wird's hart. Nach kurzer Abfahrt und Anstieg über die Seitenmoräne erreichen wir die De-la-Beche-Hütte, eine kleine Aluminiumschachtel am Fuße der Minarets. Nicht lange, und der metallene Geruch von brennendem Kerosin erfüllt die Hütte, begleitet vom gleichmäßigen Schnurren des Kochers, eine heiße Suppe versprechend.

3. September. Ein großer Tag steht uns bevor. Voll beladen spüren wir den immer steiler werdenden Hang zu den Minarets hinauf, bis selbst mit ausgefeilter Spitzkehrentechnik absolut kein Höhengewinn mehr möglich ist. Runter von den Ski und bis zum Hintern im Schnee gesteckt. Wie Raupen bohren wir uns einen Kanal den Hang hinauf. Na, wer sagt's denn, irgendwann kommt halt doch wieder gemäßigtes Gelände. Wie schön, wieder das Gewicht auf die Ski verteilen zu können und im gleichmäßigen Schritt aufzusteigen. Bloß nicht wieder die Ski tragen müssen! Also lieber ins Spaltengewirr als auf die Gratschneide. Ein weiterer Irrgarten testet unser Beurteilungsvermögen, bevor wir das kleine Plateau erreichen, über dem der Doppelgipfel der Minarets auf uns wartet. Hier sind wir wieder auf der Hauptwasserscheide, dem Rückgrat der Südinsel, schauen zurück über den Tasman-Gletscher auf Elie de Beaumont und Malte Brun, direkt gegenüber. Im Südwesten weist der Blick über den Franz-Josef- und den Fox-Gletscher den Weiterweg zur Pioneer-Hütte, dem Startpunkt unseres Unternehmens. Stellabfahrt von den Minarets zum Franz-Josef-Gletscher, und – da höre ich doch einen Schrei hinter mir – Erica steckt bis zu den ausgebreiteten Armen in einem Riesenbriefkasten! Fein säuberlich hat sie mit den Ski genau die kleine Spaltenöffnung getroffen. Ein kurzes Schütteln und Rütteln, und sie hat wieder ihr breites Lachen im Gesicht. Felle drauf, Anstieg, Felle runter, kurze Abfahrt, Felle drauf, Anstieg ..., in wiederholtem Auf und Ab geht es zur Pioneer-Hütte, die wir diesmal, oh wie wunderbar, in wohlgenügendem überfülltem Zustand antreffen. Das hat den zusätzlichen Vorteil, daß man nachts gar nicht erst an Schlaf zu denken braucht, denn da starten die Frühen und kommen die Späten.

4. September. Wir lassen uns nicht von den Nachtfaltern aus der Ruhe bringen, starten mit dem ersten Tageslicht. Eine aus

holende Zickzackspur bringt uns in Kürze auf den Glacier Peak, wo wir zu unserer Überraschung das Gletscherfenster finden, das wir zwei Tage zuvor für einen Stern gehalten haben. Nach kurzer Kletterei stehen wir auf dem Douglas Peak und studieren die Anstiegsmöglichkeiten des Mount Torres, des letzten unserer Sammlung an der Westküste. Gehen wir heute noch da rüber und biwakieren? Wir verschieben unsere Entscheidung auf später und verfallen, zurück bei der Pioneer-Hütte, der Verweichlichung: Socken in der Sonne, Tasse Tee in der Hand und die Füße auf dem Rucksack. Müssen halt morgen etwas schneller sein als geplant.

5. September. Die Nachtfalter schwärmen wieder ... Raus aus der Hütte und rüber zum Torres, dem Berg mit dem Fragezeichen, westlich dem Mount Tasman vorgelagert. Noch immer ist die Schneelage weniger als zufriedenstellend; wir müssen sehr sorgfältig unsere Spur über den Fox-Gletscher ziehen. An Ort und Stelle entscheiden wir uns für eine andere Route als geplant: eine Eisrinne auf der Nordseite des Berges. Wir werden uns schnell des Risikos zu dieser Jahreszeit bewußt, denn schnell wird es in den Morgenstunden warm, und alles, was der Sonne ausgesetzt ist, kann lebendig werden. So auch der Eiszapfen, der mich am Schädel kratzt und meinen Sonnenhut mit Blut verschmiert. Es bleibt der einzige Eiszapfen des Tages, mit der deutlichen Warnung, von nun an mit dem Plastikhut zu klettern. Etwas nervös, aber erleichtert erreichen wir den Nordwestgrat des Mount Torres, wieder einer der Klassiker Neuseelands: Hoch über der Brandung der Tasmansee windet sich der schneidige Eisgrat, der uns zum Gipfel führt. Die Abende an der Westküste sind unvergeßlich, so auch dieser Abend. Mit den letzten Sonnenstrahlen erreichen wir die Hütte, zufrieden, todmüde. Wir versuchen, die Nachtfalter zu überhören.

6. September. Es wird Zeit, diesen Zirkus zu verlassen, Kerosindämpfe, Karabinerrasseln und Bergschuhgetrappel entsprechen nicht unserer Vorstellung von Bergeinsamkeit. Es bedarf nur weniger Schritte weg von der Hütte, um uns wieder versöhnlich zu stimmen: Weit ausgebreitet liegt der Fox-Gletscher vor uns mit der Tasmansee dahinter. Mount Cook und Mount Tasman werfen in der aufgehenden Sonne ihre langen Schatten auf das Meer. Die letzten Sterne verblassen, die Mondsichel verschwindet hinter Mount Haast. Zwei Pässe führen über die Hauptwasserscheide zurück ins Tasman-Tal; wir entscheiden uns für den Pioneer-Paß und haben Glück, denn Governors Col hätte uns größere Schwierigkeiten geboten. Extrem steiles Abfahren, einmal Abseilen, und der Rest ist frohgelauntes Zöpfelflechten. Zurück in Lake Tekapo zum Nachmittagstee. Die Schuhe zum Trocknen aufgehängt, Ausrüstung sortiert und gegessen, was der Bauch verträgt. Wußte gar nicht, daß man so viel auf einmal in den Rachen schieben kann.

8. September. Alle Dreitausender Neuseelands sind im Mount-Cook-Gebiet zu finden, mit der Ausnahme des Mount Aspiring, eines sehr formschönen Berges im Süden des Landes. Im Süden sind die Täler tiefer, und man startet seine Bergtour im Waldgebiet. Nach den Wochen im Schnee und Eis ist es ein wohltuender Wechsel, seine Bergtour im Urwald zu beginnen, auch wenn die

Ski ständig im Geäst hängenbleiben. Nach mehreren Flußdurchquerungen finden wir uns im Anstieg zur kleinen French-Ridge-Hütte, die dem neuseeländischen Alpenverein gehört. Die Hütte ist knapp oberhalb der Baumgrenze, zu dieser Jahreszeit auch die Schneegrenze.

9. September. Das Mount-Aspiring-Gebiet hat seinen ganz eigenen Bergcharakter, nicht mehr die ausgeprägte Bergkette des Mount-Cook-Gebietes, vielmehr hohe, isoliert stehende Berge mit Plateaugletschern. Für uns beide ist es der erste Besuch dieses Gebietes. Jeder neue Eindruck ist daher wie ein Blick in ein neues Land, aufregend und nachhaltig. Wir entscheiden uns für den Südwestgrat, eine elegante Eisleiter. Er ist die logische Linie, wenn auch nicht die einfachste. Nach all unseren Touren im Mount-Cook-Gebiet kommt uns dieser Anstieg wie eine Wanderung vor, zwei steilere Seillängen unterhalb des Gipfels sind die einzigen Stellen, die größere Konzentration verlangen. Nordwesterwolken am Gipfel verkünden das Nahen des Schlechtwetters. Zur Abwechslung können wir mal bis zur Hüttentür abfahren, anstatt immer am Ende des Tages wieder zur Hütte ansteigen zu müssen. Wieder ist unsere Zeitplanung gut aufgegangen: Eine gute halbe Stunde bleibt, um im letzten Sonnenlicht die Kleider zu trocknen, bevor wir uns in die Wärme der Hütte zurückziehen. Über das Funkgerät stellen wir Verbindung mit dem Tal her und kündigen unseren Abstieg für den folgenden Tag an. Noch zwei Gipfel bleiben, all unsere Gedanken sind nun auf den Endspurt gerichtet, Mount La Perouse und Mount Hicks auf der Westseite des Mount Cook.

12. September. Unser Plan ist, den Mount La Perouse zu überschreiten und mit der Südwand des Mount Hicks, einer der großen Eiswände des Landes, unser Unternehmen zu krönen. Ein Nachbar, der für das Fernsehen arbeitet, will den Gipfelanstieg filmen. Über das Funkgerät erfahren wir am Abend in der Gardiner-Hütte jedoch, daß der Nationalpark keine Genehmigung für die Filmleute erteilt hat, auf dem Mount Hicks mit dem Hubschrauber zu landen, für Mount Perouse jedoch grünes Licht gegeben hat. Also planen wir um: Mount Hicks zuerst, dann zum Schluß Mount La Perouse.

13. September. Durch die geänderte Reihenfolge kommen auch unsere anderen Pläne durcheinander. Um den Mount Hicks zu erreichen, müssen wir den Hooker-Gletscher ansteigen, die Ski jedoch haben wir absichtlich zurückgelassen. Eine blöde Fehlplanung, denn nun müssen wir im tiefen Bruchharsch unsere wertvolle Zeit verträdeln. Viel zu spät kommen wir natürlich an den Mount Hicks. Es bleibt nur noch Zeit für die Normalroute, die zur fortgeschrittenen Tageszeit bereits voll dem Steinschlag ausgesetzt ist. Als Ausweg bietet sich lediglich eine noch unbekannte Felsroute an, die von unten ganz harmlos aussieht. Mit ganzen zwei Felshaken – wir hatten uns ja auf Eiskletterei eingestellt – und mit Plastikstiefeln zieht es uns geradezu die Socken aus. Ich fühle mich an meine Zeit in den Dolomiten erinnert, nur daß wir damals mit Plastikstiefeln rumkraxelten. Schnell auf den Gipfel, kurz die Spannung vergessen und die tolle Abendstimmung eingesaugt, bevor uns ein phantastischer Seilsalat beim Abseilen die letzten Minuten Tageslicht kostet.

Rein in die Wolken und in die Dunkelheit und mit dem sechsten Sinn die Empress-Hütte angesteuert. Keine Frage, der Sturm ist im Kommen.

14. September. Es ist so ein Tag, wo du normalerweise in der Koje bleibst, windig, Schneetreiben, voller Ungewißheit. So kurz vor dem Ziel aufgeben? Auf einmal sind wir uns bewußt, daß wir nicht nur für unser Vergnügen klettern, sondern von sportlichen Motiven getrieben sind. Sport ja, aber nur ohne die Zuschauer, die einem zuzurufen und anfeuern. Der Anstieg auf Mount La Perouse wird ein Wettlauf mit der Zeit und dem Wetter. Ständig wechseln wir im Spuren, um einander zu unterstützen, sichern zwei Seillängen im ausgesetzten Eis, treiben uns innerlich zu höherem Tempo, ohne uns jedoch zu verausgaben. Über den Wolken können wir hin und wieder ein Flugzeug hören. Müssen wohl unsere Filmleute sein. Um zwei Uhr nachmittags stehen wir auf unserem letzten Gipfel, im Wind, Schneetreiben und bei gelegentlichem Sonnenstrahl. Wir sind zwei Stunden hinter der Zeit, zwei Stunden zu wenig, um die Hütte noch im Tageslicht zu erreichen. Viel zu angespannt sind wir, um große Gefühle zu entfalten, die Spuren sind längst zugeschneit, und auch die besten Stirnlampen werden nicht bei Nebel in der Nacht helfen. Im Gegensatz zum Sportler im Olympiastadion muß der Bergsteiger alle Reserven selbst freisetzen, da gibt es kein Jubeln und Fahnschwenken. Es bedarf großer Selbstkontrolle, um in solchen Situationen keine Fehler zu begehen; jeder Schritt muß mit der gleichen Sorgfalt erfolgen wie sonst auch, und dennoch müssen Routenwahl und Technik kreativ bleiben, um sich den geänderten Gegebenheiten anzupassen. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit verlassen wir daher unsere Abstiegsroute durch die Ostwand und steigen auf den Nordgrat auf, über den wir auch in der Dunkelheit unsere Richtung nicht verfehlen können. Harper Saddle, hier waren wir gestern schon einmal bei Nacht und Nebel. Wie Spürhunde kleben unsere Nasen auf dem Boden, nur um ja im letzten Moment keinen Fehler mehr zu begehen, wir laufen schließlich parallel zu den großen Spalten. Empress-Hütte, welch eine Erleichterung, und wieder einmal stecken unsere Müslischnitten immer noch in der Tasche. Ich falle auf das Lager, zu erledigt, noch etwas zu unternehmen. Unglaublich, Erica hat noch die Energie, den Kocher anzuwerfen, reicht mir eine Tasse Tee.

15. September. Der Nordwester ist endgültig eingetroffen, um den Winter zu vertreiben. Langsam merken wir, daß wir keine Berge mehr vor uns haben, keine Pläne mehr. Ein wenig Traurigkeit legt sich über uns, daß Gewißheit nun all die Träume verdrängt hat, die uns über Monate die Berge in unserer Gedankenwelt haben ersteigen lassen. Als wir jedoch wieder den Hooker-Gletscher mit seinen zahllosen trügerischen Spalten absteigen, in der Gardiner-Hütte sitzen und im Hüttenbuch schmökern und alte Erlebnisse wieder wach werden lassen, die Moräne zur Hooker-Hütte ansteigen, aus dem ersten Bergbach trinken, geht der Blick zurück. Die Berge sind unverändert geblieben, geheimnisvoll und vielversprechend zugleich. Wir sind plötzlich sehr dankbar, daß wir die letzten Monate unter ihnen haben leben dürfen.

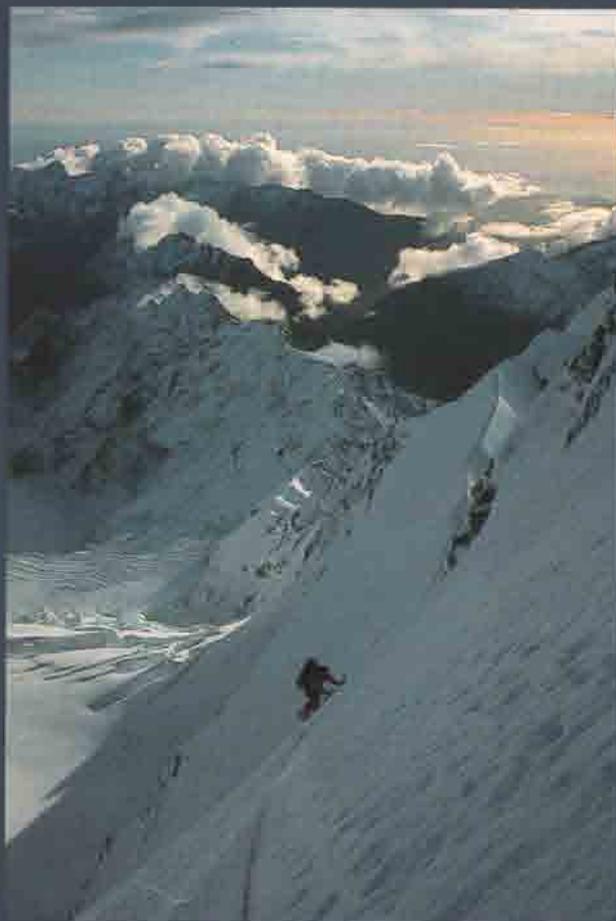
Rechts: Der
Mount Tasman (3498 m);
zwar nur der
zweithöchste Berg
Neuseelands,
doch zweifellos
der eleganteste



Oben: Auf
dem Mount Sefton
(3157 m):

„...bestes
Bergsteigen
an den
schönsten
Bergen...“.

Rechts: Am
Mount Magellan;
„wieder versinkt
ein Tag in der
Tasman-See;
einige Wolken
klettern von den
Regenwäldern
hinauf zu
den Schnee-
bergen und
bleiben dort
hängen...“

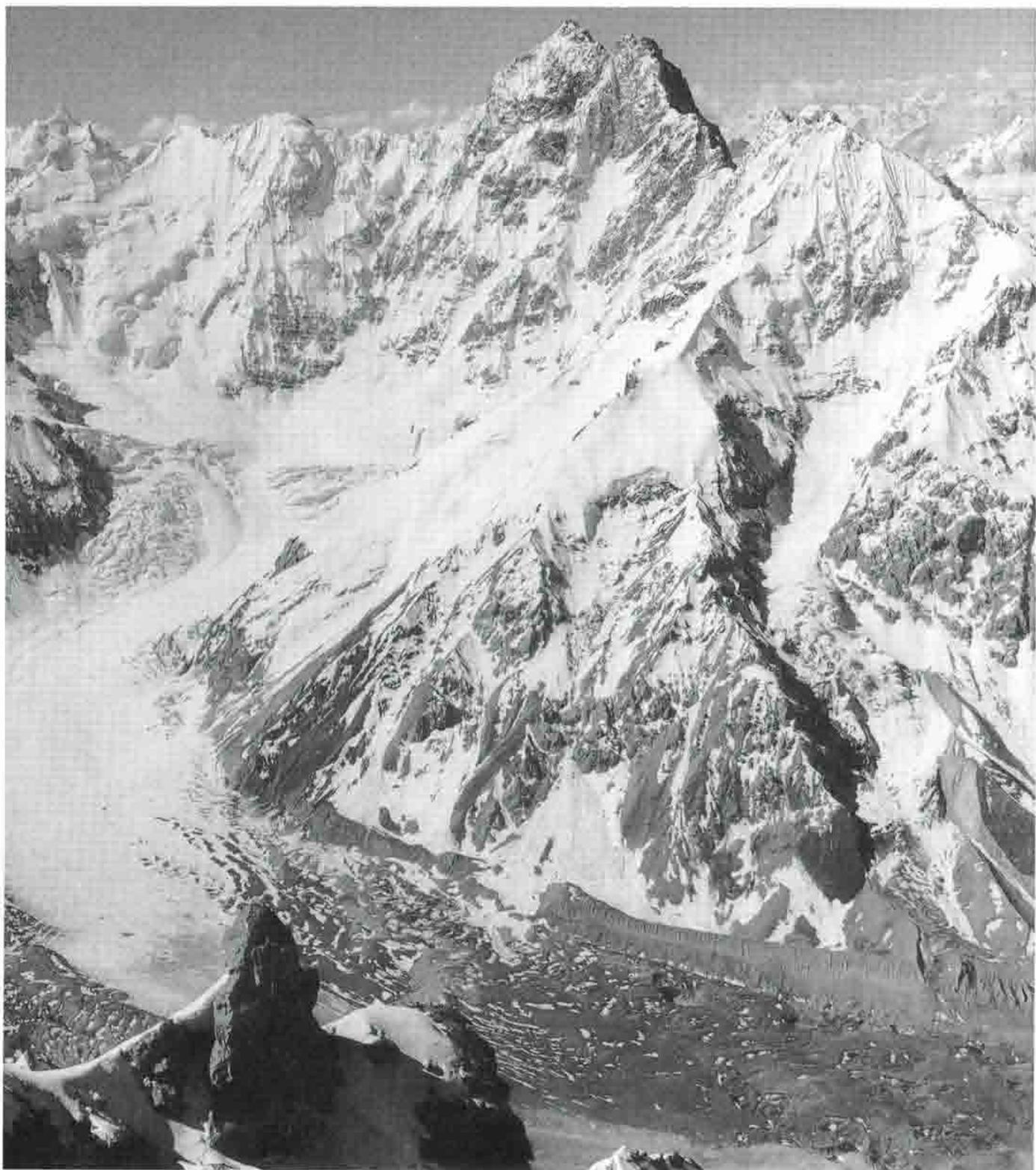




Bergsteigen

„Pacific Dreams“

über Regenwäldern



**Unbestiegene
Gipfel über dem
Peter-I.-Gletscher
(zum folgenden
Beitrag)**

Obichingou

Im schönsten Tal des Pamir

Günter Jung (Text und Fotos)

Acht Männer und ein Wunschtraum

Voller Erwartungen starten im Frühsommer acht Alpinisten aus Thüringen zu einer Pamirfahrt: vier Neulinge und vier „alte Hasen“, die zusammen schon 13mal in den Bergen Mittelasiens weilten. Monatlanges Training und Vorbereitungen liegen hinter uns, das große Abenteuer vor uns. Auch altersmäßig könnte man uns in „alte Herren“ und „junge Spunde“ einteilen. Ich bin mit meinen 47 Jahren der älteste und erfahrenste, mein Partner Rolf mit 25 Jahren der jüngste und (noch) unerfahrenste Teilnehmer, alle anderen altersmäßig dazwischen. Beruflich sind Kfz-Schlosser, Elektroniker, leitende technische Angestellte und Selbständige vertreten. Besonders wichtig für das Gelingen unseres Unternehmens sind Thomas als Arzt und Albert als Geograph. Gemeinsam ist uns allen die Liebe zu den Bergen und die Begeisterung für das Bergsteigen. Außer im Pamir waren wir ebenfalls schon mehrfach im Kaukasus, in den Bergen Rumäniens sowie Bulgariens und natürlich in der Hohen Tatra. Meine Kameraden klettern seit fünf bis 15 Jahren, ich bin seit 27 Jahren in dieser Sportart aktiv, bestieg unter anderem den höchsten Berg der UdSSR (Pik Kommunismus, 7495 m) und den der Mongolei (Muchaichan, 4365 m, den wir nach einer abenteuerlichen 2000-km-Lkw-Fahrt erreichten).

Schon wenige Tage nach dem Start zu diesem Unternehmen gratulierten wir uns innerlich zur Idee der Kara-Schura- und Peter-I.-Kette-Durchquerung. Wir sind uns sicher, daß es eine der großartigsten Touren der letzten Jahre wird, die ja sportlich und vom Erlebnis her auch nicht gerade langweilig verlaufen waren. Aber von der Idee bis zur Realisierung waren doch einige Jahre ins Land gegangen. In der Vorbereitung hatten wir viele unbekannte Fakten aus der Literatur „ausgegraben“, und nun dürfen wir stolz sein, auf den Spuren eines berühmten deutschen Asienforschers unterwegs zu sein.

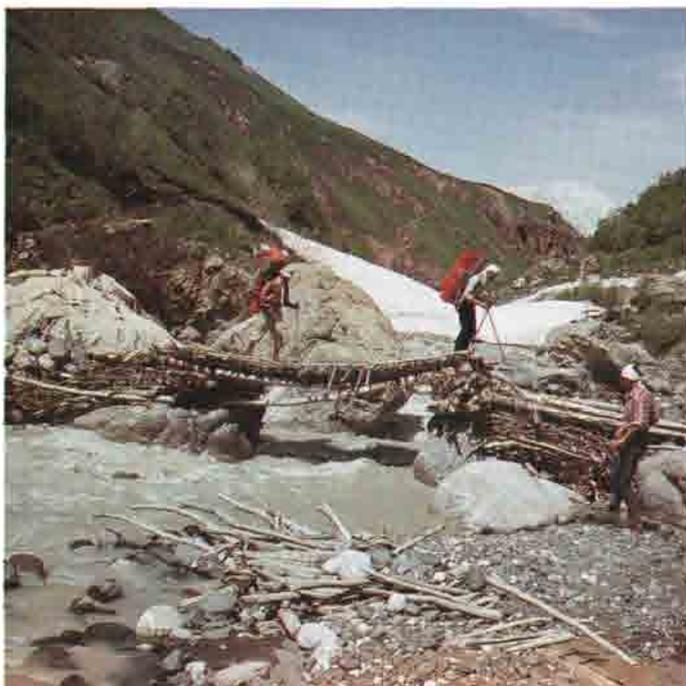
Meine Gedanken gehen zurück zu meiner zweiten Pamirtour im Jahre 1980: In Dshirgatal im Surchob-Tal hatten wir seit fünf Tagen auf den Hubschrauber gewartet, der uns endlich zum Moskwin-Gletscher im Zentralpamir bringen sollte. Unsere Ziele waren die Siebentausender Pik Korshenewskaja und Pik Kommunismus. Die Wartezeit nutzten wir zu Ausflügen auf die Berge um Dshirgatal. Da tauchten im Höhersteigen bei schönem Wetter und klarer Sicht im Hintergrund zum ersten Mal die schnee-

bedeckten Gipfel der Peter-I.-Kette im Blickfeld auf. Später saßen wir im Hubschrauber, eingeklemt zwischen Rucksäcken und Materialkisten, und flogen bei idealen Wetterbedingungen an den Fünftausendern der Peter-I.-Kette entlang, denen die Kara-Schura-Hochebene vorgelagert ist. Das Hubschrauberheck war nur durch ein grobmaschiges Netz abgesichert, die Tür zur Pilotenkanzel offen – so hatten wir freien Ausblick auf eine faszinierende Landschaft, die mir seit dieser Zeit im Gedächtnis geblieben und deren Erkundung zu einem meiner großen stillen Wunschträume geworden ist. Fast übergangslos wachsen steile Eis- und Firnwände aus der grünen Hügellandschaft von Kara-Schura heraus. Zwischen den Hügeln blinken glasklare Seen, an denen im Sommer kirgisische und tadschikische Hirten mit ihren Herden lagern. Hier einen Sommer verbringen – Berge ohne riesige Anmarschwege besteigen, dazwischen in Wiese, Wasser und Sonne liegen, um Kraft und Ruhe für die nächsten Unternehmungen zu tanken – es müßte ein Traum sein!

Als wir uns in den folgenden Jahren mit dieser Landschaft beschäftigten, stießen wir in der Alpinliteratur auf den Namen des bekannten Asienforschers Willy Rickmer Rickmers, der 1913 während seiner Pamirexpedition speziell dem für uns interessanten Pamirrandgebiet seine Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Von Rickmers und seinen Begleitern, die sowohl hervorragende Wissenschaftler als auch ausgezeichnete Bergsteiger waren, stammen die ersten Landkarten, die ersten Gipfelbesteigungen, die Entdeckung wichtiger Gletscher und Paßübergänge – ein weißer Fleck auf der Landkarte des Pamir wurde in mühevoller und körperlich anstrengender Kleinarbeit mit Leben und Inhalt erfüllt. Trotzdem war das erst der Auftakt zu einem Unternehmen, mit dem sich Rickmers ein bleibendes Denkmal setzte und die Zusammenarbeit zwischen deutschen und sowjetischen Bergsteigern und Geographen einen vorläufigen Höhepunkt erreichte.

1928 – also vor über 60 Jahren – waren deutsche und sowjetische Geologen, Geographen, Botaniker, Kartographen, Sprachwissenschaftler, Zoologen, Glaziologen, Fotografen und Bergsteiger für sechs Monate Teilnehmer einer Expedition, die gemeinsam von der sowjetischen Akademie der Wissenschaften und der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaften organisiert und durchgeführt wurde. Der gemeinsamen Bergsteiger-

**Unten:
Die weibliche
Dorfjugend von
Ljangan**



**Oben:
Noch hält die
Brücke**

gruppe gehörten auch Mitglieder der sowjetischen Staatsführung an, zum Beispiel Generalstaatsanwalt Krylenko. Von deutscher Seite waren Erwin Schneider, Karl Wien, Eugen Allwein und Philipp Borchers als Bergsteiger und zur Unterstützung der Wissenschaftler im Einsatz. Dabei stand die Arbeit für die Wissenschaft an erster Stelle, alpine Tätigkeit war nur das „Abfallprodukt“ dieser „niederen Arbeiten“.

Die wissenschaftlichen Erkenntnisse füllten einige Bände, die Auswertung dauerte Jahre. Die wichtigsten Ergebnisse waren die Entdeckung, die vollständige Begehung und Vermessung des Fedtschenkogletschers – mit 76 km Länge der längste außerpoleare Gletscher der Erde –, die Erstbegehung des Pik Lenin (7134 m), den man damals noch für den höchsten Berg der UdSSR hielt, die Entdeckung des Pik Kommunismus (7495 m), der damals noch Garmo hieß, später in Pik Stalin umbenannt und noch später Pik Kommunismus genannt wurde und dem man erst nach der Auswertung der Vermessungsergebnisse das Prädikat des höchsten sowjetischen Gipfels zuordnen konnte. Die geographische Lage von ganzen Gebirgsketten, von Gletschern und Flußtälern, von wichtigen Paßübergängen konnte geklärt werden. Damit war dann auch das sogenannte „Rätsel des Garmoknotens“ gelöst.

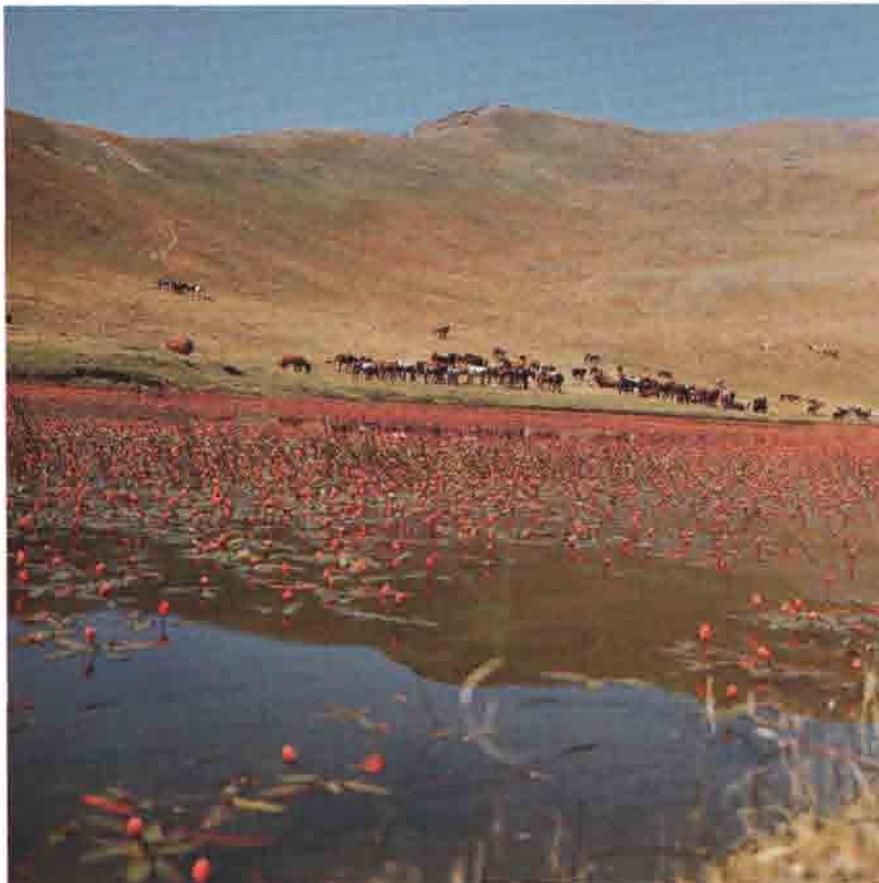
Wir wären gern schon viel früher auf den Spuren dieses berühmten und ideenreichen Mannes gewandelt. Aber immer wieder gab es andere, sportlich noch attraktivere Ziele, die Vorrang hatten. Nun aber erfüllen wir uns einen Teil dieses lange gehegten alpinen Wunschtraumes. Unbescheiden, wie wir bei sich bietenden Gelegenheiten eben sind, kombinierten wir den Besuch der Kara-Schura-Ebene und der Peter-I.-Kette mit einem weiteren Geheimtip, dem Obichingou-Tal. Der Obichingou ist einer der mächtigen Gebirgsflüsse Tadschikistans. Er entwässert ein riesiges Gebiet von einigen tausend Quadratkilometern, entsprechend ist seine Wasserführung.

Rast im gastlichen Kischlak

Vor zwei Stunden sind wir verschwitzt und staubüberzogen im Kischlak Ljangan im Obichingou-Tal angekommen. Trotzdem sind wir mit uns und der Welt sehr zufrieden, denn die abenteuerliche Lkw-Fahrt seit Minadou hat uns einen anstrengenden 50-km-Fußmarsch erspart. Jetzt sitzen wir unter schattigen Bäumen auf dem Tachtar, der landesüblichen bettähnlichen Sitz- und Liegestätte aus teppichüberzogenen Holzbohlen, und genießen die traditionelle Gastfreundschaft einer großen tadschikischen Familie. Es gibt den ungesüßten grünen Tee „Kok tschai“, Kefir, Nudelsuppe mit viel Hammelfleisch, dazu frisches Fladenbrot „Non“ in Wagenradgröße, von dem man sich große Stücke abreißt. Wir besitzen schon genügend Erfahrungen über Mittelasien, um mit unseren geheimen Wünschen und Hintergedanken erst einmal zurückzuhalten. So genießen wir den immer wieder nachgeschenkten Kok tschai, dazu Fleisch und zum Nachtisch Süßigkeiten. Wir lehnen uns bequem in die weichen Kissen



Links:
Fünftausender über
grünen Wiesen.
Darunter:
Tuptschak-Seen,
Berge und Pferde



Fotos oben:
Konglomerattürme
im Steilufer
des Obichingou

zurück und fragen nach stundenlangen Gesprächen so ganz nebenbei, ob wir nicht Tragtiere für den Transport unserer großen Rucksäcke mieten können. Unsere Gastgeber bedauern sehr höflich und ganz außerordentlich, aber alle Tiere, vor allem aber die zugehörigen Treiber sind unabhkömmlich und werden bei den Erntevorbereitungen sowie beim Viehauftrieb auf die Hochweiden dringend benötigt. So werden wir morgen (und noch weitere 18 Tage?) wohl selber Lastesel sein und unsere 40-kg-Kraxen durch die Täler und Berge, über Pässe und Gletscher der Peter-I.-Kette im Pamir schleppen müssen. Aber für solche unangenehmen Gedanken ist von morgen an noch genügend Zeit, heute üben wir uns in mittelasiatischer Ruhe und Gelassenheit. „Budjet, budjet“ – es wird schon werden!

Am Nachmittag inspizieren wir dann den Ort und seine Umgebung. Das Obichingou-Tal ist ein echter Geheimtip und uns als eines der schönsten Pamirtäler in Erinnerung geblieben. Ca. 200 km lang, steigt es von etwa 2000 m bei Komsomolabad auf 2700 m Höhe bei Paschimgar an. Rechts und links des reißenden Flusses, der sich tief in die Landschaft eingegraben hat und schmutzig-graues Gletscherwasser führt, sind grüne Terrassen zu sehen, die für Land- und Viehwirtschaft genutzt werden. Herrliche Blumenwiesen werden gelegentlich von abgerutschten Lawinhängen unterbrochen. Erdpyramiden von einigen hundert Metern Höhe zieren die steilen Konglomerathänge. Höhepunkte sind bis zu 4500 m hohe schneebedeckte Gipfel, die das Obichingou-Tal zu beiden Seiten begrenzen.

Die Lehmhäuser des Kischlaks Ljangan liegen weit verstreut unter Baumgruppen und von großen Gärten umgeben. Am Ortsrand ist jede einigermaßen ebene Fläche als Feld angelegt, worauf Getreide, Kartoffeln und in geschützten Lagen Gemüse angebaut wird. Sobald die größte Tageshitze nachgelassen hat, sehen wir überall Dorfbewohner bei Feld- und Gartenarbeit. Mühsam wird dem fruchtbaren Boden der Ertrag abgerungen. Nur wo Wasser vorhanden ist, sind Leben und Vegetation möglich. So wird das reichlich vorhandene Gletscherwasser auf Felder und Wiesen geleitet und über ein kompliziertes System von Kanälen verteilt. Diese Ariks (Bewässerungskanäle) sind Lebensadern und ziehen sich über Dutzende Kilometer Länge an steilen Berghängen entlang und müssen ständig gewartet werden. Die Tadschiken sind wahre Weltmeister im Bau und Betrieb von Bewässerungskanälen, schaffen sich damit die Grundlage für Nahrungs- und Futtermittel für lange und harte Winter, in denen die Kischlaks von der Außenwelt abgeschnitten sind. Wassergetriebene kleine Turbinen oder auch nur mit Wasserkraft getriebene Lkw-Lichtmaschinen sorgen abends für spärliche Beleuchtung in den Haushalten. Aber im Sommer spielt sich das tägliche Leben sowieso unter den Bäumen außerhalb der Lehmhäuser ab. Es ist ein hartes, an Entbehrungen reiches Leben. Trotzdem sind die Bergtadschiken mit ihrer heimatlichen Umgebung fest verwurzelt. Daran konnte auch die Aussiedlungspolitik unter Stalin Mitte der dreißiger Jahre nichts ändern. Mit Militäreinsatz wurden die Menschen in die Hitzegebiete am Pjandsh-Fluß und ins Fergana-Becken umgesiedelt. Viele erlagen den ungewohnten klimatischen Bedingungen und der Skla-

venarbeit auf den Baumwollfeldern. Die Häuser in den Kischlaks im Obichingou-Tal wurden gesprengt, die Obstbäume mit Flammenwerfern vernichtet. Aber einige wenige Leute siedelten sich wieder an, um in den sechziger Jahren unter Chruschtschow nochmals vertrieben zu werden. Man begründete diese Maßnahmen mit besseren Lebens- und Bildungsbedingungen auf dem flachen Lande. Erst seit Ende der siebziger Jahre werden die Pamirtäler mit behördlicher Tolerierung wieder besiedelt, die Häuser wieder aufgebaut, die Äcker wieder bestellt. Aber „Straßen“ und Brücken müssen ohne staatliche Hilfe erhalten werden. Ein hartes Leben!

Als Lastesel über Pässe und durch Flüsse

Heute wird es nun ernst, unsere Bergtour beginnt. In diesem Sommer wollen wir nicht von einem Basislager aus hohe und schwere Berge besteigen, sondern in einem 19-Tage-Unternehmen die Berge der Peter-I.-Kette „besichtigen“ und lohnende Ziele für die nächsten Jahre erkunden. „Nebenbei“ wollen wir die Traumlandschaften der Tupschak- und Kara-Schura-Hochebene kennenlernen und natürlich auch einen oder mehrere Gipfel besteigen, um einen besseren Überblick zu bekommen. Auf dieser Tour werden wir gleich mit mehreren Problemen konfrontiert. So müssen wir unsere schweren Rucksäcke mit eigener Kraft bewältigen. Obwohl wir alles auf ein Minimum reduziert haben und nur wirklich Wichtiges mit uns führen, kommen schnell 40 kg Gewicht zusammen: Verpflegung für 15 Tage, Kletterausrüstung, Zelt, Schlafsack, Fotoausrüstung, Kleidung und viele wichtige und manchmal auch (über-)lebensnotwendige Kleinigkeiten. Mit diesen Lasten wollen wir vier Pässe von über 3500 m Höhe bewältigen, hinter jedem Paß ca. 1000 Höhenmeter ins Tal absteigen und insgesamt drei Bergflüsse überqueren. Das Streckenprofil ist ein einziges Auf- und Absteigen, die Anstrengung ist aber kalkulierbar. Die eigentlichen Probleme und auch die Ungewißheit sind die Möglichkeiten für die Flußüberquerungen. Da es sich immer um die Abflüsse von Gletschern handelt, ist der Wasserstand abhängig von der Jahreszeit, von den Niederschlagsmengen der letzten Tage und Wochen, von den Tages- und Nachttemperaturen auf den Gletschern und schließlich von der Größe des Wassereinzugsgebietes des jeweiligen Gletschers bzw. Flusses. Diese Flüsse, die den Eiswüsten der vergletscherten Fünf- bis Siebentausender des Pamir entspringen, sind die Voraussetzungen, daß die Wüsten- und Steppenregionen des kirgisischen, usbekischen und tadschikischen flachen Landes in fruchtbares Acker- und Weideland umgewandelt werden können. Wasser heißt Leben! Das Gletscherwasser der Eiswüste ist Grundlage für menschliches Leben und Vegetation in den ehemaligen Sand- und Kieswüsten Mittelasiens. Viel Zeit, Geld, Geist und Arbeitskraft werden investiert, damit Glaziologengruppen in ganzjährig besetzten Forschungsstationen arbeiten und Gesetzmäßigkeiten des lebensnotwendigen Wasserhaushaltes erforschen können. Für die Bergsteiger aber stellen diese Flüsse oft größere Hindernisse als Fels- und Eishänge der Berge dar. Brücken sind selten

und natürlich auch keine Brücken mit europäischen Maßstäben. Diese Konstruktionen aus mit Steinen beschwerten und durch Astwerk und Seile verbundenen Baumstämmen – Holz ist im Pamir ebenfalls eine Seltenheit und demzufolge eine Rarität – werden fast jedes Jahr durch Naturgewalten (Hochwasser, Erdbeben, Lawinen u. a.) zerstört. Wenn man aber nicht zu spät im Sommer unterwegs ist, kann man die Flüsse mit Hilfe von Schneebrücken überwinden. Es sind Reste von gewaltigen Lawinen, unter denen sich das Wasser hindurchgegraben hat und deren Tragfähigkeit durch Sonne und Wasser von Tag zu Tag geringer wird. Ist weder Knüppel- noch Schneebrücke vorhanden, riskiert man in „harmlosen Bächen“ mindestens nasse und eiskalte Füße, in den großen Flüssen Leben und Gesundheit. Vielleicht kommen Ortskundige Hirten, die die flacheren Stellen kennen und mit Pferden behilflich sind, oder nach kalten Nächten ist der Wasserstand am frühen Morgen deutlich gesunken.

Am Beisirak-Fluß mußten wir wegen fehlender Übersetzmöglichkeiten eine ganztägige Erkundungstour unternehmen. Als ich nach Stunden die Reste einer Schneebrücke fand, war der Weg nach Kara-Schura auch ohne Schwimmrinne am Sicherungssell und ohne Materialverluste frei. Aus dem Beisirak-Tal kämpften wir uns dann einen wildverwachsenen steilen Hang hinauf. Hohes Gras, viele dornige und stachelige Gewächse, ein kaum erkennbarer Pfad. Die Sonne steht senkrecht über uns, der Schweiß läuft in Strömen, der Atem geht stoßweise, der Rucksack drückt wie ein Stein auf die Schultern. Endlich der Paß, erschöpftes Umsinken, Ruhe. Hinter uns, 600 m tiefer, das Beisirak-Tal. Jetzt, bei Normalwasserstand, ist der Fluß nur 15 m breit; im Frühsommer bei Hochwasser ca. 300 m. Das riesige Schotterbett deutet das an. Am dumpfen Rumpeln erkennt man, daß das Wasser gewaltige Steine mit sich reißt. Der Ausblick von unserem Rastplatz auf die noch vor uns liegende Landschaft ist überwältigend. Endlich sehen wir ein Ziel unserer Wünsche, die Kara-Schura-Hochebene, 3300 m hoch gelegen. So weit das Auge nach Norden reicht, sehen wir grüne wellige Hügel – Reste einer ehemaligen Moränenlandschaft, die die abtauenden und sich zurückziehenden Gletscher vor endlos langer Zeit zurückließen. Zwischen den grünen Hügeln leuchten tiefblaue Seen. Westlich und vor allem östlich dieser Hochfläche stehen vier- und fünftausend Meter hohe schneebedeckte Berge. Wir scheinen die einzigen Menschen auf Kara-Schura zu sein – keine Hirten, keine Jurten, keine Viehherden. Nur Kleingetier und Murmeltiere beleben die Landschaft. Nach einem Fünf-Tage-Marsch stellen wir unsere Zelte an einem mit wildem Lauch umstandenen See auf. Im Hintergrund eines Seitentales stehen fünf Fünftausender, einer davon muß der Große Atschik (ca. 5300 m) sein. Seine Besteigung soll der „Höhepunkt“ unserer Tour werden.

Jeden Tag waren wir bisher mindestens zwölf Stunden auf den Beinen. Beim Übergang vom Pulisangintal in das Sjursamintal über den 3500-m-Paß waren wir noch gemeinsam mit den Hirten unterwegs. Wir mögen uns hier noch gegenseitig beneiden haben. Wir hatten zwar 40 kg auf dem Rücken, mußten uns aber ausschließlich um uns selbst kümmern. Die Hirten saßen zwar

„gemütlich“ hoch zu Roß, hatten aber ihre kompletten Familien (vom Säugling bis zur Großmutter) und die Herden während des vorsommerlichen Hochalmaftriebs zu betreuen und zu beaufsichtigen. Tausende von Schafen, Ziegen, Rindern und Pferden sind unterwegs, müssen immer wieder auf den festgetrampelten Pfad im Gletscherfirn gebracht werden, wenn sie nebenan im aufgeweichten Schnee versunken waren. Die nervliche und körperliche Belastung für Tier und Mensch ist enorm. Ausrüstung und Bekleidung der Hirten und ihrer Familienmitglieder sind natürlich nicht im entferntesten berggerecht. Keine Sonnenschutzbrillen, statt Bergschuhen Gummistiefel, keine Wärmebekleidung ... Ich mag gar nicht daran denken, wenn statt Sonnenschein Wettersturz die Szenerie beherrschen würde.

Schon beim zweiten Paßübergang ins Beisirak-Tal sind wir dann allein. Weit und breit niemand mehr zu sehen. Wir freuen uns immer auf das abendliche Lagerleben, da ziehen dann eine gewisse Ruhe und Gelassenheit ein, der nächtliche Sternenhimmel zeigt seine Reize. Vermissen tun wir einen schönen Rotwein und ein gemütliches Lagerfeuer. Holz ist eine große Rarität, so verbrennen wir die mannshohen dünnen Ferrula-Stauden vom vorigen Jahr. Sie geben ein schönes, aber kurzes Feuerwerk, der Heizwert ist nahezu Null.

Tiefensturz beim Höhenflug

Bisher hatten wir noch nicht das für diese Jahreszeit eigentlich typische Pamirwetter kennengelernt – ohne Regen, aber mit großen Temperaturunterschieden zwischen Tag und Nacht. Jeden Tag hatte es uns auf dem Weg vom Obichingou bis unter den Großen Atschik wenigstens einmal kräftig eingeweicht. Zum Glück sind die Zelte dicht, und die Sonne Mittelasiens hat noch nichts von ihrer Intensität eingebüßt. Wenn sie scheint, dann richtig, und in einer Stunde ist auch das nasseste Hemd wieder trocken. Zwei Tage Zwangspause unter dem Atschik haben wir hinter uns. Einmal wegen des Wetters, das uns einen Ruhetag im Zelt bescherte. Wir sind uns aber auch nicht ganz im klaren, welcher Berg nun eigentlich der „richtige“ Große Atschik ist. Zwei Berge stehen nebeneinander, sind gleich hoch, gleich steil, haben ähnliches Aussehen – aber nur einer kann der richtige Gipfel sein! Es wäre schon peinlich, wenn wir zu Hause berichten müßten, daß wir auf dem falschen Gipfel gestanden hätten. Die kernigen Sprüche der Bergkameraden klingen mir jetzt schon in den Ohren. So nutzen wir den zweiten Schlechtwettertag zu einer längeren Erkundungstour, die uns endlich Klarheit über unser Ziel bringt. Die Klarheit gibt es aber erst, nachdem wir einen hohen Nachbargipfel besteigen. Und zur rechten Zeit stellt sich auch gutes Wetter ein, so daß einer Besteigung nun nichts mehr im Wege steht. An unserem letzten Reservetag müssen wir den Gipfel erreichen – oder verzichten.

Als ich mich gegen 3.30 Uhr aus dem Schlafsack und dem engen Zelt herausmühe, ist die Umgebung vom Vollmond taghell erleuchtet. Ein eiskalter Wind bläst von den Bergen herunter. Mit einiger Mühe bringe ich die Benzinkocher in Gang und beschaffe

Seite 203:
Der „falsche“ (links)
und der richtige
Große Atschik
(ca. 5300 m)

Wasser aus dem jetzt zugefrorenen Bach. Frühstück ist Pflicht, auch wenn so früh am Morgen noch nichts schmeckt. Schon der Gedanke an die „Frühstücksrakete“ – eine Mischung aus Milchpulver, Haferflocken, Traubenzucker und Kakao – erzeugt Antipathie. Brot, Honig, eine kleine Wurstkonserve hinterher! Zum Trinken und Herunterspülen dagegen hat man immer viel zu wenig Flüssigkeit zur Verfügung – ein Becher Tee, ein halber Becher Kaffee – das muß für den Rest des Tages reichen! Bergsteigen ist ein sehr gesunder Sport! Vor kurzem las ich eine sehr treffende Definition: „Bergsteigen ist eine Tätigkeit, bei der man mit großen körperlichen Anstrengungen und Strapazen unter Lebensgefahr zu dem Punkt zurückkehrt, an dem man sich gerade befindet.“ Wie wahr! Gegen 5 Uhr verlassen wir die Zelte, bei denen Rolf wegen Krankheit zurückbleibt. Noch ist es dämmrig, wir stolpern über Schutt und Geröll der Moräne. Später werden die Schneeflächen größer und zusammenhängender, wir kommen nun zügiger voran. Im Osten färbt sich der Himmel über den Gipfeln des Alai- und Transalai-Gebirges – ein schöner Tag kündigt sich an. Auch ein erfolgreicher? Am Beginn des Steilhangs legen wir die Steigeisen an – dann heißt es steigen, steigen, steigen. Um Zeit zu sparen, gehen wir ohne Seil. Der Firnhang ist zwar steil, aber meist ohne Kletterschwierigkeiten. 1600 Höhenmeter liegen zwischen Zelt und Gipfel – eine beeindruckende Rutschbahn, wenn man von oben nach unten schaut. Wir fühlen uns konditionell in bester Verfassung, sind schnell und durch unseren Anmarsch und Aufenthalt in meist über 3000 m Höhe auch hervorragend an die dünne Luft akklimatisiert. An diesem Problem sind schon viele Besteigungen hoher Gipfel gescheitert. Durch die dünne Luft in größeren Höhen ist die Sauerstoffversorgung des Körpers beeinträchtigt, die menschliche Leistungsfähigkeit sinkt. Durch die allmähliche Gewöhnung des Körpers an die sauerstoffarme Luft, durch dosierte körperliche Belastung bei allmählicher Höhensteigerung erfolgt die Höhenanpassung, die Akklimatisation. Ruhepausen in tieferen Regionen zwischen den „Höhenflügen“ sind lebensnotwendig. Zu schneller Höhengewinn und zu langer Aufenthalt, vor allem in der sogenannten Todeszone oberhalb 6000 m, führen zu Lungen- oder Gehirnodem und in kurzer Zeit zum Tod, wenn der Kranke nicht innerhalb kürzester Zeit in tiefere Regionen mit „dicker Luft“ gebracht werden kann.

Diese Probleme haben wir am Großen Atschik nicht, dafür gibt es einen beeindruckenden und verwächten Grat. Zehn bis 15 m weit hängen die Schnee- und Eisgebilde frei über dem Abgrund. Obwohl ich einen großen Sicherheitsabstand zu diesen von Wind und Sonne bizarr geformten Wächten halte, wird mir 20 m unter dem Gipfel eine kleine Unachtsamkeit beinahe zum Verhängnis. Unter beiden Beinen bricht der Schnee plötzlich weg, ich verschwinde in einer Pulverschneewolke, reiße die Arme auseinander, denke: „das ist das Ende, nun wirst du doch kein alter Bergsteiger“ – und bleibe mit den Steigeisenzacken acht Meter unter dem Wächtenabbruch an einem Felsvorsprung hängen, unter mir 1200 m Höhendifferenz bis zum Borolmasgletscher. Mit Angst und Anstrengung gelange ich wenig später doch noch auf den Gipfel. Ab heute kann ich nun zwei Geburts-

tage im Jahr feiern; ab heute weiß ich auch, daß in diesen Zehntelsekunden nicht der „Lebensfilm“ vor dem geistigen Auge abläuft. Ich habe auch keine Todesangst empfunden, die Schwerelosigkeit war durchaus etwas Angenehmes. Schön, daß auch genügend Schutzengel zur Stelle waren.

Für die 1600 m Höhenunterschied habe ich genau vier Stunden benötigt – da hätte auch der alte Rickmers seine Freude gehabt. Der Atschik ist als Aussichtsberg einmalig: freie Blicke nach allen Seiten, uns gegenüber der Pik Severzow mit einem verwächten Verbindungsgrat, ringsum ein Gipfelmeer mit vielen markanten, auf unseren Karten aber noch namenlosen Spitzen, im Nordosten die Fünf- und Sechstausender des Alai und Transalai, davor die tief eingeschnittenen Flußtäler von Kysyl-Su (Roter Fluß) und Muksu (Graues Wasser), unter uns das gewaltige Karaschura-Plateau mit seinen Seen. Sehr eindrucksvoll auch der Tiefblick zum Peter-I.-Gletscher mit seinen Seitengletschern und Eisbrüchen, 15 km lang und im oberen Teil tief verschneit. Das für uns wichtigste Ziel unseres Weiterweges aber bleibt uns verborgen, so sehr wir fünf erfolgreichen Gipfelstürmer auch Ausschau halten. Der Lipski-Paß, mit ca. 4700 m fast Montblanc-Höhe erreichend, ist das Tor zurück ins Obichingou-Tal. Noch allerdings wissen wir nicht recht, wo er überhaupt liegt und ob das Tor nicht vielleicht in einer Sackgasse endet.

Abstieg mit Opfern

Drei Tage nach der Atschik-Besteigung und 50 m unter dem höchsten Punkt einer Einsattelung zwischen zwei Fünftausendern: „Albert, drück‘ die Daumen, daß das über uns wirklich der Lipskipaß ist.“ Wir sind alles andere als unserer Sache sicher. Dann der Sattel, hörbares Aufatmen, es ist der richtige Paß! Unter uns ein zwar steiler, aber begehbarer Lawinenhang, der zum zehn km langen Igan-Gletscher hinunterführt. Der Rückkehr in das Obichingoutal steht nun nichts mehr im Wege, es sei denn, wir fallen in eine Gletscherspalte, wir geraten in eine Lawine, wir kommen nicht über den Igan- oder den Kirgis-Obfluß ...

Nochmals zwei Tage später: Kurz vor Paschimgar, der höchstgelegenen und zur Zeit noch unbewohnten Siedlung im Obichingoutal, haben wir im Schwemmland des Kirgis-Ob unser Lager aufgebaut. Müde, angeschlagen und in großen Abständen kommen die Kameraden „angewackelt“. Jeder läßt seinen Rucksack und sich selbst fallen, nicht ohne vorher einen kernigen, aber nicht druckreifen Ausspruch getan zu haben. Für uns waren das Tage, die „die Welt erschütterten“. Allerdings nur unsere kleine überschaubare Welt, die aus Bergen, Gletschern, Spalten, Flüssen und dem Lebenswillen bestand. Hausumbau, Wohnungsprobleme, Fußballbundesliga, Scheidung, Computerprogramme, Reparaturtermine fürs Auto – alles verliert seine Bedeutung. „Reichen die Lebensmittel? Für wieviele Kocherfüllungen haben wir noch Benzin? Kommen wir im richtigen Tal raus?“ Alles reduziert sich auf die unmittelbaren Tagesprobleme.



„Albert, was ist mit Dir?“ „Wartet mal, ich muß mich nur kurz hinsetzen, mir ist ganz schwarz vor Augen!“ Seit Stunden kämpfen wir uns durch steile Lawinhänge, auf die die Sonne mit voller Intensität scheint. Bis zum Bauch, manchmal noch tiefer, verschwinden wir in dem grundlos aufgeweichten Schnee. Seit 25 Jahren gehe ich in die Berge, noch nie habe ich einen solchen Matsch erlebt. Albert geht hinter mir, schwankt seit einiger Zeit wie eine Fichte im Herbststurm. Jetzt, bei der erbetenen Rast, erleidet er einen Kreislaufkollaps. Ein Glück, daß wir mit Thomas einen erfahrenen Arzt in der Mannschaft haben. Glück auch, daß sich in 400 m Entfernung die einzige schneefreie Stelle auf ca. 30 km² Gletscherfläche befindet. Bis dahin schafft es auch Albert noch, dann ist „der Ofen aus“. Schon am zeitigen Nachmittag beenden wir unser heutiges Tagesprogramm. Endlich einmal ausruhen, die Beine richtig lang machen, endlich mal satt sein und in Ruhe essen und trinken. Wir kümmern uns um Albert, der sich relativ schnell erholt. Am anderen Morgen ist er schon wieder so weit hergestellt, daß wir noch in der Dunkelheit und bei klirrender Kälte aufbrechen. Wo wir gestern noch bis zum Bauch im aufgeweichten Firn versanken, spazieren wir nun mühelos über eine knallhart gefrorene Firnfläche. In zwei Stunden haben wir den Igan-Gletscher hinter uns. An der Endmoräne, am Gletschertor, verlassen riesige Schmelzwassermengen den Einzugsbereich des Gletschers. Rast – Seile, Steigeisen, Eisschrauben, Anoraks verschwinden im Rucksack. Am Beginn der Igan-Schlucht stehen riesige Erdpyramiden, jede mit einem Felsblock „gekrönt“, daneben herrliche grüne Wiesen, die ersten Blumen

seit Tagen. Wir springen in den eiskalten Gletscherbach, „hängen“ uns zum Trocknen über die von der Sonne aufgeheizten Felsblöcke. „Urlaubsstimmung“ erfaßt uns, gedanklich ist für uns die Tour zu Ende. „Hinter der nächsten Flußbiegung muß eigentlich schon das Obichingoutal anfangen! Heute abend ist die Tour gelaufen.“ Am späten Abend war die Tour wirklich gelaufen, aber unser Nervenkostüm hatte einige riesige, nicht eing geplante Löcher mehr bekommen. Wir hatten die anstrengendsten und gefährlichsten Stunden der ganzen Bergtour erst in der Igan-Schlucht erlebt – kurz, aber heftig. Wir hatten im Abstieg das falsche Flußufer gewählt, später wegen fehlender Schneebrücken das Ufer nicht mehr wechseln können. Und ein Wildwechsel, den wir fälschlicherweise als Hirtenpfad eingestuft hatten, hatte uns vollends in unwegsames Gelände geleitet. So kam es noch zu lebensgefährlicher „Kletterei“ in steilen Konglomerathängen, in denen wir vor lauter Angst mit dem Eispickel Griffe und Tritte scharren. Fast jeder von uns bringt hier noch ein Opfer für die Berg- und Wassergeister. Achim wirft die Skistöcke weg, die ihn behindern; Reinhard fliegt über den Hang in den Fluß und bricht sich glücklicherweise „nur“ einen Finger, Thomas opfert sein Brillenetui mit Brille und einem größeren Geldbetrag. Danach kämpfen wir uns durch ein Dickicht aus Dornen und Jugan (eine Pflanze, die Verbrennungen und schlecht heilende und eiternde Wunden auf der Haut verursacht), bauchhohem Gras, dünnen Ferulla-Stauden, fallen in Wasserrinnen und Erdlöcher, bleiben im Birken- und Weidengestrüpp stecken. Vor Paschimgar ist dann endlich „alles gelaufen“!

Kontrastprogramm zum Ausklang – nervenaufreibend bis gemütlich

Das Lager bei Paschimgar war nach den nervenaufreibenden Tagen in den Bergen ein echter Genuß, ein Erlebnis-Höhepunkt. Bei Mondschein liegen wir neben den Zelten im noch warmen Flußsand, pflegen unsere reichlich vorhandenen Blessuren. Im Uferbewuchs hatten wir dürres Gestrüpp gesammelt, auch einen angeschwemmten Wacholderstamm gefunden. Nun brennt ein Lagerfeuer, der Artschastamm verbreitet einen charakteristischen würzigen Duft. Sterne bedecken den Himmel, einige Fünftausender sind im Mondschein gut sichtbar. Wir sind mit uns und der Welt zufrieden; sind froh, daß alles erfolgreich gelaufen ist; sind traurig, daß das Abenteuer zu Ende geht. Aber Pläne haben wir auch schon neue. Schon war an diesem Abend der Zentralpamir im Gespräch, zum ersten Mal fiel das kühne Wort „Fedtschenko-Gletscher“ – mit 76 km der längste außerpolare Gletscher der Erde. Ziele gab es genug. Phantasie noch mehr. Aber selbst unsere kühnsten Gedanken ließen uns noch nichts von den bevorstehenden „West“-Reisemöglichkeiten ahnen. Immer, wenn man denkt, nun sei keine Steigerung mehr möglich, dann unterliegt man einem Irrtum. Die wahren Begebenheiten, die das reale Leben bereithält, übertreffen jede menschliche Phantasie (Karl May vielleicht ausgenommen).

150 km Fußmarsch durch das Obichingoutal abwärts lagen noch vor uns. Einerseits freuten wir uns darauf, weil man eine Landschaft nur durch Laufen erleben kann. Andererseits dachten wir an unsere müden Knochen, die schweren Rucksäcke, die kaputten Füße. Es wäre nicht nur Erleben, sondern auch Erleiden geworden. Aber der weitere Verlauf der Tour entwickelte sich nun ohne unser Zutun. Schon vor der ersten bewohnten Ortschaft Arsing steht ein Lkw am Fluß. Wir trauen unseren Augen nicht, denn die Straße ist natürlich keine Straße, sondern ein steiler Geröllhang, in den vor einigen Jahren eine Planierdraupe einen „Weg“ geschoben hat. Links bricht der Hang mehrere hundert Meter zum Fluß ab, rechts über dem Weg steilt der Hang auf, an manchen Stellen erheben sich 500 bis 1000 m hohe Felswände über uns. Hausgroße Felsblöcke hängen senkrecht über uns, allen Gesetzen der Schwerkraft trotzend und spottend. Irgendwo hatte ich von jährlich 700 Erdbeben in Tadschikistan gelesen. Hoffentlich ist heute ein erdbebenfreier Tag ...

Unsere Fuhre ist nervenaufreibend und die Ladung abenteuerlich. Der Lkw kommt einmal in vier Wochen in das obere Obichingoutal und transportiert dann natürlich alles: ein 200-Liter-Benzinfaß, acht deutsche Bergsteiger mit ihren Rucksäcken, einige Tadschiken mit großen und kleinen Bündeln. Unterwegs wird in den kleinen Ortschaften ständig ab- und aufgeladen. Schon in Arsing wird noch eine ausgewachsene Kuh auf die Ladefläche gehoben. Dann geht's erst richtig los! Der Weg ist eigentlich an keiner Stelle eben. Es geht fast nur steil bergan oder steil bergab. Wir haben Mühe, uns und die Kuh in den Steilstrecken und den vielen Flußdurchfahrten auf den Beinen zu

halten. Von Festklammern an der Bordwand und dem Planengestänge tun uns schon die Hände weh. Dazu die Wahnsinns-Tiefblicke zum reißenden Fluß. Manchmal sind die Räder nur noch Zentimeter vom „Straßen“-Rand weg. „Tausche Sitzplatz links (mit Tiefblick) gegen Stehplatz rechts (mit Chance zum Abspringen).“ Als der Fahrer in einer 15-Prozent-Steigung richtig Anlauf nimmt, stürzt die Kuh über die hintere Bordwand ab, rettet sich nur mit instinktivem Lebenswillen vor dem endgültigen Absturz in den reißenden Obichingou, wird mit vereinten Kräften wieder aufgeladen, um nach 150 abenteuerlichen Kilometern als Hochzeitsgeschenk in den Besitz eines glücklichen Ehepaares überzugehen. In den Kischlaks entlang der Fahrtrasse übernehmen die Fahrer auch die Funktion einer Regionalzeitung, verbreiten die neuesten Nachrichten, werden überall eingeladen. Wir sind natürlich eine mittlere Sensation für die Tadschiken und werden mit landesüblichen Köstlichkeiten bewirtet. Glücklicherweise ist das islamische Tadschikistan eine relativ alkoholfreie Gegend, und Unmengen grünen Tees haben noch niemandem geschadet. Wenn ich da an unsere Kaukasustouren zurückdenke ... Überall in den Dörfern erleben wir herzliche Gastfreundschaft, freundliche Menschen trotz härtester Lebensbedingungen. In den Wintermonaten ist das obere Tal von der Welt abgeschnitten, alles Überlebensnotwendige für Mensch oder Tier muß in der restlichen Zeit erwirtschaftet oder herangeschafft werden. Keine leichte Aufgabe, denn die Naturgewalten sind allgegenwärtig und wirklich gewaltig. Erosion durch den Fluß, Lawinen und Bergstürze; größere Teile des Flußufers werden unterspült, brechen ab und verringern die landwirtschaftliche Nutzfläche. Am Steilufer stehen ganze Galerien von Erddipyramiden, von riesigen Felsbrocken gekrönt, Kathedralen ähnelnd.

Der Weg windet sich am Hang entlang, um Felssporne herum, in jeden Talabschnitt hinein, trotzdem fast immer bergauf oder bergab. Nach 60 km die erste Brücke an der Abzweigung des Obimasortales. Es ist nur eine fußgängertaugliche Hängebrücke – in erster Linie gedacht für Pilger, die das heilige Grab aufsuchen. Alle – außer der Kuh – nutzen hier die Gelegenheit zu einer Rast mit obligatorischer Einladung am anderen Flußufer. Wir lümmeln auf dem Tachtar in einer kombinierten Sitz-Liege-Position, haben uns bequeme Kissen in den Rücken gepackt, sind immer noch ausgehungert und genießen den Rundblick auf grüne Wiesen, Felder und darüber stehende verschneite Fünftausender – ein wahres Kontrastprogramm. Hier ein paar Wochen echten Bergurlaub machen, bequem im grünen Tal sitzen, ab und zu mal auf einen Berg steigen, Ruhe und Harmonie der Landschaft in sich aufnehmen, wieder zu sich finden und Mensch werden, in sich hineinhorchen. Hier versteht man die Messnerschen Gedanken. Einige schöne Biwaks, Gastfreundschaft in den Dörfern, Erlebnisse beim Flug mit dem Doppeldecker AN 2 und auf den staubigen Landstraßen des sonnendurchglühten Fergana-Beckens runden eine unserer eindrucksvollsten und interessantesten Bergfahrten der letzten Jahre ab. Wir hoffen, daß es nicht die letzte Fahrt zu den Menschen und Landschaften Mittelasiens war.

„Für Momente einverstanden“

Als Projektleiter der Entwicklungszusammenarbeit, Bergsteiger und Wanderer im östlichen Hindukush

Hermann Warth (Text und Fotos)

Entwicklung zwischen Gletschern

Von vier angebotenen Stellen der Entwicklungszusammenarbeit hatte ich mich für das Kalam Integrated Development Project (KIDP) im oberen Swat-Tal in Nord-Pakistan entschieden.

Kalam, wo sich das Projekthauptquartier befindet, das ist ein ärmlicher Basar mit mehreren Gemeindeteilen außen herum: flache Gehöfte, vereinzelt stehend, umgeben von Feldern und überragt von mächtigen Nußbäumen. Der Ort liegt auf dem Schwemmland der Flüsse Ushu und Utror und den Aufschüttungen, die von den Bächen aus den umliegenden Bergen gebildet wurden. An deren Flanken zieht sich Nadelwald hinauf bis zu den darüber liegenden weiten Graslandflächen. Und darüber Felsberge, blinkende Schneefelder und Gletscher! Die „Schweiz Pakistans“. Hier hat der östlichste Teil des Hindukush seine Höhepunkte: Falakser (ca. 6000 m), die Batin-Peaks (5800 m), der Mankial (5710 m) und der Siri Dara (5724 m). Dahinter bricht das Land zur Indus-Furche ab, die Hindukush und Himalaya trennt. Der erste Himalayaberg jenseits des Indus ist kein geringerer als der Nanga Parbat.

Auf den ersten Blick wirkt das Kalam-Tal weit und geräumig, sozusagen geographische Hauptsache, die Berge ringsum als Verzierung. Schon am zweiten Wochenende nach meiner Ankunft stieg ich auf 4000 m hinauf, um einen Überblick zu erhalten. Da sah ich schnell, daß es sich ganz anders verhält: Eine weite Gebirgslandschaft umgab mich mit unzähligen Gipfeln, Gletschern, Schotterflächen, und weit darunter befanden sich – geographisch die Nebensache – einige grüne Flächen und Streifen den Flüssen entlang. Das ist der Lebensraum der etwa 110 000 Menschen des Projektgebietes.

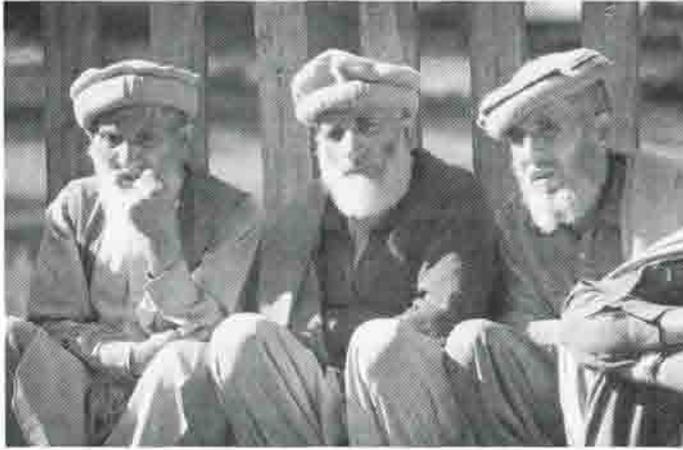
Wie meistens in verschachtelten Bergregionen, so ist auch hier die Bevölkerung nicht homogen. Sie gliedert sich in mehrere Stämme und Sippen, „Khels“ genannt. Sie haben zum Teil verschiedene Sprachen, verschiedene Rechte und nicht leicht durchschaubare Beziehungen zueinander. Es hat z. B. Folgen hinsichtlich der Waldrechte, ob ein Stamm, eine Sippe seit Urzeiten ansässig ist oder z. B. „erst“ vor 300 Jahren in das Gebiet gekommen war. Gemeinsamkeiten sind gegeben: Sie nennen sich Kohistani = Bergbewohner; sie hegen Mißtrauen gegen zu starke staatliche Einflußnahme (so kommt es von Zeit zu Zeit vor, daß staatliche Ordnungshüter verklopft und in die

tieferen Regionen geschickt werden) und bevorzugen es, ihre Dinge, soweit es geht, in ihren „Jirgas“ = Dorfräten selbst zu regeln; sie sind unglaublich gastfreundlich; sie pflegen, wie die in der Provinz dominierenden Pathanen, den Streit, vor allem um Frauen und Felder, und sie bekennen sich zum Islam. Dieser kam allerdings verspätet in die Hochtäler, wo die Bevölkerung lange dem lamaistischen Buddhismus anhing. Er ist noch nicht ganz verdrängt, wie unislamische Praktiken und Symbole zeigen: Gräber in abgelegenen Waldteilen mit allen möglichen Gebrauchsgegenständen fürs nächste Leben geschmückt (Puppen, Tassen, Teller, Besteck, Spiegel, Taschen, Koffer ...), geisterabweisende Steine in Baumhöhlen und -verzweigungen entlang der Pfade, Tiergehörn auf Hausdächern und Tradieren unendlich vieler Geschichten über Unerklärbares.

Die Winter im oberen Teil des Projektgebietes sind schneereich. Viele Familien ziehen dann ins Tiefland, wo sie von ihren Bezugsfamilien gegen Mitarbeit aufgenommen werden. Manche reisen bis in die fernen Kohleminen Beluchistans. Dafür erhält die Bevölkerung im Sommer „Zuwachs“. Hunderte von „Gujar“-Familien (Nomaden) kommen mit ihren riesigen Schaf- und Ziegenherden herauf, um das große Hinterland zu nutzen. Dafür müssen sie den lokalen gemeinschaftlichen Besitzern der Weiden Gebühren entrichten.

In diesem Beziehungsgeflecht zwischen Mensch und Natur, Stamm und Stamm, Sippe und Sippe, Bevölkerung und Regierung, Einheimischen und Gujar arbeitet das KIDP. Es wurde auf der Basis eines Vertrages zwischen Pakistan und der Schweiz 1981 begonnen, um den Lebensstandard der Bevölkerung in umweltverträglicher Weise zu sichern und heben. Man wollte sich zunächst auf Waldnutzung und Waldpflege konzentrieren. Und schon schlug dem KIDP Mißtrauen entgegen: In wessen Auftrag handelt es? Ist das Schweizer und pakistanische Personal verlängerter Arm der Regierung? Was will es? Das Besitzrecht am Wald ist nämlich umstritten. Die Bewohner der Täler betrachten ihn als den Dorfgemeinschaften zugehörig, ererbt von den Vorfahren. Die Regierung dagegen, dem Gemeinwohl der ganzen Nation verpflichtet, verstaatlichte in den sechziger Jahren die landwirtschaftlich nicht genutzten Waldflächen und versucht seither, mit eigenem Forstpersonal Waldwirtschaft zu betreiben. Der Gerichtsstreit konnte bis heute nicht gelöst werden, wohl aber wurde ein praktischer Kompromiß gefunden: Die

Die Gesichter zeigen es: Das Leben ist nicht einfach im harschen Hindukush. Nur die Stärksten überleben. Alles Wichtige, also auch die Entwicklungszusammenarbeit, wird in den traditionellen Dorfräten, in den „Jirgas“, besprochen und entschieden. Die stolzen Bergbewohner bevorzugen es, ihre Dinge, soweit es geht, selbst zu regeln (Bild oben und Mitte)



Verbessertes Trinkwasser näher an ihren Häusern ist ein vielmals geäußelter Wunsch. Um ihn zu erfüllen, müssen sie sich u. a. auch durch Bereitstellen von Arbeitskräften beteiligen.

Regierung darf die Wälder bewirtschaften; vom Erlös des versteigerten Holzes gehen nach Abzug von Ernte-, Transport- und Verwaltungskosten 40 % in den Staatssäckel, 60 % an die Bevölkerung, d. h. an die männlichen Mitglieder derjenigen Khels, die von der Gesamtgemeinschaft anerkannte Waldrechte besitzen.

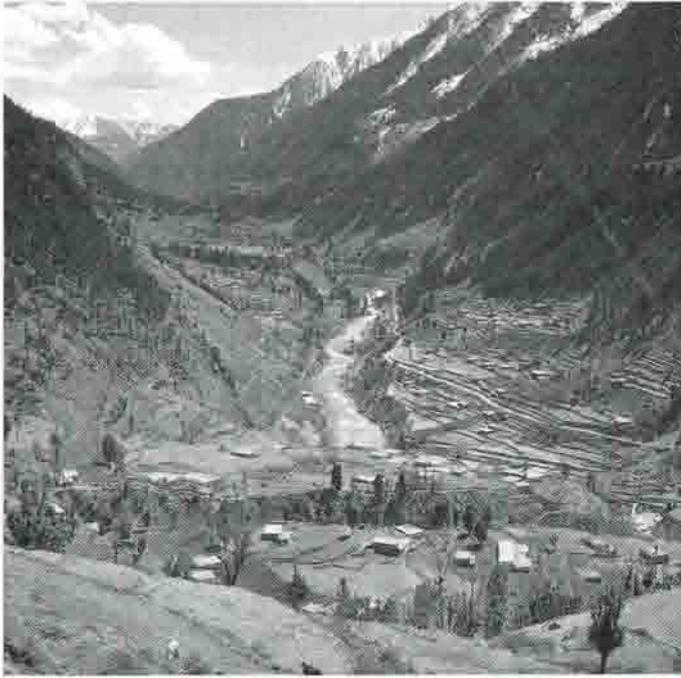
Ein weiterer Umstand machte den Start des Projekts schwierig. Veränderte, verbesserte Waldbewirtschaftung war nicht ein Grundbedürfnis der Bevölkerung. Sie war und ist von anderen Sorgen geplagt: ungenügende landwirtschaftliche Produktion bzw. starke Abhängigkeit von Wetter und Markt mit wenig entwickelten ausgleichenden Mechanismen und schwache Infrastruktur in Kommunikation, Schul- und Gesundheitswesen.

In den schwierigen Anfangsjahren lernte man, genauer hinzuschauen, wo die Leute der Schuh drückt: Man fügte dem Projekt den Landwirtschaftssektor und später das Dorfentwicklungsprogramm hinzu. Zurückdrängen der Kartoffelmonokultur mit ihren Krankheiten, Verbesserung der Ersatzkulturen (Mais, Rüben, Gemüse), Verbesserung von Böden und Saatgut, Unterstützung in der Vermarktung, Herstellen von Verbindungen mit privaten und staatlichen Landwirtschaftsinstitutionen des Distrikts und der Provinz sind seither die Aufgaben des Landwirtschaftssektors. – Der Dorfsektor hat ebenso die Hand am Puls der Bevölkerung. In enger Kommunikation mit den Dorfgruppen werden die Bedürfnisse und Möglichkeiten herausgefunden: Bewässerungskanäle, Erosionsschutzbauten, Trinkwasseranlagen, Brücken und Straßenverbindungen. Ein Vertrag legt die Beiträge der Dorfgruppe (ca. 30 %) und des Projektes (70 %) fest. Außerdem finanziert der Sektor handwerkliche Ausbildungsplätze, kleine Privatschulen für Mädchen, Kurse in Gesundheitsvorsorge und in Hebammenausbildung.

Noch soviel mehr könnte und sollte getan werden. Doch alle Lebensbereiche abzudecken, das würde das Projekt überfordern – die Spannweite ist sowieso schon groß: vom Einsatz des mächtigen Holzrückgerätes „Timberjack“ bis zur feinen Hebammenkunst. Deshalb nimmt das KIDP auch eine „katalytische“ Funktion wahr, indem es die Dienste der vorhandenen Institutionen in Distrikt und Provinz nach Kalam vermittelt. Bevölkerung und Institutionen sollen zueinander kommen und die Entwicklungsanstrengungen des Projektes ergänzen und weiterführen, denn das KIDP wird ja nicht für alle Zeiten existieren.

Das nähere Eingehen auf die Bedürfnisse der Bevölkerung zeitigte positive Ergebnisse für den Forstsektor. Zwei Waldbewirtschaftungspläne, gültig für 15 Jahre, konnten erarbeitet werden. Sie schreiben vor, wieviel von welchen Baumarten an welchen Plätzen jährlich geerntet werden kann. Außerdem konnten bisher 200 Waldarbeiter in umweltschonender Erntetechnik ausgebildet werden. Viele von ihnen arbeiten jetzt als lokale Kleinunternehmer mit gutem Einkommen und lösen zusehends die oft von auswärts kommenden Großunternehmer ab, die mit meist unausgebildetem Personal wenig forstschonend in den Schlägen arbeiten lassen.

Wo geerntet wird, sollte auch was nachwachsen. Die natürliche Regeneration ist im Projektgebiet recht gut, doch durch die



Produktionsgrundlagen der Bergbewohner sind Ackerbau auf den flachen Talböden entlang der Flüsse, Forstnutzung an den Steilhängen und Weidewirtschaft in der Zone oberhalb der Wälder

Wälder geleitete oder in ihnen längere Zeit weidende Schaf- und Ziegenherden vernichten allzuoft die jungen Pflanzen. Hier gilt es noch viel Überzeugungsarbeit zu leisten. Ebenso verhält es sich mit der Aufforstung. Das Projekt kann noch keine nennenswerten Erfolge verzeichnen. In den Augen der Bevölkerung ist genug Wald da. Aufforstung von ehemaligen Waldflächen unterhalb der jetzigen Waldgrenze ist nahezu unmöglich, da es eine Katasterisierung und besitzrechtliche Festschreibung dieser Flächen bisher nicht gibt und die Leute zurecht annehmen, solche aufgeforsteten Gebiete würden als Wald angesehen und damit vom Staat als dessen Besitz beansprucht werden. Als weiterer erschwerender Umstand muß die ungenügende Ausbildung des staatlichen Forstpersonals genannt werden. Der frühere Staatssekretär brachte die Kritik auf die Formel: „An der Universität lernten wir alles über die Bäume im Wald; im Wald dann aber sahen wir, da sind ja auch Menschen und Tiere, und darüber haben wir nichts gelernt.“ Abstimmen der Bedürfnisse und Waldschutz nicht gegen die Bevölkerung, sondern mit ihr – das ist noch nicht genügend in der Ausbildung berücksichtigt. Und so stehen sich dann oft genug der ertappte Bauer und der strafende Forstbeamte gegenüber, ohne argumentative-verstehende Brücke zueinander – keine gute Voraussetzung für vernünftige Waldnutzung und vertrauensvolle Zusammenarbeit!

Vertrauensvolle Zusammenarbeit mit der Bevölkerung, das ist die Hauptaufgabe des Projektes und Voraussetzung dafür, die über 120 festgeschriebenen Einzelziele zu erreichen. Deshalb werden zwei einfache Zeitungen herausgegeben und an die Bevölkerung verteilt, zu vielen Gelegenheiten „Jirgas“ besucht und veranstaltet, Studienreisen mit den Bauern zu anderen Tälern und Projekten durchgeführt und vor allem integrierte Beratungsgruppen mit Vertretern aller Projektsektoren regelmäßig zu den Dorforganisationen geschickt, um mit ihnen ihre wirtschaftliche Situation, Entwicklungsziele, vorhandene Eigenmittel zur Selbsthilfe und gewünschte/erforderliche Projektunterstützung zu besprechen. Darüber hinaus geben die integrierten Beratungsgruppen des KIDP Rat und Training, wie Dorforganisationen gegründet, geführt, wie ihre angesparten Finanzmittel

verwaltet/reinvestiert und Entwicklungsziele auch mit Hilfe auswärtiger Institutionen verfolgt werden können. Wenn das KIDP einmal geschlossen wird, sollen diese Dorforganisationen stark und kompetent genug sein, Entwicklungsziele aus eigener Kraft zu verfolgen.

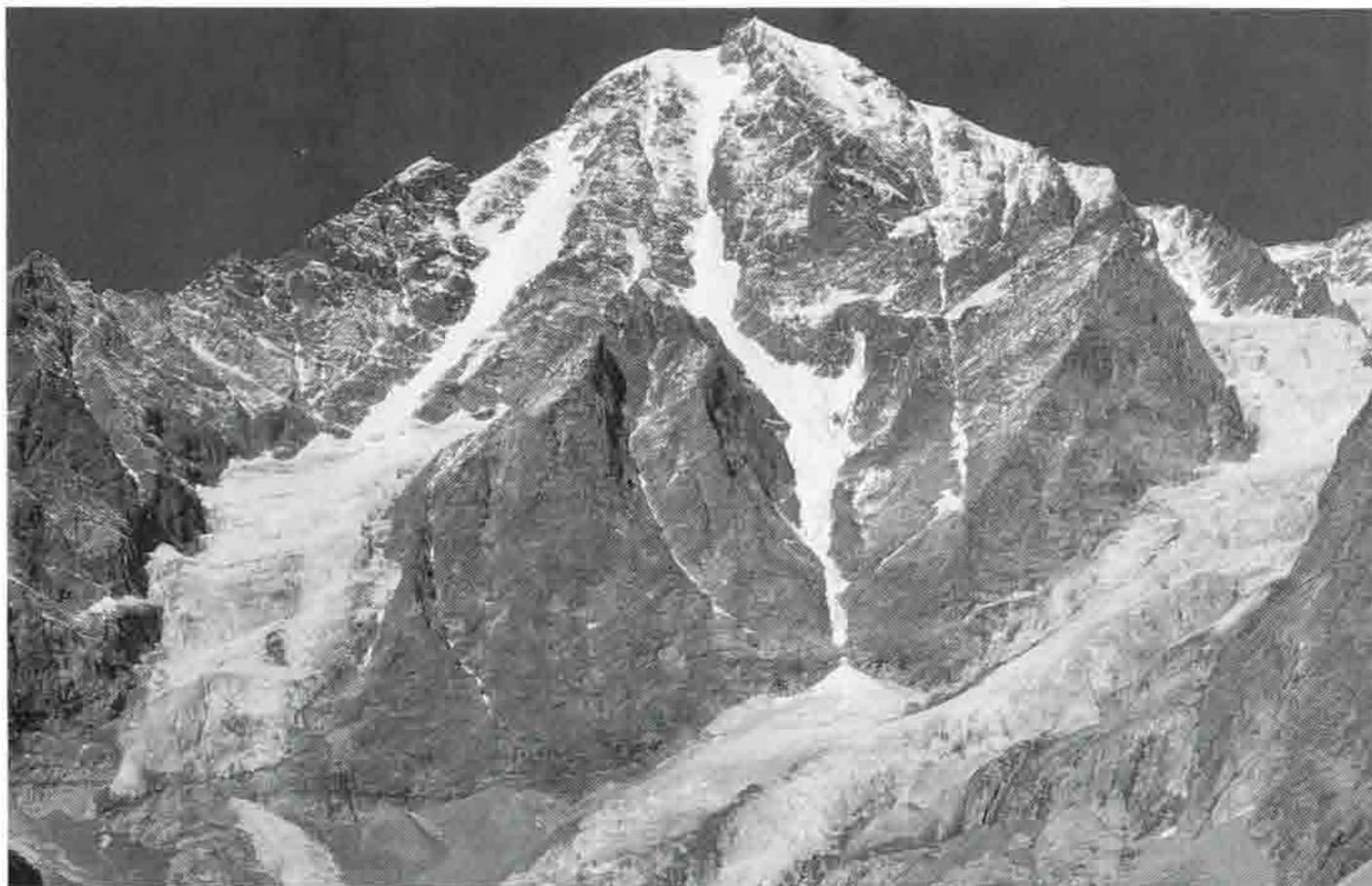
Das Projekt hat große Ziele im geschilderten komplizierten Beziehungsgeflecht. Es ist darüber hinaus in harscher Natur tätig, die es zwingt, wegen winterlicher Lawinen, Erdbeben und oftmals blockierter Straßenverbindung 100 km südlich in die Hauptstadt des Distrikts Swat, Saidu Sharif/Mingora für 4–5 Monate zu ziehen, wo Jahresbericht, Planung für die nächste Saison und Budget erstellt und die Kontakte zur Distriktverwaltung intensiviert werden, um deren Interessen am Projekt zu erhalten und ihr Engagement im KIDP zu fördern. Außerdem werden in dieser Zeit verschiedene Seminare zur Klärung anstehender Probleme durchgeführt/besucht und dem Projektpersonal Ausbildungskurse (z. B. Englisch, Computer) angeboten.

Die Verwaltung und Anleitung von 170 Mitarbeitern einschließlich vier ausländischen Beratern stellt beträchtliche Anforderungen an das zweiköpfige Projektmanagement, das fürs Erreichen der Projektziele verantwortlich ist. Doch alle Schwierigkeiten, Mühen und Rückschläge werden relativiert, sieht man Erfolge: z. B. ausgebildete Waldarbeiter als Kleinunternehmer in „ihren“ Wäldern, verbesserte Ernteerträge der Bauern, einen funktionierenden Bewässerungskanal, den Andrang auf unsere Mädchen-Mini-Schulen und vor allem wachsende Dorforganisationen mit stark entwickeltem Gemeinschaftssinn, Kompetenz und angespartem Entwicklungsfond. Auf ihnen ruht unsere Hoffnung, daß sie die angebahnte Entwicklung zwischen Gletschern zusammen mit den Institutionen von Distrikt und Provinz fortführen.

Kontrapunkt Falakser (ca. 6000 m)

Beim dritten großen Joghurtbecher ging es uns dann doch besser. Es war Ramazan, der Fastenmonat in Pakistan. Ist man auf Reisen, fastet man als Nicht-Muslim zwangsläufig mit, denn Restaurants öffnen in diesem Monat erst nach Sonnenuntergang, auch in Pakistans Hauptstadt Islamabad. So lud mich Martin Bärlocher, Mitarbeiter im KIDP, kurzerhand ins Haus seines verreisten holländischen Freundes ein, das immer offensteht. Ich war für einen Zwischenaufenthalt auf dem Weg von Nepal nach Frankfurt in Islamabad gelandet, um mir meinen künftigen Arbeitsplatz im Kalam Integrated Development Project im nördlichen Swattal anzusehen. Martin nahm die Gelegenheit wahr, mich zu treffen. Wir redeten über Projektdinge, aber auch übers gemeinsame Hobby, das Bergsteigen.

Martin, groß und kräftig gebaut, Schweizer Kanumeister und mehrfacher Zweiter, berichtete von einem Sechstausender, Falakser, der, etwas dem Matterhorn ähnlich, schier allgegenwärtig ist: Er überragt das ganze Projektgebiet, ist von vielen Orten aus sichtbar und lugt herausfordernd in die Stuben der „Colony“, das Projekthauptquartier, sieht sozusagen jeden Morgen, was auf dem Frühstücksteller ist. Noch niemand vom



Projekt hat den Falakser besteigen können trotz mancher Versuche, berichtete Martin, es waren überhaupt erst wenige oben. Ein Jahr später – ich war schon längst in Amt und Würden als Projektleiter des KIDP – begannen wir, uns dem höchsten Punkt des Projektgebietes ernsthaft zu nähern. Wir legten zwei Materialdepots an und warteten geduldig auf ein freies Wochenende. Doch immer wieder hatte Martin mit seinen Ahnungen recht: „Ich sehe schon wieder dunkle Wolken am Horizont aufziehen.“ Er meinte nicht das Wetter, sondern die vielen Besucher, die auch am Wochenende ins Projekt kamen und unsere Anwesenheit erforderlich machten. Es war schon September, als wir endlich Luft hatten.

Die Depots waren unbeschadet. Wir kletterten auf dem eleganten Nordostgrat, der zum steilen Nordgrat des Falakser führt. Je höher wir kamen, desto vorsichtiger mußten wir uns bewegen. Unter dem locker aufliegenden Pulverschnee wurde das Eis immer härter, die Steigeisen verloren zusehends ihren Biß. Irgendwie war der sonst so konditionsstarke Martin nicht der alte, er rastete länger und schnaufte mehr als es notwendig schien. Auf dem Felsturm (5200 m) angelangt, der den Eckpunkt in der Biegung vom Nordostgrat zum Nordgrat des Falakser bildet, meinte Martin, die letzten 800 Höhenmeter könne er nicht bewältigen, ich solle ihm nicht böse sein, wir müßten umkehren. Ich war überhaupt nicht böse. Umkehren können gehört zum verantwortungsbewußten Bergsteiger. Vier Wochen später mußten wir Martin ausfliegen wegen einer schweren Hepatitis mit Ohnmachtszuständen. Die Anfänge der Krankheit steckten in ihm, als wir am Falakser waren.

Nach Martins Vertragsende hatte ich keinen Partner für den Falakser und für weite schnelle Fußmärsche durchs wilde Gebiet

im östlichen Hindukush. Ich verkam zum Griffelspitzer und Tintenkleckser, den Po auf zwei Sitzkissen gebettet. Der Bürostreß – 170 Projektmitarbeiter, 21 Autos, 18 Motorräder, große Gebäudeanlagen über 100 km verstreut, müssen verwaltet werden, und die Autoritäten kontrollieren die Erfüllung der über 120 Projektziele – wurde mit Kaffee, Tee und Zigarren kompensiert/erhöht. Der Geist war eingefangen in Projektplanung, Fortschrittskontrolle, Budgetierung, Mittel- und Materialverwaltung, monatliche, viertel-, halbjährliche, jährliche Berichterstattung, Sektoren- und Mitarbeitersitzungen und in Korrespondenz, Korrespondenz. Vom Beugen übers Papier verspannten sich die Rücken- und Schultermuskeln, das leichte Kopfweh im Hinterkopf war so normal, daß es auffiel, wenn's mal nachließ, mit den Fingerspitzen erreichte ich bei gestreckten Beinen schon längst nicht mehr den Boden – und der Falakser lugte fast täglich zum EBzimmerfenster herein! Die Freiheit der Berge, Zeit zum Atmen! Ich mußte aus dem Käfig! Novalis hatte einmal so treffend gedichtet:

*Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freie Leben,
Und in die Welt wird zurückbegeben,
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
Zu echter Klarheit werden gatten
Und man in Märchen und Gedichten
Erkennt die wahren Weltgeschichten,
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.*

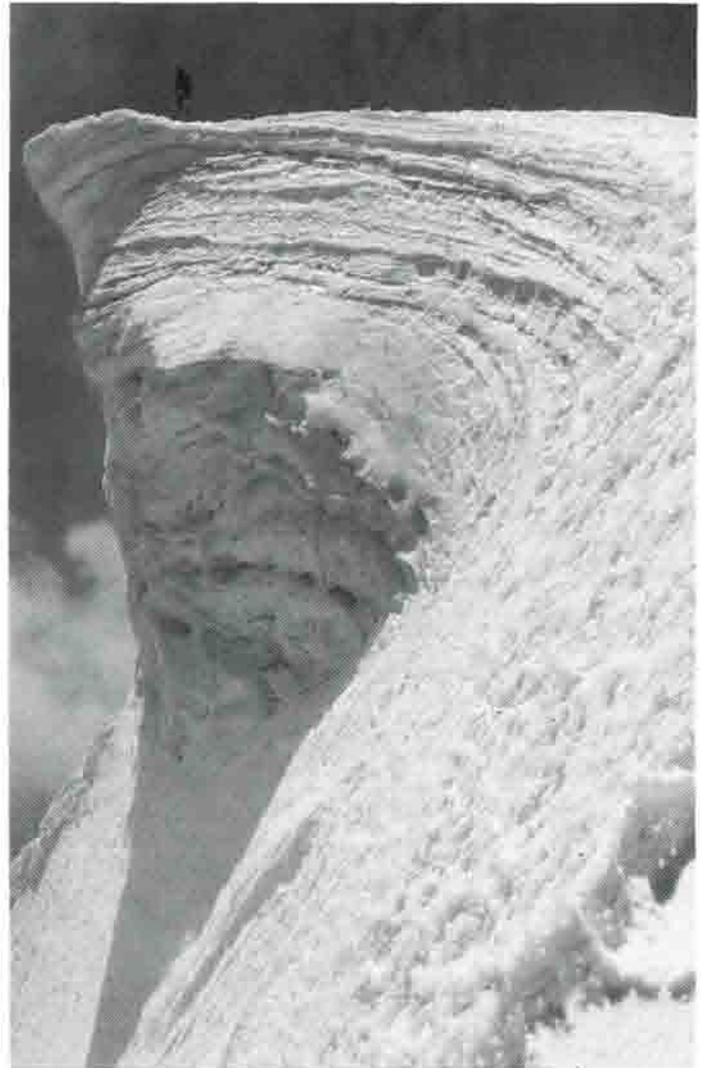
Seite 208: Der ca. 6000 m hohe Falakser von Südosten. Die erste Überschreitung sollte über die linke Eisflanke und den Südwestgrat zum Gipfel und über den Nordgrat hinunter erfolgen. Unten: Auf dem Gipfel des Falakser: angeseilt zwar, doch ohne es zu wissen bereits über dem kritischen Punkt

... vor einem geheimen Wort. Es hieß „Wildnis Falakser“ für mich. Sherpa Ang Chappal, mein Freund und Partner sovieler Touren in Nepal, hatte in Kathmandu ein Trekkingbüro mit dem schönen Namen „Numbur Himal Trek“ geöffnet. Er plante eine Europa-tour, um Kunden zu werben. Ich bat ihn um einen Abstecher Karachi – Kalam. Er sagte zu und war Ende Juni 1990 da, rasch, zuverlässig, ohne Aufwand, typisch Sherpa. Er hatte auch gleich 10 Karabiner, 10 Eisschrauben – und eine Flasche des heißgeliebten Kukri Rums mitgebracht (Import verboten im Muslim-Land Pakistan!). – Ich war im November 1988 als einsamer Steppenwolf alleine an der Südflanke des Falakser herumgestrichen – so ganz alleine zwar war ich nicht: parallel zu meiner Aufstiegsspur sah ich auf meinem Rückweg die Pfotenabdrücke eines Bergleoparden, der mir lange gefolgt war, ohne daß ich es gemerkt hatte –, um eine Anstiegsmöglichkeit durch die Südwand zu erkunden. „Das können wir!“ meinte Ang Chappal, als ich ihm die Fotos davon zeigte.

Es ging auch gut durch den Eisbruch und auf der S-förmig geschwungenen Route über den Gletscher zum Fuß der Firn- und Eisflanke. Dort bot uns eine Felsinsel im Eis Platz für das Zelt. Kaum hatten wir den Fels durch kunstvolle Maurerarbeiten geebnet und Quartier bezogen, ging ein böser Steinhagel über uns hinweg: Wir waren im Reich des Steinbocks (*Ibex ibex*), wie die Spuren in über 5000 m am nächsten Morgen verrieten! Was wohl den Gesellen hier oben in der Steilwand herumtrieb, wo es kein Gras, kein Laub gab?

25 Seillängen zogen sich das Eisfeld, das wir als Anstieg gewählt hatten, 40–45 Grad geneigt hinauf zum Westgrat. In der letzten Länge mußten wir untätig über eine halbe Stunde verharren. Blitze fauchten und zischten den Grat entlang in die Tiefe, begleitet vom schnalzenden Krachen des Donners. Graupelschauer hüllten uns ein, die wir da untätig und hilflos hockten, 1000 m Luft unter den Sohlen, alles Eisen in einiger Entfernung von uns in den Schnee gesteckt. Es ging gut. Die Sonne beschien wieder die Felsen des Westgrats über uns. Wir hofften auf ein ebenes Plätzchen für das Zelt. Doch nichts da! Wir mußten den Schnee solange abtragen und über Süd- und Westwand befördern bis genügend Fläche entstand. Das Zelt verankerten wir an einem Felskopf. Selbst nach dieser Aktion hingen Ang Chappal's Füße über die Westwand, die meinen und der Kopf über die Südwand. „Ein Mann muß sich manchmal probieren, muß sehen, wie das tut, zwischen Himmel und Hölle hängen“, läßt Peter Dörfler im „Zwingherrn“ seinen Aussteiger Jacham Diet sagen. Dennoch verbrachten wir eine gute Nacht.

Nach soviel Eis und Schnee boten die 200 m Felsklettereier am nächsten Morgen eine willkommene Abwechslung. Ruhig und elegant meisterte Ang Chappal eine Viererstelle. Ich führte dann hinauf zum lässig geschwungenen Firngrat, der die letzten 100 m des Falakser krönt. Bevor wir den Grat zu Ende gingen, kochten wir in einer Mulde, die Südwand unter uns, den sicheren Gipfel vor Augen. Wir genossen in vollen Zügen diese Situation – und die Nudeln (schon wieder Nudeln!).



Der Gipfel, auf den Karten zwischen 5944 und 6300 m hoch, besteht aus einer Riesenwächte und einem Felskopf. Dieser trägt einen Steinmann, an dessen Fuß wir eine Büchse gefüllt mit Zetteln früherer Bergsteiger fanden, die alle über den Nordgrat auf- und abgestiegen waren. Die Dose enthielt auch ein einheimisches Amulett, das wir nicht öffneten. Wir legten unseren Kurzbericht über den Neuanstieg durch die Südwand und die (geplante) erste Überschreitung des Falakser dazu und verwahrten die Büchse wieder am Fuß des Steinmanns, der Ang Chappal übriges zu unbedeutend für diesen großen Berg erschien, so daß er ihn um das Doppelte verbreiterte und erhöhte. An die Spitze band er dann eine aus Nepal mitgebrachte Khattha, die sich sogleich im leichten Wind wiegte und damit Segen, Gebet und Gute Wünsche aussandte. Im Nordwesten schweifte das Auge über Tirich Mir und die Pamir-Riesen, im Südosten verstellten Wolkenbänke den Blick auf Nanga Parbat und den Kara-

**Lohn der Plagen:
Kann ein Morgen schöner sein?
Der obere Teil des
Falakser-Nordgrats**

korum. Himmel und Bergwelt glänzten im millionenfach gebrochenen und reflektierten Licht des Hochsommertages ...

Schon die ersten Schritte den Nordgrat hinunter zeigten uns die Ernsthaftigkeit unserer Überschreitung. Trafen wir in der Südwand an mehreren Stellen bereits auf Blankeis, so herrschte auf der Nordseite noch der Winter, und wir begegneten dort auch hartem mit Schnee verbackenem Eis. Tausende von Schrittlängen mußten wir vorsichtig absteigen, Gesicht zur Wand, die Frontalzacken einschlagend und auf Halt kontrollierend, d. h. einer von uns beiden kam jeweils in den Genuß des Abseilens, während der andere das Sicherungsmaterial entfernen und dann abklettern mußte. Zwischen den Beinen verlor sich der Grat in der Tiefe. Sehnsüchtig blickten wir immer wieder auf das ebene Plätzchen vor dem Felssturm, auf welchem ich damals mit Martin gestanden war. Während sich bei mir Vorboten von Wadenkrämpfen meldeten, klagte Ang Chappal über Schmerzen in den Zehen.

Kurz vor dem Dunkelwerden erreichten wir den Ort unserer Sehnsucht, eine Landschaft aus Sumpfschnee. Doch das war uns egal, Hauptsache, die überreizten Beine, den verspannten Rücken ausstrecken, die überanstrengten Arme ruhen lassen. Da kam mir das heutige Datum in den Sinn: 8. Juli 1990, Fußballweltmeisterschaftsendspiel in Rom. Ich interessierte mich kaum für das Ergebnis, entwickelte aber ein großes Verlangen nach dem Heißwasserbecken, das die Fußballer nach dem Spiel zur Muskelentspannung genießen. Alles schmerzte! Was war nun der Unterschied zu meiner Bürohockerei, ihren Folgen? Die Freiheit der Berge, auch sie ist nicht grenzenlos, sondern eingeschränkt durch Schwerkraft, Geländebeschaffenheit, Wetter, Temperatur und Sauerstoffdichte gemäß Höhe. Das alles spürte ich, teils schmerzhaft. Dennoch waren diese Verspannungen anderer Natur. Sie rührten von aktiver Betätigung an einem großen Berg. Sie würden in ein paar Tagen vergehen und körperlicher Frische weichen, geboren aus dem Einsatz der Muskeln gemäß ihrer Bestimmung. So war's dann auch. Kontrapunkt Falakser.

Der Rest war Routine. Wir erkletterten den Gratturm und stiegen den mir bekannten Nordostgrat ab, dann über den großen Gletscher, seine Seitenmoräne, direkt zum Zelt auf dem ersten Fleckchen Grün und den dort mit meiner Frau wartenden Trägern. Sie waren vor einer halben Stunde angekommen. Perfekte Logistik trotz gänzlich fehlender Kommunikation. Leichter Sommerregen setzte ein und verhalf zu erfrischendem Tiefschlaf in der wüchigen aus Tausenden von Kräutern komponierten Luft des Hindukush.

**Ich bin, also wandere ich –
sie wandern, also sind sie**

Der Urlaub sollte sanft ausklingen. Wir wollten durch uns noch unbekanntes Terrain streifen und eine Kombination von Tälern, Seen – ich habe bisher noch keine Erklärung für die vielen



Bergseen im Gebiet um Kalam gefunden –, Hochalpen und Pässen genießen. Der erste Zeltplatz im Anakar-Tal nördlich von Kalam glich dem Bilde eines naturschwärmenden Malers der Romantik: vereinzelt bemooste Felsklötze, Gebüsch, krumme Birken, blumenübersäte Wiese von Bächlein durchzogen, unsere Zelte, die von herumschweifenden Pferden beäugt wurden. Das Kleinparadies ermöglichte Lagerleben in Vollendung.

Am nächsten Morgen begegneten wir wieder den Pferden, dann einer Affenherde, die sich gemächlich, vor Neugier halbrückwärts laufend, in einen Wald niederwüchsiger Eichen trollte. In einer Ausweitung des Tales lagen zwei Almhütten, aus denen uns viele Augenpaare musterten: „Assalam aleikum“ „Aleikum salam!“ Friede sei mit Euch! Feine Rauchscheier lagen über den Erdhütten, unbeweglich in der stillen Morgenluft. Ruhig floß der Bach über die flachen, kurzgefressenen Wiesen, viele kleine mit Primeln bestandene Inseln umspülend. Glücklicherweise gaben sich die Kühe der Alm dem Frühstück hin ...

Das Bild der Zeitlosigkeit änderte sich, als wir uns einem Wall aus Felsbrocken näherten, der das ganze Tal sperrte. Wild sprangen die Wasser über Abbrüche und Blöcke, verschwanden in Löchern, sprudelten aus Öffnungen wieder hervor und hasteten durch viele Biegungen dem friedlichen Talboden entgegen. Doch dann wich Unrast wiederum der Ruhe: Vor uns lag ein großer See, der den Talschluß ausfüllte. Das Bild war einfach und deshalb so wirkungsvoll: der stille lichte Spiegel, die kahlen

Felsmauern, die das Wasser von drei Seiten umschlossen, der wolkenlose Himmel.

Lange saßen wir am Ufer: Wir Wanderer, in deren Leben sich Abschnitte von Unrast und ruhigem Dahinfließen mit leider nur kurzen Augenblicken völligen Einverständnis mit sich und Unabänderlichem schon sooft abgewechselt hatten. Dieses Pendeln zwischen Zeit und Zeitlosigkeit, zwischen Spannung und ihrer Auflösung, zwischen Bewegung und Ruhe – ist es nicht Bestimmung alles Lebenden? Wo ist dein Standort? Wo war er im bisherigen Leben? Vita activa oder mehr vita contemplativa? Hast du die richtige Mischung gefunden? Warum nicht? Welche Fehler hast du begangen? Kommen vom Verfehlen der rechten Mitte nicht deine Sorgen, Ängste? Mir geht es mit dem Wandern durch die Natur wie dem Pakistani Salman Rashid, der vor kurzem die Gebirgslandschaften vom Nanga Parbat bis zum Tirich Mir durchquert hatte und resümierte: „Es ist nicht so sehr eine körperliche, sondern eher eine geistige Reise. Du dringst in dein Inneres vor, das immer meilenweit von dir entfernt war. Du entdeckst den Grund für deine Ängste und Unsicherheiten.“ Du überwindest die Meilen-Ferne, kommst dir nahe, bist für Momente einverstanden. Doch bald wirst du wieder aufbrechen, in diese oder jene Richtung, wirst wieder die Mitte verfehlen und sie wieder suchen. Ich bin, also wandere ich.

Eine wettergezeichnete Tanne auf hohem Felsvorsprung schien uns den Weiterweg zu weisen. Mal glich sie einem mittelalterlichen Krieger mit flatterndem Helmbusch und eingelegter Lanze, mal einer auf dem Besen reitenden Hexe mit wehendem Kopftuch, mal Rübezahls mit ausgestrecktem Arm in eine Richtung weisend, je nach dem, aus welcher Perspektive man zu ihr aufschaute. Wir nahmen das Wegzeichen ernst und stiegen ein Seitental hinauf, um einen großen mit Steinplatten ausgelegten Versammlungsplatz zu suchen. Über ihn sollte ein in den Fels gemeißelter König mit einer Krone wachen. So erzählen die Kalam. Die Berge sind ja nicht nur voller großer und kleiner Naturwunder, sie sind auch voll von Geschichten. Es bräuhete Jahre, Jahrzehnte, sie zu sammeln und ihren Kern zu erforschen. Wahrheit ist in den meisten von ihnen enthalten.

Auf Hunderte von Metern lag der Bach des engen und steilen Tales unter den Frühjahrslawinen verborgen. Der hartgepreßte Schnee bot uns einen bequemen Aufstieg zu den weiten Grasflächen des sich öffnenden Hochtales. Hirtenbuben piffen sich über weite Strecken Botschaften zu, Frauen trugen scheinbar mühelos Wasserkrüge auf dem Kopf zu den Almhütten, ein Stier belästigte seine Kühe, ließ sie nicht grasen, und wir schwitzten steile, von staubigen Trittspuren durchzogene Grashänge hinauf. Blickt man von unten und seitlich auf sie, scheinen sie dicht und bunt, doch aus der Perspektive der Kuh gesehen, sind sie voller Lücken. Zwischen den verschmähten Kräutern mit den klangvollen Namen der Botaniker, Senecio, Achilles, Euphorbia, Artemisia usw. ist nur noch wenig Freßbares. Schönheit und Nützlichkeit gehen nicht immer zusammen. Alle Studien zeigen das gleiche Ergebnis: Die Grasflächen sind überweidet, zuviele Tiere bevölkern jährlich die Hochweiden, die Almen bedürften periodischer Ruhe usw. Mißstände und Maßnahmen, sie zu beheben, sind bekannt. Doch die Bevölkerung wächst und damit der

Druck auf die Produktionsflächen, die Äcker, Wälder und Weiden. Erwerbsmöglichkeiten außerhalb der Landwirtschaft können nicht über Nacht geschaffen werden, und rapide Industrialisierung hat ja auch ihre bekannten Tücken.

Hoch oben auf 4000 m Höhe fanden wir einen Lagerplatz. Ang Chappal, Ala Dad und Abdul Khaliq bereiteten die Abendmahlzeit. Dietlinde und ich ebneten den Untergrund für die Zelte. Die Westseiten von Falakser und Mankial schimmerten im weichen Licht des scheidenden Tages. Wir waren gänzlich zufrieden – einer dieser Augenblicke im Leben ... Wohl niemand von uns hätte mit dem in nächtlicher Einsamkeit, von Technik umgebenen und abhängigen Piloten eines Kampfflugzeugs tauschen mögen, das hoch über uns die Grenze zu Afghanistan abflog.

Das Tal teilte sich. Wir wählten den verwinkelteren und romantischer wirkenden Zweig. Zerklüftete dolomitenähnliche Grate, schotter- und felsübersäte Flächen, trübe, von unter den Felsen schmelzenden Schneeresten gespeiste Tümpel. Hinter dem höchsten Punkt des Tales fanden wir den uralzeitlichen Versammlungsplatz: ein Talboden, von flachem Wasser bedeckt, doch mit Hunderten von Platten belegt, so daß man trockenen Fußes über ihn laufen konnte; wirklich ein Ort bestens geeignet, Wichtiges ungestört zu bedenken, besprechen und zu entscheiden!

Wir ließen der Phantasie ihr Recht und drängten die Ratio zurück, die sagen zu müssen glaubte, daß der seit Jahrtausenden im Winter auf diesen Flächen lastende Schneedruck die Steine in eine Ebene gepreßt haben könnte. Die Phantasie erkannte dann auch einen Berg über dem Thingplatz: drei Spitzen auf einem mächtigen Sockel. Wir waren uns sicher, Haupt und Krone des gesuchten Königs gefunden zu haben. Hier wurde also vormals „Jirga“ gehalten, gewiß viel Wichtigeres entschieden von viel größeren und noch bärtigeren Menschen als den jetzigen Kalamis, welche auch heute noch ihre meisten Angelegenheiten durch die Jirga regeln; ja einer ihrer ehemaligen Versammlungsplätze glich dem der Ratsherren vergangener Zeiten. Der Swat-Forscher F. Barth schrieb vor 37 Jahren: „Kalams Jirga traf sich früher an einem großen Baum an der Bergseite oberhalb der Moschee. Dort ist eine ebene rechteckige Fläche, eine Plattform sozusagen, gebaut worden. Lange Holzbänke (einige 8 m lang) sind noch an zwei Seiten zu finden ... Die Plattform wird jetzt nicht mehr genutzt.“

Heute versammeln sich die Herren in der Moschee, auf dem flachen Dach des Hauses eines der Jirga-Mitglieder, auf einer Waldlichtung oder in der „Meeting Hall“ des Kalam Integrated Development Project. Mitglieder sind die älteren Männer aller landbesitzenden Großfamilien. Sie können jederzeit zu einem bestimmten Problem eine Jirga einberufen, die demgemäß nicht in lange vorher festgesetzten Abständen tagt, wie ein europäischer Gemeinderat. Die Jirga befaßt sich mit allen wichtigeren Dingen und Problemen im Zusammenleben einer Gemeinschaft: Aufrechterhaltung der Ordnung, Rechtsprechung, Bestrafung, Konfliktlösung, Verteidigung der Besitzrechte der Gemeinschaft gegen Ansprüche von außen und Vertretung ihrer Interessen gegenüber Distrikterwaltung und Provinzregierung. Sie funktioniert um so besser, je mehr Druck von außen auf ihr lastet. Ich



Flötenspielende Hirten-Nomaden. Ihre harten Lebensumstände beantworten sie mit Lachen, Musizieren und Üben von Gastfreundschaft

hege viel Sympathie für diese Selbstverwaltung, wenn mir auch mißfällt, daß Frauen und Landlose an ihr nicht aktiv und direkt teilhaben dürfen.

Wir wanderten das ganze Gabral-Utror-Tal hinaus und stiegen ins Gebiet des Desan auf, wo wir von einem in allen Landkarten fehlenden Bergsee wußten. Der kalte Wildbach, dem wir folgten, machte das Steigen unter praller Julisonne erträglich, der uns dann aufnehmende duftende Zedernwald spendete Schatten, und leichter Regen schließlich löste die Schwüle auf. Wir gelangten in einen blockwerkübersähten Kessel, in den der Bach stürzte. Irgendwo oberhalb des Wasserfalls mußte der See liegen. Doch wir fanden vorerst nur weite spurendurchzogene Weideflächen, die zu einem mächtigen, das Tal gänzlich sperrenden Felssturz führten. Hinter dem Labyrinth regennasser Riesenwürfel blickten wir dann auf den in einem weiten Oval von schwarzen Felsmauern umstandenen See. Seine milchige grünlich-gelbe Fläche war nur leicht gekräuselt von aufschlagenden Regentropfen und darüberstreichendem Wind. Am gegenüberliegenden Ufer gewährten die Felswände durch eine Lücke dem seenährenden Bache Einlaß. Hinter dem Einschnitt waren Schneefelder zu erkennen, die sich in quellenden Wolkenbergen verloren. Aus ihnen blitzte und grollte es. Natur, Einsamkeit!

Doch da trottete über unseren Zeltplatz eine Kuhherde zur Tränke am Seeufer. Dann tauchten aus dem Felssturzgewirr drei Hirten auf, begrüßten uns – und begannen zu schimpfen: Wie könnten wir denn hier draußen im Gewitter nächtigen! Ein großer Regen würde kommen! Wieso wir denn nicht ihre Gäste seien! Warum wir ihnen das nur antäten! Wir gäben ihnen nicht die Möglichkeit, Gastfreundschaft zu üben! usw. Doch unsere Zelte waren aufgebaut und eingerichtet, das Essen war auch schon fast fertig zubereitet. Unsere Träger dankten für die Einladung. Doch die Hirten gaben so schnell nicht auf. Der ältere von ihnen rief mit mächtiger Stimme in eine bestimmte Richtung, wo ihre

Almhütte sein mußte. Nach einer halben Stunde kamen Buben mit Milch und Fladenbroten in Mengen, die wir unmöglich bewältigen konnten.

Gastfreundschaft üben ist wohl die höchste Tugend im pakistanischen Bergland, besonders unter den Nomaden. Unsere Gastgeber waren „Gujars“, denen von den Jirgas der Gemeinden Weiderecht auf den höchstgelegenen Almen eingeräumt worden ist. Sie müssen gemäß der Anzahl ihrer Tiere bezahlen oder eine ausgehandelte Pauschale entrichten. Sie kommen mit riesigen Herden ins Kalamgebiet. Die Schätzungen reichen bis zu 500000 Schafen, Ziegen, Kühen, die zusätzlich zu den Tieren der ansässigen Bevölkerung jährlich die Hochflächen bestoßen. Die Gujars sind ein großer Hirtenstamm, der in Nordindien und Nordpakistan nomadisiert. Sie haben einen guten Ruf, ihre Milchprodukte sind rein und nicht angereichert. Gujars sind höflich, friedlich und gastfreundlich. Ihr Familienzusammenhalt ist sehr stark, so daß jedes Familienmitglied jederzeit die Arbeit eines anderen verrichtet, wenn dieses z. B. krank ist. Sie gelten als mutig und fürchten eigentlich nur die Forstwärter, denen sie Geld entrichten müssen, wenn ihre Herden Wälder passieren. Den kurzen Sommer verbringen sie in einfachen Stein- und Erdhütten. Bei den oft tagelang anhaltenden Regenfällen drängen sich dann Männer, Frauen, Kinder, Packesel und -pferde, Hunde, Schafe, Ziegen und Kühe in den engen, feuchten Behausungen. Zwischen August und Oktober ziehen sie mit ihren Herden hinunter auf Ödland zwischen Mardan und Peshawar oder auf abgeerntete Felder, deren Besitzer für den Dünger dankbar sind. Die älteren Tiere werden verkauft, die jüngeren im nächsten Jahr zwischen Mai und Juli wieder mit auf die Wandschaft genommen. Das System ist ausgeklügelt, in Jahrhunderten erprobt. Es gründet sich buchstäblich auf der lebenslangen Bereitschaft zum Wandern. Sie wandern, also sind sie. Kein Wunder, daß Ansiedlungsprogramme gescheitert sind.

Die ganze Nacht trommelte Regen auf unsere Zelte. Blitze tauchten immer wieder Blockwerk, See und Berge in gespenstisches Licht, entrissen sie für Sekundenbruchteile der tiefen, regendurchrauschten Dunkelheit. Zum Frühstück waren unsere Gujar wieder da, mit einem großen Topf Milch. Was wußten wir voneinander, wir Wanderer? Fast nichts. Doch die Gemeinsamkeit im Wandern schien zu verbinden, ohne daß wir um des je anderen Weges wissen mußten. Und so fragten wir nicht, fragten sie nicht.

Der Vergleich des Wanderns mit der Bewegung des Pendels scheint zu stimmen. Es beschreibt immer einen Umweg. Unsere Meinung jedenfalls, über eine Abkürzung direkt Kalam erreichen zu können, führte uns in Begleitung von Schafen und Ziegen stundenlang einen sehr steilen Hang hinauf zu einem 4700 m hohen Berg und auf der anderen Seite fast wieder ebenso weit hinunter. Auf diesem Umweg also kamen wir nach Hause.

Das Frühstück im Kalam-Haus war danach anders. Es bestand von da an irgendwie ein augenzwinkerndes Einvernehmen zwischen der im Fenster stehenden Spitze des Falakser, die nach wie vor neugierig meinen Teller musterte, und mir, der ich nun ja wußte, wie es auf ihr aussieht: die Gipfelwächte, der Felskopf, der Steinmann, die flatternde Seidenkhatta ...

Alpinismus international

Bedeutende Unternehmungen 1991

Chronik von Dieter Elsner

Die Reihenfolge der Chronik entspricht der alphabetischen Reihenfolge der Kontinente, deren Gebirgsgruppen wiederum geographisch unterteilt sind.

Der Berichtszeitraum erfaßt das Kalenderjahr 1991.

Die Chronik erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Aus Platzgründen ist es nicht möglich, alle Unternehmungen zu erwähnen.

Für das Zustandekommen der vorliegenden Chronik danken wir den Expeditionsbergsteigern, die ihre Berichte zur Verfügung stellten.

Ganz besonderer Dank gilt Adams Carter, Redakteur des American Alpine Journal und Jozef Nyka, „Taternik“-Redakteur Warschau.

Abkürzungen:

AAJ	American Alpine Journal
CL	Climbing
DAV Mt.	DAV Mitteilungen
M	Mountain
MB	Monatsbulletin des SAC

AMERIKA (Nord)

Alaska

Mt. McKinley, 6194 m

Neben ca. 550 Besteigungen über den Normalweg wurden auch einige nennenswerte Begehungen durchgeführt. M. Stump kletterte die Cassinroute von der Basis des Japanercouloirs bis zum Gipfelgrat in 15 Stunden. Zuvor war er vom 14 000-Fuß-Plateau zum Einstieg der Westrippe hochgestiegen; von dort mit Ski zur Nordostgabelung des Kahiltna-Gletschers abgefahren.

Die Tschechoslowaken Z. Demjan und J. Nezerka eröffneten eine neue Variante im unteren Teil der Cassin-Route. Sie beginnt gleich rechts von „Denali Diamond“ und vereinigt sich mit der Cassin beim Hängegletscher in ca. 14 000 Fuß Höhe.

Im Juni eröffneten die Amerikaner P. Powers, T. Walters und G. Collins eine neue Route an der Nordwestwand. Die Route beginnt auf rund 9000 Fuß am Peters-Gletscher, bietet kombinierte Kletterei und läuft auf 16 000 Fuß auf der West Buttress aus.

Auf der South Buttress kletterten die Amerikaner B. Gammelin und L. James eine neue Variante im oberen Teil, die durch die entlegene Ostseite des Berges oberhalb des Thayer Basin führt. MB 3, 1992, S. 98

Mt. Foraker

Zehn Expeditionen versuchten sechs verschiedene Routen; aber nur vier der 28 Bergsteiger erreichten den Gipfel. Dabei haben im Juni die Amerikaner J. Donini und J. Tackle eine neue Variante am Südostgrat eröffnet. Sie nannten ihre 27-Seillängen-Route „Viper Ridge“. Die beiden waren außerdem noch in der Südostwand des Mt. Barille mit der neuen Route „Cobra Pillar“ erfolgreich.

Mt. Dickey

Die Amerikaner P. Teare und J. Smith begingen im Mai eine neue Route (Phantom Wall, 5.10, A4). MB 3, 1992, S. 99

Wrangell Mountains

Zwei Österreicher und zwei Holländer bestiegen in den abgelegenen Wrangell Mountains den 4996 m hohen Mount Blackburn über den Nordgrat. Der Gipfel im südöstlichen Alaska wurde am 21. Juni erreicht.

J. Nyka

Kanada

Baffin Island

Die vierte Trainingsexpedition des DAV führte im Juli und August zu den Granitriesen auf Baffin Island im nördlichsten Kanada. Die zehnköpfige Mannschaft unter der Leitung von Christoph Krahe konnte u. a. folgende Erstbegehungen ausführen; Mount Breidablik, N-Pfeller (500 m, 8-/A2); Mount Asgard Südturm, S-Wand (450 m, 7+/A2); Mount Asgard Nordturm, O-Wand (1000 m, 6/A2); siehe dazu auch den Bericht ab Seite 167.

DAV

AMERIKA (Süd), Peru

Cordillera Blanca

Huascaran Sur, 6768 m

Der Slowene P. Kozjek durchstieg am 14. Juli die Nordostwand auf einer neuen Route im Alleingang. Er hielt sich links der Grison-Route aus dem Jahr 1985, die er auf ca. 6200 m erreichte. M 142, 1991, S. 11

Bolivien

Cordillera Real

Illampu Norte, 6342 m, Illampu Sur, 6368 m

Am 25. Juni eröffneten M. Vreca und M. Vreva eine neue Route in der Westwand des Illampu Norte (900 m, VI-/A0, 85°).

Am 28. Juni kletterten M. Jamnik und M. Kajzelj eine neue Route im rechten Teil der Westwand des Illampu Sur (850 m, VI+, 75°).

An derselben Wand konnten D. Debeljak und T. Zerovnik vom 25. bis zum 27. April eine neue Route klettern (VII-/A3, 90°). AAJ, 1992, S. 155

Links: Marko Prezelj, rechts Andrej Štremfelj, „die besten des Jahres 1991“ (Jozef Nyka). In reinem Alpinstil überkletterten sie in fünf Tagen den bisher noch unbestiegenen 2000 m hohen Südgrat des Kangchenjunga South



Foto: Jozef Nyka

Argentinien

Aconcagua, 6960 m

Am Aconcagua gibt es inzwischen ca. 20 verschiedene Routen. Im April 1991 begingen zwei Spanier in der Westflanke eine neue Führe. Sie verläßt die Normalroute am Plaza Canada und geht direkt zum Gipfel. Die Route ist kürzer und interessanter als die Standardroute. J. Nyka

Patagonien

Fitzroy-Gruppe

T. Ponholzer und T. Bonipace aus Österreich gelang eine Reihe von interessanten Routen. Am Cerro Standhardt glückte ihnen im August die erste Winterbegehung (Bridwell-Route) und damit die dritte Besteigung überhaupt. Anschließend kletterten sie eine neue Route in der Südostwand des Bifida (VII+) und eine Reihe weiterer neuer Routen. M 142, 1991, S. 10

El Mocho, Aguja Poincenot

S. Gerberding und J. Smith kletterten erstmals durch die Südwand des El Mocho und legten eine neue direkte Route durch den zentralen Teil der Südwestwand der Ag. Poincenot. AAJ, 1992, S. 164–172

Cerro Torre

Ab dem 28. Januar bis Ende Februar 1992 erreichten mehrere Seilschaften über die Maestri-Route den Gipfel. AAJ, 1992, S. 172

ASIEN

Sikkim Himalaya

Kangchenjunga Himal

Kangchenjunga, 8586 m

Eine indisch-japanische Expedition konnte seit über 50 Jahren wieder auf der Sikkim-Seite des Kangchenjunga tätig sein. Am 24. Mai erreichten drei Mitglieder über die Nordostflanke den Gipfel. Einen Tag später folgten drei weitere Bergsteiger. M 141, 1991, S. 7

Eine jugoslawisch-polnische Mannschaft unter der Leitung von T. Skarja richtete an der Normalroute vier Lager ein. Am 1. Mai erreichten

V. Grosej und S. Botic mit künstlichem Sauerstoff den Hauptgipfel. Zwei Tage später kam es zum tragischen Unfall; J. Rozman und Marija Frantar stürzten tödlich ab.

Ebenfalls am 1. Mai stieg U. Rugar allein vom Great Shelf auf der Polenroute auf den Zentralgipfel (ca. 8500 m). M 140, 1991, S. 6–7

Kangchenjunga South, ca. 8500 m

Am 26. April starteten A. Štremfelj und M. Prezelj zum noch unerstiegenen Südgrat des Kangchenjunga South. Dieser 3000 m hohe Grat trennt Sikkim von Nepal und stellte eine der großen noch nicht begangenen Linien im Himalaya dar. Am 30. April erreichten die beiden, nachdem sie ihr Blwak auf 7900 m morgens um 6 Uhr verlassen hatten, um 17 Uhr den Gipfel. Sie stiegen die Westflanke hinab zum Lager III ihrer Freunde. Der Anstieg wurde im reinen Alpinstil durchgeführt. M 140, 1991, S. 7

Nepal

In der Vormonsun-Saison kamen ca. 60 Expeditionen in den Himalaya, 40 davon starteten von Süden. Über 70 % hatten einen Achttausender zum Ziel.

In der Nachmonsun-Saison nahmen über 750 Bergsteiger an 83 Expeditionen teil, 44 Gipfel wurden erreicht. Einige Kühne Solounternehmungen wurden unternommen, wenn auch dabei die Gipfel selbst nicht erreicht wurden (s. Annapurna I). J. Nyka

Nepal Himalaya

Barun Himal

Chamlang, 7319 m

Drei Mitglieder und ein Sherpa einer britischen Expedition erreichten am 20. Oktober über den Südgrat den Gipfel. Im unteren Teil eröffneten sie eine neue, sehr schwierige Variante, nämlich das Überschreiten zweier Felstürme. AAJ, 1992, S. 196

Kusum Kanguru, 6367 m

An der Südwestwand war im Spätherbst ein britisches Team erfolgreich. Am 8. November stiegen B. Davison, D. Renshaw und St. Venables im rechten Teil der Wand über den markanten Pfeiler zum Fuß des noch nicht bestiegenen Südgrates auf 5900 m. Davison wurde in der Nacht höhenkrank; die drei kamen mit 20 Absellstellen zurück zum Wandfuß und ins Basislager. Am 17. November starteten Renshaw und Venables erneut und erreichten teilweise über eine direktere Linie den Umkehrpunkt, von wo sie den pfeilerartigen Südgrat angingen. Schwieriges kombiniertes Gelände führte sie am 20. November auf den höchsten Punkt.

1988 wurde die Ostwand dieses Berges ebenfalls von einem britischen Team erstmals durchstiegen. J. Nyka M 144, 1992, S. 5

Makalu, 8463 m

Während der Vormonsun-Saison blieb der Makalu unbestiegen. Im Herbst waren Spanier erfolgreich. Am 30. September wurde der Gipfel von den Brüdern Felix und Alberto Inaurategi und Felipe Uriarte erreicht. Während derselben Schönwetterperiode konnten Manu Badiola und Charles Valles über den schwierigen Westpfeiler steigen. Tragischerweise stürzte Badiola beim Abstieg tödlich ab. J. Nyka

Eine weitere spanische Expedition war ebenfalls erfolgreich. Am 24. September stand J. Permane, am 30. September standen X. Robiro und C. Figueras auf dem Gipfel. AAJ, 1992, S. 192

Erhard Loretan und Jean Troillet führten am 1. und 2. Oktober eine sehr schnelle Begehung des Westpfeilers durch. Dies war die fünfte Besteigung über diese Route und die schnellste Besteigung des Makalu überhaupt. Für Loretan war es der zwölfte, für Troillet der sechste Achttausender. AAJ, 1992, S. 193

Eine weitere Besteigung mit tragischem Ende wurde Anfang Oktober von einer japanischen Expedition ausgeführt. Am 5. Oktober erreichten drei Japaner zusammen mit Sherpa Ang Dorje den Gipfel. Zwei Tage später folgten eine Japanerin mit einem Begleiter, der beim Abstieg an Erschöpfung starb. AAJ, 1992, S. 193–195

Khumbu Himal

Cho Oyu, 8201 m

Im Frühjahr und im Herbst erreichten mehrere Bergsteiger aus verschiedenen Ländern über die Normalroute den Gipfel. Darunter war auch Wanda Rutkiewicz aus Polen, die damit ihren siebten Achttausender bestiegen hat.

Der Cho Oyu wurde auch von zwei Bergsteigern, die keine Genehmigung hatten, bestiegen. J. Nyka

Ein Team aus der ehemaligen Sowjetunion kletterte über den Ostgrat auf den Gipfel, eine Route, die zuvor fünf Expeditionen abgewiesen hat. Das Hauptproblem war eine 70 m hohe Felsstufe im oberen Teil des Grates. Von einem Biwak auf 7900 m erreichten fünf Mitglieder am 20. Oktober den Gipfel. Ein Bergsteiger erlitt beim Abstieg durch Steinschlag tödliche Kopfverletzungen. M 143, 1992, S. 5

Mt. Everest, 8848 m

In der Vormonsun-Saison kamen 16 Expeditionen zum höchsten Berg der Erde, acht von der nepalesischen Seite aus, sieben von Norden und eine war am Ostgrat. Dabei erreichten den Gipfel neun Bergsteiger von Süden und 21 von Norden. M 140, 1991, S. 5

Eine Besteigung durch das Große Couloir („Norton Couloir“) auf der Nordseite soll dabei gesondert erwähnt werden. B. Bonali aus Italien und L. Sulovsky aus der Tschechoslowakei erreichten im Rahmen einer italienischen Expedition am 17. Mai den Gipfel über oben erwähntes Couloir. J. Nyka

Zwei Sherpas einer schwedischen Expedition erreichten über das Japaner- und das Hornbein-Couloir am 15. Mai den Gipfel. Am 20. Mai folgte ein schwedischer Teilnehmer. AAJ, 1992, S. 259

Von sechzehn Expeditionen waren im Herbst nur zwei am Normalweg erfolgreich. M 143, 1992, S. 5

Lobuje East, 6112 m

Der Amerikaner E. Brand und Pemba Norbu konnten im Mai in der Westwand eine neue schwierige Route eröffnen. Die 1100 m hohe Wand weist Schwierigkeiten bis zu 5.10 und A3 auf. M 144, 1992, S. 5

Gurkha Himal

Manaslu, 8156 m

Einer Mannschaft aus der Ukraine gelang die erste Überschreitung des Berges, nachdem sie einen Versuch in der noch unbegangenen Ostwand wegen Lawinengefahr aufgeben mußte. A. Makarov, V. Pastukh und I. Svergun führten die Besteigung über den Südgrat und den Abstieg über die Normalroute (Nordostflanke) in acht Tagen im Alpinstil durch. Der Gipfel wurde am 6. Mai erreicht.



Foto: Toni Hiebeler

Wanda Rutkiewicz ist seit Mai dieses Jahres am Kangchenjunga vermißt. Sie hatte sich zusammen mit einem jungen polnischen Bergsteiger der Expedition des Mexikaners Carlos Carsolio angeschlossen. Carlos und Wanda brachen am 12. Mai zum Gipfel auf, den Carlos an diesem Tag auch erreichte. Bei seinem Abstieg traf er auf 8300 m auf Wanda, die dort biwakieren und am nächsten Tag zum Gipfel steigen wollte. Carlos verbrachte zwei weitere Nächte auf Lager 4 in 8000 m Höhe, doch Wanda kam nicht zurück.

1991 erstieg Wanda Rutkiewicz, die zweifellos bis heute erfolgreichste Höhenbergsteigerin, bereits mit dem Cho Oyu ihren siebten und über die Annapurna-Südwand (s. S. 216) ihren achten Achttausender. Sie hatte geplant, in den nächsten beiden Jahren die noch fehlenden der vierzehn Achttausender zu besteigen.

Tragisch endete eine Expedition aus Südtirol; in der Nordostflanke verunglückten Friedl Mutschlechner und Karl Großgrubatscher tödlich. M 140, 1991, S. 7

Im Herbst war eine internationale Gruppe an der Nordostflanke erfolgreich. Am 25. Oktober erreichten zwei Schweizer den Gipfel. AAJ, 1993, S. 214

Cheo Himal, 6820 m

Vier Mitglieder einer japanisch-nepalesischen Expedition erreichten am 13. Oktober den Gipfel nördlich des Manaslu über die Südwand und den Südostgrat. 2500 m Seil wurden fixiert. M 143, 1992, S. 6

Annapurna Himal

Annapurna I, 8091 m

Die Nordflanke wurde von acht Expeditionen besucht, wobei nur das Team aus Rußland – über die Holländer-Rippe – erfolgreich war.

Tragisch endete ein Unternehmen aus Südkorea, zwei Koreaner und vier Sherpas kamen in einer Lawine ums Leben. J. Nyka

M 143, 1992, S. 6



Eine zehnköpfige polnische Expedition mit internationaler Beteiligung unter der Leitung von Krzysztof Wielicki hatte eine Begehung der Briten-Route (in der Südwand) von 1970 zum Ziel. Das Basislager wurde am 11. September auf 4150 m errichtet. Die Route wurde bis auf 7450 m mit fixen Seilen versehen, wobei an einigen Passagen neben der Originalroute geklettert wurde. Schlüsselstelle der gesamten Route war das Felsbollwerk über Lager II (6800 m) mit einigen Überhängen.

Am 21. Oktober erreichten Wielicki und Bogdan Stefko aus Polen den Gipfel. Einen Tag später folgten Ryszard Pawlowski, Rüdiger Schleyper (BRD) und Wanda Rutkiewicz. Am 23. Oktober standen Ingrid Baeyens (Belgien), Goncalo Velez (Portugal) und Mariusz Sprutta ebenfalls auf dem höchsten Punkt. Damit wurde die berühmte britische Route erstmals von Frauen begangen; für W. Rutkiewicz und K. Wielicki war dies jeweils der 8. Achttausender.

Danach wurde die Route auch von einer russischen Mannschaft aus Moskau begangen. J. Nyka

gestoppt. Da sich die Bedingungen nicht besserten, querte er am oberen Rand der Wand zur Normalroute hinüber und stieg diese ab.

M 143, 1992, S. 5–6

Annapurna Dakshin, 7219 m

Drei Mitglieder und ein Sherpa einer japanischen Expedition konnten den Gipfel am 22. Oktober über den Südwestgrat erreichen.

AAJ, 1992, S. 224

Tilitso Peak, 7134 m

Im Herbst waren zwei Expeditionen am Normalweg erfolgreich. Zwischen dem 29. September und dem 8. Oktober erreichten mehrere Mitglieder einer schweizerischen und einer französischen Gruppe den Gipfel.

AAJ, 1992, S. 224

Manang Himal

Kang Guru, 6981 m

Eine italienische Gruppe konnte den Gipfel über die Route der Erstbegeher am 21. Oktober erreichen.

AAJ, 1992, S. 214

Erwähnenswert ist der Soloversuch des Slowenen S. Svetic in der Westwand. Er wählte eine Linie links der Messner-Route aus dem Jahr 1985. Er begann seinen Anstieg am 28. Oktober, nach drei Tagen Kletterei im kombinierten Gelände wurde er von einem Sturm auf 7800 m

Seite 216: Annapurna-Südwand.
Die Briten-Route von 1970 führt über den äußersten linken Pfeiler zum Gipfel der Annapurna I. In Bildmitte der 3000 m hohe Pfeiler des Annapurna-Mittelgipfels, der 1981 von einer polnischen Expedition erstbegangen wurde

Dhaulagiri Himal

Dhaulagiri I, 8167 m

Ein Team aus Kasachstan kletterte eine neue Route in der Westwand. Die Kletterei nahm fünf Wochen in Anspruch und ist härter als die Route desselben Teams an der Südwand des Lhotse (s. Berg '92). Zwischen 5500 und 6000 m war eine Felswand mit dem Schwierigkeitsgrad VI+ (nach UIAA) zu überwinden. Sechs Lager wurden errichtet, 2100 m Fixseil wurden angebracht. Zwischen dem 10. und 13. Mai erreichten 10 von 11 Teilnehmern den Gipfel. AAJ, 1992, S. 224-226
M 140, 1991, S. 7

Am Normalweg auf der Nordostseite waren Bergsteiger aus mehreren Nationen erfolgreich. AAJ, 1992, S. 226

Tukuche, 6920 m

Am 28. September erreichte ein Mitglied einer französischen Mannschaft mit einem Sherpa über den Nordwestgrat den Gipfel. Am 4. Oktober waren zwei Japaner auf der gleichen Route erfolgreich. AAJ, 1992, S. 224

Mustang Himal

Bhrikuti, 6364 m

Eine Mannschaft aus Nepal konnte diesen Gipfel erstmals besteigen. M 143, 1992, S. 6

Jumla Himal

Kanjeralwa, 6612 m

Dieser einsame Gipfel in Westnepal erhielt seine zweite Besteigung. Eine französisch-spanische Mannschaft konnte den Gipfel überschreiten, der Aufstieg erfolgte über den Norwestgrat, der Abstieg über den Südgrat. M 140, 1991, S. 8

Yokapahar Himal

Api, 7132 m

Dieser Berg in Westnepal erhielt durch eine südkoreanische Expedition mit Sherpa-Beteiligung seine fünfte Begehung. Der Gipfel wurde am 27. Mai von drei Bergsteigern über den Westgrat erreicht. AAJ, 1992, S. 228

Westnepal

Tripura Hiunchuli, 6553 m

Dieser Gipfel in einer entlegenen Ecke in Westnepal wurde von D. Scott, N. Porter und S. Prabhu erstmals über den Südpfeiler bestiegen. M 143, 1992, S. 6

Winter 91/92

Nur 12 Expeditionen waren im Winter in Nepal unterwegs. Nur drei Gipfel konnten erreicht werden. Von den Achttausendern wurde nur der Everest versucht, aber die Japaner blieben während der drei Monate an der Südwestwand ebenso erfolglos wie die Südkoreaner am Südpfeiler bzw. Südostgrat.

Dorje Lhakpa, 6966 m

Dieser Berg wurde erstmals im Winter bestiegen. Zwei Bergsteiger aus Südkorea und ein Sherpa erreichten den Gipfel über den Westgrat am 16. Dezember. M 144, 1992, S. 5

Ama Dablam, 6812 m

Der Südwestgrat konnte zweimal begangen werden. M 144, 1992, S. 5

Himalchuli West, 7540 m

Der Kye Myong University Alpine Club organisierte eine Expedition zum Himalchuli. Die fünfköpfige Mannschaft (Leiter Park dong Seol) errichtete am Südwestgrat fünf Lager. Der Westgipfel wurde am 20. 12. von Suk Hwan Lee erreicht. J. Nyka

Garhwal Himalaya

Nanda-Devi-Gruppe

Hardeol, 7151 m; Trisuli, 7047 m

Eine indische Gruppe bestieg Ende September beide Gipfel. AAJ, 1992, S. 229

Nanda Devi East, 7434 m

Eine indisch-russische Expedition bestieg diesen Berg von Osten über das Gori-Tal und den Longstaff-Paß. Die gewählte Route war die der Polen über den Südgrat. Am 21. und 25. September erreichten 15 Bergsteiger den Gipfel. M 144, 1992, S. 6

Kamet-Gruppe

Abi Gamin, 7355 m

Zwei Mitglieder einer indischen Expedition konnten diesen Gipfel vom Vasudhava-Tal aus nach der Errichtung von fünf Lagern am 22. Juni erreichen. Den Gipfel konnten ebenfalls einige Bergsteigerinnen einer Frauenexpedition aus Indien erreichen. AAJ, 1992, S. 232

Panch Chuli II, 6904 m

Eine indische Armeexpedition führte die zweite Besteigung durch. Der Anstieg erfolgte über den noch unbegangenen Nordostgrat (Gipfel am 21. August). Die Erstbesteigung des Berges erfolgte über den Südgrat. Im September wurde der Berg ebenfalls von einer indischen Mannschaft auch noch von Osten bestiegen. AAJ, 1992, S. 229

Gangotri-Gruppe

Bhagirathi II, 6512 m

Im Mai und im Juni waren eine indische und eine spanische Expedition erfolgreich. AAJ, 1992, S. 233

Bhrigu Pathar, 6038 m

M. Moran und I. Drigg kletterten oberhalb des Bhrigupanth-Gletschers durch die eindrucksvolle Nordwand des Bhrigu Pathar. Am 8. September stiegen die beiden nach einigen Vorarbeiten in die Wand ein und erreichten am 14. September den Gipfel. Die neue Route hat über 30 Seillängen, wobei nur die fünf letzten relativ leichtes Gelände aufweisen; drei Seillängen bewegen sich im 7. Schwierigkeitsgrad (nach UIAA) und vier kürzere Passagen wurden in künstlicher Kletterei (A1) überwunden. J. Nyka

**Broad-Peak-Ostflanke,
eines der letzten Probleme
im Karakorum. Erste
Erkundung und Versuch
1991 von der Chinaseite**



Foto: Kurt Drenberger

Jogin I, 6465 m, Jogin II, 6342 m

Eine japanische Mannschaft bestieg beide Gipfel jeweils am 19. und 21. August. Die Jogin-Gruppe befindet sich im südwestlichen Gangotri.

J. Nyka

Kedernath, 6940 m

Eine indisch-australische Mannschaft durchstieg die Nordwand auf einer neuen Route. Drei Bergsteiger konnten am 7. und vier am 10. Oktober den Gipfel erreichen, wobei ein Bergsteiger beim Abstieg verschollen blieb.

AAJ, 1992, S. 233

Kedernath Dome, 6831 m

Vier Bergsteiger einer indischen Gruppe erreichten den Gipfel am 7. September.

AAJ, 1992, S. 234

Shivling, 6543 m

Über den Westgrat erreichten zwei Norweger am 12. September den Gipfel.

AAJ, 1992, S. 234

Thalay Sagar, 6904 m

Vom 12. bis zum 17. September gelang P. Dékány und A. Ozsváth aus Ungarn die erste Durchsteigung der Nordwand; dies ist die dritte Route am Berg. Die Steilheit im Eis bewegte sich zwischen 60 und 85°. Der Abstieg erfolgte über das Nordwest-Couloir.

AAJ, 1992, S. 235

Kumaon-Gruppe

Yogeswhar, 6678 m

Die erste Besteigung dieses Berges glückte einer Mannschaft aus Bombay. Der Gipfel wurde am 27. Juni über den Südostgrat erreicht. Am 20. Juni glückte die zweite Besteigung des Shyamvarn südlich des Yogeswhar.

J. Nyka

Panjab-Himalaya

Spiti-Lahul-Kulu-Gruppe

Papsura, 6451 m

Drei Mitglieder einer neuseeländischen Gruppe konnten die Westwand durchsteigen; der Gipfel wurde am 27. September erreicht.

M 144, 1992, S. 5

Devachen, 6188 m

Ebenfalls zwei Neuseeländer durchstiegen ein Couloir in der Südwand, das zum Ostgrat führt (Gipfel am 13. September).

M 144, 1992, S. 5

Mulkila IV, 6517 m

Von einer japanischen Expedition konnte ein Mitglied mit einem Inder den Gipfel am 11. September erreichen.

M 144, 1992, S. 5

Peak, 6816 m

Ein kleines vierköpfiges Team aus Delhi kletterte im Alpinstil in sechs Tagen über den Westgrat auf den Gipfel.

M 144, 1992, S. 5-6

Nun-Kun-Gruppe

Kun, 7087 m

Der Gipfel des Kun wurde Mitte August von einer italienischen und einer französischen Mannschaft über die Normalroute erreicht.

AAJ, 1992, S. 241

Eine Gruppe der Sektion Schwaben des DAV war am Normalanstieg von Süden erfolgreich. In der ersten Septemberhälfte erreichten 10 Bergsteiger den Gipfel.

DAV

Nun, 7135 m

Der Gipfel des Nun wurde von Bergsteigern aus verschiedenen Ländern erreicht.

AAJ, 1992, S. 241

Kashmir Himalaya

Nanga-Parbat-Gruppe

Nanga Parbat, 8125 m

D. Walsh und R. Mear aus Großbritannien waren auf der Kinshofer-Route in der Diamirflanke erfolgreich. Nach fünf Biwaks erreichten Sie den Gipfel am 21. Juli.

AAJ, 1992, S. 257

Karakorum

Im Karakorum waren im Sommer 52 Expeditionen mit 393 Bergsteigern aktiv, wobei 14 Unternehmungen erfolgreich waren. 27 hofften, einen der fünf Achttausender besteigen zu können. Je acht Teams wollten zum Broad Peak und zum Gasherbrum II, sechs hatten den Nanga Parbat auf dem Programm. Aus Frankreich, Großbritannien und Japan kamen je sieben Expeditionen.

Schlechte Verhältnisse und ein recht wechselhaftes Wetter waren für die geringe Erfolgsquote verantwortlich. Um so höher ist die Besteigung des K 2 durch die Franzosen Christophe Profit und Pierre Béghin über eine neue Routenkombination einzuschätzen.

Saser Mustagh

Saser Kangri II, 7518 m

Eine indische Expedition konnte die zweite Besteigung ausführen, wobei eine neue Route (Westwand) begangen wurde. Der Gipfel wurde am 6. Oktober von zwei Bergsteigern erreicht. AAJ, 1992, S. 244

Rimo Mustagh

Chong Kumdan I, 7076 m

Einer der wenigen verbliebenen jungfräulichen Gipfel wurde Anfang

August von einer indisch-britischen Mannschaft bestiegen. D. Wilkinson, B. Church, N. McAdie und J. Porter konnten den Berg erstmals besteigen, und zwar über die Nordwestflanke. Weitere sechs Gipfel über 6000 m konnten im Gebiet des Chong-Kumdan-Gletschers bestiegen werden. M 142, 1991, S. 28–33

Baltoro Mustagh

Broad Peak, 8047 m

Im Juli konnten zwei japanische und eine britische Expedition den Gipfel über die Normalroute erreichen. M 142, 1991, S. 9

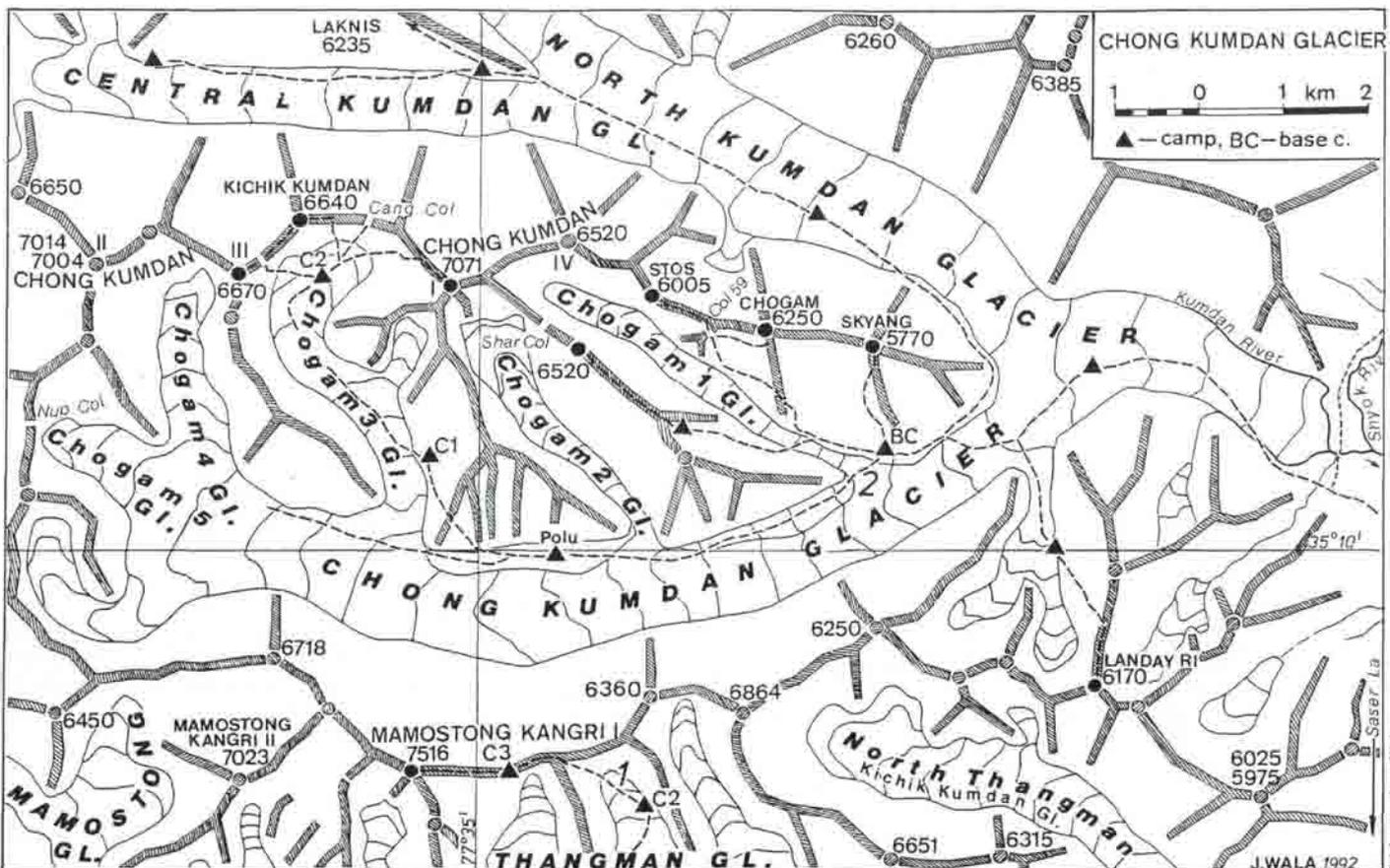
Eine internationale katalanische Expedition erkundete im Herbst erstmals die chinesische Seite (vom Gasherbrum-Nord-Gletscher aus) des Broad Peak. Dabei gelang eine Überschreitung eines namenlosen Sechstausenders. K. Diemberger

Gasherbrum 2, 8035 m

Auf der Normalroute waren acht Expeditionen unterwegs. Drei davon konnten den Gipfel erreichen, es waren dies eine schweizerische und zwei südkoreanische Mannschaften. M 142, 1991, S. 9

K 2, 8611 m

Die beiden Franzosen Pierre Béghin und Christophe Profit konnten den Nordwestgrat im Alpinstil erstmals begehen. Nach Errichtung des Ba-



sislagers am 30. Juni schlugen zunächst einige Versuche fehl, ehe am 13. August der erfolgreiche Aufstieg begann. Vom vorgeschobenen Basislager auf 5600 m am Savoia-Gletscher stiegen die beiden auf zu ihrem kleinen Zelt auf 6900 m. Am folgenden Tag erreichten sie den Nordgrat und biwakierten auf 7900 m. Von dort querten sie nach links in die Flanke mit tiefem Schnee und standen abends bei Sonnenuntergang auf dem Gipfel. Dann stiegen sie bei Dunkelheit ab zum Biwak in 7900 m. Dieser Anstieg von Béghin und Profit war der erste von Pakistan aus seit dem tragischen Sommer 1986, als 13 Bergsteiger am K 2 starben. Es war die einzige Besteigung im Sommer 1991. M 142, 1991, S. 9

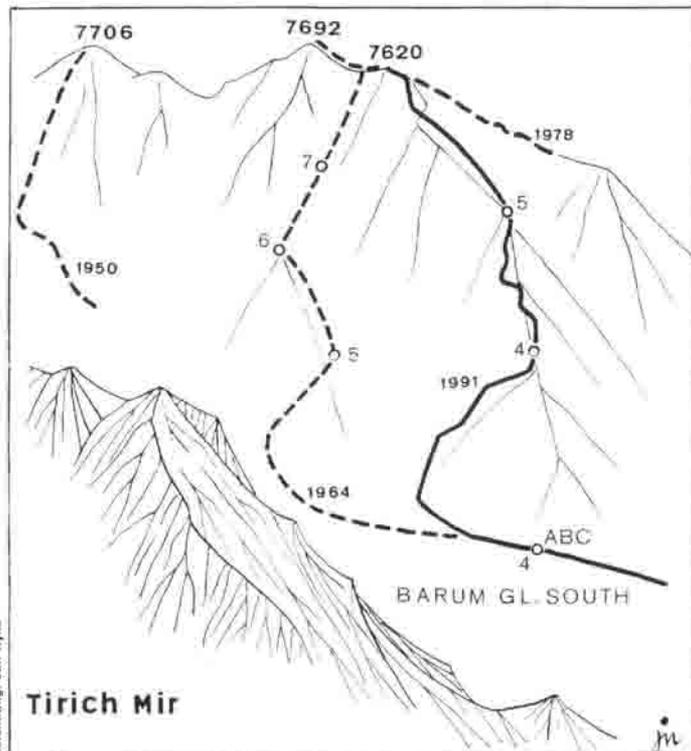
Großer Trangoturm, 6287 m

Der 1500 m hohe Nordostpfeiler des Großen Trangoturmes wurde 1984 von zwei Norwegern (H.-Ch. Doseth u. F. Daehli) erstmals begangen. Beim Abseilen stürzten die beiden tragischerweise tödlich ab. 1990 wurde die äußerst kühne Route von vier Japanern wiederholt, wobei sie eine 11-Seillängen-Variante kletterten. Im Sommer 1991 gelang drei Basken die dritte Begehung. M. Berasaluze, A. Madinabeitia und A. Miranda begannen am 15. August mit der Kletterei und standen am 10. September auf dem Pfeilergipfel. Knapp die Hälfte der Tage am Pfeiler hatten die drei mit schlechtem Wetter zu kämpfen. Beim Abstieg bauten die Basken ihr gesamtes Material ab und verließen den Pfeiler ohne Spuren. J. Nyka

Hispar Mustagh

Trivor, 7720 m

Einer japanischen Mannschaft glückte die zweite Besteigung. Sie eröff-



neten eine neue Route über den rechten Schneeegrat in der Nordwand, der zum Verbindungsgrat Trivor-Mornhil Sar führt. Über diesen erreichten am 30. August T. Ohnuki und A. Endoh den Gipfel. Die Japaner hatten zuvor fünf Lager am Grat errichtet.

Zuvor war der Trivor erst einmal bestiegen worden, 1960 von einer anglo-amerikanischen Mannschaft. J. Nyka

Masherbrum Mustagh

Masherbrum II, 7200 m

Die zweite Besteigung dieses Berges gelang einem englischen Team in der zweiten Septemberhälfte. Das Basislager wurde an der Vereinigung des Bolux- und des Masherbrum-Gletschers errichtet, auf 5200 m folgte Lager I und auf 6400 m Lager II. AAJ, 1992, S. 245

Rakaposhi-Kette

Diran (Minapin Peak), 7266 m

Der Nordgrat des Diran wurde von einer italienischen Mannschaft begangen. Sie benötigten sechs Tage für den 5 km langen und 2200 m hohen Grat, der zuvor erst einmal (1989 von Japanern) erklettert wurde. Ein anderes Team aus Italien war am Normalweg am Nordwestgrat erfolgreich. J. Nyka

Hindukusch

Tirich Mir East, 7692 m

Sechs Norweger waren am Tirich Mir East erfolgreich. Das Basislager wurde auf 3300 m aufgeschlagen; fünf Lager wurden am Gletscher und dem bis dahin unbestiegenen Südostgrat errichtet. Am 12. Juli starteten J. u. S. Gangdal Richtung Gipfel, wurden aber am 7620 m hohen Vorgipfel, wo sie auf die polnisch-jugoslawische Route von 1978 trafen, vom starken Wind gestoppt.

Die Norweger hatten nicht die geringsten Probleme im Land und empfehlen das Gebiet für weitere Besteigungen. J. Nyka

Tirich Mir, 7706 m

Am Hauptgipfel war eine siebenköpfige japanische Mannschaft aktiv. Am 12. Juli wurde das Basislager am oberen Tirich-Mir-Gletscher auf 4800 m, zwischen dem 16. Juli und dem 4. August vier Lager auf 5800 m, 6400 m, 6800 m und 7300 m errichtet. Am 15. August konnten zwei Japaner den Gipfel erreichen. J. Nyka

China

Mustagh Ata, 7546 m

Dieser sehr beliebte Siebentausender wurde auch 1991 wieder von verschiedenen Expeditionen besucht. Interessant ist dabei die Höhenmessung einer japanischen Mannschaft, die auf eine Höhe von 7300 m kommt. J. Nyka

Shisha Pangma, 8027 m

Eine österreichisch-deutsche Expedition endete nach Gipfelerfolgen von sechs Bergsteigern am 20. Mai sehr tragisch. Zwei Tage später sind vier Bergsteiger auf ca. 7800 m spurlos verschwunden; vermutlich wurden sie von einer Lawine verschüttet. AAJ, 1992, S. 268

Alpingeschichte – begehbar

Unsere abendländische Welt als Museum

Helmuth Zebhauser

Die Situation:

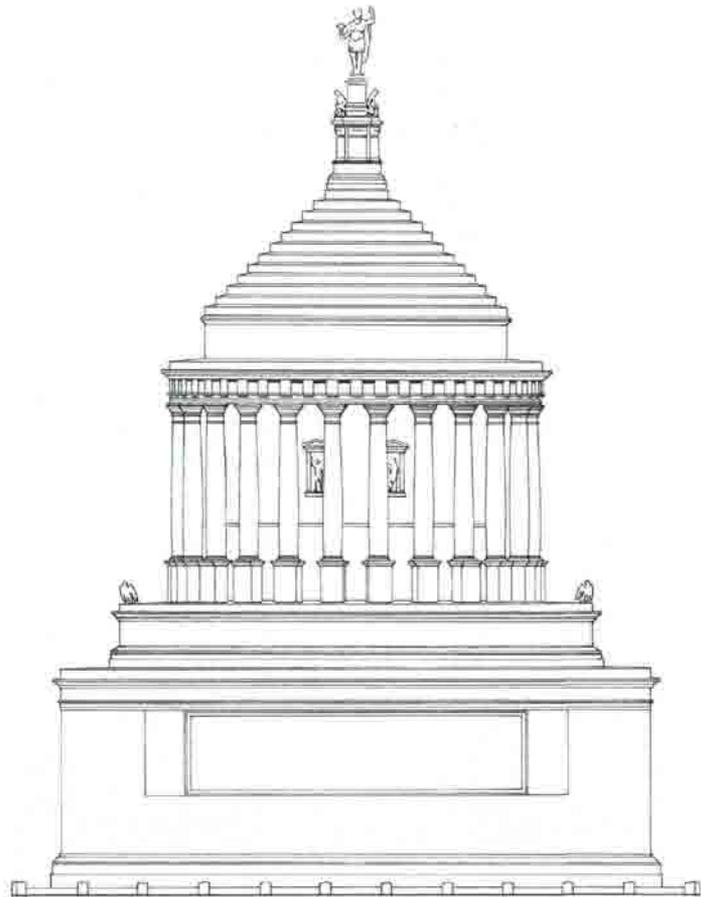
*Eine Welt in Buchstaben gefaßt. Papierene Welt.
Vergangenheit unter Gegenwartsaspekten.
Realien, herumliegend und nicht aufgearbeitet.
Gängeleien. Animatoren.
Und sehr viele konsumierende Individuen.*

Noch nie hat es so viele Bücher über das Gebirg gegeben. Wenn auch das meiste Aufußliteratur ist, aus zweiter oder dritter Hand, auch wenn es nur Gebrauchspapier ist (zum alsbaldigen Verbrauch), allemal ist es Beschreibung des Gebirgs. Dazwischen sind auch ernsthafte Bemühungen, Geschichtliches zu notieren. Es gibt sogar Interessenten für solche Texte. Klassiker des Alpinismus werden von zwei- oder dreitausend Leuten gekauft; von einigen auch gelesen. Andererseits ist die Meinung verbreitet, der Alpingeschichte sei schon genug geschrieben. Kürzlich hat sogar ein leibhaftiger Professor solches gesagt. Und doch ist es nicht so. Alpinismusgeschichte; geschweige denn gar Alpingeschichte ist nicht geschrieben. Was Steinitzer, Weiß, Schmidkunz und peripher auch Dreyer und Bredt angefangen haben, ist hübsch, teils auch nützlich. Schon damals war das aber dilettantisch. Heute erweist sich zudem vieles davon als fehlerhaft.

Als das Arbeitsteam um Kriss-Rettenbeck 1988 bis 1990 die Vorgeschichte und Frühgeschichte des Kulturraums Alpen für das Alpinmuseum in Kempten zu erarbeiten versuchte, stieß es weitum in Niemandsland. Da waren sehr viele weiße Flecken auf den Karten des Alpen-Geschichtsatlasses.

Das beginnt bei den Mythen der Alten. Denken wir an Hercules, als er herüberkam vom Westen und über die Alpen zurück nach Griechenland wollte. Er mußte durch die Crau, begegnete dem vielköpfigen Ungeheuer von Rhone und Durance. Zeus hat ihm Geröll aus den Alpen regnen lassen, damit er die Hydra bezwingen konnte. Oder denken wir an die Römerzeugnisse, zum Beispiel an gewaltige Fragmente des einst noch viel gewaltigeren Denkmals in La Turbie über Monaco, errichtet anlässlich der Unterwerfung der Alpenvölker durch die Römer.

Der Münchner oder der Wiener Bergsteiger meint meist, solches habe mit Alpingeschichte nichts zu tun. Kriss-Rettenbeck nörgete deshalb an den Historiographen deutscher Zunge herum, weil sie „über den ostalpinen Tellerrand“ nicht hinauszuschauen vermögen.



**Zeichnerische Rekonstruktion
des Siegesdenkmals von
La Turbie über Monaco,
Höhe 50 m.**

**Abdruck mit freundlicher
Genehmigung des Verlages Herder,
Freiburg**

Überrascht fragen Reisende, wieso denn Historiker das Museum Terra Amata in Nizza so rühmen. Es ist doch ein eher schäbiges, gewiß nicht großes und auch verstaubtes Provinzmuseum, das dem Besucher vielleicht vergnügliche Schauspiele bietet, mehr daß es denn zum ganz großen Staunen führt. Und doch! Terra Amata – schon der Name stimmt den Interessierten. Terra Amata zeigt die Trümmer einer irrationalen Zeit, die Merkmale einer Welt zwischen Wasser und Fels, die früh den Menschen barg, Spuren jener geliebten Erde.

Es gibt bis herauf zum Bergsteiger Reinhard Karl oder bis zum Alpenenergie-Problem – Grande Dixense – eine unüberschaubare Anzahl von Themen, die nicht bearbeitet sind und nach und nach der Vergessenheit anheimfallen.

Nun steht aber der Geschichtsschreibung und einem daraus



„Und in diesem Gesamtmuseum haben wir viele Einzelmuseen eingerichtet.“

Bilder aus dem Alpinmuseum in der Austriahütte (s. dazu auch Seite 60 in diesem Buch)

eventuell resultierenden Historismus, insbesondere aber einer Geistesgeschichte, die die Gegenwart aus solchen Vergangenheiten begründet, allerlei Widerwillen entgegen (neben nur einigem Zuspruch).

Der Alpinismus, also das, was wir mit diesem Wort meinen, ist eine europäische Erfindung. Mithin gilt für die vom Alpinismus erfaßten Menschen, was für den europäischen Menschen schlechthin, ja was für jede Spätkultur gilt: Der „Mensch ruht auf seiner Vergangenheit“. Er weiß, daß er diese nicht als Wirklichkeit bewahren kann, sie ist unwiederholbar. Vergangenheit bleibt nur als Geschichte. Karl Jaspers rühmt das als Ideal und spricht vom „Humanismus eines europäischen Museums“.

„Museum und museales Dasein, das bedeutet Bildung durch das Gewesene. Gegenwart im Wissen und Schauen des Vergangenen, bedeutet Pflege und Wiederherstellung der Werke.“ (Karl Jaspers „Vom europäischen Geist“ Vortrag, gehalten bei den Recontres Internationales de Genève, 1936. München 1947.)

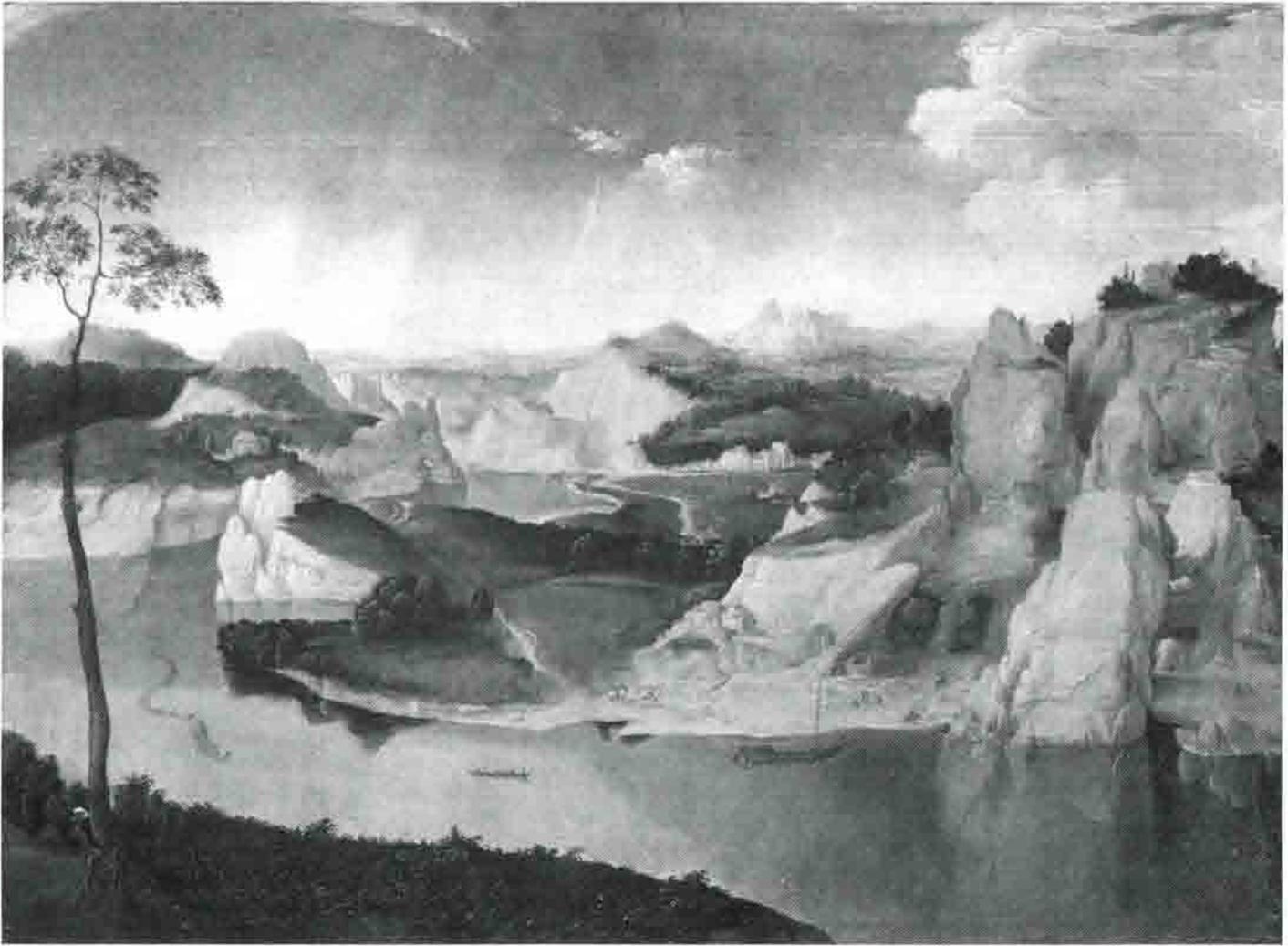
Da werden wir zu Hegern und Pflegern. Wir werden Museumswärter, Fremdenführer für die Reisenden aus der neuen Welt, für die Heranwachsenden der Zukünfte. Der philosophierende Mahner ruft auf: So gering wollen wir das nicht schätzen. Eine Welt der Erinnerung zu bewahren, die für alle Menschen kostbar ist, das ist gut. Wir Deuter pflegen also sorgsam, was der Menschheit nicht verlorengehen soll. Auch strengere Philosophen denken so:

„Wir leben in einer Epoche, in der neue rationale Ordnungsformen der technisch entwickelten Welt das alte, von Tradition und geschichtlichem Bewußtsein gesättigte Europa in einer Ausgleichskultur aufgehen lassen.

Was hier zu planetarischer Herrschaft drängt, scheint ebensoviel zu zerstören wie zu entwickeln. Das gilt nicht nur für die Entwicklungsländer, sondern gerade auch für das wahre Mutterland dieser Weltzivilisation, für Europa, sofern auch dort das geschichtlich Gewordene mehr und mehr verdrängt wird und ein technisch pragmatisches Bewußtsein heraufsteigt, das sich von jeglichem geschichtlichen Erbe lossagt.“ (Hans-Georg Gadamer, Nachwort zur Ausgabe von J. G. Herder „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“. Frankfurt, 1967.)

Auch dies ist eine Aufforderung, die Reststücke und den Geist der Vergangenheit zu bewahren.

Wenn dann 40 Jahre nach solchen Verkündungen die postmoderne Philosophie „Strategien des Vergessens“ entwickelt und die Historie zu „entrealisieren“ versucht, widerspricht das nicht unbedingt. Der Franzose M. Foucault und seine Genossen wollen keine kausalen Abfolgen in der Geschichte sehen. Sie verstehen geschichtliche Ereignisse als nebeneinander herlaufend. Sie wollen nicht nach einem Begründungszusammenhang der Ereignisse fragen. Bei solchen Gedanken meinen die Postmodernen immer die Moderne ihres Verständnisses, und das ist die reife Neuzeit, insbesondere auch das 19. Jahrhundert. Und bei dessen Betrachtung bäumen sie sich gegen „geschichtliche Kontinuität“ auf. Alpenbegeisterung wäre bei solchem Denken keinesfalls in kausalem Zusammenhang mit der Industrialisierung zu sehen.



Da mag der Betrachter unserer Provinz Alpinismus beipflichten oder zumindest widerspruchslos zuhören. Wie sehr lief doch die seinerzeit entfachte Gebirgslust neben einer gleichzeitig zunehmenden Entfernung der Gesellschaft von der Natur. Wie sehr liefen doch die freien Gesellungen der Vereine neben der dann doch wieder in Kolonnenmythos einmündende Formierung der Arbeiterschaften.

Die Betrachtung der Geschichte könnten wir durchaus mit der Doktrin „entrealisierte Vergangenheit“ vereinbaren. Der Deutsche P. Sloterdijk verbindet die „Entrealisierung“ unserer Geschichte mit unserem Überdehntwerden, unserem Entrücktwerden aus den überkommenen Strukturen. „Ich glaube, daß alles, was wir heute erleben, in einen seinsgeschichtlich zu verstehenden Prozeß der Selbstüberdehnung gehört. Die Menschen, die eigentlich kleinräumige und auf Unmittelbarkeit angelegte Wesen waren, werden in eine fast mörderische Erfahrung des Weltzuwachses hineingezogen.“ Und das bei gleichzeitig umsichgreifender „Verknappung“ (eine Vokabel von J. P. Sartre). Beidem, jener Überdehnung und dieser Verknappung, entzieht sich der Wanderer im Bergland.

Insofern ist die schöne Öde, die bemessene Unermeßlichkeit, der harmonische Wechsel von Enge und Weite, der bizarre Gegensatz von Lotrecht und Waagrecht, die verworfene Erde menschengemäß geworden und geblieben.

Unsere abendländische Welt endet also jetzt und wird wie viele Einzelräume der Vergangenheit ein Museum. Und in diesem Gesamtmuseum haben wir viele Einzelmuseen eingerichtet.

Museen sind begehbare Medien. Bei der Informationsaufnahme aus einem Buch oder aus einem Film sitzt der Informationsempfänger und der Informationsträger wird bewegt. (Der Kinobesucher sitzt still – der Film läuft.) Anders beim begehbaren Medium: Objekte sind (meist) unbewegt aufgestellt. Der Besucher des Mediums bewegt sich.

Das begehbare Museum ist ein ideeller, ein simulierter oder ein tatsächlicher Raum. Der Besucher tritt ein. Er wird von den Informationen umgeben. Er geht im Medium hin und her. Er geht geschichtlichen Entwicklungen entlang. Er durchschreitet buchstäblich den geschichtlichen Ablauf. Er erlebt visuell, haptisch und insgesamt physisch gleichwie intellektuell die Gesamtheit des Informationsangebots; und zwar als Zusammenhang. Er erlebt Strecken als Entwicklung von Ausdruck und Zeit oder Regionen. Wo er verweilt ist Situation; wo er geht, ist Veränderung.

So in Pinakotheken, in Botanischen Gärten, in Kathedralen, in Stadträumen und auch in einem Gebirgstal.

Seite 225: „Hospice de St. Bernard
du Coté du Val d'Aost“, Kupferstich
von Henry Besson, Ende des
18. Jahrhunderts.

Unten: Kenotaph für Johann Stüdl
in Sulden, Abguß im Alpinmuseum
Kempten



Fünf Arten Objektcomposite, die begangen werden können, kommen dem Alpinhistoriker sogleich in den Sinn. Selbstverständlich gibt es noch viel mehr Möglichkeiten. Aber diese fünf scheinen beispielhaft:

1. Menschennamen im Gebirge
2. Extra gemachte Denkmäler
3. Historische Relikte in Form von Architektur
4. Kunstmuseen
5. Geschichtsmuseen, speziell Alpine Museen

Das große imaginäre Museum unserer Jetztzeit hält alles überall bereit, in Büchern, in audiovisuellen Medien, in den Printmedien jeder Art und in wabernden Einzelkommunikationen. Aber abstrahiert. Wenn wir jedoch überkommene Realitäten aneinanderreihen, und in einem großen begehbaren Medium der Besucher diesen originalen Stücken der Vergangenheit begegnet, kommt Geschichte, wenn auch nicht vollständig, so doch jedenfalls mit wahrhaftigen Hinweisen auf uns. Wir erleben teilweise Wirklichkeiten. Lassen wir die üblichen Deutungen der Wörter weg und nehmen wir nur die jeweiligen Erscheinungen und die dazugehörigen Fakten an, dann sind wir Originärem auf den Spuren.

1. Menschennamen im Gebirge

Eine Berggestalt, ein Gipfel, ein Platz, eine Stelle, eine Route und damit verbunden ein Bergsteigernamen, das ist jeweils eine Ereigniserinnerung vor Ort. Schon wenige Beispiele zeigen, was Originalsituation, Erinnerung, eigene Tat und Phantasie des Bergsteigers an Verinnerung zu leisten vermögen.

Pic Tyndall am Matterhorn,
Marinelli-Couloir an der Monte Rosa-Ostwand,
Walker-Pfeiler an den Grandes Jorasses,
Pic von Cube auf Korsika,
Schöllhornplatte in der Watzmann-Ostwand,
Rossi-Überhang in der Fleischbank-Südostwand.

Der Bergsteiger Gervasutti schrieb: „... es erscheint mir, daß die kontemplative Seite des Bergsteigens nur einen deutenden Wert hat, und daß die Ekstase der Schöpfung allein von der Tat kommen kann.“

Beispiel „Rossi-Überhang“: Die Stelle klettern, sei es klassisch-historisch mit Seilzug, sei es frei, ist viel mehr, als darüber lesen und meditieren. Es vermischen sich das Geschichtsdenken, die Kontemplation und die „Ekstase der Wiederschöpfung“. Das klingt bombastisch (weil Gervasuttis opulente Formulierungen verwendet sind), aber das beschreibt den Erlebnisprozeß im begehbaren Medium Gebirg. Hier wird tätig und unmittelbar in die Geschichte des Alpinismus eingedrungen. So verbinden wir fortbestimmende Vergangenheit mit Gegenwart.

Solche punktuelle Erlebnisse lassen sich zusammenhängen bis hin zur Epochenbetrachtung. Man klettere zum Beispiel in zwei Tagen direkt hintereinander die Fleischbank-Ostwand, die Fleischbank-Südostwand und die Pump-Risse. Oder man steige viermal auf die Zugspitze: durch das Reintal, durch das Höllental, über den Jubiläumsgrat und durch die Westwand und lese dazu genau die alten Wegebeschreibungen und die Schilderungen der Erstersteiger.

Genius Loci, Schöpfungskraft der Tat. Namen der Männer von damals und die alten Originaltexte bilden zusammen die unmittelbare Erfahrung. Natur und Reflexion korrespondieren.

2. Extra gemachte Denkmäler

Wir wandern über den verwachsenen Fels-Waldkamm der Zellerwand. Der Pfad führt uns um eine Felsecke herum und plötzlich sehen wir die Gedenktafel für einen verunglückten Bergfreund. Wir gehen in Innsbruck oder in Zermatt auf den Friedhof und lesen plötzlich auf einem alten Grabmal einen großen Namen der Alpingeschichte.

Wir stehen auf einem Gipfel und finden ein Kreuz zu Ehren eines Landesherrn und auf dem Nachbarberg eines für die Gefallenen der Heimat ringsum.

Wir reisen durchs Land, finden ein zweitausend Jahre altes Denkmal aus der Geschichte der Eroberung, also auch der Erschließung der Alpen.

Allemaal erfaßt uns eine unennbare Stimmung und gleichzeitig



gedanklich die Faktenerinnerung und zwingt uns in den Gedankengang zum einem Ereignis der Vergangenheit. Wir erleben unsere Bergwelt in einer Balance zwischen Gedanke und Emotion. Wir schaffen uns ein Ahnen von unserer Herkunft nach. Zwei Beispiele zeigen die Spannweite des riesigen Museums Alpen auf:

2.1 Trophaeum Alpium

Ein Denkmal für die Unterwerfung der Alpenvölker zu Ehren des Kaisers Augustus.

Im Jahre 6 v. Chr. errichteten die Römer einen Triumphbau zur Erinnerung an die Unterwerfung der Alpenvölker in den Jahren 26–14 v. Chr.

Dieses Trophaeum Alpium steht auf einem beherrschenden Vorsprung der Seealpen in einer Höhe von 486 m in La Turbie über Monaco; von Rom gemessen, am 503. Meilenstein der Küstenstraße der Via Julia Augusta (der späteren Via Aurelia), die ab 12 v. Chr. mit gewaltigem technischen Aufwand ausgebaut wurde und hinüber ging in die „Provinz“ bis nach Aix, Arles, Nîmes und Narbonne.

Fast 50 m hoch war das Monument, obenauf gekrönt mit einer Kolossalstatue des Kaisers.

Das Denkmal rühmt Rom, rühmt Cäsar und es zählt die Alpenvölker, die unterworfen wurden, auf. Es kündigt uns an einem einzigen Ort und mit wenig Namen von 8 Jahren Umsturz einer weitgespannten Region des Abendlandes.

2.2 Kenotaph für Johann Stüdl

Das Mal für den Vorstand der Sektion Prag des D.u.Oe.A.V. ist „dankbarst gestiftet“ und gewidmet von der Führergilde in Sulden, St. Gertraud. Wir finden es in Sulden und einen trefflichen Abguss im Alpinmuseum Kempten.

Es erinnert an Johann Stüdl, den Mitbegründer und Baumeister des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins und wir denken an all die Alten von damals, an Franz Senn, Karl Hofmann, wir denken an einen Hüttenabend auf der Stüdlhütte, wir denken an den Großglockner, und wenn wir zurückkommen holen wir voller Erinnerung alte Texte von und über Stüdl heraus, wir schlagen das Alpenvereinsjahrbuch Berg '90 auf und lesen den Aufsatz von Louis Oberwalder und uns fügen sich Gebild und Worte zu lebendiger Historie zusammen.

3. Historische Relikte in Form von Architektur

Mächtigen und auch tiefen Eindruck machen immer wieder die Architekturen im Gebirge. Brandopferplatz, Tempelsäule, Kirche, Burg, Kloster, Ansitz, Bauernhaus, Almhütte, Triftklausen, Staudamm, Kraftwerk, Brücke und auch ein jahrhundertaltes Wegstück, über das schon die Römer zogen, die Kaiser ritten, über das die Händler, Gaukler, Wallfahrer und Kleriker und zuletzt auch die Touristen durchs Land und über die Berge kamen. All dies, was die Menschen gebaut haben, um das Gebirge zu überschreiten, um an den Bergen ihr Leben zu fristen, um in den Tälern zu siedeln, um zu erobern und zu beherrschen, sind die größten und auch die unmittelbarsten Merkmale der Kultur dieses Raumes, das sind auch die beredtesten Zeichen des Wandels. Beispiele:

Gutenberg im Rheintal zwischen Vaduz und Chur;

Hospiz am Großen St. Bernhard;

Teurnia westlich von Spittal/Drau in Kärnten;

St. Maurice d'Agauno im oberen Rhonetal, das älteste Kloster der Alpen;



Südtirol, Oberer Vinschgau: Der Edelstiz von Plawenn, auf 1700 m Höhe gelegen, wahrscheinlich der am höchsten gelegene Ansitz in Europa

Kloster Disentis am Aufstieg zum Lukmanier- und Oberalppaß;
Grande Chartreuse;
Burgberg und Bischofssitz Säben im Eisacktal;
Burgkapelle auf Schloß Tirol;
Ansitze in Südtirol;
Wallfahrtskapelle auf der Hohen Salve bei Söll;
Maiensässen in der Schweiz;
Rigibahn;
Walchenseekraftwerk;
Alpenvereinshäuser in den Ostalpen;
Skistation Flaine.

Diese Orte zu suchen, vor den Architekturen zu stehen, sie zu betreten, sie benutzen, sie zu hegen und zu deuten, das ist lebendiger Umgang in der und mit der Geschichte der alpinen Welt.

4. Kunstmuseen

In den größten Schaurausch aber gerät man in den Kunstmuseen mit den prächtigen Dokumenten der visuellen Fähigkeit des Menschen. Da lernt man erlebend, wie die Fähigkeit, Gebirge zu sehen, nach und nach in den Menschen gewachsen ist.

- 4.1 Musée d'Histoire, Genf (Genfer See von K. Witz)
- 4.2 Alte Pinakothek, München (Landschaften von Albrecht Altdorfer)
- 4.3 Kunsthistorisches Museum, Wien (Große Sturmlandschaft von P. P. Rubens)
- 4.4 Kunstmuseum, Bern (emphatisch-barocke Gebirgsszenarien von Caspar Wolff)

- 4.5 Neue Pinakothek, München (heroische Gebirgslandschaften des J. A. Koch)
 - 4.6 Lenbachhaus, München (Naturerfassung bei J. J. Dörner und J. G. von Dillis)
 - 4.7 Nationalgalerie, Berlin (romantische Schauweisen des C. D. Friedrich)
 - 4.8 Kunsthaus, Zürich (symbolistische Bergbilder von F. Hodler)
 - 4.9 Kunstmuseum, Basel (das neue Bergbild bei Cézanne)
- Neben dieser extrem knappen Auswahl bieten viele andere Kunstmuseen punktuelle Vertiefung, zum Beispiel:
Bündner Kunstmuseum, Chur (G. Segantini, G. Ciacometti);
Brera, Mailand (G. Segantini); Uffizien, Florenz (H. Seghers);
Prado, Madrid (Patinier); Ferdinandeum, Innsbruck; Kunstmuseum, Luzern (B. Menn).

5. Geschichtsmuseen, insbesondere Alpine Museen

Drei große zusammenfassende Schaeinrichtungen demonstrieren Geschichte der Alpenkultur und Alpinismusentwicklung in breit angelegten multimedialen Rückblenden:

- 5.1 Das Alpine Museum in Bern, das gerade neu installiert wird.
- 5.2 Das Alpinmuseum in Kempten, das 1991 fertiggestellt wurde.
- 5.3 Das (geplante) Haus der Alpen in Innsbruck, in dem der Wissensschatz des Ferdinandeums gleichwie der Fundus der Alpenvereinsammlung in Innsbruck zusammenwirken werden. Dazu kommen kleine Museen, die thematisch oder regional spezialisiert sind, zum Beispiel:
 - 5.4.1 Museum Terra-Amata in Nizza
 - 5.4.2 Museo della Montagna „Duca degli Abruzzi“, Turin
 - 5.4.3 Alpines Museum, Chamonix
 - 5.4.4 Segantini-Museum in St. Moritz
 - 5.4.5 Alpines Museum in Zermatt
 - 5.4.6 Natur-Museum in Luzern
 - 5.4.7 Holzknechtmuseum in der Laubau bei Ruhpolding
 - 5.4.8 Alte Saline in Reichenhall
 - 5.4.9 Bergwerksmuseum in Hall

Unsere Alpenwelt hat noch viele solche Materialsammlungen und Schauräume. Wenigstens die hier genannten sollte der wissensbegierige und schaufreudige Alpinist durchwandern, sollte darin die Zeiträume abgehen und sowohl an den Schönheiten die Augen weiden wie auch an den Zeugnissen des Einst die Herkunft der Gegenwart erleben.

In den begehbaren Medien wandernd erschließt sich unsere alpine Welt aus Stücken der Vergangenheit, staunen wir und lernen wir, fügen sich Kenntnis und Verstehen zusammen, sind wir eingespannt im Wechselspiel zwischen „Natur und Reflexion“, wandeln wir mit der Balance zwischen „Gedanke und Tat“ und „Tat und Traum“ und wissen uns immer mehr und zuletzt ganz eingefangen von der Spielwelt Gebirge, fühlen wir uns beherrgt in unserer Provinz Alpinismus.

Arnold Fanck – Luis Trenker – Leni Riefenstahl

Rollen, Karrieren, Verstrickungen

Hans-Jürgen Panitz

1992 war das Jahr der Geburtstage, der Jubiläen: Am 4. Oktober wäre Luis Trenker 100 Jahre alt geworden, am 22. August feierte Leni Riefenstahl ihren Neunzigsten. Das 75jährige Jubiläum der Ufa und nicht zuletzt 100 Jahre Film rundeten die Feierlichkeiten ab.

Die Spezies Bergfilm feierte kein Jubiläum, da die ersten ernsthaften Versuche, einen solchen herzustellen, um 1910 datieren. Das Geburtsjahr des klassischen Bergfilms war 1913. Ein für damalige Zeiten größeres Projekt konnte erstmals im Hochgebirge auf 4500 Meter Höhe verwirklicht werden. Der Geologiestudent und angehende Bergfilmpionier Arnold Fanck stand zusammen mit dem Hochgebirgskameramann Sepp Allgeier auf dem Monte Rosa, um eine rasante Abfahrt durch die wilden Gletscherbrüche auf Celluloid zu bannen.

Ein Jahr zuvor war dem Architekturstudenten Luis Trenker gemeinsam mit seinem Freund Hans Pescosta die Erstbegehung einer neuen Kletterroute am Großen Murfreidturm in der Sella-Gruppe gelungen.

Im fernen Berlin malte die achtjährige Leni Riefenstahl Phantasielandschaften, schrieb ihre ersten Gedichte und lebte in ihrer Märchenwelt, von der sie auch später nicht mehr loskommen sollte.

Doch zurück zu Arnold Fanck, dem Geologiestudenten, der mit einer selbsterfundenen druckerzeugenden Maschine seine Theorie über das Zustandekommen der bruchlosen Deformation von Fossilien durch Gebirgsdruck nachweisen konnte, dem Bergfilmpionier und nicht zuletzt dem späteren Gründer der berühmten Freiburger Kameraschule. Der Laokoon-Gruppe gleich, hört sich dieses verschlungene Satzgebilde seiner Experimente an wie der berühmte „Donaudampfschiffahrtskapitän“, sagt jedoch ganz profan lediglich etwas über den ausgezeichneten Erhaltungszustand von Fossilien nach Millionen von Jahren aus. Neben seinen geologischen Studien widmete sich Arnold Fanck ganz seinen Hobbies Bergsteigen und Fotografie.

Er wurde im Jahre 1889 im rheinpfälzischen Frankenthal geboren und wuchs wohlbehütet in einem vermögenden Elternhaus auf. Obwohl es ihm an nichts fehlte, kränkelte der Bub in seiner Kindheit häufig. Pseudokrupp und Asthma machten ihm schwer zu schaffen. Seine Eltern entschlossen sich daher, ihn auf ein Internat nach Davos zu schicken. Bald schon ging es ihm besser. Er ging viel zum Skifahren und entdeckte seine Liebe zu den Bergen. Als er das Internat beendet hatte, übersiedelte die

Familie Fanck von der Pfalz nach Freiburg im Breisgau. Die ersten Kletterfahrten des damals 17jährigen Arnold begannen am Hirschsprung, einer Felsnadel am Eingang zum Höllental im Schwarzwald. Fanck war nicht der Typ des unerschrockenen Draufgängers, doch er bewies Mut und entwickelte in kürzester Zeit eine erstaunliche Kletterfertigkeit. Schon bald nahmen er und sein Freund Hans Rohde junge Freiburger unter eigener Führung zum Klettern mit. Der Paulcketurm – so heißt der Hirschsprungfels offiziell – genügte den beiden schon bald nicht mehr; sie fühlten sich zu Höherem berufen. So ging es zunächst in die nahe Schweiz, vor allem in die Glarner Alpen mit ihren zahlreichen Dreitausendern. Die erste Tour galt dem kleinen Windgällen, und bereits im Jahre 1911 erstiegen sie das Matterhorn über den Zmuttgrat.

Nach dem Abitur (1909) begann Fanck, Geologie zu studieren. Neben seinen alpinistischen Aktivitäten widmete er seine ganze Freizeit der Fotografie. Er experimentierte in erster Linie mit speziellen Filtertechniken und seiner späteren Kunst, der Gegenlichtaufnahme. Für die Monte-Rosa-Tour wurde er von der kleinen Freiburger Filmfirma Gotthard als darstellender Skifahrer verpflichtet. Als der kleine Film vorgeführt wurde, wußte Fanck, daß ihn das fortlaufende Bild des Kinofilms weit mehr interessierte als die Fotografie. Bewegung sichtbar zu machen, Handlungsabläufe kreativ zu gestalten, Szenen in ihrer Entstehung und Fortsetzung im dramaturgischen Sinne zu beeinflussen – der Film war ein Medium, dessen Faszination er sich nicht mehr entziehen konnte.

Als der Erste Weltkrieg begann, meldete er sich freiwillig zum Militär, wurde jedoch aus gesundheitlichen Gründen abgelehnt. Er setzte sein Geologiestudium an der Universität Zürich fort und nutzte jede sich bietende Gelegenheit zu neuen fotografischen und vor allem filmischen Experimenten. Seine Dissertation schrieb er über die bereits erwähnte bruchlose Deformation von Fossilien. Ein zweiter Versuch, aktiver Soldat zu werden, scheiterte abermals an der gesundheitlichen Hürde. Doch als Sanitäter hatte das Militär Verwendung für ihn. Dank seiner fotografischen Kenntnisse wurde er aber bald zur Spionageabwehr abkommandiert. Dr. Fanck entwickelte einen kleinen Fotoapparat mit drei Beinen, dessen Schärfe konstant blieb. Die Belichtung wurde lediglich durch das Abnehmen und Wiederaufsetzen des Objektivdeckels vorgenommen. Diese Spionagekamera

In einem Berliner Kino kam Leni Riefenstahl erstmals mit der Bergwelt in Berührung. Nach dem Film wuchs in ihr der Wunsch, bei den Dreharbeiten mitzuwirken



Foto: Aindert Heckmair, Archiv OMEGA

erfreute sich bei Militär und vielen konsularischen Vertretungen auch während des Zweiten Weltkrieges noch großer Beliebtheit.

Im Ersten Weltkrieg wurde der 1892 in Gröden geborene Luis Trenker als Gebirgsjäger an die Dolomitenfront einberufen. Für seine Tapferkeit im erbarmungslosen Stellungskampf des Alpenkrieges erhielt er mehrere Auszeichnungen. Im Jahre 1931 dann verfilmte er seine autobiographischen Kriegeserlebnisse unter dem Titel „BERGE IN FLAMMEN“.

Trenker wuchs ganz im Gegensatz zu Arnold Fanck und Leni Riefenstahl in kleinbürgerlichen Verhältnissen im Südtiroler Grödnertal auf. Sein Vater war Herrgottsschnitzer und Vergolder. Er stammte aus Imst in Nordtirol. Ein schwieriger Mann, wortkarg, streng und von ausgeprägter Sparsamkeit, fast könnte man sagen Geiz. Die immer gütige Mutter merkte schon bald, daß in dem kleinen Luis mehr steckte. Sie brachte ihn nach Bozen auf die Schule und verhalf ihm dazu, später dann in Innsbruck die Realschule besuchen zu können. Das einzige herausragende Erlebnis gemeinsam mit dem Vater in seiner

Kindheit war für den Luis die Besteigung des Sass Songher. Hier spürte er das erste Mal, was Freiheit bedeutet. Das relativ enge Grödnertal hatte ihm nie einen derartigen Weitblick beschert. Dieses Freiheitsgefühl, den Horizont zu sehen und wissen zu wollen, wie es hinter diesem Horizont weitergeht, dieses Gefühl sollte ihn sein ganzes Leben lang nicht mehr loslassen.

Leni Riefenstahls ganze Leidenschaft galt zu dieser Zeit dem expressionistischen Tanz, dem russischen Ausdruckstanz. Dafür gab es in Berlin vorzüglichen Unterricht. Die Mary-Wigman-Schule und das Max-Reinhard-Seminar waren Institute von Weltgeltung. Ihr Weltbild bestand nach wie vor aus Mystik, Romantik und den Märchen. Sie las Schopenhauer, Kant und Nietzsche und ging oft ins Theater. Ihre Rebellion gegen den überstrengen Vater trug Früchte. Er gab sein Einverständnis zum Tanzunterricht im Max-Reinhard-Seminar nur unter der Bedingung, daß sie für sein Entgegenkommen halbtags Sekretariatsaufgaben in seinem Installationsbetrieb zu erledigen hatte.

Luis Trenker eröffnete nach dem Ersten Weltkrieg zusammen mit Professor Holzmeister ein Architekturbüro in Bozen. Nachdem die Aufträge auf sich warten ließen und er große Schwierigkeiten hatte, von den Italienern als Architekt zugelassen zu werden, verdingte er sich immer wieder als Bergführer, galt es doch, sein karges Architektenhonorar aufzubessern. Der Zufall wollte es, daß er Dr. Arnold Fanck, dessen filmische Aktivitäten inzwischen konkretere Formen angenommen hatten, in den Dolomiten kennenlernte.

Im Jahr 1920 – Adolf Hitler hatte gerade die NSDAP gegründet – begann Arnold Fanck mit den Dreharbeiten an seinem ersten dokumentarischen Spielfilm: „**WUNDER DES SCHNEESCHUHS Teil I und II**“ nannte er sein eigentliches Debüt auf dem kinematografischen Gebiet. Als Hauptdarsteller konnte er den mehrfachen österreichischen Skimeister Hannes Schneider gewinnen, und auch Ilse Rohde, die Schwester seines Freiburger Kletterfreundes, war mit von der Partie. Fanck war der erste Regisseur, der dem vertrauten Atelier den Rücken kehrte und Filme ausschließlich in freier Natur produzierte. Mit dem Vorführen seines Erstlingswerkes dagegen hatte er noch seine liebe Not. Anfangs stellte er einen Projektor in Nebenräumen von Gaststätten auf und entfremdete Bettlaken als Leinwandersatz dem angestammten Platz. Seine respektablen Gasthauserfolge ließen aber schon bald die Kinobesitzer aufhorchen.

Auch Luis Trenker kam in einem Hotel in den Genuß, die ersten bewegten Bilder seiner geliebten Berge zu sehen, Bilder, wie er sie oftmals selbst hautnah erlebt hatte. Da bauten sich Wolkentürme im Zeitraffer auf, kühne Kletterer erklimmen Felsnadeln, und rasante Skifahrer stoben die Hänge hinab, durchpflügten den jungfräulichen Pulverschnee. Arnold Fanck engagierte den examinierten Bergführer Trenker zunächst nur als Träger und Spaghettikocher für sein weiteres Projekt „**DER BERG DES SCHICKSALS**“. Der Film sollte auch das Leben des späteren Bergidols nachhaltig verändern: Er wurde Filmschauspieler. Und das kam so: Dr. Fanck hatte einen bergerfahrenen Theater-

Rechts: Dr. Arnold Fanck, der Lehrmeister von Leni Riefenstahl und Luis Trenker.
Unten: Der examinierte Bergführer Luis Trenker stieg unter Fanck vom Träger und Spaghettikocher zum Filmstar auf

schauspieler gesucht, den der Regisseur vermeintlich auch schnell fand. Prefin hieß er und sollte auch gleich eine Probe seines Könnens ablegen. Als dieser jedoch vor dem Felsturm der Guglia di Brenta stand und die Wand eher ängstlich und zögerlich anging, riß Fanck der Geduldsfaden. „Geh, Luis zeig's ihm!“ meinte er. Der griff beherzt in den Fels, und Prefin war erleichtert aufatmend seine Rolle los. Als dann auch der berühmte Mime Gustav Oberg bei Fanck insistierte: „Trenker soll spielen!“ mußte ein anderer die Spaghetti für den Stab kochen.

Das war im Jahre 1923; der Röhlm-Putsch war mißlungen und Adolf Hitler mußte in der Festung Landsberg eine fünfjährige Freiheitsstrafe wegen Aufwiegelung und Landesverrates antreten. Der spätere Führer der deutschen Nation spielte in Bergfilmen natürlich keine Rolle, doch unser Dreigespann sollte später als vermeintliche Wegbereiter des sogenannten pränazistischen Filmes von Kritikern gescholten werden. Ein Vorwurf lautete: „Wie ein Bergsteiger, der immer höher und höher steigt und den Gipfelsieg als höchstes Gut erachtet, so hatte auch Adolf Hitler nur ein Ziel im Auge.“

Die Fanck-Schülerin Leni Riefenstahl wurde nach dem Zweiten Weltkrieg am meisten mit der Idealisierung Adolf Hitlers und seiner NSDAP in ihrem Film „TRIUMPH DES WILLENS“ konfrontiert. Sie hatte inzwischen ihre Tanzstudien abgeschlossen, und der Erfolg ihrer ersten Bühnenauftritte ließ auf eine vielversprechende Karriere hoffen.

Als sie eines Tages aus der S-Bahn am Nollendorfplatz in Berlin stieg, zog sie sofort ein Film-Plakat in den Bann. Sie sah einen Kletterer, der einen Felskamin durchstieg. Im Kino kam sie dann



Fotos: Privatarchiv Arnold E. Fanck



Foto: Archiv Trenker

aus dem Staunen nicht mehr heraus. Sie sah zum ersten Mal hautnah Berge, die sie bisher nur aus Büchern und von Fotografien kannte. Ungesichert erklimm Hauptdarsteller Luis Trenker den Fels, bezwang den Berg. „In mir wuchs der Wunsch, diese Berge zu sehen und nach Möglichkeit bei einem solchen Bergfilm einmal mitzumachen, ganz gleich ob vor oder hinter der Kamera“, meinte sie.

Harry Sokal – ein Freund und späterer Produzent der wichtigsten Fanck-Filme – nahm sie mit in die Dolomiten. Dort, in einem Hotel am Karersee, führte Trenker gerade „**DER BERG DES SCHICKSALS**“ vor, in dem die junge Hertha Stern von Walter die weibliche Hauptrolle spielte. Leni Riefenstahl glaubte, in Luis den Regisseur des Filmes vor sich zu haben und bat ihn, in seinem nächsten Film eine Rolle spielen zu dürfen. Trenker klärte das Mißverständnis auf. Doch beeindruckt hatte ihn die Tänzerin schon sehr. Sie bat ihn um eine Empfehlung für Dr. Fanck und wollte sich unbedingt mit dem Regisseur des Bergdramas in Berlin treffen. Aber hier gehen die Meinungen bereits auseinander: Trenker sagte, er habe die Empfehlung an Dr. Fanck weitergeleitet. Leni Riefenstahl dagegen behauptet, er habe dies nicht getan.

Kurzum: Beharrlich und zielstrebig wie sie ist, traf sie sich mit Arnold Fanck in einem Berliner Kaffeehaus. „Ich ließ den eher schüchternen Dr. Fanck gar nicht zu Wort kommen“, erzählte mir Frau Riefenstahl. „Ich redete und redete mich immer mehr in

Nach seinem privaten Bruch mit Leni Riefenstahl trennte sich Luis Trenker 1928 auch von seinem Lehrmeister Fanck



Foto: Archiv OMEGA

Begeisterung hinein und bat ihn um eine kleine Rolle in seinem nächsten Film, über den er noch nicht einmal nachgedacht hatte.“

Wochen vergingen. Leni mußte sich einer Meniskusoperation unterziehen, da ihre Knie durch die hohe Beanspruchung beim russischen Ausdruckstanz nicht mehr mitmachten. Sie schrieb dies Dr. Fanck, der sie auch tatsächlich besuchte. Nun kommt der Augenblick, der sie auch heute noch tief bewegt, sie sogar nach fast 70 Jahren in echte Tränen ausbrechen läßt: Fanck legte ihr eine Rolle auf den Tisch.

„**DER HEILIGE BERG**“ – geschrieben in drei Tagen und drei Nächten – Leni Riefenstahl gewidmet. Dr. Fanck war vom ersten Augenblick an fasziniert von dieser Person, die so ganz ohne Scheu, unglaublich begeisterungsfähig, schön, erotisch, von Anfang an einfach alles für ihn bedeutete. Er schrieb an Trenker: „Du bist ein Trottel! Leni Riefenstahl ist die schönste Frau der Welt, und Ihr werdet zusammen in meinem nächsten Film „**DER HEILIGE BERG**“ die Hauptrollen spielen! Sieh zu, daß Du gut mit ihr auskommst!“

Seite 231: Leni Riefenstahl, die Lollobrigida des Bergfilms, während einer Drehpause zu „Stürme über dem Montblanc“ inmitten von „Kraftlackeln“ (von rechts Dr. Arnold Fanck, Sepp Allgeier, Richard Angst und Hans Schneeberger)

Die Handlung des Filmes verlief dann fast parallel zur Wirklichkeit. Im Mittelpunkt des Dramas stand die Eifersucht zwischen zwei Bergsteigern um die Gunst und Liebe zu einer Tänzerin. Das Ende eskaliert mit dem Absturz der Freunde aus der vereisten Wand. Fanck projizierte in das Geschehen all seine eigenen Wünsche und Sehnsüchte. Er hatte sich unsterblich in Leni verliebt, doch ihre Sympathie und ihr Respekt galten nur dem „Regisseur“ Dr. Fanck.

Es kam zu einer Liaison zwischen ihr und Trenker, man sprach sogar von einer heimlichen Verlobung. Das deutsche Filmtraumpaar schien perfekt. Doch die Eifersüchteleien zwischen Fanck und Trenker nahmen zu, sie gipfelten sogar in Handgreiflichkeiten zwischen den beiden, die Trenker für sich entscheiden konnte. In der Regieführung dagegen verlangte Dr. Fanck seinen beiden Stars alles ab. Heimlich brachten Trenker und Schneeberger, ein Kameramann der berühmten Fanckschen Freiburger Schule, Leni Riefenstahl das Klettern und Skilaufen bei. Der Meister selbst wußte davon nichts. Ein Knöchelbruch schien Leni Riefenstahls neue Laufbahn abermals zu gefährden. Der Regisseur war außer sich vor Wut, war damit doch die Realisation seines gesamten Projektes in Frage gestellt.

Als die Dreharbeiten fortgesetzt wurden, glaubte auch Trenker, Grund zur Eifersucht zu haben. Leni lag eines Nachts auf einer Hütte wie zufällig in Schneebergers Arm. Wie kam's? Der dufierte Fanck hatte wieder einmal die Schlafordnung bestimmt. Er auf den Etagenbetten oben. Trenker und Schneeberger – die Riefenstahl zwischen sich – unten. Wutentbrannt fuhr Trenker in der Nacht über den Gletscher ab. Die Realisation des Filmes war abermals ernsthaft gefährdet. Doch dem stets um Ausgleich bemühten Schneeberger gelang es, den eifersüchtigen Freund umzustimmen und die Dreharbeiten fortzusetzen. Luis Trenker erzählte mir später, er habe mit dem ganzen Techtelmechtel nichts mehr zu tun haben wollen. Er sei Architekt in Bozen gewesen und habe gar nicht gewußt, was er bei der ganzen „Krampferei“ sollte. Anmerkung von mir: Die Liebe des Architekten gilt anscheinend nur seinen Bauwerken.

Ein solches war die Riefenstahl zwar nicht, der Architekt mußte sich aber dennoch intensiv mit ihren Proportionen beschäftigen haben, denn die Eifersüchteleien untereinander setzten sich fort. Fanck schien sich inzwischen in seiner Rolle, zwar der Regisseur, in den zwischenmenschlichen Beziehungen jedoch der Verlierer zu sein, abgefunden zu haben.

Schon bald gab es einen neuen Grund zur Eifersucht. „**DER HEILIGE BERG**“ wurde ein großer Kinoerfolg, doch die Filmannoncen nannten Luis Trenker nur als zweiten Hauptdarsteller nach Leni Riefenstahl. Vielleicht ein später Racheakt Dr. Fancks? – Diese Zurückstellung konnte der ehrgeizige Trenker nicht verwinden.

Im Jahre 1926 kam es dann zum endgültigen, privaten Bruch zwischen dem einstigen Traumpaar. Dennoch standen beide in „**DER GROSSE SPRUNG**“ 1927 noch einmal gemeinsam vor der Kamera. In dieser Burleske lebte Dr. Fanck seine Neigung zu derben Späßen und den filmischen Hang zum Fatalismus richtig aus. Das Naturkind Gita (Leni Riefenstahl), eine Ziegenhirtin,



Foto: Privatarchiv Arnold E. Fanck

besteigt barfuß phallische Felstürme in den Dolomiten. Trenker betitelt sie hämisch als „ölige Ziege“. Der Schauspieler Luis muß ihr dennoch nachsteigen.

Lenis gegenwärtiger Favorit Hans Schneeberger, angetan mit Frack, Zylinder, Lackschuhen und mit einem Blumenstrauß bewaffnet, schickt sich ebenfalls an, der wilden Gita nachzukraxeln, die, auf einer Felsnadel balancierend, ihren Freiern schöne Augen macht. Der Regisseur läßt seine Kamera unter ihren leichtgeschürzten Rock blicken. Über dem Röckchen bezirzt die Lollobrigida des Bergfilms mit lockendem Lächeln ihre Quasimodos. Die Männer geraten zu tumben Figuren.

Fancks eigene Wunschträume scheinen sich erneut wiederzuspiegeln. Welche selbstaufgelegte Qualen erduldet der Introvertierte? Doch wäre es grundlegend falsch, Arnold Fanck nur als Nervenbündel im Strudel der zwischenmenschlichen und filmischen Ränkeschmiede zu sehen.

Im normalen Falle wäre diesen Streitereien wenig Bedeutung beizumessen. Für die Karrieren der Drei war sie jedoch von entscheidender Bedeutung.

Dr. Fanck hatte seine unbestrittenen Qualitäten, die sowohl Leni Riefenstahl als auch Luis Trenker nie in Frage stellten. Fanck war und blieb beider Lehrmeister! Der in der Nähe von Oggersheim geborene Fanck glich Bundeskanzler Kohl im Alter nicht nur äußerlich, auch sein Sprachduktus und der Hang zu derben Späßen und zu biederer Launigkeit schienen durch die rheinpfälzische Heimat gleichermaßen geprägt.

Seine Freiburger Schule brachte die besten deutschen Kameramänner hervor. Dr. Fanck herrschte über seine Schüler und ließ

seine unumstrittene Kompetenz und Fachkenntnis von niemandem in Zweifel ziehen. Seine Schulklasse bestand aus: Albert Benitz, Richard Angst, Hans Schneeberger, Sepp Allgeier und Kurt Neubert.

Leni Riefenstahl und Luis Trenker experimentierten bei ihren eigenen Spielfilmen nicht. Auch sie verließen sich nur allzugern auf die große Erfahrung der Freiburger Schule.

Dr. Fanck entwickelte Protarsätze (Objektive) verschiedenster Bauart mit Brennweiten bis zu 800 Millimetern, Filtertechniken und Maskenvorsätze vor das Objektiv, die kaum für möglich gehaltene Filmtricks auf das Celluloid bannten. Er baute sogar ein kleines Kopierwerk und schickte immer öfter seine Kameramänner mit bestimmten Direktiven an Drehorte, um sich das gewünschte Material anliefern zu lassen. Die Schauspieler Leni und Luis wurden ebenfalls schon früh mit der Inszenierung solcher kleinen Zuspelleteile beauftragt.

Eine ganz wesentliche Erkenntnis Arnold Fancks brachte eine Modifikation des 35-Millimeter-Negativmaterials. Er erkannte schon in der Anfangsphase seiner filmischen Experimente, daß das orthochromatische Filmmaterial im Gegensatz zum heutigen panchromatischen zu wenig Kontrastumfang bei Schwarz-Weiß-Aufnahmen im Fels bot. So entschloß er sich, solange es das neue Material noch nicht gab, überwiegend mit Hilfe der Silhouettenwirkung im Gegenlicht zu drehen, damit sich der jeweilige Akteur vor dem Himmel kontrastreich abhob.

Auch der heute noch gebräuchliche Schneidetisch mit liegenden Filmtellern gehörte ebenso zu seinen Erfindungen wie die sogenannte entfesselte Kamera. Diese Konstruktion bestand aus

Arnold Fanck war unsterblich in Leni Riefenstahl verliebt. Doch ihre Sympathie galt nur dem „Regisseur“ Dr. Fanck

einer Art Brustpanzer, den sich der Kameramann umschnallte. Das Kurbeln übernahm Fanck selbst, indem er einen flexiblen Gasschlauch mit der Kamera-Achse verband und so in Parallelfahrt mit dem Kameramann erstmals Aufnahmen aus der subjektiven Sicht eines Skifahrers ermöglichte. Er entwickelte kleine Federwerk-Kameras, die er auf einen Ski montierte und konnte so dem Publikum den Eindruck einer rasanten Abfahrt aus der Sicht des Skifahrers demonstrieren.

Doch zurück zu seinen in Zwietracht geratenen Hauptdarstellern: Luis Trenker trennte sich nicht nur von der Riefenstahl, sondern endgültig auch von seinem Lehrmeister. 1928 engagierte ihn die Homfilm Berlin als Aufnahmeleiter und Hauptdarsteller für das klassische Bergdrama **„DER KAMPF UMS MATTERHORN“**.

Auch Adolf Hitler kämpfte – nachdem er seine Strafe in Landsberg verbüßt hatte – auf vorerst immer noch wackligem politischem Boden für seine Ideale: Säuberung der Gesellschaft von Juden, die angeblich die Wirtschaft und damit das Wohl der Gesellschaft diktierten sowie die Verfolgung und Vertreibung „nichtarischer“ Rassen aus Deutschland. Seine obersten Ziele waren der Aufbau eines nationalsozialistischen deutschen Staates unter seiner Führung, die Abschaffung der Arbeitslosigkeit, eine völkische Einheit und damit die Schaffung eines Einheitsmachtkomplexes, der nicht nur Großdeutschland, sondern auch ganz Europa beherrschen sollte.

„DER KAMPF UMS MATTERHORN“ sah Luis Trenker 1928 zwar noch nicht als den eigentlichen Macher, denn die Regie führten offiziell noch die Italiener Mario Bonnard und Nunzio Malasomma. Die eigentlichen Fäden der Produktion hatte jedoch Trenker bereits fest in seiner Hand. Hinter der Kamera agierte der längste Weggefährte Arnold Fancks, Sepp Allgeier.

Im gleichen Jahr brachte der Pionier Fanck seinen zweifelsohne besten Film **„DIE WEISSE HÖLLE VOM PIZ PALÜ“** in die Kinos. Die darstellerischen Leistungen Leni Riefenstahls, Gustav Dießls und Ernst Petersens in der Bernina wurden von den wagemutigen Manövern des Rettungsflegers Ernst Udet gekrönt. Obwohl **„DIE WEISSE HÖLLE VOM PIZ PALÜ“** der bessere Film war, was Fanck nicht zuletzt auch der Co-Regie des Bühnenregisseurs G. W. Pabst bei der Inszenierung der Spielszenen zu verdanken hatte, gelang Trenker erstmals in einem Nicht-Fanck-Bergfilm ein beachtlicher Erfolg. Der Hauptdarsteller Trenker konnte im Matterhorn-Drama überzeugen und war damit zum mit Abstand beliebtesten männlichen Bergdarsteller des deutschen Filmes geworden.

Nun begann ein regelrechter Wettlauf um die Gunst des Publikums zwischen dem Lehrmeister und seinem ehemaligen Schüler. Trenker zog es zum Nordpol, Fanck dagegen zum Montblanc. **„DER RUF DES NORDENS“** (1929) schildert eine Suchexpedition im Packeis. Trenker spielt wieder die Hauptrolle und führt erstmals offiziell Co-Regie. Dem Streifen haftet jedoch der Makel an, der letzte Stummfilm überhaupt gewesen zu sein. Schon die bloße Tatsache, daß Filme ab dato von Dialogen, Musik und Geräuschen begleitet wurden, ließen beim Publikum die Ansprüche steigen. Diesen Umstand wußte Arnold Fanck gut



Foto: Archiv Trenker

zu nutzen, als er 1930 **„STÜRME ÜBER DEM MONTBLANC“** inszenierte. Wiederum gelang ihm ein Meisterwerk, wenngleich er die Riefenstahl nur mit einer Nebenrolle bedachte und der eigentliche Star Sepp Rist, eine Riefenstahl-Entdeckung, als einsamer Wetterwart auf der Vallot-Hütte in 4400 Metern Höhe um sein Leben kämpfen mußte. Auch Ernst Udet war wieder mit von der Partie und landete als erster Flieger – ohne Genehmigung der Franzosen – auf dem Montblanc.

Zwischen Fanck und seiner Darstellerin Leni Riefenstahl kriselte es zunehmend. Er sah sie stets in der Rolle des ewig naiven Bergmädchens, das nur im Winter zu spielen hatte, was bei zeitweiligen Temperaturen um 30 Grad minus auf ungeheizten Hütten und vor allem als einzige Frau zwischen einer Horde von „Kraftlackeln“ nicht immer ein Zuckerlecken war.

Andere Rollen bot man ihr nicht an. Ihr Ruf bis in die späten dreißiger Jahre war von dem Ausspruch geprägt: „Leni Riefenstahl – das ist doch die Reichsgletscherspalte!“

Ungeachtet aller Kontroversen blieb Dr. Fanck fleißig. Sein Produzent Harry Sokal meinte, nach dem Kassenerfolg **„STÜRME ÜBER DEM MONTBLANC“** müsse man unbedingt einen Skifilm drehen, eine Komödie. Die **„Fuchsjagd im Engadin“** bot sich als Remake an. So wurde in St. Christoph am Arlberg Quartier bezogen. Man ging in die vollen und engagierte 40 Skiläufer. Unter anderem die Brüder Lantschner und Leubner. Auch die Schweizer Zoff und Furrer sagten ihre Teilnahme zu. Doch so einfach ließen sich alte gegen neue Aufnahmen nicht austau-

schen. Das Projekt wurde abgebrochen und 60.000 Mark waren zum Teufel.

Man drehte komplett neu, mit der, wie Dr. Fanck sie nannte, Berliner Göre Leni Riefenstahl, Walter Rimi und Guzzi Lantschner, die als Hamburger Zimmerleute auf Skiern die ersten Skiclowns der Vorkriegszeit waren. „**DER WEISSE RAUSCH**“ war geboren und wurde international der erfolgreichste Skifilm der frühen dreißiger Jahre. Der Kölner Stadtanzeiger schrieb am 10. Januar 1932: „*Der Skisport ist keine Leibesübung mehr – er wird zur Weltanschauung: Rein, klar, jubelnd, über alle Notverordnungen der Zeit triumphierend.*“

Nun wurden aber auch mehr und mehr Kritiken laut, die – wie bereits erwähnt – Fanck und damit später auch seine Schüler in die faschistische Ecke rücken wollten. Der renommierte jüdische Filmkritiker Siegfried Kracauer wettete: „Die deutsche Mittelschicht glaubt an den Heroismus, der durch das Bergsteigen propagiert wird, und sieht darin in Fortsetzung auch einen Sinn im Geiste der Nazi-Bewegung.“ Susan Sontag, eine prominente amerikanische Autorin, Kritikerin und Filmemacherin, interpretiert Fancks Filme als visuelle Metapher ohne Grenzen, die Menschen höchste Ziele erreichen läßt, gleichermaßen schön, aber auch erschreckend. Sie ordnet diese Filme pronazistisch ein, spricht ihnen jedoch einen politischen Hintergrund weitgehend ab, da Hitler in den zwanziger Jahren lediglich ein noch nicht einzuschätzender Radikaler in den von ihm propagierten Thesen war.

Mit Leni Riefenstahl geht ein Teil der Kritiker härter ins Gericht. Der Hauptvorwurf richtet sich gegen eine Opportunistin, gegen eine Frau, die Männer in einer Männerwelt herausforderte. Doch wird ihre Ausnahmeerscheinung als Künstlerin stets hervorgehoben. Ihr wird zugute gehalten, die erste Frau gewesen zu sein, die einen Film produziert, inszeniert und die Hauptrolle übernommen hat. Somit entsprach sie in keiner Weise dem Klischeebild der Frau der späten zwanziger Jahre. Von Frauen wurde damals allgemein erwartet, sich um Küche, Kinder und die Kirche zu kümmern. Leni Riefenstahl war und ist in erster Linie immer von ihrer Arbeit und Kreativität – fast könnte man sagen besessen. Sie ist aber auch diejenige vom ursprünglichen Dreigespann, die bis heute wegen ihrer filmischen Vergangenheit am meisten belastet wird.

Nicht ihre herausragenden schauspielerischen Leistungen waren es, die sie mit ihren eigenen Filmen eine Ausnahmestellung einnehmen ließ, vielmehr ist es ihre geniale Begabung der visuellen Wahrnehmung, der zwingenden filmischen Montage, des außerordentlichen Einfühlungsvermögens, mit welchen filmischen Gesetzen die Maxime in der Publikumswirksamkeit erreicht werden kann. Diese Kriterien brachten ihr mit „**TRIUMPH DES WILLENS**“ den Vorwurf ein, die NSDAP und ihre Helfershelfer zu glorifizieren, zu verherrlichen. Sie dagegen bestreitet entschieden, jemals eine politische Absicht mit ihren Filmen „**SIEG DES GLAUBENS**“ und „**TRIUMPH DES WILLENS**“ sowie den **OLYMPIAFILMEN** verfolgt zu haben. Der damalige Erzfeind Großdeutschlands, Frankreich, zeichnete „**TRIUMPH DES WILLENS**“ 1937 in Paris mit der Goldmedaille aus.

Diese Auszeichnung galt nicht den Nationalsozialisten und ihrem bombastischen Parteitag, sondern vielmehr der suggestiven Wirkung, die dieser Film auf das Publikum ausübt. Die zwingende Gestaltung des Streifens hätte auch für andere Machtstrukturen oder politische Bewegungen in seiner Propagandawirkung übernommen werden können.

In diesem Zusammenhang bestreitet Leni Riefenstahl auch heute noch nicht, für den frühen Hitler ein Faible gehabt zu haben, der aber nach ihrer Meinung von der eigenen Partei und deren Helfershelfern manipuliert wurde! Nun – sie stieß mit dieser Meinung immer auf Unverständnis und zum Teil auf blanken Hohn. Unabhängig davon, wie der einzelne selbst zur NSDAP und deren Anführer auch stehen mag, sie beweist mit ihrer Haltung Zivilcourage und verdient Respekt, sich nicht vor-



Leni Riefenstahl tänzelte nicht nur im Film beim Klettern über den Fels

Foto: Andert Heckmair, Archiv OMEGA

dergründig von ihrer früheren Meinung zu distanzieren. Viele Mitläufer von damals setzen sich auch heute noch gegen jede Verdächtigung ihrer Person entschieden zur Wehr, jemals mit der NSDAP sympathisiert zu haben. Ihre dezidierte Meinung zu dem „späten Hitler“ blieb bis dato offen. Mag sein, daß das Portrait über sie, das ich gegenwärtig produziere, Aufschluß und neue Erkenntnisse zu diesem kontroversen Thema bringen wird. Sie war mit vielen jüdischen Filmschaffenden befreundet, wurde in den frühen dreißiger Jahren Zeugin von deren Emigration und wußte wie 90 Prozent der Deutschen um die Verfolgung und Diskriminierung „nichtarischer“ Rassen.

1939 nach dem deutschen Einmarsch in Polen wurde sie Augenzeugin, wie deutsche Soldaten polnische Partisanen erschossen. Sie stand, gekleidet in eine deutsche SA-Uniform, mit Koppel und Pistole im Halfter in einem offenen Mercedes und fiel in Ohnmacht, als sie die Leichen liegen sah. Dessen ungeachtet telegrafierte sie ein Jahr später an Hitler und versicherte ihm ihre uneingeschränkte Bewunderung und Anerkennung für den Einmarsch deutscher Truppen in Paris. Man könnte daraus schließen, sie sei nach wie vor eine bedingungslose Verehrerin des Führers gewesen, diese Meinung ist aber in Zweifel zu ziehen, denn sie war zu keinem Zeitpunkt Mitglied der NSDAP. Überdies hinaus hatte sie Hitler brüskiert, indem sie mit der Begründung, für einen Parteitagsfilm keinen Stil zu haben, seinen Auftrag ablehnte. Sie beauftragte daher – nach ihren eigenen Worten – heimlich den Kommunisten Walter Ruttmann („Berlin, die Sym-

phonie einer Großstadt“), dieses Manifest an ihrer Stelle zu gestalten. Ruttmann sagte zu, doch Adolf Hitler erfuhr davon und bestand verärgert auf Leni Riefenstahl als Regisseurin. Man mag mutmaßen, Ruttmann hätte aus diesem Thema sowieso eher einen Anti-Nazi-Film gemacht; diese Spekulation ist aber sogleich wieder zu verwerfen, denn er hätte sich zu dieser, auch für Filmschaffende gefährlichen Zeit mit einem Anti-Dokument kaum ans Messer geliefert.

Bis dato ungeklärt ist: Warum nutzte Leni Riefenstahl ihre möglichen Privilegien unter den Nazis nicht aus? Hitler unterstützte sie ohne jede Einschränkung. Selbst die späteren Attacken des um seinen Machtapparat PROMI (Propagandaministerium) besorgten Dr. Goebbels gegen sie konnten ihren Status beim Führer nicht erschüttern. Warum produzierte sie keine weiteren Filme unter dem Naziregime? Selbst „TIEFLAND“, ein Spielfilm, den sie 1937 begann, sollte sie erst 15 Jahre später beenden. Fragen, deren Beantwortung bisher offenblieb!

Doch ein Blick zurück zu Luis Trenker: 1930 inszenierte er „**DER SOHN DER WEISSEN BERGE**“ nach einer wahren Begebenheit, die sich im Ötztal zugetragen hatte. Turri, ein Skilehrer und Bergführer, wird verdächtigt, auf einer Skitour seinen Schützling ermordet zu haben. Das in der Titelsequenz dieses Filmes gesungene Lied „Wir Kameraden der Berge“ hatte das Zeug zum Volkslied. Die ersten fünf Takte wurden später zur Erkennungsmelodie der Bergsteiger-Sendungen des Bayerischen Rundfunks. Diese Kriminalgeschichte in den Bergen zählt noch nicht

**Auf Grönland drehte
Dr. Arnold Fanck (links)
1932 „SOS Eisberg“,
einen seiner letzten
großen Kinoerfolge.
Eine amerikanische Version
brachte ihm Weltruhm**



Foto: Privatarchiv Arnold E. Fanck

Als „Der Rebell“ gelang Luis Trenker
1932 der endgültige Durchbruch. Der
Film schildert den tirolerischen
Freiheitskampf gegen die bayerischen
Besatzer und Napoleon

zu Trenkers großen Werken, er selbst gab mir in den siebziger Jahren den Auftrag, die allzu lang geratene Suchaktion in einem Gletscher nach dem vermeintlich Vermißten um zehn Minuten zu kürzen.

Nach der Fertigstellung lagen die ehemaligen Bergkameraden Fanck und Trenker erstmals gerichtlich miteinander im Clinch. In dem Plagiatsstreit ging es um die Urhebererschaft an dem Stoff „Die schwarze Katz“. Das Sujet schildert persönliche Erlebnisse an der Alpenfront, die Trenker einerseits und Schneebergers andererseits für sich in Anspruch nahmen, diese auch tatsächlich erlebt zu haben. Dr. Fanck wollte das Thema nach Schneebergers Erzählungen verfilmen, doch Trenker hatte bereits die ersten Aufnahmen über den Alpenkrieg im Kasten. Er obsiegte in einem Gerichtsurteil. Der unterlegene Fanck hatte den Prozeßausgang vor allem der divergierenden Aussage Hans Schneebergers zu verdanken.

Am 2. Januar 1931 in Innsbruck am Hafelekar hatte Trenker mit den Aufnahmen begonnen, dann am Ortler und in den Dolomiten gedreht, wobei ihn die Tiroler Landesregierung in jeder Weise unterstützte, jedoch mit der Maßgabe, der Film dürfe keine Spitze gegen den ehemaligen Feind Italien enthalten. **„BERGE IN FLAMMEN“** war ein großer Kassenerfolg, sogar die Amerikaner wurden hellhörig und drehten mit anderen Darstellern eine englische Fassung unter Verwendung Trenkerscher Originalaufnahmen. **„THE DOOMED BATTALION“** – so lautet der englische Titel – lief wochenlang am Broadway und markierte den Anfang von Trenkers Karriere in Amerika.

Doch auch Leni Riefenstahls innere Rebellion gegen ihren Lehrmeister begann, Früchte zu tragen. Auch sie verstieg sich nicht in Experimente, sondern setzte auf Routiniers mit Erfahrung. Gemeinsam mit dem Autor Bela Balacz schrieb sie ein Drehbuch. Sie mimte das Bergmädchen Junta, das einen Schatz von Bergkristallen gegen Neid und Mißgunst der Bauern aus dem Tale bewacht und daran – als Hexe verfeimt – zugrunde geht. Der Film ist ungewöhnlich schön fotografiert, wengleich die mystifizierte Handlung, die im Südtiroler Sarntal spielt, unterschiedlich von der Kritik bewertet wurde. Fanck, dem sie ihre erste Schnittfassung zeigte, wollte ihr bei der Montage helfen. Nach drei Tagen mußte sie nach ihren eigenen Worten feststellen, daß er „ihr Werk“ zerstört hatte, und so montierte sie den Film in die ursprüngliche Fassung zurück. Die Biennale in Venedig zeichnete die Regisseurin für ihr Erstlingswerk **„DAS BLAUE LICHT“** 1932 mit der Goldmedaille aus. Befragt, warum sie sich in ihrem ersten eigenen Film wiederum die Rolle eines Bergmädchens schrieb, ein Klischee, von dem sie sich eigentlich lösen wollte, sagte sie: „Da gibt es doch einen wesentlichen Unterschied, denn die Handlung meines Filmes spielt im Sommer.“

Auch Trenker drehte in seiner Heimat Südtirol. Nicht die Mystik war es, sondern der Tiroler Freiheitskampf gegen die bayerischen Besatzer und Napoleon. **„DER REBELL“** (1932) gilt nicht nur allgemein als Trenkers schönster Film in der Bildgestaltung, sondern brachte mit ihrem Debüt eine Schauspielerin hervor, die im deutschen Vor- und Nachkriegsfilm eine große Rolle spielen sollte, Luise Ullrich. Ihr mädchenhafter Charme lockte den eher



Foto: Archiv Trenker

spröden Filmliebhaber Trenker, der seine Wangen als Darsteller viel lieber am Fels statt an der Weiblichkeit rieb, aus der Reserve. Das tat der Inszenierung nur gut, bei so vielen Freiheitskämpfern und Heldentum. So setzte Luise Ullrich im Bereich der zwischenmenschlichen Beziehungen in ihrer Angst um den Geliebten (Luis Trenker), den von Franzosen und Bayern gleichermaßen Verfolgten, weibliche Diplomatie und Raffinesse ein. Trenker verstand es geschickt, mit einer schnellen, dynamischen Montage den Handlungsablauf zwingend zu gestalten. Die Freischärler bauten Hinterhalte, Schluchten wurden mit Felsbrocken und Baumstämmen unpassierbar gemacht. Das schier unmögliche Unterfangen, Partisanen – sprich Freiheitskämpfer – im Gebirge zu verfolgen und ihrer habhaft zu werden, schildert **„DER REBELL“** eindrucksvoll. Trenker gelang mit diesem Film der endgültige Durchbruch. An dem Erfolg war sicher auch das Engagement seines jüdischen Freundes Paul Kohner beteiligt, und dessen deutsche Universal finanzierte mit.

1933 war erneut Arnold Fanck mit einem weiteren ganz großen Kinoerfolg an der Reihe – **„SOS-EISBERG“**. Produzent war wiederum die deutsche Universal, Paul Kohner. Eine schon im Jahre 1929 von Luis Trenker verfilmte ähnliche Rettungsexpedition in Grönland lag diesem Sujet zugrunde. Kalbende Eisberge, herabbrechende Gletscherzungen, die Millionen Tonnen Eis in Bewegung setzten – dazwischen flog Leni Riefenstahl, von Udet gedoubelt, atemberaubende Passagen zwischen Eisbergen hindurch, um den vermißten Polarforscher zu finden. Sepp Rist, der Hauptdarsteller, mußte mehr im eiskalten Wasser schwimmen,

Seite 237: 1935 kehrte Luis Trenker Deutschland für ein Jahr den Rücken und drehte in Amerika „Der Kaiser von Kalifornien“. Darin vereinigte er die Qualitäten von John Wayne als Darsteller und von John Ford als Regisseur in Personalunion (Filmszene mit Viktoria von Ballasko)

als ihm, dem Draufgänger lieb war. Leni Riefenstahl handelte sich bei ihrer letzten Nebenrolle unter Dr. Fanck eine Blasenentzündung ein, von der sie sich ihr Leben lang nie mehr ganz befreien konnte.

Auch diesen Film gab es in einer amerikanischen Version, unter der Bedingung, daß Fanck einen Co-Regisseur akzeptieren mußte. Der Amerikaner Tay Garnett erhielt eine Gage von 250 000 US-Dollar. Fanck dagegen hatte sich wieder einmal zu billig verkauft. Doch die amerikanische Universal war fair und erinnerte sich 1934 bei der Auflösung der von Juden geführten deutschen Tochtergesellschaft dankbar an Arnold Fanck, der ihr einen Welterfolg beschert hatte. Sie überreichten ihm, bevor sie nach Amerika emigrieren mußten, einen Scheck über 100 000 Mark.

1934 war das Jahr des größten Erfolges für Leni Riefenstahl mit dem schon erwähnten „TRIUMPH DES WILLENS“, aber auch für Luis Trenker brachte es eine Sternstunde in seiner Karriere. Trenker realisierte mit amerikanischer Beteiligung – wiederum der Deutschen Universal – „**DER VERLORENE SOHN**“ (The Prodigal Son). Ganz im Gegensatz zu Leni Riefenstahls „TRIUMPH DES WILLENS“, der zu den großen Propagandawerken des Dritten Reichs gezählt wird, schuf Trenker einen ethischen, völkerverbindenden und, wenn man so will, nach Trenkers eigenen Worten, auch einen „katholischen Film“. „DER VERLORENE SOHN“ schildert die Geschichte Tonio Feuersingers, dem seine Tiroler Heimat zu eng wird. Der hinauszieht in die Welt, um sein Glück zu machen. Er gerät in die amerikanische Depression. Arbeitslos, hungrig und ohne Bleibe irrt er durch die Häuserschluchten von New York. Als er an seiner Lage fast verzweifelt, findet er seine amerikanische Glücksbraut wieder, die er in seinen Tiroler Bergen auf einen Gipfel geführt hatte. Er steigt in die höchsten amerikanischen Gesellschaftskreise auf, doch der Gedanke an die Heimat läßt ihn nicht los.

Doch mit der Heimat hatte Luis Trenker auch in seinem größten filmischen Erfolg so seine Probleme. Nach dem ungeschminkten Realismus im fernen Amerika wirken viele der Heimatszenen arg gekünstelt, mit Brauchtum überreich verbrämt. Seine Heimkehr in der „Rahnnacht“, die das Hohelied auf die Heimat überhöht, hätte durchaus etwas dezenter, ja nachdenklicher werden dürfen. Doch die Schlußszenen des Filmes machen dann in ihrer echten, ungekünstelten Heimatverbundenheit alles wieder gut. Und so heiratet er seine Barbl, die treu auf ihn gewartet hatte. Trenkers schönster Film erhielt vorzügliche Kritiken. Am meisten durfte er sich über Vittorio de Sicas Lob freuen, der konstatierte, Trenker habe mit „DER VERLORENE SOHN“ den Verismus schon 15 Jahre vor seinem Welterfolg „DIE FAHRRADDIEBE“ geschaffen.

Leni Riefenstahl dagegen konnte sich der Zuerkennung höchster künstlerischer Attribute erfreuen, wenn es um rein cineastische Rezensionen ihres „TRIUMPH DES WILLENS“ ging. Das Werk wurde aber auch als eine Verklärung, eine Überhöhung der Figur Hitlers ins Göttliche kritisiert. Der Film gilt als der größte, aber auch mit Abstand erfolgreichste Film, der je über die Bewegung einer Partei gemacht wurde. Frau Riefenstahl bestreitet energisch den Vorwurf, sie habe sich durch ihre Autorenschaft an

diesem Film auch der politischen Verantwortung zu stellen. Dies trifft aber auch nur bedingt zu, da sie den Umstand der gewaltigen Parteipropaganda, die in diesem Zusammenhang mit der Veröffentlichung und Verbreitung des Filmes einherging, nicht zu verantworten hat. Es gibt Aufsätze zu dieser Dokumentation, Essays, Rezensionen, wissenschaftliche Abhandlungen, wie sie über keinen anderen Film, der je gedreht wurde, existieren. Die Amerikaner, die Angelsachsen, die Franzosen, sehen in Leni Riefenstahl überwiegend die große Regisseurin der genialen Montage. Die von ehemals faschistischen und nationalsozialistischen Diktaturen beherrschten Länder wie Deutschland, Italien und Spanien sehen in erster Linie ihre unmittelbare Nähe und ihren Zugang zu Hitler. Hier umgibt sie noch immer die Aura, es habe sie mit dem Führer mehr verbunden, als nur filmische Interessen. Ob dies so war, ist für die Beurteilung ihrer Filme nicht erheblich. Indizien, die gegen eine solche Liaison sprechen, bieten sich an. Sie hat ihre Privilegien nicht ausgenutzt. Hätte sie dies getan, so wären im Dritten Reich – wie bereits erwähnt – nicht nur dreieinhalb Filme entstanden: „TRIUMPH DES WILLENS“, „OLYMPIA I“, „OLYMPIA II“ und „TIEFLAND“, den sie zwar 1937 begonnen hatte, aber erst 15 Jahre später fertigstellen konnte. Darüber hinaus konnte sie auch eines ihrer Lieblingsthemen, „DIE PENTHESILEA“ von Kleist, nie realisieren. Die Führer-Geliebten, Gerti Raupold und Eva Braun, entsprechen rein vom Typus her nicht Leni Riefenstahl. Zwischen der Filmemacherin und dem Führer kam es auch nicht zum vertrauten „Du“.

Es wäre fatal, würde man der generellen Verurteilung folgen, daß sie die Sympathisantin schlechthin im inneren Kader der NSDAP gewesen sei. Sämtliche Kriegsgerichtsprozesse ergaben als Quintessenz zwar den moralischen Vorwurf an sie, eine Sympathisantin gewesen zu sein; rechtskräftig verurteilt wegen ihrer Vergangenheit wurde sie jedoch nie. Wenn man von Sympathisanten oder Kollaborateuren spricht, so muß man objektiv auch andere anführen, die aufgrund ihrer musikalischen, mimischen, dramatischen oder komödiantischen Begabung und dem damit verbundenen Publikumerfolg fast nie von der Journalie in den Kreis der sogenannten Sympathisanten miteinbezogen wurden. Licht in dies Dunkel im „Jahrmarkt der Eitelkeiten“ will ein erst jüngst erschienen Buch von Oliver Rathkolb bringen. „Die pedantischen Recherchen des Doppeldoktors (jur. et phil.) lesen sich wie ein Krimi über die Verleumdeten und Verleugner, Wankelmütigen und Verdränger“, schreibt die Münchner Abendzeitung am 3. Januar 1992. „FÜHRERTREU UND GOTTBEGNADET“, heißt das Buch, das bereits wenige Tage nach Erscheinen in München vergriffen war. Als „Nebelwerfer erster Garnitur“ wird Herbert von Karajan bezeichnet. Seine Kollegen Hans Knapertsbusch und Clemens Krauss gehörten ebenfalls zur Manövrierarmee Münchens. Paula Wessely, Attila Hörbiger gerieten mit dem antisemitischen und antipolnischen Propaganda-Film „HEIMKEHR“ ebenso in Verdacht wie der Regisseur Gustav Ucicky. Oder: „Wie die Nazis über Wohl und Wehe ihrer Künstler entschieden, beweisen Listen über Begünstigungen, Freistellungen von Kriegsdiensten oder die sogenannte Gottbegnadeten-Liste“, so die Abendzeitung. Dieses Prädikat durften für sich in



Foto: Archiv Trecker

Anspruch nehmen: Gerhart Hauptmann, Karl Böhm, Werner Egk, Carl Orff, Heinz Rühmann, aber auch Volksschauspieler wie Wastl Witt und Beppo Brem. Weitere 1300 Namen schließen sich der Liste an. Damit soll dieses Kapitel der Geschichte beendet sein.

Doch zurück zum Film und damit zu „DER TRIUMPH DES WILLENS“. Mit diesem Film schuf sich Leni Riefenstahl auch einen Feind im Machtgefüge der NSDAP, der am wenigsten unterschätzt werden durfte: Dr. Josef Goebbels. Als symptomatisch für diese Feindschaft gelten Presseartikel aus der NS-Zeit, wonach sie offenbar eine ernstzunehmende Gefahr für Goebbels darstellte. Er mußte um seinen Alleinvertretungsanspruch als Reichspropagandaminister fürchten, nachdem sie mehr und mehr zu der Filmexpertin schlechthin avancierte. Sie war somit für ihn zu einer Rivalin erster Priorität geworden. Sie kokettiert mit ihrer eigenen Erkenntnis, ihre Freunde, Gönner, Männer mit Intellekt, Verstand und Macht würden in ihr das ewig Weibliche schlechthin verkörpert sehen. Erschrocken nahm sie immer wieder wahr, wie allzu leicht ihr das starke Geschlecht verfällt! Der eine greift ihr ans Bein (Goebbels), der andere an die Bluse (Hitler), der dritte will sich gar umbringen (Fanck), der vierte rast nachts in wilder Eifersucht einen Gletscher hinab (Luis Trenker). Nur einer, der bei ihr nach eigenen Worten auch landen konnte, blieb scheinbar stabil: Anderl Heckmair.

In seiner unnachahmlichen, fast schon brutal-ehrlichen Art schilderte er kürzlich seine Erlebnisse mit Leni: „Sie ist eine sehr couragierte Frau, die beim Klettern über den Fels geradezu tänzelte, aber auch hier versuchte, ihren Willen durchzusetzen.“ Auf einer schweren Klettertour, bei der beide in ein Unwetter

gerieten, versuchte nach Heckmairs Ausführungen Leni, die Führe zu bestimmen. Als diese jedoch ins undefinierbare Abseits führte, ärgerte er sich, nachgegeben zu haben, obwohl er von vorneherein skeptisch gewesen sei. Bis auf die Haut naß, kauerten sich beide in eine Felsspalte; es wurde kalt. „Mal lag ich oben, dann sie“, meinte er trocken. So wärmte man sich gegenseitig, bis der Morgen graute. „Sie hat mir imponiert“, sagte Heckmair. „Mit ihrem Film ‚DAS BLAUE LICHT‘ dagegen konnte ich nichts anfangen, obwohl sie mich immer wieder fragte, ob ich ihn denn gesehen hätte. Mir wurde es zu bunt! Geh, laß mir mei Ruh mit dem Schmarrn. I hab nix g’sehen, und ehrlich gesagt, der Film hat mi a ned interessiert.“ Sogar dem Führer sei er vorgestellt worden. Er habe aber schnell gemerkt, daß er mit der feinen Gesellschaft nichts am Hut habe. Nicht ohne Stolz berichtete er vor kurzem Stefan König: „Solange die Leni mit mir beinanda war, hat sie keinen anderen ang’schaut.“ Man mag dies deuten, wie man will. Fest steht, daß Leni Riefenstahl schon immer ein Faible für Draufgänger hatte, die sich vor nichts und niemandem fürchteten. Daß sich diese Draufgänger vorwiegend aus dem alpinen Bereich rekrutierten, kam nicht von ungefähr.

Doch was war inzwischen aus dem introvertierten Dr. Arnold Fanck geworden? 1934 inszenierte er mit „DER EWIGE TRAUM“, nach Karl Ziaks „Paccard wider Balmat“ eine Ballade um einen der Erstbesteiger des Montblanc (1786), Balmat. Für den traumhaft schönen Film erhielt er traumhafte Kritiken. Neben Sepp Rist, der den Wetterwart in „STÜRME ÜBER DEM MONTBLANC“ gespielt hatte, debütierte Brigitte Horny in ihrer ersten Filmrolle. Die Partei machte ihm Avancen, seine Filmvorhaben

und damit sich in den Dienst ihrer Sache zu stellen. Er jedoch brüskierte Goebbels mit den Worten: „Ich bin noch nicht einmal Mitglied in einem Skiclub, geschweige denn hatte ich je die Absicht, Mitglied in einer Partei zu werden.“ Er wurde als politisch unzuverlässig eingestuft. Erst die neue Achse Deutschland-Japan brachte ihm 1937 eine weitere Co-Produktion ein. **„DIE TOCHTER DES SAMURAI“** ist eine Liebesgeschichte über einen Japaner, der in Europa studiert hat. Er mag sich nach seiner Rückkehr nach Japan nicht mehr den alten Riten und Sitten des Landes unterwerfen und die Frau heiraten, die seine Adoptiveltern für ihn erwählt haben. Ein Film, wiederum großartig fotografiert. Die Handlung spielt in den Vulkanlandschaften Japans. Arnold Fanck hat es wie kein anderer Europäer verstanden, sich in die Mentalität der Japaner einzuleben und war mit seiner Inszenierung zum japanischsten unter den europäischen Regisseuren geworden.

Nach diesem Leinwanderfolg sollte er wiederum im Sinne der Partei tätig werden. Sein letzter Spielfilm **„EIN ROBINSON“** (1940) schildert das Schicksal eines Matrosen aus der 1915 vor Chile gesprengten „Dresden“. Nach Kriegsende fährt der Matrose zurück nach Deutschland und stellt fest, daß dies nicht mehr das Vaterland ist, für das er gekämpft hatte. Als Querulant hatte er seinen Platz in der Gesellschaft verspielt und kehrt als Robinson dorthin zurück, wo seine Kriegskameraden begraben liegen, bis er im Radio hört, daß in seiner Heimat eine neue Dresden gebaut wird und er gebraucht wird. Fanck selbst hielt diesen Film für seinen schwächsten. Er lehnte es ab, im Vorspann genannt zu werden, da ihm die Schnittfassung aufkotroyiert wurde. In den vierziger Jahren arbeitet er noch an einigen Kurzfilmen mit, mit deren Herstellung ihn unter anderen Leni Riefenstahl beauftragt hatte, dann vernebelt sich seine Spur. Sein Sohn Arnold Fanck jun. weiß auch heute noch nicht, von was die Familie lange Jahre gelebt hat.

1935 – wiederum ein entscheidendes Jahr für Leni Riefenstahl und Luis Trenker. Goebbels wollte, daß Trenker die Olympiafilme macht. Doch Adolf Hitler entschied anders. „Leni Riefenstahl ist die große Künstlerin“ – wurde dem frustrierten Trenker nach seinen eigenen Worten vom Führer beschieden.

Er kehrte Deutschland für ein Jahr den Rücken und drehte **„DER KAISER VON KALIFORNIEN“**. Johann August Sutter, der Entdecker Kaliforniens, der die Wüste Nevada durchquerte und das gelobte Land urbar machte, dann durch ein formales Gerichtsurteil um seinen ganzen Besitz gebracht wurde und vereinsamt auf den Stufen des Capitols in Washington starb. Der große Mime Bernhard Minetti verlieh diesem Sutter die innere Stimme, die ihm die Schönheit und unendlichen Weiten Amerikas schilderte, den Glanz der Städte, den technischen Fortschritt. Attitüden, die den Machthabern in Deutschland nicht gefielen. Hatte doch Trenker damit die Werte Amerikas über die des großdeutschen Reiches gestellt. Nun begann es in Deutschland schwierig für das „Bergidol“ zu werden. Das Publikum interessierten die Queren wenig. Auch dieser Film zählt zu Trenkers ganz großen Leinwanderfolgen. Der renommierte amerikanische Filmkritiker William K. Everson bezeichnete **„DER KAISER VON KALIFORNIEN“**

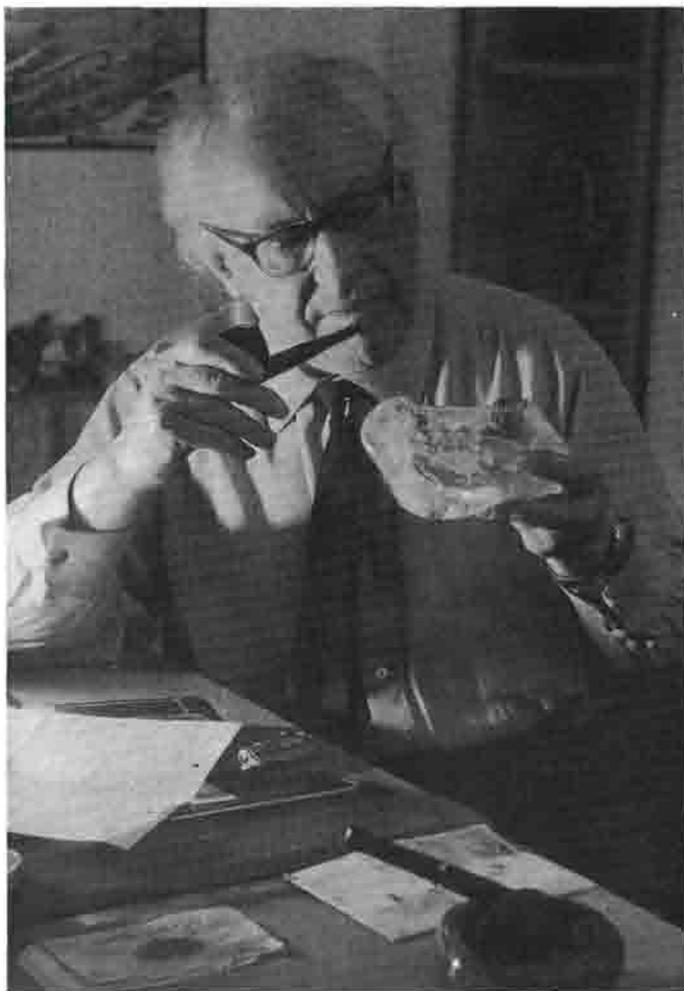


Foto: Privatarchiv Arnold E. Fanck

als den amerikanischsten europäischen Western und verglich Trenker in Personalunion mit John Wayne als Darsteller und John Ford als Regisseur. Ein höheres Lob war kaum denkbar.

Im Jahre 1936 begann Leni Riefenstahl mit einem Mammutaufwand die beiden Filme über die Olympischen Sommerspiele in Berlin zu drehen. Für **„FEST DER VÖLKER“** und **„FEST DER SCHÖNHEIT“** wurden über 400 000 Meter Filmmaterial belichtet. 50 Kameramänner, unter anderen Hans Ertl, Walter Frentz, Guzzi Lantschner, Kurt Neubert, Heinz von Jaworsky, um nur die renommiertesten zu nennen, filmten das Geschehen nach Direktiven von Leni Riefenstahl aus allen nur möglichen und scheinbar auch unmöglichen Perspektiven. Ich konnte mich selbst davon überzeugen, daß Leni Riefenstahl einen genialen Einfall hatte, die Sequenzen nach einem Farbsuchsystem zu ordnen und zu schneiden. Die Filme sind auch heute noch die erfolgreichsten, die je über die Olympischen Spiele gedreht wurden. Den Prolog im antiken Olympia schuf der exzentrische Fotograf und Regisseur Willy Zielke („Das Stahltier“) als künstlerische Einstimmung hohen Grades. Neben dem „Coppa Mussolini“ für den besten ausländischen Film auf der Biennale Venedig 1938 erhielt Leni Riefenstahl den Deutschen Staatspreis 1938, den Polar-Preis von Schweden 1938, das Olympische Diplom zur Olympischen Goldmedaille vom Comité International Olympique Lausanne 1948, und somit ehrte auch die Schweiz die „Sympathisantin“ nach dem Kriege mit der höchsten Auszeichnung, die das olympische Komitee zu vergeben hatte.

**Links: Nach dem Krieg
gelang Arnold Fanck nichts mehr.
Der promovierte Geologe widmete sich
wieder seinen geliebten Steinen**

1937 versuchte sich der in Ungnade gefallene Luis Trenker mit „CONDOTTIERI“ zu „rehabilitieren“. Dies gelang ihm mit diesem historischen Freiheitsdrama, das im Mittelalter in Oberitalien spielt, nur bedingt. Das Volk erhebt sich gegen die Bourgeoisie, die Medici und den Papst. Sein Führer, der Condottiere, stürmt den Sitz des Papstes, den Palazzo Pitti in Florenz. Doch im Angesicht seiner Heiligkeit sinkt der große Befreier und Eroberer vor der „höchsten Autorität“ in die Knie. Ein Film, der den Nazis in seiner Grundtendenz durchaus gefallen konnte, bot er als Themen die arische Rasse und das Heldentum. Kühne Blicke des Landserführers hoch zu Pferd schweifen einem Adler gleich über das weite Land. Der Condottiere und seine Waffenbrüder tragen schwarze Uniformen. Schwarz auch sind die Fahnen. Minnesänger verkünden die Botschaft vom Sieg. All dies verbunden mit einem nicht zu übersehenden „filmischen Hang“ zum Faschismus. Mit dieser Grundtendenz lag Trenker richtig. Doch nicht in seiner konservativen, katholischen Gesinnung. Der Kniefall eines Siegers vor dem Papst ließ die Nazis an Trenkers Loyalität erneut zweifeln. Der alerte Luis hatte bis dahin stets eine Art Sonderstatus unter den Filmschaffenden genossen. Er riß derbe Späße, die auch seinem Lehrmeister schon imponierten, tätschelte nach eigenen Worten neben anderen auch Eva Braun den Hintern und hatte als Naturbursche die Lacher stets auf seiner Seite.

Sein Lachen wurde seltener, doch allen Widrigkeiten zum Trotz gelang Trenker 1937 ein weiterer großer Erfolg in seiner Laufbahn und sein bestes Bergdrama schlechthin:

„**DER BERG RUFT**“. Hatte er schon zehn Jahre zuvor in „**DER KAMPF UMS MATTERHORN**“ den dramatischen Wettlauf zwischen dem Italiener Jean Antoine Carrel und dem Engländer Edward Whymper über die Ersterbesteigung des Matterhorns (1856) in seinem Stummfilm gedreht, so wurde sein Remake als Tonfilm zum besten Bergfilm der damaligen Zeit, der auch heute noch nichts von seiner Spannung und Dramatik verloren hat. Dabei gab es wiederum ein Debüt für eine junge deutsche Schauspielerinnen, Heidemarie Hatheyer. Wie Luise Ullrich entwickelte auch die Hatheyer in ihrer ersten Filmrolle erstaunliche mimische Fähigkeiten. Die wenn auch mit einer Nebenrolle bedachte Schauspielerinnen gab dieser weiblichen Rolle ihr eigenes Profil, weg von der naiven und oft nur als schmückendes Beiwerk empfundenen weiblichen Darstellerinnen in Bergfilmen. Ihren größten Leinwandfolg hatte Heidemarie Hatheyer 20 Jahre später in „**DIE GEIERWALLY**“. Ebenso war Bruno Hübner, der in „**DER BERG RUFT**“ einen Intriganten spielt, in derselben Besetzung auch in „**DIE GEIERWALLY**“ an der Ränkeschmiede beteiligt.

1940 setzte Luis Trenker mit „**DER FEUERTEUFEL**“ ein Fanal. Der Film schildert die Zeit der Kärntner Befreiungskämpfe gegen Napoleon in einem Freikorps und Bauernhofmilieu im Hochgebirge. Trenker, so sagt man, verglich Napoleon, dargestellt von Erich Ponto, mit Hitler und nennt ihn einen Höllenhund, der nach Tiroler Standschützenrecht zu erschießen sei. Der Schriftsteller Rolf Hochhuth schreibt später: „Als Goebbels den Film sah, war er außer sich vor Wut. ‚Trenker, dieses Miststück, ist ein Vaterlandsverräter. Hinhalten und bei Gelegenheit liquidieren.‘“ Doch

Luis Trenker kam dem zuvor und setzte sich nach Italien ab. In seiner Heimat Südtirol erhielt er Berufsverbot vom Gauleiter Hofer, ging dann nach Venedig und Rom. Zwar durfte er mit einer Sondergenehmigung noch einmal im Jahre 1943 in „**GERMANIN**“ einen Serologen in Afrika spielen, doch dann blieben die Angebote endgültig aus. Im Exil in Rom drehte er über Jahre hinweg den „**PASTOR ANGELICUS**“, einen Dokumentarfilm über Papst Pius XII. und half sich und seiner Familie mit Kunsthandel über die schwierige Zeit hinweg.

1950 folgte „**DUELL IN DEN BERGEN**“ mit dem Debüt seiner neuen filmischen und privaten Entdeckung Marianne Hold. Die männliche Hauptrolle spielte der Italiener Amedeo Nazzari. Die Bekämpfung des Rauschgiftschmuggels in den Dolomiten sieht den italienischen Zolleutnant Nazzari als Helden. Trenker stirbt, als Rauschgiftschmuggler von einer Kugel getroffen, inmitten von Felsschrofen. Doch dies war nicht mehr Trenkers Rolle. Das Publikum wollte ihn als Helden sehen, aufrecht, mutig und nicht als erbärmlichen Verbrecher.

Auch das zweite Sujet nach dem Kriege, nämlich „**FLUCHT IN DIE DOLOMITEN**“, Trenkers erster Farbfilm, wiederum mit der schönen, aber naiven Marianne Hold, sah ihn als Tatverdächtigen. Am Ende des Filmes findet man den wahren Mörder seines Bruders. Er ist rehabilitiert. Die Kritik konnte sich auch an diesem Spielfilm nicht erfreuen. „Handlungsmäßig stark vom Zufall bestimmt und nur mäßig unterhaltsam“, vermochte nur das schöne Wirtstochterlein Marianne Hold ihre augenscheinlichen Vorzüge ins rechte Licht zu rücken. Daher setzte der Luis weiter auf die Marianne. Im Laufe der fünfziger Jahre entstanden an die 17 Kulturfilme, wohl gut die Hälfte mit Marianne Hold als schmückendem Element. In strammer Manier winkende Bauern, blonde Mädchen mit Kopftüchern, den obligatorischen Weidenkorb im Arm, Schafe, Ziegen, Kühe, galoppierende Haflinger: Das Klischee von der heilen Welt gewann in den Nachkriegsjahren mehr und mehr an Gewicht. Das Publikum wollte nach all den Kriegsjahren die Darstellung der heilen Welt zumindest im Kino für ein paar Stunden genießen.

Doch was war aus Leni Riefenstahl während der Kriegsjahre geworden? Eine kurze Rekonstruktion läßt sich nur tabellarisch darstellen, würde denn jede weitere detaillierte Erläuterung den Rahmen dieses Artikels, eines filmhistorischen Rückblicks, sprengen. Eigentlich beschäftigte sie sich bis Kriegsende nur mit der Fertigstellung ihres letzten Spielfilmes „**TIEFLAND**“. Als die Alliierten 1945 in Deutschland einmarschierten, wurde auch Kitzbühel okkupiert, wo Leni Riefenstahl mit dem Schnitt von „**TIEFLAND**“ beschäftigt war. Der 7. amerikanischen Armee fiel die gesamte Riefenstahl-Film GmbH in die Hände. Doch bereits am 7. Juni ließen die Amerikaner Leni Riefenstahl wieder frei. Die einrückenden Franzosen wiesen sie nach Breisach im Breisgau aus. Ihr gesamtes Material und filmtechnische Geräte wurden von den Franzosen beschlagnahmt.

Als sie die Entnazifizierungsverfahren und Kriegsprozesse hinter sich hatte, kam es 1954 zur Uraufführung von „**TIEFLAND**“. Ein merkwürdiger Film, dem man seine 15jährige Entstehungsgeschichte ansieht. Die Handlung war ohne jeden aktuellen Zeitbe-

Seite 241: Der alternde Luis Trenker blickte gern auf ein schaffensreiches Leben zurück. Nach dem Ende seiner Karriere als Filmschauspieler und Regisseur galt das Bergidol als Magier des Erzählens

zug und hätte ohne weiteres 1920, aber auch 1950 spielen können. „TIEFLAND“ wurde nach Motiven der D'Albertschen Oper gedreht. Eine romantische Burg- und Bergballade, wenn man so will; das spanische Volk und lauter kleine Andreas Hofer prägen den Stil. Eine Mischung aus Bauerntheater und Operninszenierung. Kurzum ein Film, der mitnichten an die Qualität der Olympiafilme, „TRIUMPH DES WILLENS“ oder gar „DAS BLAUE LICHT“ anknüpfen kann.

Das Werk kam ins Gerede, als die Filmemacherin Nina Gladitz Leni Riefenstahl in den achtziger Jahren vorwarf, sie hätte sich – ohne Gage – Statisten aus dem Zigeunerlager Maxglan bei Salzburg geholt, die später dann nach Polen deportiert worden seien. Den folgenden Prozeß gegen die Filmemacherin gewann Leni Riefenstahl. Einen in diesem Zusammenhang schwerwiegenden Vorwurf richtete der Dokumentarist Paul Rotha generell an die Filmschaffenden im Faschismus: „*Ein Nazi oder Faschist in dieser Hinsicht zu sein, hängt nicht von einer Parteizugehörigkeit ab.*“ Der international hochgeschätzte englische Filmwissenschaftler Kevin Brownlow hält dagegen: „Ich traf viele Nazis verschiedenster Staatszugehörigkeit.“ Ohne Ausnahme bestätigten alle die Menschlichkeit, Sensibilität und Integrität Leni Riefenstahls. Auch Brownlow sieht eine Bestätigung in dem Faktor, daß Leni Riefenstahl zu einer Zeit, in der niemand wußte, wie das großdeutsche Reich einmal enden würde, ihre Privilegien nicht ausnutzte und sich an der modifizierten Form späterer Propagandafilme, die aggressiver, direkter und disharmonischer waren, auch nicht beteiligt habe.

Ein letztes Beispiel in Zusammenhang mit „DER TRIUMPH DES WILLENS“ sei angefügt. Es macht die Haltung Leni Riefenstahls fragwürdig. Erwin Leiser verwendete in seinem Kompilationsfilm „MEIN KAMPF“ etwa zehn Prozent, bezogen auf die Gesamtlaufzeit, aus Leni Riefenstahls „TRIUMPH DES WILLENS“. Frau

Riefenstahl klagte gegen die Urheberrechtsverletzung und erhielt vom Gericht 35 000 Mark Schadenersatz zugesprochen. Die publizistische Öffentlichkeit echauffierte sich: „Ein wahrhaft verwegener Akt, für Filmmaterial, das die Nazibarbarei in einer ihrer bezeichnendsten Manifestationen festhält, auch noch das künstlerische Urheberrecht für sich in Anspruch zu nehmen.“ Die Annahme dieser Schadenersatzsumme mag ein Indiz dafür sein, daß sich Leni Riefenstahl nach wie vor nicht als politisch verantwortlich für ihren Film sieht und sich lediglich von cineastischen Überlegungen hinsichtlich ihres Urheberrechts leiten läßt. Teils gefeiert in Amerika, teils ausgeladen in Österreich, blieben und bleiben die Lager um Leni Riefenstahl gespalten.

Ihre zweite Karriere als Fotografin von Weltgeltung ist hingegen rein künstlerisch unbestritten und unterstreicht ihren hohen Anspruch in der Suche nach höchster Perfektion. Sie besuchte in den sechziger Jahren erstmals die Nuba im Sudan. Neben zahlreichen Fotografien wurden auch rund 16 000 Meter 16-Millimeter-Farbmaterial belichtet. Dieses Material lagert bis heute ungeschnitten in ihren Archiven. 1973 und 1976 erschienen zwei Fotobände der Riefenstahl: „**Die NUBA**“ und „**DIE NUBA VON KAU**“ mit phantastischen Aufnahmen der bis dahin mit der Zivilisation kaum in Berührung gekommenen Nubas. Leni Riefenstahl lebte dort immer wieder monatelang und gewann so das Vertrauen der Nubas. Sie filmte und fotografierte deren Riten und Stammeskämpfe und wurde als Mitglied dieses in Harmonie mit der Natur lebenden Volkes akzeptiert. Susan Sonntag, Kritikerin, Schriftstellerin und Filmemacherin sieht in diesen Fotografien einen weiteren Beweis, daß Leni Riefenstahl kontinuierlich auf ihren nationalistischen Arbeiten aufbaute. Andere meinen, die Riefenstahl habe mit der bildhaften Darstellung vom Leben der Nubas dazu beigetragen, daß das Urvolk schon viel früher zu einem touristischen Ziel geworden sei, als man es hätte ethnolo-

**Als Fotografin gelang
Leni Riefenstahl
(hier mit Arnold E. Fanck jun.)
eine zweite Karriere.
Mit ihrem hohen Anspruch
in der Suche nach höchster
Perfektion erlangte sie
Weltgeltung**



Foto: Stefan Kömte/DIMEGA



Foto: Archiv Trenker

gisch verantworten können. Dessen ungeachtet werden die Bildbände ein Welterfolg. Mehr als 200 000 Exemplare gehen international über den Ladentisch.

Mit 70 beginnt sie zu tauchen! Ihre Fotografien seltener Spezies der Arktinien und von Korallengärten bekommen wieder einen außergewöhnlichen Stellenwert. 1978 erschien das Fotobuch „**KORALLEGÄRTEN**“, „**WUNDER UNTER WASSER**“ schließt sich an.

Die Riefenstahlbiographie wurde 1989 verlegt. Englische, spanische, japanische und amerikanische Verlage übernahmen die Rechte und publizieren in Kürze.

Mit fast 90 Jahren, wieder im Zenit der Popularität, taucht Leni Riefenstahl in den Malediven, im Roten Meer, in der Karibik. Sie widmet sich ganz dem Unterwasservideofilm, sicher als erste, mit einer 80 000 DM teuren Überwasserkamera, die ihr ebenso perfekter ständiger Begleiter und Mädchen für alles, Horst Kettner, unterwassertauglich machte.

Eine große Ausstellung in Tokio über das Lebenswerk der Riefenstahl fand im Januar 1992 statt. Die Japaner überschlugen sich geradezu vor Begeisterung über die eindrucksvollen Dokumente ungebrochenen, lebenslangen Filmschaffens. Die Begeisterung mag zum Teil auch an Reminiszenzen an die alte Achse Deutschland-Japan gebunden sein, verehrt man doch dort Frau Riefenstahl und ihre Filme sehr. Die Frankfurter Rundschau unterstreicht ihre Aussage über die Ausstellung, der die Riefenstahl selbst das Prädikat „kühn“ verlieh, mit der Bemerkung, damit habe sie bestimmt nicht unrecht.

Mein Filmprojekt über eine noch lebende, bedeutende Zeitzeugin beginnt, Formen anzunehmen. Das Gebot lautet: dieses Thema kontrovers, kritisch, aber fair und objektiv zu realisieren.

Die filmische Auseinandersetzung über das Leben und Schaffen Luis Trenkers und Arnold Fancks habe ich mit den TV-Portraits über beide Regisseure bereits hinter mich gebracht. Über Trenker produzierte und gestaltete ich in den Jahren 1984/85 ein dreiteiliges Fernsehportrait in Co-Produktion mit dem Bayerischen Rundfunk, dem ORF und dem RAI-Sender Bozen. 1989 folgte dann für NDR und BR das Portrait über Dr. Arnold Fanck mit dem Titel „**WER WAR ARNOLD FANCK?**“. Ein provokativer Titel, wenn man nach dem Werdegang eines Pioniers fragen muß. So sehr ich seine Arbeiten schätze, die Gegenwart hat Arnold Fanck vergessen. Nur Insider der Bergfilmszene erinnern sich an den Mann, mit dem alles begann.

Dr. Fanck gelang nach dem Krieg nichts mehr. Er erhielt zwar auf dem großen Bergfilmfestival in Trient in den späten fünfziger Jahren den ersten Preis für hervorragendes Wirken und Schaffen. Die deutsche Filmbewertungsstelle versagte ihm jedoch in der gleichen Epoche das Prädikat „wertvoll“ für alle seine Filme mit der lapidaren Begründung, die filmischen Handlungen seien zu unbedeutend, um ein Prädikatisieren zu rechtfertigen. Nun konnte Arnold Fanck auch stur in der Verteidigung seiner Ideale sein. Wer mag's ihm verdenken! Er legte sich mit allen möglichen Verbänden und Institutionen an, um ein Prädikat für seine Filme und damit deren Wiederaufführung zu erreichen. Doch vergebens. Der Industriefilmproduzent Norbert Handwerk unterstützte ihn bis zu dessen Tod finanziell und erhielt dafür die Rechte an einigen Fanck-Filmen. Dr. Arnold Fanck wurde in seiner geliebten zweiten Heimat in Freiburg im Breisgau begraben.

„**FAST EIN JAHRHUNDERT**“ heißt mein Portrait über Luis Trenker, als hätten wir es geahnt, daß er den 100. Geburtstag

nicht mehr erleben sollte. Im Leben des Luis Trenker ist erstaunlich, daß er eine zweite Karriere nach vielen Jahren der Enttäuschung, des Mißerfolges starten konnte. Seinen beiden letzten Spielfilmen „**WETTERLEUCHTEN UM MARIA**“ mit Marianne Hold und „**SEIN BESTER FREUND**“ mit Toni Sailer und Dietmar Schönherr Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre war kein großer Erfolg mehr beschieden. Trenker spielte in seinen Filmen keine Rolle mehr.

Die Ära des Heimatfilmes ging zu Ende, die junge Avantgarde des französischen, aber auch des deutschen Filmes nutzte die Progressivität der Zeit. Doch Trenker blieb seinen Grundsätzen treu: „Schwer durchsetzen, kämpfen, verhandeln und reden.“ Dieses Talent, *der Magier des Erzählens zu sein*, ebnete ihm den Weg in seine neue Karriere. Der Bayerische Rundfunk und dessen damaliger Programmdirektor Robert Lembke winkte zunächst einmal ab. Doch das Familienprogramm unter der Leitung von Frau Dr. Simmerding und Dr. Ernst Emrich ließ nicht locker. Trenker hatte etwas ..., was war es doch gleich? Natürlich – Charisma!

Und erzählen konnte er wie kein zweiter. Er redete sich schnell in Begeisterung: Jugenderlebnisse, Kriegserlebnisse, seine Filmkarriere ... Erzählstoff in Hülle und Fülle. Trenker war auch der Meister des Fabulierens oder des Seemannsgarnes – wenn man so will. Seine zehn Standardgeschichten interpretierte er stets mit einem solchen Variantenreichtum, daß man Angst haben mußte, er könne am Schluß die Kurve nicht mehr kriegen. So wurde die Sendereihe „**LUIS TRENKER ERZÄHLT**“ geboren. Ernst Emrich und sein Redakteur „Pinkus“ (Fritz Walter) wußten den Altmeister zu nehmen und ihn in Szene zu setzen. Sendung für Sendung fand er mehr begeisterte Zuhörer und Zuseher. Er schrieb Bücher, Autobiographisches, Romane, kreierte Bildbände.

Als ich Luis Trenker 1970 kennenlernte, suchte er eine Vertriebsgesellschaft für seine Filme. Wir hatten schnell Kontakt, und aus dieser Begegnung entwickelte sich eine Freundschaft, die über das Geschäftliche hinausging. Trenker war in einer Hinsicht Leni Riefenstahl sehr ähnlich. Er war stets in seinem Denken jung geblieben. Für ihn gab es ebenso wie für Leni Riefenstahl kein Generationsgefälle bei den Anhängern. Beider Fans finden sich in jedem Alter. Trenker hatte zudem in seinen Erzählungen die besondere Gabe, sofort auf Menschen und gesellschaftliche Strömungen eingehen zu können. Er registrierte bei seinen Vorträgen augenblicklich seine Klientel und ließ geschickt Komponenten in seine Geschichten miteinfließen, die seine Zuhörer hören mochten. Ein Beispiel sei genannt: Der NDR rief mich Mitte der achtziger Jahre an und bat um Vermittlung, man wolle den alternden Filmschauspieler Trenker zu einer Talkshow mit Franca Magnani einladen. Zu diesem Zweck erbat die Redaktion einige Fotos aus seinen Filmen, um das Interview „garnieren“ zu können. „Ich gehe davon aus, daß Sie Trenker nicht näher kennen“, gab ich vorsichtig zu bedenken, denn man hatte neben ihm noch fünf weitere Gäste eingeladen. „Dies ist in der Tat so“, lautete die knappe Antwort! „Haben Sie denn Bedenken, er könne das Interview nicht durchstehen?“ „Bedenken habe ich

schon“, meinte ich, „die betreffen aber mehr Ihre Ignoranz dem alternden Trenker gegenüber als Ihre eigenen Befürchtungen.“ Nun – so kam's zu Trenkers erstem Auftritt in der kühlen NDR-Talkrunde. Die Magnani begann forsch, aber liebenswert: Sie habe als Mädchen im Kino einen tollen Mann gesehen, am Seil im Fels. Wie er, Luis Trenker, denn zum Film gekommen sei? Diese Frage kam einem Todesurteil ihrer Gesprächsleitung gleich. Nun war Trenker in seinem Element. Er fintierte wie ein Degenfechter, erzählte, fabulierte. Das reservierte hanseatische Publikum im Sendestudio blickte leicht amüsiert zwar, aber dennoch fragend einander zu. Frau Magnani versuchte, seinen Redeschwall zu stoppen, ließ hilflos einige Bilder aus Filmszenen einspielen. Doch Trenker wischte diese sofort lapidar vom Tisch: „Sie müssen meine Filme zeigen, net bloß die Bildeln.“ „Ja, aber Herr Trenker, dafür haben wir leider nicht die Zeit“, meinte verunsichert die Magnani. „Dann muß ich's halt erzählen“, sagte der Luis. Er kam geschickt auf die sparsamen, aber schlaun Grödner zu sprechen, die auf jede Wiese ein Rad bauten, um die Preuß'n bergauf zu befördern. Stolz erzählte er aber auch, die Bauern würden ihre Heimat verteidigen, das Vieh und die Kartoffeln. Er kam zum Freiheitskampf, zu seinem „Feuerteufel“. Goebels habe ihn aufgefordert, den Schluß des Filmes zu ändern. „Der kann mich am Arsch lecken, der Verbrecher“, warf er fast grob in die Talkrunde, „nix hab ich geändert!“ Er erzählte, ob wahr oder nicht, wie er in Unkenntnis der Sachlage der Geliebten des Führers Eva Braun während einer Party beim Tanz den verlängerten Rücken getätschelt habe. Das Publikum johlte – Franca Magnani fuchtelte verzweifelt mit den Händen. Immer dann, wenn sie ihn stoppen wollte, rief er: „I bin glei fertig.“ Die Sendung war's auch. Von 60 Minuten Sendezeit waren noch ganze 15 Minuten für den Regisseur Geissendörfer, Peter Habeler, Hans Scheibner und Frhr. v. Heeremann übrig geblieben. So mußte der NDR seine Erfahrungen mit dem „alternden Schauspieler“ machen.

Trenkers letzte Geburtstage waren zu Wallfahrten geworden. Zwischen 7000 und 10 000 Menschen erschienen in Gröden, Bad Gastein und Meran zu seinem 93., 94., 95., 96. und 97. Geburtstag. Beweise seiner Vitalität lieferte er noch mit 93 ab: Während der Filmaufnahmen in New York zu seinem Portrait bat ich ihn, noch einmal die Filmszene zu spielen, in der er in „DER VERLORENE SOHN“ hungrig ein Brot stiehlt und vor der Polizei davonläuft. Luis spurtete 93jährig noch vier mal 50 Meter. Fast 50 Jahre nach „DER VERLORENE SOHN“. Er seilte sich am Muriedturm (Trenker-Riß) noch einmal 30 Meter ab und maulte, als ihn die Bergführer Fratelli Catores bei seinem Abstieg zu sehr bremsen.

Fast ein Jahrhundert. Es zu erleben – Trenker war's nicht vergönnt. Doch er blickte gerne auf sein schaffensreiches Leben zurück. Nur im Bett sterben, das wollte er nie! Er sagte einmal zu mir: „Wenn's amal so weit ist, geh ma in die Berg, dann gebt's mir an Schubs ...“ Dazu kam es nicht.

Luis Trenker starb am 13. April 1990, immerhin mit einem veröhnlichen Ausblick auf seine Dolomiten in einem Bozener Krankenhaus.

Hutfressen statt Schlaraffenland

Sehr persönliche Verlautbarungen über das sonderbare Dasein eines alpinen Publizisten; über Bergzeitschriften, Bergbücher und Bergfilme; schließlich darüber, daß es Alpinjournalisten eigentlich nicht gibt.

Stefan König

Schuld an allem ist, genau genommen, Toni Hiebeler. 1982 übernahm er die Redaktion der in München erscheinenden Zeitschrift DER BERGSTEIGER, um dieses sehr konservative, sehr schwarz-weiße Fachblatt flott zu machen. DER BERGSTEIGER wurde bunt, vielfarbig im Wortsinn, Hiebeler, damals ein Star in der alpinen Publizistik, nützte seine internationalen Kontakte, um aus einem Heft für ehemals bergsteigende Senioren eine Zeitschrift für Alpinisten zu machen. Zur selben Zeit durchlebte ich eine längere Phase alpinistischen Sturms und Drangs, verbrachte jede freie Minute in den Bergen, wollte immer mehr, immer schöner, immer höher, immer schwieriger, immer ich. Als ich Hiebelers erstes BERGSTEIGER-Heft am Kiosk in die Hände bekam, beschloß ich, ihm zu schreiben. Zu erzählen von mir und meinen Unternehmungen, und daß ich gern schreiben würde über die Berge und was ich bereits so erlebt habe. Zur

**Toni
Hiebeler:
Selten
verlegen
um
pfiffigen
Rat**



Bekräftigung legte ich zwei Manuskripte bei, eines über eine Odyssee in den Zillertaler Alpen, der Inhalt des zweiten ist mir entfallen. Inständig hoffte ich, Hiebeler würde wenigstens eines davon in seiner Zeitschrift bringen.

Wenige Tage später rief er mich an. Mein Brief, meine Texte, alles habe ihm gefallen. Ob ich nicht vielleicht Interesse hätte, Redakteur zu sein? Er brauche noch einen jungen, engagierten Mitarbeiter.

Heute denke ich, Hiebeler war von meinem ungeradlinigen Lebenslauf, der verworrenen Schullaufbahn, von meinen Kanten und Ecken, alles ja Parallelen zu ihm selbst, weit mehr angetan als von meinen Manuskripten.

Wie auch immer. Er fand Gefallen an mir, schlug mich im Hause Bruckmann als Jungredakteur vor, um mich dann auf Wunsch der Geschäftsführer in ihrem Beisein einer Eignungsprüfung zu unterziehen, die ich, ich kann nicht anders als es so sagen: mit Auszeichnung bestand.

Hiebeler hatte mir zwölf oder fünfzehn Gebirgsfotos aus einem Bildband zu zeigen, dabei die Legenden abzudecken und zu fragen: Kennen Sie diese Gebirgsgruppe? Wissen Sie wie dieser Berg heißt? So, das nächste ist etwas schwieriger ...

Am Abend vor dem Test rief er mich an. „Kennen Sie das Soundso-Buch? Sie haben es nicht, das ist schlecht! Dann machen wir es anders. Nehmen Sie sich einen Zettel. Ich sage Ihnen nun Namen von Bergen. Die schreiben Sie auf. Und morgen bei Bruckmann zeige ich Ihnen in dieser Reihenfolge Bilder davon.“

Der Bruckmann-Verlag nahm mich nicht, trotz meiner hervorragenden Kenntnisse, trotz, wie schon gesagt, mit Auszeichnung bestandener Tests. In den MITTEILUNGEN des DAV hätte ich einmal ein Bruckmann-Buch, Trenkers GOLDENE BERGWELT, negativ besprochen, hielt mir der Seniorchef vor. Sei's drum. Jahre später sollten sich Kreise schließen, leider freilich ohne Toni Hiebelers Anwesenheit. Er verunglückte 1984 bei einem Hubschrauberabsturz tödlich.

Die Absage des Verlages deprimierte mich. Schließlich hatte ich nach meinem ersten Zusammentreffen mit Hiebeler den Traum vom Schlaraffenland zu träumen begonnen: Den Traum davon, tagein, tagaus mit den Bergen zu tun zu haben, unterwegs zu sein, so oft es ginge und zugleich das Hobby zum Beruf zu haben, zu arbeiten beim BERGSTEIGER.

Aber es blieb ein Traum, dieses Schlaraffenland, selbst Jahre später, als ich längst für Zeitschriften schrieb und in Redaktionen tätig war. Es ist nämlich ein geradezu verhängnisvoller Fehler anzunehmen, daß sich wirklich ambitioniertes Bergsteigen inkl. ausgiebigem Training und mehreren Reisen jährlich verbinden lasse mit nach Möglichkeit gutem Schreiben oder dem redaktionellen Leiten eines Magazins. Das eine oder das andere muß zur Nebensächlichkeit werden. Wenn es sonst keine Gründe gäbe als den, daß einem irgendjemand für die Arbeit als Journalist oder Redakteur Geld gibt, so wäre dieser eine doch ausschlaggebend genug, sich beruflich stark zu engagieren. Gewiß, die Berge darf man dabei nicht aus den Augen verlieren. Schließlich arbeitet man für Fachpublikationen. Aber man muß wissen, daß für eine kontinuierliche Tätigkeit das Training am Schreibtisch nicht minder notwendig ist als für den Kletterer der Klettergarten oder den Höhenbergsteiger der tägliche Ausdauerlauf. Zu deutsch: Die Zeit fürs Gebirge muß weniger werden, die Bergsteigerei ist schlicht und einfach Hobby, ein Schlaraffenland gibt es nicht.

Kleine Erinnerungen an die BERGWELT

1984 begann ich mit freiberuflicher Tätigkeit auf dem weiten Feld des Alpinismus. Schlaraffenland? Nein. Beim Alpenverein in München jobbte ich, wickelte Kilometer von Paketschnur um unzählige Pakete, half ein wenig mit im Sicherheitskreis und schrieb für die MITTEILUNGEN gelegentlich kleine Beiträge oder besprach neu erschienene Bücher. Wenn ich schon am Schuld verteilen bin in diesem Text, dann muß ich sagen: Schuld an allem ist freilich nicht nur Toni Hiebeler, schuld ist auch Elmar Landes, der als Schriftleiter im Impressum der DAV-MITTEILUNGEN steht, der alle zwei Jahre ein Jahrbuch redaktionell betreut und der mich in meinen frühen, richtungslosen Tagen des Schreibenwollens unaufdringlich und aus weitem Hintergrund anleitete und mich bisweilen führte, ohne die Zügel sonderlich zu straffen.

Entscheidende Bedeutung auch gewann für mich die Begegnung mit Helmut Krämer, irgendwann 1985. Er war Chefredakteur der Zeitschrift BERGWELT, die ebenfalls in München, im BERGVERLAG RUDOLF ROTHER erschien. Er ließ mich mitarbeiten, ganz frei zunächst, dann immer enger ans Blatt gebunden. So dauerte es nicht lange, bis ich in der BERGWELT meine Heimat fand. Meine Zugehörigkeit zu einer Monatspublikation, die in der Ära Krämer eigene Wege ging und sich stark unterschied vom „Berge-und-sonst-nichts“ des BERGSTEIGER und der farbenfrohen Oberflächlichkeit eines ALPINMAGAZINS zur Mitte der achtziger Jahre. In der BERGWELT war man damals stets auf der Suche nach einem guten Text, der umfassenden Recherche, dem gekonnten und seriösen Journalismus, dem in Wort und Bild bisweilen künstlerischen Ausdruck.

Die Betonung liegt auf dem Wort Suche. Denn im Bereich des Bergsports gibt es kaum wirkliche Journalisten, die von der Sache etwas verstehen und ein Thema dann auch in die richtige

Form zu bringen vermögen (näme man einen erfahrenen Journalisten, so hat der keine Ahnung vom Bergsteigen und allem, was damit zusammenhängt), selbst Photographen gibt es nur ein paar. Und mit Photographen meine ich vielseitig einsetzbare Journalphotographen, die Landschaft ebenso trefflich ins Bild setzen können wie sie sich auf die Feinfühligkeit einer Bildreportage über einen Menschen verstehen. Auf Anhieb fallen mir Heinz Zak ein, Florian Werner, Jürgen Winkler, Uli Wiesmeier, Wolfgang Sauer.

Es war vielleicht Helmut Krämers Traum, einmal eine Ausgabe zusammenzubringen, in der keinerlei sprachlicher und keinerlei photographischer Mangel mehr ist. Ich habe nicht alle BERGWELT-Hefte durchgesehen, als ich mich an das Schreiben dieser Verlautbarungen machte. Aber auch so, ungeprüft, bin ich der Überzeugung, daß es ein perfektes Heft nie gab, nie geben konnte, zu oft muß sich ein ambitionierter Redakteur einer Alpinzeitschrift mit Amateurhaftem, zumindest aber mit ungenutztem Talent begnügen. Ungenutzt deshalb, weil so mancher Bergsteiger mit Begabung zum Schreiben oder Photographieren im Glauben lebt, dies sei sozusagen mit links zu machen, bedürfe keiner gründlichen Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Thema, käme aus ohne wirkliche Mühsal der Arbeit, sei sozusagen ein Abfallprodukt des Unterwegsseins im Gebirge.

Doch zurück zu meinem Einstieg bei der BERGWELT. Unter Krämers Ägide begann ich zu lernen. Vom Erlebnisbericht über die Tourenbeschreibung zur Reportage mit ihren umfangreichen Recherchen. Im Jahr 1986 oblag mir eine Interviewserie mit Leuten aus der alpinen Szene. Zwölf Monate, zwölf Interviews. Mit dem Allgäu-Indianer Karl Partsch. Mit dem einstmals großartigen Bergfilmer Lothar Brandler. Mit Reinhilde Natterer, der Alpinistin der Boulevard-Presse. Mit Herrligkoffer und Gerhard Baur, mit DAV-Präsident Fritz März und, und, und.

Es waren diese zwölf Interviews eine unheimlich wichtige Lehrzeit für mich. Das Thema Mensch lernte ich als das faszinierendste, wenngleich schwierigste kennen. Das eine Jahr sollte meine weitere Arbeit entscheidend prägen.

Zunächst aber schied ich bei der BERGWELT für einige Zeit aus. Immer noch war mir diese Zeitschrift Heimat, die einzige Bergzeitschrift auf dem Markt, bei der mich eine Mitarbeit wirklich auch glücklich gemacht hatte. Doch vorerst schaffte der Verleger den Sprung über die Hürde meiner Honorarforderung nicht.

Überhaupt: Vom Geld wird man an dieser Stelle etwas ausführlicher sprechen müssen. Vom Geld im Zusammenhang mit der Qualität von Bergzeitschriften. Es ist natürlich nicht so, daß man als Verlag bzw. Redaktion nur genug zu zahlen braucht, um an gute Beiträge zu kommen. Die sind, aus weiter oben genannten Gründen, Mangelware. Wo aber die Honorare für Wort wie für Bild alles in allem derart niedrig sind wie zu BERGWELT-Zeiten, wie bis heute beim BERGSTEIGER (vom ALPINMAGAZIN kann ich nicht sprechen, weil ich bislang nicht dafür gearbeitet habe), darf es nicht verwundern, daß es mit der Professionalität noch immer nicht weit her ist. Von solchen Honoraren könnte der fleißigste Freiberufler nicht leben, daran gibt es nichts zu deuteln, und damit ist auch gleich das größte Dilemma der Bergzeit-

schriften aufgezeigt. Die Basis jeder der genannten Redaktionen wird nicht von ausgewählten, erarbeiteten, vorbereiteten Themen gebildet, der Grundstock besteht vielmehr aus einer Unzahl überwiegend fader Erlebnisberichte, eingereicht von Menschen, denen die Bergbegeisterung den Blick für die Realitäten getrübt hat. Würde manch einer sich auch nur an die eigene Schulzeit erinnern, dann müßte ihm wieder einfallen, daß man für solche Aufsätze bestenfalls einen schlechten Dreier zu erwarten gehabt hätte. Und diese schlechten Dreier gelangen in Ermangelung besseren Materials in die Hefte und damit in die Hände von – zahlenden – Lesern.

Ich kenne diese Problematik aus eigener Erfahrung, denn 1987 führte mich der berufliche Weg noch einmal zum BERGVERLAG ROTHER. Nun arbeitete ich als Redakteur, schlug mich herum mit mangelnder Qualität von Beiträgen, werkelte im Team mit Hans Steinbichler, Petra Gössl, Heini Bauregger wie verrückt, um dennoch ein gutes Heft zu machen (wie war doch die Idee: eine, nur eine Ausgabe ohne Mängel), und war doch das Arschloch des Hauses, ein Redakteur, der zwischen den Stühlen stand. Hier das vom Verleger vorgegebene niedrige Budget, dort die paar Handvoll fähiger Autoren und Photographen, die mit den geringen Honorarsätzen eigentlich nicht zu locken gewesen wären, denen ich aber unter dem Fluch des eigenen Anspruchs immer wieder Freundschaftsdienste abbettelte – zum halben Preis, zum Wohle der BERGWELT.

Es war überhaupt so eine Sache mit dem Wohl der BERGWELT. Sie war die traditionsreichste aller deutschsprachigen Alpinzeitschriften, allerdings auch die auflagenschwächste. Als ich als Redakteur dort einstieg, kämpfte sie bereits ums wirtschaftliche Überleben. Sie wäre also auf Abonnentenzuwachs genauso angewiesen gewesen wie auf einen starken Inserentenstamm. Mit letzterem aber tut sich eine Zeitschrift schwer, die nicht nur unkritisch das fröhliche Liedchen der Berge pfeifen will. Wer sich für den Naturschutz engagiert, bekommt kaum Anzeigen von Fremdenverkehrsämtern; wer aufgesetzten Trends und Moden mit Ironie begegnet, findet bei Herstellern von Sportbekleidung und Bergradeln kaum Freunde; wer in harmloser Absicht einmal dem Individualtourismus das Wort redet, legt sich an mit den gierigen Reiseveranstaltern. So hat in der BERGWELT einmal Hans Steinbichler einen trefflichen Beitrag verfaßt, in dem er aufzeigt, was alles uns verlorengeht, wenn wir uns nicht selbst mit einer Tour, einer Reise auseinandersetzen, stattdessen lediglich konsumieren, in Tourenvorschlägen Vorgekauftes nachverdauen oder in Unselbständigkeit einem Führer hinterherrotten. Steinbichler romantisierte seine eigenen Erfahrungen, schwärmte von der Freude am Kartenstudium und am Lesen älterer Berichte zur Vorbereitung einer Bergtour, er lobte den Kenntnisreichtum, der sich dabei erwerben lasse und die besondere Beziehung, die man zu einem Berg- oder Reisegebiet entwickeln könne, und pries die Vorfreude einmal mehr als die schönste Freude. Mit dem Erfolg, daß eine bekannte Berg- und Skischule Sturm blies, ein Inserat zurückzog und im Schmerz des tiefen Getroffenseins auch künftig keine weiteren mehr in der BERGWELT haben wollte.

Der Verleger raufte sich das spärlich werdende Haar. Der Redaktion hingegen mußte so etwas bis zu einem gewissen Grad egal sein, wollte man doch auch weiterhin eine Zeitschrift machen, in der das Wort Zeit zumindest noch von gewisser Bedeutung ist, auf Aktuelles reagieren also, Schattenseiten erhellen, Lächerliches dem Gelächter preisgeben, Erfreuliches farbig unterstreichen. Doch die BERGWELT soff ab, ganz allmählich, ging unter im trüben Wasser bescheidener Lesersprüche, konnte und wollte der Konkurrenz, die sich zu achtzig Prozent ihrer Veröffentlichungen in verschiedenst präsentierten Tourenvorschlägen erging, wirtschaftlich auf die Dauer nichts entgegenhalten. Irgendwie war es dann folgerichtig, daß der BERGVERLAG ROTHER seine Zeitschrift 1988 an den RINGIER VERLAG verkaufte, wo sie mit dem dort erscheinenden ALPINMAGAZIN zusammengeführt worden ist. Spuren der BERGWELT haben sich gewiß auch in dieser Konstellation erhalten können, doch möge jeder Interessierte selbst nachschauen, was geblieben ist von einst.

EVEREST – Lifestyle und Journalismus

Mit dem Verkauf der Zeitschrift schied ich bei ROTHER aus. Noch einmal bot sich mir dann die Möglichkeit, an einer Zeitschrift mitzutun. In Innsbruck hatte ein idealistischer Verleger in Zusammenarbeit mit mehreren Fachleuten aus den verschiedensten alpinen Sportarten den Gedanken gefaßt, ein neues Magazin herauszugeben. Enthalten sein sollte in jeder Ausgabe ein Schwerpunktbereich Sportklettern, Beiträge zum Bergsteigen allgemein, daneben alpines Wildwasserfahren und Gleitschirmfliegen. Ski und Mountainbike sollten nicht fehlen. Das Konzept stand, als ich eingeladen wurde, mit meiner Redaktionserfahrung den ersten Ausgaben auf die Sprünge zu helfen. So entstand in Zusammenarbeit mit Heinz Zak, Franz Riegel, Horst Heller und Axel Klemmer, nicht zu vergessen der vorzügliche Graphiker Günther Thöni, das Magazin EVEREST. Untertitel: Das höchste der Gefühle. Eine zweimonatlich erscheinende Publikation mit Lesern zwischen 16 und 35 als Zielpublikum. Ein bißchen Lifestyle, aber auch viel großangelegte Reportagen und Themen, die sonst anscheinend niemand bringen wollte, niemand bringen konnte. Von vorneherein waren sich Verleger und Redaktion darin einig, daß nur Qualität die Möglichkeit bieten würde, mit dem EVEREST ein Fleckchen auf dem Zeitschriftenmarkt zu erobern und sich zu behaupten gegen eine alles in allem etwas verschlafene wirkende Konkurrenz. Vom ersten Tag an arbeiteten wir mit den besten Photographen aus dem Bereich des Alpinismus und der Reisephotographie.

Wir vergaben Aufträge, ließen Menschen porträtieren und suchten Texter, die dem Heft eine eigene Note geben konnten. Die ersten beiden Hefte prägte photographisch ganz wesentlich Florian Werner. Er porträtierte den seltsamen Hüttenindianer Willy Michl auf der Knorrhütte (Bilder, wie sie wohl in noch keiner deutschsprachigen Alpinzeitschrift zu finden gewesen waren) und er befaßte sich bildlich mit dem deutschen Gleitschirmprofi Uli Wiesmeier. Die Aufmachergeschichte jedes Heftes war ein

ausführliches Porträt eines Menschen, und ich denke, diese beiden Beiträge haben Zeichen gesetzt, Zeichen dafür, daß eine Alpinpublikation nicht von vornherein zum Amateurhaften verurteilt ist.

Daß das Magazin EVEREST dann doch kein allzu langes Leben hat führen dürfen, lag nicht am Mangel an Einfällen. Die Themen, die wirklich guten Themen liegen am Rand jedes auch noch so steilen Wegs. Wer hat sich je Gedanken darüber gemacht, ob im Höhenbergsteigen, ob im Wettkampfklettern gedopt wird? Wer stellte den Alpinisten und Autor Joe Simpson, für sein bewegendes Buch DER STURZ INS LEERE 1990 mit dem Buchpreis des Deutschen Alpenvereins ausgezeichnet, einer breiteren Öffentlichkeit vor? Wer fragte sich, was seit Beginn der Kriege auf dem Balkan mit so herausragenden Alpinisten wie Tomo Česen und Silvo Karo geschehen ist? Wer porträtierte einmal einen Alpenvereinsvorsitzenden wie er lebt und lebt, gleichsam privat, und hinterfragte bei dieser Gelegenheit seinen Werdegang, seine Motive, sein geschichtliches und geistiges Fundament? Wer stellte je Bergführerinnen aus allen Alpenländern vor?

Alles Themen, die vorgesehen waren oder vorgesehen worden wären für EVEREST.

Ich verbrachte nicht mehr als ein halbes Jahr bei dieser Zeitschrift. Eine kurze, aber sehr schöne Zeit dank einer tollen Aufgabe. Dank vieler guter Mitarbeiter wurde mir erstmals die eine Ausgabe vorstellbar, die für meinen Geschmack keine sprachlichen und photographischen Mängel mehr gehabt hätte. Sicher, der Weg dahin wäre noch weit gewesen, aber eine gute Zeitschrift lebt von den Träumen, Ideen und Wünschen ihrer Macher, seien es die Redakteure, seien es die freien Mitarbeiter.

Leider, wenngleich verständlicherweise, war der Atem des Verlages nicht lang genug. Nach der zweiten Ausgabe wurde das Budget drastisch reduziert, Exklusivaufträge wurden gestrichen, die Qualität mußte schwinden, die schlechten Dreier fanden Einzug in eine Zeitschrift, die am Anfang stand, die ihren Weg erst gehen mußte, sich ihre Leser erst noch zu gewinnen hatte, und die eine Ansammlung von Sprachlosigkeit und Schnappschußphotographie nicht vertrug. Bald konnte selbst die beste Graphik nicht mehr vertuschen, daß aus dem EVEREST eine ziemlich leere Hülle geworden war.

Ich schied aus nach der zweiten Nummer, nachdem der Niedergang des Heftes von Verlagsseite gleichsam angeordnet worden war. Es war mir ein Weggang in Trauer. Der Aufbau der neuen Zeitschrift war meine bis dahin faszinierendste Tätigkeit gewesen. Kein Schlaraffenland, aber immerhin. Der voraussehbare Tod dieses Magazins machte mich persönlich betroffen, war darüber hinaus aber auch ein großer Verlust im Bereich der sogenannten alpinen Medien. BERGWELT und EVEREST waren meines Erachtens die einzigen Zeitschriften, die sich insgesamt seriös kritisch mit den Erscheinungen des Alpinismus auseinandersetzen vermochten, dies taten, dies tun wollten. Sie waren die Publikationen des freien Marktes, die den Alpenvereinen mit ihren stattlichen Mitgliederzahlen und der damit verbundenen, nicht unerheblichen gesellschaftlichen und politischen Macht ein kleines Korrektiv der Presse gegenüberstellten. Und es schmerzt

mich heute zutiefst, daß Diskussionen, wie die zuletzt geführte über den Tiefstand der alpinen Literatur, fast ausschließlich noch in Alpenvereinschriften stattfinden; es gibt mir einen schalen Beigeschmack, daß Texte wie die hier vorliegenden Verlautbarungen derzeit nirgends sonst denkbar sind als im JAHRBUCH oder vielleicht noch in den MITTEILUNGEN. Nicht etwa, daß es mich nicht sehr freuen würde, für diese Publikationen zu schreiben. Aber als einer, der nunmehr seit bald zehn Jahren mit den Medien zu tun hat, kann ich es nicht gutheißen, daß der Alpenverein als Alpenmonopolinhaber nun auch im Besitz des Monopols zur öffentlichen geistigen Auseinandersetzung mit den Dingen des Alpinismus ist. Was mir fehlt, ist eine wirkliche freie Presse. Denn auf Artikel wie „Wandern über dem Grödner Tal“, „Quer durch das Tessin“, „Herrlicher Firn am Bärenkopf“ oder „Alle Klettersteige, Teil II“ will ich gern verzichten zugunsten von Texten, die mich in sauberem Journalismus über Begebenheiten und Zusammenhänge im Alpinismus informieren, einer vielsparigen Sportart, der in deutschsprachigen Ländern Millionen Menschen anhängen.

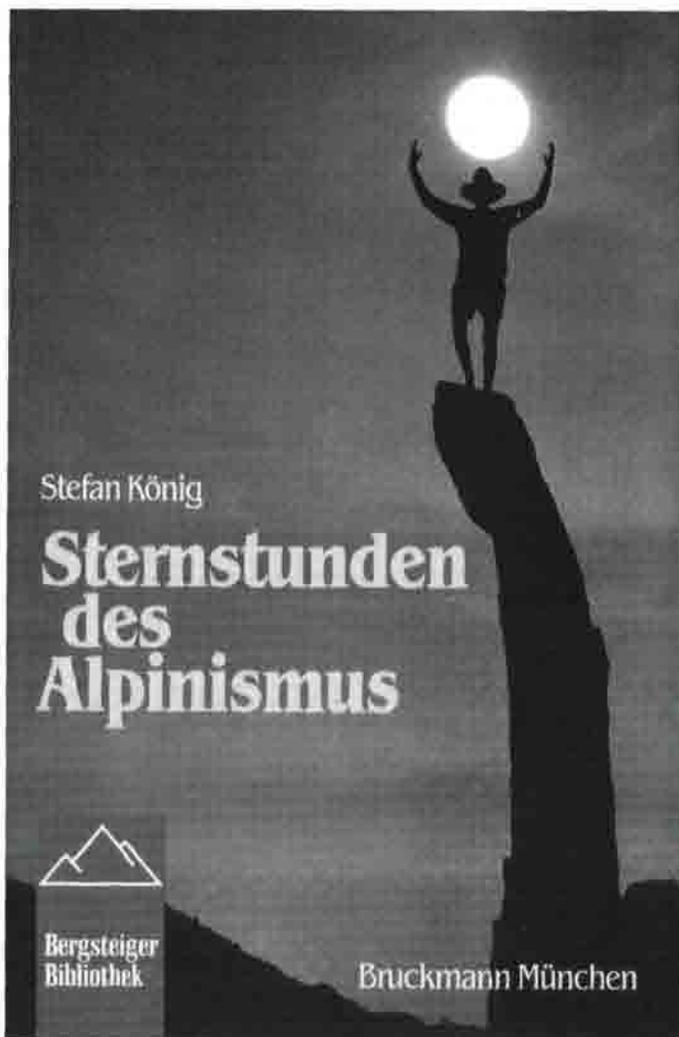
Um es noch mal genau zu sagen: Ein guter Text in einer Bergzeitschrift muß so verfaßt sein, daß er fachlich fundiert, sachlich korrekt und dabei im Aufbau und Stil doch so interessant ist, daß selbst ein Nichtbergsteiger an diesem Thema Interesse zu finden vermag. Aber das wären ja fast Zustände wie im Schlaraffenland.

Bücher: Von Masse und Markt

Schlaraffenland gab's nicht. Schlaraffenland gibt's nicht. Nicht bei den Zeitschriften, vielleicht in Sachen Bergbücher. Klar: Bücher sollte man schreiben, Schriftsteller sein. Mein Traum vom Schriftstellern war älter als der Traum vom alpinistischen Schlaraffenland. Warum ich als Kind schon damit liebäugelte, Schriftsteller zu werden, kann ich nicht sagen. Wer freilich schuld war, daß alles so kam, wie es gekommen ist und mich verleitet hat, den undankbaren Weg des Bergbiachlverfassers einzuschlagen, mag sich mit ein paar Sätzen bildungsbürgerlichen Gesabberes erklären lassen.

Schuld war natürlich Thomas Mann, dessen BUDDENBROOKS ich in frühpubertärer Phase verschlungen habe und dessen musikalische Sprache mich nachhaltig beeindruckt hat. Die Fülle des Wohllauts ging mir nie mehr aus dem Ohr. Weniger weit in der Vergangenheit liegt ein anderes literarisches Ereignis. Auf der Heimreise vom Klettergebiet der Calanques, während der Zugfahrt von Marseille nach München, gab Siegfried Lenz mir eine unvergeßliche DEUTSCHSTUNDE. Ich las seinen Roman in Taschenbuchausgabe, bis heute übrigens einer der erfolgreichsten Romane in deutschen Landen, und ich fühlte in mir zugleich große Bewunderung für den Verfasser wie Neid auf seine Fähigkeit, sich Geschichten ausdenken und sie dann auch erzählen zu können. Schuld also ist auch dieser Siegfried Lenz.

Es war dann während der Zeit meiner BERGWELT-Arbeit. Irgendwer sagte, schreib doch mal ein Buch. Toller Gedanke: ein



Für seine bei
Bruckmann erschienenen
„Sternstunden des Alpinismus“
erhielt Stefan König
den Literaturpreis des DAV 1992
in der Kategorie
Bergbuch

Und tatsächlich schien so manches sich erfüllen zu wollen. Die Verlagskontakte nahmen zu, ich unterschrieb Verträge und machte mich daran, Bücher zu verfassen: Als Auftragsarbeit zwei kleine, von Sebastian Schrank reizend illustrierte Bände mit BERGFÜHRERGESCHICHTEN, erschienen in Hans Noeths OBERSTORFER ALPENVERLAG; im VERLAG J. BERG das gemeinsam mit Jürgen Winkler herausgegebene Buch NEULAND – GEWAGTE SCHRITTE IM ALPINISMUS; bei STÖPPEL ein Florian-Werner-Bildband über den AMMERSEE und, vor allem, die STERNSTUNDEN DES ALPINISMUS, die mir besonders wichtig sind und die mich nach einigen Jahren wieder zum BRUCKMANN VERLAG geführt haben. Anhand dieser STERNSTUNDEN will ich ein paar Worte über meine Erfahrungen mit dem Büchermachen zu Papier bringen.

Bereits 1988 reifte in mir der Plan, eines Tages Erzählungen zu schreiben über besondere alpinistische Taten in den Bergen der Alpen und an den Bergen der Welt. Es sollten keine starren Nacherzählungen des rein Faktischen sein, sondern literarische Versuche. Erzählungen, die auch ein Nichtbergsteiger, so hoffe ich, mit Genuß und Gewinn würde lesen können.

Nachdem BRUCKMANN mir das Interesse an diesem Projekt signalisiert hatte, schrieb ich im Vorwort zu den STERNSTUNDEN: „Denkbar einfach war die Ausgangssituation: Ich sagte mir, wenn heute ein Filmemacher, ein Bergfilmer wie Gerhard Baur oder ein Spielfilmregisseur wie Sydney Pollack, daranginge, alpinistische Sternstunden auf Zelluloid zu bannen, dann könnten die Fakten allein nicht genügen. Spannungsbögen müßten, soweit vom tatsächlichen Geschehnis nicht vorgegeben, aufgebaut werden. Charaktere müßten sich entwickeln, Dialoge wären zu schreiben und vor allem müßte ein Umfeld geschaffen sein für die Akteure, eine Ausgangssituation, ein plausibler Schluß. Würde jeder Film einsetzen am Fuße des Berges und am Gipfel enden, es entstünde zweifelsfrei Langeweile. Nur die Phantasie kann das verhindern.“

Im Frühjahr 1991 erschien das Buch. Etwas windig in der Aufmachung kam es daher, und man konnte ihm das mangelnde Vertrauen des Verlages in Literatur ziemlich deutlich ansehen. Die Besprechungen in der Presse waren zahlreich, dabei überwiegend wohlwollend, in den Buchhandlungen hingegen war das Buch nur schwer zu entdecken, entsprechend schlecht war der Verkauf.

Was ich hier ausführe, darf nicht mißverstanden werden als böse Kritik an eben diesem einen Verlag. Ähnliche Erfahrungen habe ich und haben andere Autoren mit anderen Verlagen gemacht: Zunächst soll der Autor mit einem Exklusivvertrag ans Haus gebunden sein, und das ohne jegliche wirtschaftliche Leistung des Verlages, dann muß sich der Autor (oder der Photograph) mit einem sehr geringen Honorar zufrieden geben, von dem er auf die Dauer nur leben könnte, wenn er pro Jahr drei, besser vier oder fünf schnell und lieblos hingekallte Bücher auf den Markt werfen würde, sprich: Tourenvorschläge als Inhalt, schlechter Dreier im Stil; schließlich geht auch ein engagiert erarbeitetes Buch in der Fülle der jährlichen Neuerscheinungen eines jeden Verlages ziemlich unter.

Buch! Schriftsteller! Wieviel romantische Vorstellung verband ich mit solchem Sein und solchem Werk. Also, dann schreib doch mal ein Buch. Gut. Aber über was sollte ich ein Buch schreiben? Über mein ERLEBNIS BERG, wie der Reinhard Karl seinen inzwischen modernen Klassiker genannt hat? Das wäre zwar eine Wohltat gewesen für die Eitelkeit; aber, einmal sachlich gesehen, da war ich als Bergsteiger doch ein paar Nummern zu klein, um auch nur im Entferntesten daran denken zu können, daß irgendein Verlag Interesse hätte an meinen vergleichsweise bescheidenen Bergabenteuern, geschweige denn, daß so ein Buch mehr als fünfundzwanzig Leser, die engsten Freunde also und die Verwandten, gefunden hätte. Es blieb mir einige Zeit ein Rätsel, über was ich schreiben könnte.

Dann kam Hans Steinbichler, derzeit wohl der namhafteste und vielseitigste Alpinpublizist, der leider allzu oft weit unter seinen Fähigkeiten eingesetzt wird, er also trat an mich heran – wir waren Kollegen bei der BERGWELT – und bat mich, ihm bei einem Auftragsbuch zu helfen. Ein großformatiger Bildband über DIE DEUTSCHEN ALPEN UND IHR VORLAND war zu betexten, das Honorar war gut, die Arbeit teilten wir uns in Gebiete und Themenbereiche. Der Anfang war gemacht. Zwar war ich deshalb noch lang kein Schriftsteller, aber ich hatte Buchverlagsluft gewittert und, so gut wird der Leser mich nach meinen bisherigen Ausführungen bereits einschätzen können, den Traum vom Schlaraffenland zu träumen begonnen.

Zugegeben: Jeder Autor, der seine Arbeit ernst nimmt, ist wehleidig. Leidet mit seinen geistigen Ergüssen, fühlt sich von Verlegern benachteiligt, von Lektoren schlecht behandelt, von Lesern mißverstanden. Dennoch scheint mir Kritik gerechtfertigt.

Jeder Verlag, der sich mit Bergbüchern befaßt, bringt pro Jahr zahlreiche neue Titel heraus. Unterzieht man die Produktionen eingehender Betrachtung, stellt man rasch fest, daß etwa die Hälfte unter dem Aspekt der Qualität des Textes, der Bilder und der Herstellung nicht anders denn als Schrott bezeichnet werden kann. So mancher ehrliche Lektor wird bestätigen, wenn auch hinter vorgehaltener Hand, daß viele Manuskripte derart mangelhaft sind, daß man sie eigentlich nicht veröffentlichen dürfte. Aber was solle man tun – der Verlag habe das Buchprojekt akzeptiert, und sei es auch nur, daß es nicht bei der Konkurrenz erscheinen könne; zur grundlegenden Überarbeitung des Textes reiche die Zeit bei weitem nicht und mit kleineren Korrekturen ist nicht viel zu machen; schließlich, als das Paradoxeste an der ganzen Geschichte, genau diese schwachen Bücher ließen die Kassen der Verlage klingeln, das siebenundzwanzigste Buch übers Wandern in den Walliser Alpen verkaufe sich x-mal mehr als Joe Simpsons aufsehenerregender STURZ INS LEERE.

Da stellt sich mir, der ich vom Marketing nicht das Geringste verstehe, doch manches Mal die Frage: Wäre es nicht besser, wenn so ein Verlag im Jahr nur fünf Bergbücher herausbrächte, fünf wirklich gute (auch ein Buch mit Tourenvorschlägen kann ja gut gemacht sein), und wenn er dann seine gesamte Potenz nutzen würde, um diese fünf, in irgendeiner Form wichtigen Bücher zu vertreiben, ihnen zu gutem Umsatz zu verhelfen und mit guter Qualität in der Buchhandlung präsent zu sein? Ich denke, daß nicht nur das Ansehen eines Verlagshauses mit der Zeit steigen würde, es würde des weiteren bald wieder Alpinschriftsteller und Alpinjournalisten geben, die solche Tätigkeit auch als Beruf ausüben könnten und damit in der Regel bessere Ergebnisse erbrächten als die sendungsbewußten Freizeittipper an Schreibmaschine und Computer.

Einer der großen alten Herren der deutschsprachigen Literatur, der in München lebende Wolfgang Koeppen, äußerte einmal in einem Interview, es ist gerade erst ein paar Jahre her, daß ihm von jedem verkauften Buch nach Abzug der Steuern etwa fünfzig Pfennige blieben. Dies ein Beleg dafür, daß obiges nicht nur das Gejammer des kleinen Schreibers ist. Zugleich Beleg für die Situation der Autoren: Die Verlage beuten das künstlerische Anliegen der großen Schriftsteller genauso aus (bei Koeppen muß man anmerken, daß ihn Suhrkamp-Chef Unseld auch in harten Zeiten freundschaftlich betreut hat) wie den Idealismus der schreibenden Bergsteiger. So hat man im Lauf der Zeit die Sprachlosen zu Erfolgen gebracht, und diejenigen, die mit harter Arbeit an sich selbst wie am zu bewerkstelligenden Stoff gute Ergebnisse zu erzielen vermögen, mehr und mehr ausgedörrt. Eine gesellschaftliche Entwicklung darf bei solcher Betrachtung nicht außer acht gelassen werden: Der Siegeszug der Anspruchslosigkeit. Ob Fernsehen, Video, Printmedien – nichts erfreut sich ähnlicher Beliebtheit wie der Schund. Da ist's nur menschlich, daß ein Verleger sagt: Machen wir Schund, Schund

verkauft sich. Und recht hat er. Ziemlich recht. Aber nicht ganz recht.

Freilich gibt es nichts zu deuteln an der Auflagenstärke der BILD-ZEITUNG. Aber die SÜDDEUTSCHE kann mit ihrem Leserstamm auch recht gut leben. Freilich ist filmische Rambo-Kacke noch immer das Gefragteste an den Kinokassen. Aber auch künstlerische Filme vermögen die Säle auf viele Wochen zu füllen. Freilich lassen sich mehr Menschen von der Scheidung des Fußballspielers Lothar Mathäus bewegen als von Jose Carreras Verdi-Arien. Freilich hat ein Kosalik mehr Auflage gemacht als ein Ludwig Fels. Und dennoch: Die Theater waren nie so voll wie im Augenblick, für Opern- und Konzerthäuser sind kaum Karten zu bekommen, ein neues Buch des Nobelpreisträgers Garcia Marquez wird sich wieder millionenfach verkaufen – für alles gibt es eigentlich hinreichend Publikum, für jedes Thema, für jedes Niveau.

Auch der Deutsche Alpenverein hat sich in der jüngsten Vergangenheit intensiv mit dem Stand der alpinen Literatur auseinandergesetzt. Wenig Lob, zu Recht, reichlich Tadel, gewiß nicht zu Unrecht, bisweilen Polemik mit Pointen, ja, auch mal die Rede eines älteren Herrn mit seinen noch viel älteren Vorbildern und den uralten Lieblingsautoren, die zu lesen allerdings kein Schutz vor Torheit sein kann. Alles, was geschah, erschöpfte sich auf dem Papier. Dabei hätte ich mir gewünscht, daß vom Alpenverein auch einmal Zeichen gesetzt würden, zum Beispiel Verleger und Lektoren, Photographen und Autoren an den Runden Tisch gebeten, um in der zwanglosen Diskussion neue Wege zu suchen und vielleicht zu finden. Vielleicht muß das ja auch von uns Autoren, Photographen, Journalisten, Bergfilmern selbst kommen. Vielleicht sollte man sich wirklich zusammentun, die jeweiligen Probleme bereden und in der Gemeinsamkeit eine neue Stärke finden. Vielleicht könnte eine solche Gruppe auch ein Jahrbuch herausgeben, ein kleines, alternatives. Nicht als Konkurrenz zum Alpenverein, sondern zum Ausdruck der eigenen Aktivität, zum Ansporn für andere und zur besonderen Eigenständigkeit im Bereich der alpinen Bücher, Zeitschriften und Filme.

Abschließen will ich dieses Kapitel mit der Nennung einiger jüngerer Bücher, die mir lieb und wert sind, und die meiner Ansicht nach belegen können, daß es gute Alpinliteratur gibt. Da ist, wie bereits schon erwähnt, Joe Simpsons DER STURZ INS LEERE; Jürgen Winklers großartiges HIMALAYA-Buch muß in vorderster Reihe stehen; auch die KARWENDEL-Monographie von Heinz Zak; Hans Haid's VOM ALTEN LEBEN und Udo Bernharts ÜBERLEBEN; schließlich das KAILASH-Buch des J. BERG-VERLAGES in der vorzüglichen Übersetzung von Horst Heller. Ein paar Jahre zurück, doch noch immer aktuell: Das von Wiggerl Gramminger erzählte und Hans Steinbichler aufgeschriebene DAS GERETTETE LEBEN und natürlich das furiose Sportkletterbuch HIGH LIFE von Güllich und Zak. Gewiß habe ich einige Bücher, einige Autoren und Photographen an dieser Stelle vergessen. Pardon. Gewiß würde es die Fairneß auch erfordern, obiger Liste die schlimmsten Schundler mit ihren schönsten, schönen, weniger schönen Höhenwegen, mit ihren Wirtshauswanderungen und ihren Lebenserinnerungen gegen-

überzustellen. Aber es ist für diese Werke schon hinreichend Papier verschwendet worden. Genug der Worte, genug der Bücher.

Zum Schluß: Bergfilm und Slapstick

Kurz vor dem Ende dieses Aufsatzes gebe ich es zu: Es gab noch einen dritten Traum vom Schlaraffenland. Seit ich bei dem Bergfilmer Jürgen Gorter als Träger und Helfer gearbeitet hatte, träumte ich von der Welt des Films. Fassbinder war schuld, mit seinen so deutschen, so melancholischen Filmen, und natürlich auch Francois Truffaut: Jules und Jim; Angst essen Seele auf; Fahrenheit 451; Die Braut trug schwarz; Berlin Alexanderplatz; Die Sehnsucht der Veronika Voss.

Warum nicht auch ein wenig für den Film arbeiten, als Autor, vielleicht auch als Regisseur.

Hans-Jürgen Panitz, der Chef der Münchner OMEGAFILM, gab mir 1986 die Chance, einen dreiviertelstündigen Film über eine Kletterei in Norwegen zu realisieren. Ein netter Erstlingsfilm kam dabei heraus, mit aller Liebe gemacht, aber auch behaftet mit den Schwächen eines unerfahrenen, dabei übermotivierten Machers.

In der Folgezeit verwirklichte ich vier kleinere Dokumentationen, thematisch alle in Südtirol angesiedelt, früher hätte man Kulturfilme dazu gesagt.

In meiner Südtiroler Trilogie porträtierte ich drei Menschen: Eine Almbäuerin, die ihre Sommer auf 2000 Meter zwischen Langkofel und Sellastock zubringt; den St. Ulricher Bildhauer Adolf Vallazza, der aus dem Holz verfallener Stadel und Tennen moderne Kunst entstehen läßt; den Extrembergsteiger Hans Kammerlander. Der Film über den genialen Vallazza, KUNST AUS ALTEM HOLZ, erhielt beim Bergfilmfestival Trient 1990 den ARGEALP-Preis zugesprochen.

Zuletzt entstand ein kleiner Film über die Tradition Grödner Holzspielzeugs.

Nur mehr am äußersten Rand haben die vier Südtirolfilme mit dem Thema Gebirge etwas zu tun. Deshalb, so glaube ich, sind sie mir ganz ordentlich gelungen. Bei dreien stehen Menschen im Blickpunkt, beim letzten ist es die Poesie alten und neuen Spielzeugs, die dem Film ein eigenes Leben gibt.

Trotz dieser Arbeiten sind meine Erfahrungen mit dem Medium Fernsehen gering. Mir stand stets die OMEGAFILM im Rücken, die mich mit viel Spielraum meine Ideen verwirklichen ließ. Das undankbare Klinkenputzen von Fernsehredaktionstüren, wovon so mancher spezialisierte Bergfilmer ein Lied singen könnte, ist mir immer erspart gewesen.

Dennoch gilt für die Bergfilmerei alles in allem das Ähnliche wie für das Buchwesen. Läßt zum Beispiel eine Sendung wie ZAUBER DER BERGE (SAT 1) einen Beitrag produzieren, so muß der Filmemacher, muß unter Umständen ein kleines Team mit sehr geringem Budget wirtschaften. Wenn ich bedenke, wie oft beispielsweise Jürgen Gorter in die Bernina fahren muß, um schließlich einen schönen Film über das Skitourengehen in die-

sem Gebiet im Kasten zu haben, wird es nur zu verständlich, daß vom Honorar nicht viel bleibt. Wie so oft muß auch die Redaktion dieser Sendung mit dem Idealismus bergbegeisterter Kameramänner spekulieren. Darin kann doch eigentlich die Zukunft nicht liegen.

Überhaupt scheint dem Bergfilm derzeit jegliche Lobby zu fehlen. Außerhalb fester Bergsteigersendungen scheint es nur sehr wenig freie Sendeplätze zu geben. Und was Sendungen wie BERGAUF, BERGAB und ZAUBER DER BERGE angeht, so unterliegen hier die Redaktionen fast zwangsläufig dem Diktat der Einschaltquoten. Der Skitourenvorschlag oder eine filmische Gebietsbeschreibung, letztlich auch nur wieder ein Vorschlag zum Kennenlernen einer Landschaft, steht deshalb meist höher im Wert als journalistische Aktualität. Auch hier, kein Schlaraffenland.

Am Ende meiner Verlautbarungen angekommen, kann ich zusammenfassend sagen, nirgends das erträumte Schlaraffenland eines Alpinpublizisten gefunden zu haben.

Und dennoch bereue ich den bisher gegangenen Weg nicht, möchte keinen Schritt, den ich getan habe, missen. Es gab sehr viele positive Erfahrungen, und die Begegnungen mit Menschen, die mir dieser Beruf gebracht hat, haben mir viel gegeben, manche wird nachhaltig weiterwirken. Daß die Betrachtungen meines bisherigen Werdegangs dennoch eher melancholisch ausgefallen sind, liegt am gestellten Thema. Ich habe versucht, über die Situation von Bergzeitschriften und Bergfilmen und über das Dilemma der vielgescholtenen Bergbücher Auskunft zu geben, habe aus meiner Nähe zu den Produktionsabläufen sehr persönlich erzählt.

Meine Unzufriedenheit über meine Situation als Alpinpublizist habe ich, wie ich glaube, stellvertretend auch für den einen oder anderen Kollegen aussprechen dürfen. Doch bei aller Beschwerde, die zwischen den Zeilen anklingen soll, möchte ich doch Verlage und Redaktionen nicht zu hart vor den Kopf gestoßen haben. Diese Verlautbarungen machen nur Sinn, wenn eine vielseitige Bereitschaft entsteht, Ausschau zu halten nach einer respektablen Zukunft der alpinen Publizistik. Es muß kein Schlaraffenland sein. Aber ich will mich künftig auch nicht mit so manchem Hutfressen begnügen. Hutfressen?

In einem Laurel-&-Hardy-Film gibt es diese Szene: Der dicke Ollie nötigt den entsetzten Stan, seinen Hut zu essen. Mit weinerlicher Grimasse beugt sich Stan der Gewalt, nimmt von der Krempe einen ersten Bissen, und man sieht ihm an, wie zäh, wie fad, wie trocken dieser Happen ist. Er kaut und kaut. Nach dem zweiten Bissen holt er aus seiner Jackettasche einen Salzstreuer und würzt das seltsame Gericht. Der dritte Bissen schmeckt schon besser, die Würze macht's, und so allmählich kommt Stan auf den Geschmack. Fast genießerisch verzehrt er den Hut.

Was ich damit meine: Wer heute als Alpinpublizist tätig ist oder tätig sein will, sollte das Salz seines Idealismus, seines Ehrgeizes und seiner Eitelkeit in der Tasche lassen und Hüte, alte Hüte, die angeboten werden, als unverdaulich zurückweisen. Denn: Wer heißt schon Laurel? Wer ist schon doof?

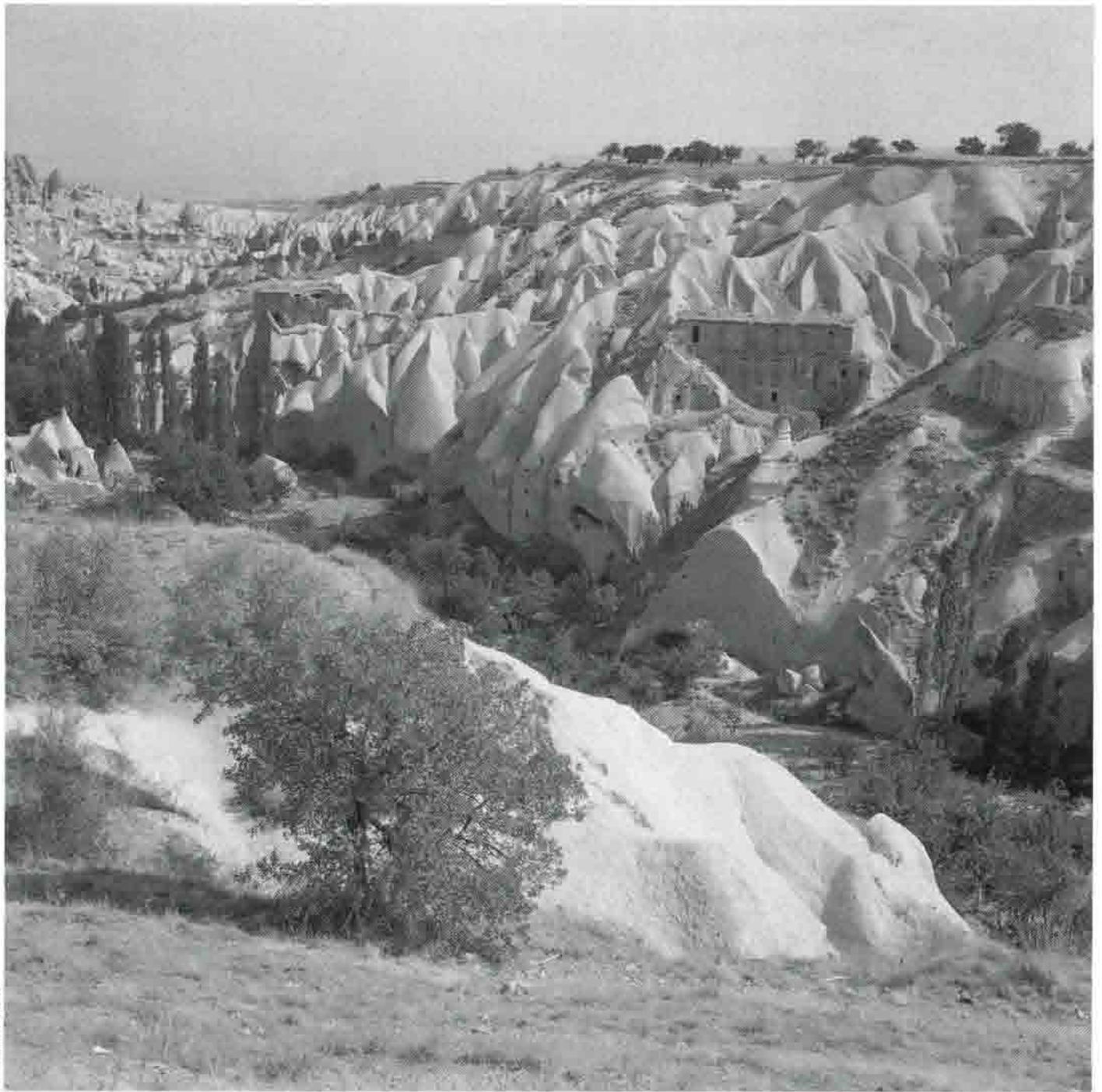


Foto: Adolf Mahrer

**Landschaft bei Göreme,
Kappadokien/Türkei.
In die Tuffsteinfelsen gruben
seit prähistorischen Zeiten die
dort siedelnden Völkerschaften
ausgedehnte Kavernen, die
auch als Verstecke und Festungen
vor erobernden, mordenden und
plündernden Stämmen dienten.
Später wurden die Höhlen zu
begehrten Fluchtburgen für die
verfolgten Christen**

Felsenstädte in der Alten und Neuen Welt

Wie es dazu kam und was aus ihnen wurde

Herbert Guggenbichler

Die Geschichte geht seltsame Wege. Insofern nämlich, als sich früher oder später alles wiederholt. Nicht etwa deswegen, weil die Menschen voneinander lernten. Dies tun sie mit Sicherheit nicht. Wenn sich indes historische oder kulturelle Episoden in gleicher oder ähnlicher Form bisweilen wiederholen, ohne daß die Gestalter dieser Ereignisse voneinander wissen oder wußten, so nur deshalb, weil die menschliche Natur unter ähnlichen Bedingungen meistens weitgehend konform reagiert. Beispiel: Das Gottkönigtum des Marduk (im alten Babylonien), des Augustus (um die Zeitenwende in Rom) und des Tenno (in Japan, bis 1945) basierte auf denselben Gedankengängen der betreffenden Völker und der Regierenden. Ein zweites Beispiel: Der Pyramidenbau entfaltete sich – zeitlich verschoben – im alten Ägypten, in Kambodscha (im 9./10. Jahrhundert) und in Mittelamerika (dort noch etwas später), da wie dort jedoch in ähnlicher Weise und ohne daß ein Volk von den anderen etwas gewußt hätte. Lediglich die natur- und kulturhistorischen Bedingungen glichen sich einigermaßen.

In diesem Beitrag geht es um Höhlen- und Felsenwohnungen. Solche kennen Archäologen und Kulturhistoriker aus zahllosen Ländern und aus ganz verschiedenen Epochen. Die Anfänge gehen bis weit in die Steinzeit zurück. Natürliche Höhlen wurden zu jeder Zeit von Menschen benützt, um vor den Unbilden der Witterung geschützt zu sein, um sich vor wilden Tieren oder feindlichen Menschen zu verbergen oder sich leichter wehren zu können, auch um Nahrungsvorräte aufbewahren zu können. Oder sie dienten – und dies durchaus nicht selten – dem religiösen Kult; sogar sehr häufig der Religion. Nur wenige Beispiele:

- Yazılıkaya bei Bogazkale (Türkei), Tempelanlage seit 1500 v. Chr. zu religiösen Feierlichkeiten, ausgestattet mit zahlreichen Felsenkammern (Grabnischen?);
 - Caityahalle bei Ajata (Indien), ein reicher Felsendom;
 - Höhlenkloster von Kiew, christliche Weihestätte aus dem 11. Jh. n. Chr.
- Oder Höhlen dienten dem Leben und Überleben, zum Beispiel:
- Die bekannte Höhle Phranchithi auf dem Peloponnes, wo eine ganze Kulturepoche aus prähistorischer Zeit in den sechziger Jahren zum Vorschein kam;
 - Beduinenlager Matmata in Tunesien, noch heute bewohnte Felsensiedlung.

Als bekannte Beispiele aus den Alpen seien genannt: die Tischoferhöhle im Kaisertal bei Kufstein (seit der Jungsteinzeit bewohnt) und die Höhlen am Monte Bego in Ligurien, wahrscheinlich noch älter. Zudem: Der Meditation und der Askese in der Abgeschiedenheit der Bergnatur dienten, als die Menschheit bereits die Fertigkeit des Hausbaues beherrschte, die unzähligen Felsenbauten der Einsiedler und Mönche. Dazu gäbe es mehrere tausend Beispiele von den Pyrenäen über Griechenland, den Nahen Osten bis nach Zanskar, Tibet und China. Doch davon soll hier nicht die Rede sein. Vielmehr sei ein Vergleich gezogen zwischen Profanbauten mit städteähnlichem Charakter in Bergmassiven von Anatolien einerseits und solchen im Südwesten Nordamerikas andererseits. Das Thema mag beim Leser zu Erstaunen Anlaß geben: hier, im Nahen Osten, uralter Kulturboden; dort hingegen Verhältnisse, die unserer Jungsteinzeit vergleichbar sind; kein Zweifel: die Unterschiede sind überwältigend. Trotzdem, der Leser mag selbst feststellen: der Vergleich lohnt sich.

Die Felsenwohnungen Kappadokiens

Auch Anatolien hatte Anteil am erdgeschichtlichen Prozeß der Auffaltung großer Gebirgszüge von den Pyrenäen bis zu den chinesischen Bergketten. Während allerdings die Faltung der höchsten Bergzüge Europas und Asiens schon in der Kreidezeit begann und im frühen Tertiär (vor ca. 65 Millionen Jahren) schon weit gediehen war, ist die Faltung der anatolischen Ketten bedeutend jüngeren Datums. Dort reichen die erdbewegenden Vorgänge vom Pliozän bis ins Pleistozän hinein, also beinahe in die erdgeschichtliche Jetztzeit. In dieser Periode driftete die Anatolien tragende Platte gegen die eurasische Kontinentalplatte, drängte das rudimentäre erdmittelalterliche Urmeer Thetys gegen Norden ab (also in die Gegend des heutigen Schwarzen Meeres) und geriet ihrerseits selbst in die Zange zwischen Eurasien im Norden und der arabischen Platte im Osten und Süden. Im Rahmen dieser Zangenbewegung kam es und kommt es bis heute noch zu überaus starken Verwerfungsbewegungen, gleichzeitig zu Rissen in der Erdkruste und zum Freiwerden flüssiger Massen aus dem Erdinneren. Dabei bewirkt die Zangenbewegung ein Driften der anatolischen Platte nach dem weniger dichten Westen, und dort (im ägäischen Raum) kommt

Erosion hat aus Tuffstein Tausende von Erdpyramiden entstehen lassen, die der Landschaft Kappadokiens ihre Einmaligkeit verleihen

es ja bis heute noch folgerichtig zu einer ungemein starken Vulkantätigkeit und Erdbebenhäufigkeit. Besonders intensiv war dieses terrestrische Geschehen bis in historische Zeiten in Ostanatolien (um den Vulkan Ararat) und in dem von mir besuchten zentralen Teil Anatoliens mit den (heute inaktiven) Vulkanen Erciyas, Hasan und Melendiz. Rund um diese Vulkane haben sich in einer Mächtigkeit bis zu 500 m und in einer Ausdehnung von ca. 300 km² Sedimentgesteine aus erkalteter Lava (sogenannte Tuffe) abgelagert. Diese mineralhaltigen vulkanischen Gesteine bedingen auch die relative Fruchtbarkeit der Hochfläche südlich von Kayseri (zwischen 1100 und 1500 m ü. d. M.). In manchen arg zerklüfteten Senken südlich der Vulkanzone kam es im Pleistozän und im Holozän (also in der geologischen Jetztzeit) erosionsbedingt zur Ausbildung Tausender von Erdpyramiden (dort Feh-Kamine genannt), die dem Gebiet seine Einmaligkeit verleihen.

Diese Gegend südlich der Stadt Nevşehir ist jedoch nicht nur ein Gebiet von überragender landschaftlicher Schönheit: In die Tuffsteinfelsen ringsherum gruben seit prähistorischen Zeiten die dort siedelnden Völkerschaften, natürliche Höhlen erweiternd, ausgedehnte Kavernen. Dadurch gehören Nevşehir selbst und die kleineren Orte Göreme, Uchisar, Ürgüp, Avanos, Kaymakli und andere zu den großen kulturhistorischen Sehenswürdigkeiten Anatoliens. Tatsächlich, seit den Zeiten der Prähethiter, dienten die Höhlen als Behausungen, schützten vor den Unbilden der Witterung ebenso wie vor wilden Tieren und feindlichen Stämmen. Die Bedeutung der Felsenhöhlen als Verstecke oder als Festungen nahm in bereits historischer Zeit noch zu: Das verkehrsmäßig so günstig gelegene Gebiet wurde immer wieder von erobernden, mordenden, plündernden Stämmen durchzogen; in den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung waren es einmal die Perser, dann die Heere Alexanders des Großen, der Diadochen und die römischen Söldnerheere.

Eine besondere kulturelle Blüte erreichte diese Gegend Kappadokiens (der Name ist dem Persischen entlehnt und bedeutet etwa „ein Land, von dem man spricht“) nach Konstantin dem Großen, also im 4. und 5. Jahrhundert, im Rahmen des osteuropäischen Reiches. Von Konstantin und seinen Nachfolgern ging schon im 5./6. Jahrhundert eine Welle früher Christianisierung aus. In dieser politisch sehr unruhigen Zeit entstanden die ersten Höhlenkirchen, bereits mit einfachen Fresken ausgestattet. Später setzte sich dann der byzantinische Stil mit seinen ausgedehnten figürlichen Darstellungen durch. Das Gebiet um Nevşehir wurde nämlich zur Zufluchtstätte für Christen aus dem ganzen Raum um Kayseri und darüber hinaus, als die Araber immer wieder in Kappadokien einfielen und den Islam mit „Feuer und Schwert“ durchsetzen wollten. Die Höhlen wurden in jener Zeit zu begehrten Fluchtburgen. Unzählige Wohnsiedlungen und zahlreiche christliche Andachtsstätten wurden in die Felsen gehauen; zum Teil waren es richtiggehende Kirchen mit Apsis, Hauptraum und Vorraum. Es muß ein intensives religiöses Leben geherrscht haben, eben aus der Not geboren und – so ist anzunehmen – von den Unterdrückern über längere Zeiträume nur wenig gestört.

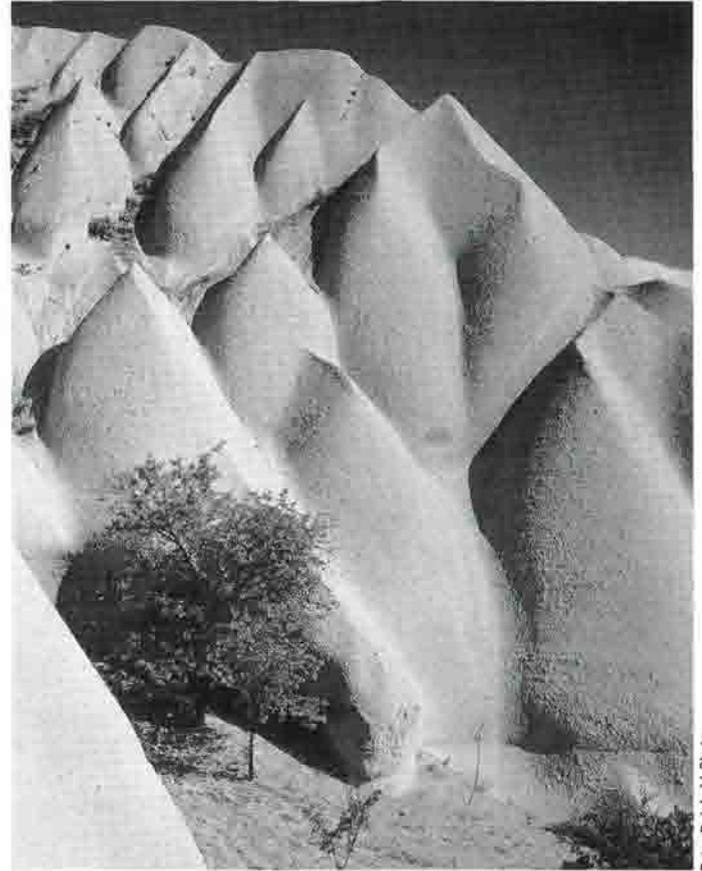


Foto: Reinhold Obster

Zwistigkeiten gingen aber bald von den Christen selbst aus. Es war der sogenannte Bilderstreit im 8. und 9. Jahrhundert. Er wurde ausgelöst durch das Bilderverbot Kaiser Leons III. Er ordnete für sein Imperium die Vernichtung bestehender Ikonen an und stellte die Schaffung neuer Bilder unter strenge Strafe. Der „Ikonoklasmus“, den er auslöste, war begleitet von einer Welle von Fanatismus, Feindschaft und Haß zwischen den Christen selbst. Die Bilderzerstörer gingen tatsächlich ebenso mit „Feuer und Schwert“ an ihre Arbeit. Auf den Kultbildern, ob in Kirchen oder Wohnungen, wurden in erster Linie die Augen ausgekratzt, da es zu mühsam gewesen wäre, die Bilder zur Gänze zu zerstören. Wer sich dagegen zur Wehr setzte, lief Gefahr, von der fanatisierten Soldateska selbst geblendet zu werden. Diese „Ikonoklastik“ hatte Folgen: Viele Menschen wollten sich von ihren lieb gewordenen Heiligenbildern nicht trennen. So verlegten sie Wohnräume und Kirchen immer weiter in die Felsen hinein, an Stellen, die nur mühsam zugänglich und schwer auffindbar waren. Dadurch blieben tatsächlich viele sakrale Stätten unversehrt erhalten. Als das zweite Konzil von Nicäa, einberufen von der Kaiserin Irene 787, die Bilderverehrung wieder gestattete, wirkte die blindwütige Zerstörungswut der Bilderstürmer dennoch nach; im Gegenteil: unter späteren Herrschern wurde es noch schlimmer.

Besonders schöne Siedlung mit zahlreichen Felsenkirchen und Wohnungen in den Erdpyramiden

Es ergab sich an Ort und Stelle die Frage, ob die grundsätzlich christen-, aber auch bilderfeindlichen muselmanischen Seldschukken bedeutenden Anteil an der Zerstörung so vieler bedeutender Kunstwerke hatten. Man neigt heute indes eher der Ansicht zu, daß dies nicht der Fall war. Die wesentliche Schuld liegt bei den Christen selbst.

In einiger Entfernung von Neveshir besuchte ich auch die beeindruckende unterirdische Stadt Kaymakli. Man hat bisher acht Etagen freigelegt, weiß jedoch heute bereits von der Existenz weiterer Stockwerke. In jeder dieser Etagen lagen ca. 15 Quartiere, bestimmt für rund 200 Personen, dazu die entsprechenden Vorratsräume, Wasserbehälter, Entlüftungsschächte, Versammlungs- und Andachtsräume sowie Grabnischen. Viele blinde Gänge dienten dazu, eventuelle Eindringlinge irrezuleiten, um sie so leichter unschädlich machen zu können. Tatsächlich weist bisher nichts auf den Versuch der Eroberung einer dieser Felsenfestungen hin.

Die technischen Schwierigkeiten der Grabung müssen enorm gewesen sein. Man kann sich die Ausdehnung nur so erklären, daß über sehr, sehr lange Zeit daran gearbeitet wurde. Tatsächlich wurden ja auch Gebrauchsgegenstände aus hethitischer, aus römischer und aus frühchristlicher Zeit gefunden. Die Bauperiode hat sich somit über Jahrtausende erstreckt, und die verschiedensten Völkerschaften leisteten ihren Anteil am Ausbau. Ein Problem besonderer Art muß das der Beleuchtung gewesen sein. Für Fackeln reichte die Frischluft kaum aus. Man muß an eine dürftige Raumerhellung durch kleine Öllämpchen denken. Auch könnte man sich vorstellen, daß einfach maulwurfartig im Dunkeln weitergegraben wurde. Zudem ist der Einsatz geblendeter Sklaven nicht ganz auszuschließen. Blenden war ja im oströmischen Reich eine der am meisten angewandten Strafen und Foltermethoden.

Die Felsenwohnungen Kappadokiens wurden auch in der islamischen Zeit nicht aufgegeben. Bedingt durch das verhältnismäßig milde Klima und die Fruchtbarkeit der Hochebene boten die Höhlen teils versprengten und eingeschüchterten Christen, teils bettelarmen Moslems durch viele Jahrhunderte ausreichende Unterkunft. Auch heute noch sind Höhlen an günstig gelegenen Stellen in Benützung, teils als Vorrats- und Kellerräume, teils als Ställe; nicht selten jedoch suchen auch Obdachlose dort Unterkunft.

Die Klippenhäuser der Mesa Verde Nordamerikas

Auch in Nordamerika begannen die großen geologischen, unsere heutige Welt formenden Umwälzungen zu Beginn des Tertiärs. Damals driftete die amerikanische Platte gegen die große pazifische Platte. Es kam zu einer endlosen Periode gewaltiger Beben und mächtiger Vulkanausbrüche. Das Ergebnis war schließlich die Auffaltung der Kordillerenkette. Vorher hatte, geologisch gesehen, im ganzen Erdmittelalter relative Ruhe geherrscht. Der nördliche Halbkontinent war lange Zeit von



Foto: R. Guggenbichler

Meeren bedeckt. Diese lagerten seit dem Perm bis in die Kreidezeit hinein, also mehr als 200 Millionen Jahre lang Sandmassen ab. Die verschiedenen Sedimente verdichteten sich zu Sandsteinschichten. Zwar war auch im Erdmittelalter die Vulkantätigkeit erheblich, aber die geologische Unruhe war dennoch nicht so intensiv, daß die horizontale Schichtung erheblich gestört worden wäre.

Im Laufe des Tertiärs nun zerbrachen die viele hundert Meter hohen Ablagerungen der Meere und wurden durch gewaltige Druckwellen allmählich in die Höhe gehoben. Und zwar gleich um 2000 Meter oder mehr. Das Ergebnis ist im heutigen Südwesten Nordamerikas das Colorado-Plateau, über 100 000 km² groß. Im Norden und Osten wird es durch Züge der Rocky Mountains begrenzt, im Süden hingegen fällt es nur leicht abgestuft zu den Hochebenen von Arizona und New Mexiko ab. Es war eine geologische Evolution größten Ausmaßes. In den Randzonen schoben sich Schichten härteren Gesteins zwischen die Sandsteinschichten. Wo die Gesteinsmassen zu hart waren und den Durchlaß nicht freigaben, bildeten sich riesige Seen, die sich schließlich denn doch einen Ausfluß aufbrachen: Canyons waren im Entstehen. Innerhalb des Plateaus haben sich in der Folge die Kräfte der Natur verschiedenartig ausgewirkt. Das Ergebnis, heute freilich noch nicht endgültig, sind die vielgestaltigen, zahlreichen Canyons, von denen eine ganze Menge wegen ihrer geologischen Einmaligkeit und ihrer Schönheit unter strengen Schutz gestellt wurden.

Einer dieser Nationalparks (in der Südwestecke des Bundesstaates Colorado) interessiert im Rahmen dieser Arbeit in besonderem Maße. Es handelt sich um den Mesa-Verde-Nationalpark. Den Namen (mesa verde = grüner Tisch) haben die Spanier der Hochfläche gegeben; zum Glück, muß man sagen, haben sie das Besondere dieser Landschaft nicht entdeckt. Die vorzugsweise mit Kiefern, Pappeln und Wacholdersträuchern schütter bewaldete Tafel (ca. 25 mal 30 km) erreicht an manchen Stellen 2600 m ü. d. M. und ragt durchschnittlich rund 600 m über das Niveau des umgebenden Colorado-Plateaus heraus. Unzählige Flüsse, teils ober-, teils unterirdisch fließend, haben in den letzten 20 Millionen Jahren die Ebene zernagt, zerfurcht, zerteilt

und teilweise zum Einsturz gebracht. Der Prozeß ist selbstredend noch in vollem Gange. Das bisherige Ergebnis ist eine arg zerklüftete Landschaft mit zahllosen Stufen, Buchten, Höhlen, Felsnischen und Klippenpfeilern.

Die Mesa Verde wurde vermutlich schon seit Jahrtausenden von Steinzeitmenschen durchstreift. Anhaltspunkte für eine gewisse Kulturentwicklung lassen sich seit etwa 1300 Jahren rekonstruieren. Damals siedelten dort Stämme der Basket Maker („Korbmacher“, wie sie wegen ihrer Fertigkeit im Flechten genannt wurden). Im Laufe der Zeit wurden sie Ackerbauern, wenn auch die Jagd immer noch eine große Rolle spielte, lernten den Anbau von Mais, Bohnen, Kürbissen und Kakteen und – der nicht seltenen Trockenperioden wegen – das Sammeln von Regenwasser und sogar die Anlage verzweigter Bewässerungssysteme. Die Stämme wurden von den Indianern später „Anasazi“ genannt, was soviel bedeutet wie die Alten; also jene, die vorher waren. Verhältnismäßig spät lernten sie auch die Töpferei und den Bau einfacher, zum Teil in den Boden eingelassener Lehmhütten. Die Zeit von 700 bis 1100 nennen die Archäologen die Zeit der Entwicklungsdörfer, weil damals der Hausbau wesentlich verbessert wurde, die Einzelgehöfte zu Dörfern vereinigt wurden („Pueblos“, wie die Spanier sie nannten), das Gemeinwesen sich entfaltete und die Töpferei eine beachtliche Höhe erreichte. Ein besonderes Augenmerk galt zu jener Zeit auch der Gestaltung der runden Kultbauten, der Kivas, sie wurden beinahe zur Gänze in die Erde versenkt, innen mit Holz verkleidet, mit Nischen, Bänken, Feuerstellen und Entlüftungsschächten versehen. In einer späteren Periode erhielten sie auch ein Atrium dazu. Der religiöse Kult war im allgemeinen den Männern vorbehalten. Nur an besonderen Feierlichkeiten, vor allem den Fruchtbarkeitszeremonien, durften Frauen, so ist anzunehmen, teilnehmen.

Tatsächlich entwickelte sich im 10. Jahrhundert ein reges Gemeinwesen. Baumwolle wurde angebaut, und als Korbflechter lernten sie bald das Weben. Gleichzeitig kamen Pfeil und Bogen auf und verdrängten den „Atlatl“, die Speerschleuder, bislang die wichtigste Jagdwaffe. Die Kenntnis der Weberei veränderte die Bekleidung. Felle, Federn und Pflanzenfasern wurden von Baumwollkleidern verdrängt. Nur für Kultzwecke wurden weiterhin Federn des domestizierten Truthahns und Felle verwendet. Die einzige Sorge war die Trockenheit auf dem porösen Boden. Sie zwang die Bewohner der Mesa zu einem immer intensiveren Ausbau der Bewässerungsanlagen, der freilich mit Steinwerkzeugen eine mühevollere Arbeit war und zudem seine Grenzen hatte.

Um das Jahr 1100 begannen die Bewohner des Tafelberges aus schwer zu verstehenden Gründen, ihre Wohnstätten auf der Mesa zu verlassen und sie in die Höhlen der Bergschluchten zu verlegen. An zahllosen Stellen des verzweigten Canyonsystems wurden unter Ausnutzung von Nischen, Gruben, Stufen, Felsüberhängen und Felsenpfeilern mehrstöckige Häuser gebaut, Stock für Stock gegeneinander horizontal abgesetzt, kaum mit Fenstern versehen und nur über Strickleitern aus Jucafasern erreichbar. Der Einstieg in die Räume erfolgte über eine Dach-

luke. Türen gab es nur an uneinsichtigen und leicht zu verteidigenden Stellen. Die Bauweise war kunstvoll: Von einem festen, felsigen Fundament ausgehend wurden ein Skelett aus Baumstämmen errichtet, Decken aus Holz eingezogen, die Nischen mit zugehauenen Steinen oder Lehmziegeln ausgefüllt und so stufenartig Stockwerk für Stockwerk aufgebaut. Die einzelnen Räume waren klein und nur etwa 2 m hoch. Es gab solche „cliff dwellings“ (so der heute gebräuchliche Name) für 300 bis 400 Menschen, daneben aber auch einzelstehende. Nirgends fehlten die geheimnisvollen Kultbauten: Jede Sippe hatte ihren eigenen Kiva, dazu gab es aber auch größere, bedeutenden Gottheiten geweihte Opferstätten, die größeren Gemeinschaften dienten. Im Rahmen der größten Felsiedlung, dem „cliff palace“ wurden nicht weniger als 23 Kivas freigelegt. Ohne Zweifel dienten die Kivas neben dem Kult auch praktischen Zwecken: so etwa als Versammlungsstätten oder zur kühlen Aufbewahrung von Lebensmittelreserven.

Was die Bewohner der Mesa bewogen haben mag, ihren bescheidenen Wohlstand aufzugeben und in die engen, dunklen, feuchten, kalten Klippenhäuser zu übersiedeln, ist bis heute nicht geklärt. Viele Historiker meinen, sie waren auf der Hochfläche durch nomadisierende, räuberische Atapaskenstämme (vermutlich Angehörige der Navajos und der Apachen) dauernd bedroht oder sogar vertrieben worden. Dieser Erklärungsversuch ist naheliegend. Nur ergibt sich umgehend die Frage, ob denn dann nicht gleichzeitig die Nahrungsgrundlage verloren ging; in den engen, steinigten Schluchten gab es zwar genügend Wasser, da Nebenflüsse des San Juan die Canyons durchziehen, doch Nahrungsmittel konnten dort nicht angebaut werden. Es ist noch eine andere Erklärung versucht worden: Da man in einem der Canyons Heilquellen entdeckte, fand der Gedanke Interesse, ein Teil der Bevölkerung habe sich freiwillig in die Felsenhäuser zurückgezogen und habe aus kultischen Gründen dort eine Art Wallfahrtsstätte errichtet, während die arbeitsfähigen Leute oben weiterhin die Kulturen bewirtschafteten. Für solche religiösen Motive der Übersiedlung könnten auch die zahlreichen freigelegten Kivas einen Hinweis geben, deren Menge in keinem Verhältnis zur Bevölkerungszahl stand. Des Glaubens wegen, auch wenn er falsch ist, ist der Mensch seit jeher zu jedem Opfer bereit. Jedoch – so oder so, warum es letztlich zur Übersiedlung kam, wird wohl ein Rätsel bleiben.

Ein Umstand ist verwunderlich: Trotz der räumlichen Enge und der widrigen Lebensumstände erreichte die Anasazikultur der Mesa Verde gerade nach dem Bezug der Klippenhäuser Höhepunkte. Besonders die Töpferei wurde ungemein verfeinert. Ziergegenstände aus jener Zeit wurden gefunden und vor allem die Felszeichnungen des 13. Jahrhunderts sind überaus beeindruckend. Die Menschen in den Felsenhäusern scheinen ein friedliches Nebeneinander geführt zu haben und sich auch einer Autorität, etwa einem Priester oder einem Ältestenrat, untergeordnet zu haben.

Am Ende des 13. Jahrhunderts setzte eine Periode ungewöhnlicher Trockenheit ein. Die Zeit konnte genau ermittelt werden: 1276 bis 1299. Amerikanischen Dendrologen ist es nämlich

In einer der zahllosen Felsnischen der Mesa Verde bauten die Indianer vom Stamm der Basket Maker eine riesige Gemeinschaftssiedlung an



Foto: Herbert Guggenbichler

gelingen, aus den Jahresringen alter Baumstämme das Klima und die Vegetation früherer Jahrhunderte ungemein exakt zu bestimmen und gleichzeitig – im Vergleich – das Alter der Siedlungen überraschend genau festzulegen.

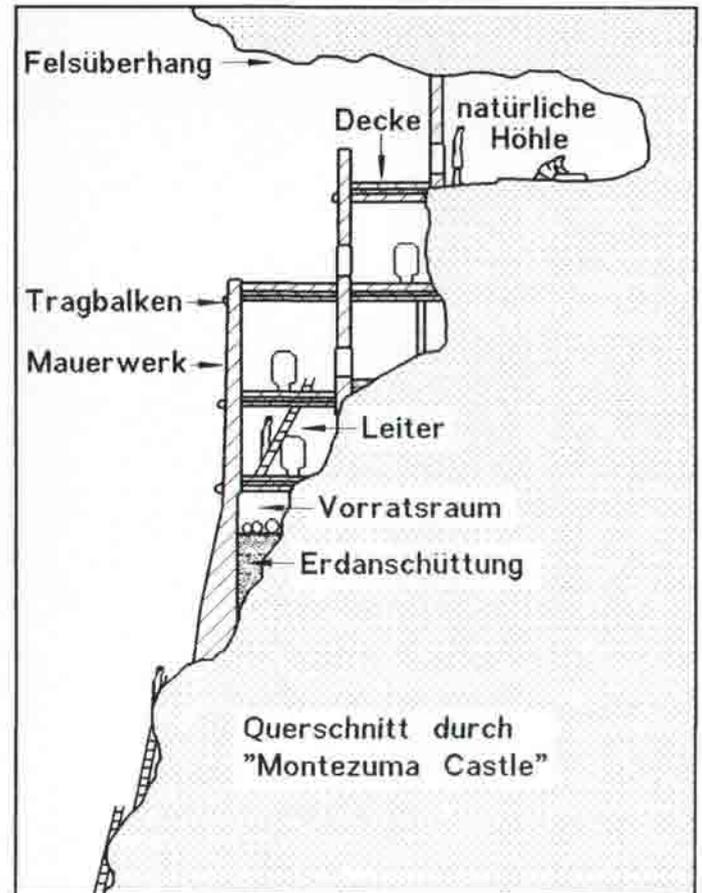
Vermutlich war die Dürreperiode die Ursache für die plötzliche Aufgabe der Cliff Dwellings auf Mesa Verde. Jedenfalls wurden keinerlei Spuren gefunden, die auf einen Krieg oder eine Vertreibung hinweisen. Die Felsensiedlungen wurden einfach verlassen, ein Teil des Hausrates blieb zurück (möglicherweise dachten manche Bewohner an eine Rückkehr). Daß der Aufbruch eben zu jener Zeit erfolgte, da sich das Klima wieder zum Besseren wandte, mag rein zufällig gewesen sein. Die Bewohner der Mesa wanderten nach Süden, ins Gebiet des Rio Grande, das Land der Zuni, ein anderer Teil nach Südwesten, ins Land der Hopi-Stämme. Niemand kehrte je wieder in das klimatisch günstigere und auch fruchtbarere Gebiet der Mesa zurück. Späte Nachfolger waren die um 1450 bis 1500 aus dem Norden vordringenden Atapachenstämme.

Es gibt im Südwesten der USA noch eine Reihe anderer Siedlungen in Felsenhöhlen. So etwa im Canyon de Chelly und im nahen Muerto Canyon oder das Cliff Dwelling im Navajo-Nationalmo-

nument in Nordarizona. Möglicherweise wurden viele dieser Anlagen in die Felsen verlegt, um der Gefahr von Überschwemmungen auszuweichen. Alle diese Bauwerke sind unvergleichlich kleiner als jene auf Mesa Verde und auch jüngeren Datums. Alle wurden – vermutlich auch der Trockenheit wegen – nach kurzer Zeit geräumt, vielfach noch von der Generation der Erbauer selbst.

Südlich von Flagstaff besuchte ich ein „Felsenschloß“, die Spanier nannten es „Montezuma castel“ in der Meinung, es handle sich um eine Fluchtburg Montezumas II., den sie ja bekanntlich 1519 unterwarfen und gefangennahmen. Das fünfstöckige Gebäude in der Nische einer Kalksteinwand, 30 Meter über der Talsohle, beeindruckt tatsächlich. Leider wurden weitere Klippenbauten in unmittelbarer Nähe mutwillig zerstört. Mehreres in Montezuma weist darauf hin, daß die Cliff Dwellings dort der Sicherheit wegen so hoch in die Felsen gebaut wurden: Die Fenster gleichen eher Sehschlitzen, die Einlässe sind knapp für eine Person passierbar, die Strickleitern leicht und schnell einziehbar. Architektonisch ist vieles beeindruckend: einmal die Statik der Burg, die immerhin viele Jahrhunderte standhielt; dann die geschickte Wahl des Ortes: die tiefstehende Wintersonne

wärmt den Felsen, während sie im Sommer bald hinter überragenden Felswänden verschwindet. Im Gegensatz zu den Mesa-Verde-Schluchten war das Tal Beaver Creek (Biberbach) breit genug, um einen ausreichenden Anbau pflanzlicher Nahrungsmittel zu gestatten. Zudem wurde eine kleine Doline nördlich der Wohnanlage (heute Montezuma Well genannt) geschickt zur Bewässerung der Kulturen benutzt. Kulturell bedeutend sind schließlich die Schachtkammergräber in der Umgebung der Doline. Sie sind im Südwesten sehr selten. Als Grabbeigaben fand man Keramikreste und Baumwollwebereien; daraus kann mit großer Sicherheit auf die Zeit um 1100 bis 1200 geschlossen werden. Warum diese ganze festungsartige Siedlung südlich der Gegend um Flagstaff errichtet wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Archäologen glauben, annehmen zu dürfen, daß ein Teil der schnellwachsenden Bevölkerung aus dem Hochland genötigt gewesen sei, sich andere Siedlungsplätze zu suchen. Die Weichenden hätten sich dann eben vor Nachdrängenden in festungsartigen Bauten verschanzen müssen. Möglicherweise war es so. Tatsache ist jedenfalls, daß Montezuma castle 200 Jahre (von 1100 bis 1300) von Sinaguas (wie die Spanier die dortige Bevölkerung nannten) besiedelt war und ungefähr zur selben Zeit, wie alle anderen Cliffs, geräumt wurde. Vermutlich hat sich auch die dortige Bevölkerung wieder den Hopis auf den weiter nördlich gelegenen Mesas angeschlossen, oder sie verteilte sich im weiten Gebiet der Gran Chichimaka, des großen Wohngebietes der Indianer im Süden, das später unter spanischen Einfluß geriet. Auch die Gegend von Montezuma wurde erst hundert Jahre später von Yavapai-Apachen wieder besiedelt, bis diese schließlich im 17. Jahrhundert nach ungleichem Kampf den vordringenden Spaniern weichen mußten.



Thesen, Hypothesen, Epithesen

Ob sich die Bilder gleichen? Nun, wer die Bilder betrachtet, mag auf den ersten Blick eine überraschende Konformität feststellen: Zwei Völkerschaften wählen sich – aus welchen Gründen immer – Felsennischen und Felsenhöhlen zu ihren Wohnstätten. Doch bei näherer Betrachtung sind die Unterschiede sowohl im Antrieb als auch in der Ausführung denn doch beträchtlich größer als alle Analogien.

Einmal Kappadokien: Uralter Kulturboden, wie es die Geschichte lehrt, ein Land, in dem Catal Hüyük, eine der ältesten Städte der Erde, gedieh und blühte; in dem die Hethiter das Zentrum ihres Weltreiches errichteten mit einer Kultur, die heute noch Staunen erregt; in dem die Griechen die Spur ihrer Humanitas hinterließen, die Römer als Ordnungsmacht wirkten und schon das frühe Christentum zur Nächstenliebe aufrief und eine neue Heilsbotschaft verkündete. Man müßte vermuten, eine dermaßen große Fülle geistig hochstehender Einflüsse wäre fruchtbringend zur Geltung gekommen. Die Geschichte lehrt uns, daß dies nicht der Fall war. Freilich, die Menschen in Kappadokien waren durch Jahrhunderte nur der Spielball fremder Mächte; freilich kam eine andere Religion, der Islam, um mit Gewalt seinen Alleinvertre-

tungsanspruch durchzusetzen. Dies wenigstens zu Beginn. Trotzdem, vieles, ja das meiste von dem unmenschlichen Terror, der über Jahrhunderte in diesem Land herrschte, ging von den Menschen dort selbst aus. Jede Andersartigkeit, jede Verschiedenheit der Meinung, jede Zwiſtigkeit trugen sie in Kämpfen und Kriegen aus, die an Grausamkeit nicht zu überbieten waren. So fanden viele für sich und ihre Kinder keine andere Lösung, als sich immer weiter, immer tiefer in die Felsen hineinzu bohren. Man könnte dieses traurige Kapitel mittelalterlicher Geschichte mit einem Ausspruch Erich Fromms¹⁾ abschließen, der einmal schreibt, „Es ist eben das Menschsein, was den Menschen so unmenschlich macht“; ja, wenn nicht andere Felsbewohner uns ein viel humaneres Bild menschlichen Zusammenlebens in Not und Unglück geboten hätten.

Die Anasazi im Südwesten von Nordamerika waren die Nachkommen von Stämmen, die vor etwa 20 000 Jahren (die Jahreszahl ist hier nicht von Belang) aus dem Norden Ostasiens die Beringstraße auf Furten überquerten und viele tausend Jahre in diesem neuen, menschenleeren Halbkontinent nomadisierend umherzogen. Der Süden war vermutlich damals bereits am Flaschenhals Mittelamerikas durch andere Stämme versperrt, welche die Beringstraße schon früher überquert hatten. Noch um

die Zeitenwende sind die Anasazi als Steinzeitmenschen im wahrsten Sinn des Wortes zu erkennen: Sie benützten keinen Pflug, kannten kein einziges Metall, wußten nichts vom Rad und hinterließen (von zahlreichen Felszeichnungen abgesehen) keine schriftlichen Aufzeichnungen. Andererseits jedoch ist erstaunlich: Sie wurden auf der Mesa (und nicht nur dort) recht bald zu Ackerbauern und Viehzüchtern, sie domestizierten Tiere (zunächst den Truthahn und den Hund), sie verstanden es, mit ganz einfachen Werkzeugen aus Stein Bewässerungsgräben anzulegen, lernten (der Einfluß Mittelamerikas ist freilich unverkennbar) die Töpferei und entwickelten sie in künstlerischer Weise, ebenso erwarben sie Kenntnisse in der Webkunst, nachdem sie Baumwolle angepflanzt hatten. Sie verehrten Götter und allerlei Geister; allerdings, sie bestatteten ihre Toten und legten ihnen Blumen oder Speisen in das Grab: sie glaubten also an ein Jenseits.

Als die Anasazi aus Gründen, die wir (wie gesagt) nicht kennen, ihre Wohnstätten in die Felsenwände der Canyons verlegten, kamen sie den Bewohnern Kappadokiens in dieser Hinsicht nahe. Indes – auch hier gibt es grundlegende Unterschiede: Die einen, die „Kulturmenschen“, begnügten sich damit, sich immer tiefer in den Berg zu graben; die anderen, die „Steinzeitmenschen“ benutzten natürliche Gegebenheiten der Felsenwand und bauten sich, an diese anlehnd, in eindrucksvoller Technik vier- bis fünfstöckige Häuser auf, die im Grunde über viele Jahrhunderte standhielten. Dies ist jedenfalls eigenartig: Die Volksgruppe, die der Steinzeit noch nicht entwachsen ist, erweist sich der auf unvergleichlich höherer Kulturstufe stehenden technisch weit überlegen.

So ergibt sich denn die logische Frage: Ist ein Volksstamm wie eben der der Anasazi, der in gegenseitigem Einvernehmen und in friedlicher Weise zusammenlebt, eine führende Persönlichkeit anerkennt, in unvorstellbar schwerer Arbeit mit primitivsten Mitteln Bewässerungsgräben baut, die Töpferei zur Blüte bringt, ja sogar der Webkunst mächtig ist, nun tatsächlich noch der Steinzeit zugehörig zu betrachten? Ich stelle dies in Zweifel. Ich stehe nicht allein mit der Ansicht, daß dieses 150 Jahre alte Einteilungssystem, Steinzeit – Bronzezeit – Eisenzeit, das „Dreiperiodensystem“, heute seine Gültigkeit weitgehend verloren hat.

Tatsächlich haben es die Bewohner Vorderasiens, denen die Ergebnisse der Kultur und Zivilisation des ganzen Altertums zur Verfügung standen, grundsätzlich gesehen nicht viel weiter gebracht. Sie kannten zwar die Schrift (die griechische), benutzten sie jedoch kaum; sie kannten Rad und Rolle, die schiefe Ebene sowie Mörtel und Ton: Trotzdem gruben sie sich Maulwürfen gleich in den Felsen ein, oft genug ohne jeden Plan und sicher auch manchmal ohne Zweck. Daß diese Art zu leben schließlich im Zustand einer allgemeinen Agonie endete, war

kein Wunder. Einer der Gründe für das unaufhaltsame Vordringen des Islam ist sicher in den Auswirkungen dieser eigenartigen, zudem noch christlich geprägten Verhaltensweisen zu sehen. Pöhlmann³⁾ schreibt in diesem Sinne: „Für den Kulturwert einer Weltanschauung ist es mit von grundlegender Bedeutung, ob sie die geistige Freiheit und die sittliche Kraft besitzt, das Recht anderer auf die Vertretung einer eigenen Weltanschauung anzuerkennen ... Diese Toleranz war von dem Moment an in Frage gestellt, wo eine Gemeinschaft auf den Plan trat, welche für die Weltansicht ihrer Menschengruppe ein Monopol beanspruchte und der übrigen Menschheit das Recht auf Betätigung ihrer eigenen Überzeugung grundsätzlich versagte.“

Demgegenüber überrascht am Leben der Anasazi, wie sie uns heute erscheinen, ihre absolute Friedfertigkeit, die sie auszeichnete. Sowohl oben auf der Hochfläche, als auch unten, unter den schwierigsten Bedingungen in den Cliff Dwellings, sind Spuren von Gewalttätigkeiten kaum zu bemerken. Und so ist anzunehmen, daß es sich um ein Nebeneinander zum allgemeinen Wohl und in absoluter Toleranz gehandelt hat. Dies ist vielleicht einer der edelsten Züge dieses „primitiven“ Volksstammes. Hierin unterscheidet er sich grundsätzlich von der Art und Weise, wie die Bewohner Anatoliens mit ihren Problemen fertig – oder eben nicht fertig wurden.

Kultur ist eben das, was übrig bleibt, wenn alles Zivilisatorische ohne Bedeutung ist, die Vielwisserei abgestreift wird und Intoleranz erst gar nicht aufkommt. In diesem Sinne waren die „Steinzeitmenschen“ Nordamerikas den zivilisierten Bewohnern Kappadokiens weit überlegen.

Anmerkungen und weiterführende Literatur

- 1) Fromm, Erich, deutsch-amerikanischer Soziologe, in: Anatomie der menschlichen Destraktion, München 1974.
- 2) Thomson, Christoph Johansen, dänischer Altertumsforscher im 19. Jh., Autodidakt.
- 3) Pöhlmann, R. v., deutscher Historiker im 19. Jh., zitiert aus: Ullsteins Weltgeschichte, Bd. 2, Berlin 1910.

Weiterführende Werke

- Calder: Erde – ruheloser Planet. Die Revolution der modernen Erdwissenschaft. Aus dem Englischen, deutsch bei Rowohlt, Hamburg 1975.
- Eilford: Il Cappodocia – un viaggio nel passato. Göreme 1975.
- Stewart: Islam – die mohammedanische Staatenwelt. Aus dem Englischen, deutsch bei Rowohlt, Hamburg 1975.
- Kern: Der Beginn der Weltgeschichte, Franke, Bern 1953.
- Assel: Nachrichten über die frühen Einwohner von Nordamerika und ihre Denkmäler. Heidelberg 1827.
- Gehler: Urmensch und Spätkultur, Bonn 1956.
- Gregor: Southwestern Archeology, University of Illionis, 1955.
- Meissner: Der Stern von Kalifornien, München 1976.
- Ceram: Der erste Amerikaner, Hamburg 1972.
- Rockstroh: USA – der Südwesten, Reiseführer, Köln 1985.
- National Parkways: Rocky Mountains and Mesa Verde, Wyoming 1975.

* das Dreiperiodensystem, begründet aufgrund ins Altertum zurückreichender Vorstellungen (Lukrez u. a.) vom Dänen Thomson²⁾ um 1830, wurde schon immer wieder als unzureichend erklärt, hat sich seiner Einfachheit wegen trotz seiner Mängel in der Wissenschaft bis heute gehalten.



Alpenkonvention

Versuch einer Versöhnung von Ökonomie und Ökologie

Walter Danz

**Seite 258: Die
Europabrücke bei
Innsbruck**

Zur Lage: Ökonomie weiterhin deutlich vor Ökologie

„Der in Aussicht genommene Zeitplan für die Verwirklichung einer Alpenkonvention trifft zusammen mit den Vorbereitungen des gemeinsamen europäischen Binnenmarktes bis zum Jahre 1992. Wir müssen jedoch rasch zu einem gemeinsamen Markt der umweltpolitischen Ziele, Instrumente und Maßnahmen mit völkerrechtlicher Verbindlichkeit kommen, wenn die Alpenländer in nicht weit größerem Maße als bisher von der wirtschaftlichen Entwicklung nördlich und südlich der Alpen überrollt werden sollen. Dieses Überrollen kann von einer verbindlichen Alpenkonvention verhindert oder zumindest stark abgebremst werden. Doch die Zeit eilt. Bis 1992 muß die Alpenkonvention in Kraft treten.“ Dieser Text wurde vor genau vier Jahren geschrieben. Er steht im Alpenvereinsjahrbuch Berg '89. Was hat sich seither getan?

Zunächst gibt es einen bedeutenden Erfolg zu vermelden: Am 7. November 1991 haben die Umweltminister der sieben Alpenstaaten und der EG-Umweltkommissar das „Übereinkommen zum Schutz der Alpen (Alpenkonvention)“ unterzeichnet. Dieses Übereinkommen kann in Kraft treten, wenn es von den Parlamenten mindestens dreier Vertragsstaaten ratifiziert wurde. Damit ist noch in diesem Jahr zu rechnen.

Auf den ersten Blick konnte der „Fahrplan“ eingehalten werden, den die CIPRA 1989 in ihrem „Leitbild für eine Alpenkonvention“ vorgezeichnet hatte: Nach ihren Vorstellungen sollte ein völkerrechtlich verbindliches Abkommen zur Einleitung einer alpenweiten effizienten Umweltpolitik in einem Zeitraum von zwei bis drei Jahren verwirklicht werden. Von einer Umsetzung einer solchen Politik in die praktische Tagesarbeit der Regierungen im Alpenraum sind wir jedoch noch weit entfernt.

Dies liegt daran, daß 1991 in Salzburg nur eine sogenannte Rahmenkonvention unterzeichnet worden ist, in der sehr allgemein gehaltene Verpflichtungen der Vertragsparteien aufgezichnet sind und in der für die einzelnen Fachbereiche zwar die anzustrebenden Ziele, nicht jedoch bereits die konkreten Maßnahmen genannt wurden. Diese Maßnahmen sollen in sogenannten „Protokollen“ als Anhänge zur Rahmenkonvention für jeden Fachbereich ausgearbeitet, unterzeichnet und ratifiziert werden. Die bisherigen Erfahrungen bei der Ausarbeitung der

Protokolle zu den Fachbereichen Naturschutz und Landschaftspflege, Raumplanung, Tourismus, Berglandwirtschaft, Verkehr, Bergwald, Bodenschutz, Energie und Wasserhaushalt zeigen, daß sich die Abstimmungsprozeduren unter den Alpenländern sehr viel schwieriger gestalten als zunächst angenommen und daß damit auch der ursprüngliche Zeitplan kaum eingehalten werden kann. Zwar geht man bei dem derzeit federführenden Staat Frankreich davon aus, daß zumindest die ersten fünf Protokolle bis zum Herbst 1993 unterschriftsreif sein werden. Doch ist dies keineswegs sicher und zum anderen vergeht dann immer noch geraume Zeit bis zur Ratifizierung und damit verbindlichen Inkraftsetzung.

Wenn man weiter berücksichtigt, daß für die Umsetzung der völkerrechtlich verbindlichen Maßnahmen in jeweils nationales Recht wiederum Jahre vergehen dürften, dann wird verständlich, warum die durch den Binnenmarkt ab 1993 erneut beschleunigte wirtschaftliche Entwicklung mit ihren Folgen für den Alpenraum den Möglichkeiten ihrer umweltverträglichen Gestaltung weit vorausgeeilt ist. Kurzum: am 1. 1. 1993 geht die Ökonomie als eindeutiger Sieger über die Ziellinie, die Ökologie hinkt weit abgeschlagen hinterher.

Trotz dieser für die Umwelt im Alpenraum enttäuschenden Diagnose kann festgestellt werden, daß die Talsohle in Sachen Umweltschutz im Alpenraum durchschritten zu sein scheint. Immerhin werden jetzt die „Medikamente“ für eine wirkungsvolle Therapie des Patienten Alpenraum entwickelt. Wie bei allen neuen Medikamenten kann die Dosis nur langsam gesteigert werden, wenn der Patient nicht an den Nebenwirkungen Schaden leiden soll.

Wir können jedenfalls froh sein, daß die CIPRA-Initiative für eine Alpenkonvention aus einer anfänglich schier aussichtslosen Situation heraus innerhalb von wenigen Jahren zu einem Erfolg geworden ist. Der Erfolg liegt allein schon darin, daß nunmehr für den gesamten Alpenraum von Nizza bis Wien ein gemeinsamer Ansprechpartner für die künftige Umwelt- und Entwicklungspolitik im Alpenraum in Gestalt der Vertragspartner der Alpenkonvention zur Verfügung steht. Damit ist endlich ein förmlicher Adressat zur Entgegennahme von Empfehlungen und Forderungen für eine bessere Zukunft des Alpenraums geschaffen worden. Die CIPRA darf zurecht stolz darauf sein, daß dieser Ansprechpartner in Gestalt der sieben Umweltminister der

Alpenstaaten und des EG-Umweltkommissars durch ihre Initiative an einen gemeinsamen Tisch geholt werden konnte. Da nur wenigen Eingeweihten bekannt ist, wie es zu diesem exklusiven „Alpenclub“ kommen konnte, soll hier in der gebotenen Kürze einmal aus dem „Nähkästchen“ geplaudert werden.

Fachliche Grundlagen der Alpenkonvention: Die Arbeiten der CIPRA

Die CIPRA hat ihr Ziel, zu einem völkerrechtlich verbindlichen Übereinkommen zum Schutz des Alpenraums beizutragen, gleichermaßen auf politischem und fachlichem Weg verfolgt. Sie hat durch zahlreiche Gespräche und Schriftwechsel mit politischen Vertretern auf regionaler, nationaler und europäischer Ebene für ihre Vision von einer gemeinsamen Umweltpolitik für den Alpenraum geworben. Dabei mußte sie zunächst viele Niederlagen einstecken.

Die größte Enttäuschung war wohl, daß gerade die regionalen Regierungen des zentralen Alpenraums, allen voran die Mitgliedsländer der ARGE ALP, an einer Alpenkonvention kein Interesse finden wollten. Diese Enttäuschung war für die CIPRA um so größer, als es von Anfang an ihre Absicht war, eine gemeinsame alpenländische Umweltpolitik „von unten“ aufzubauen, also auf die Länder/Kantone/Regionen/Provinzen abzustützen. Es war und ist nach wie vor ihr Anliegen, die einheimische Bevölkerung des Alpenraums schwerpunktmäßig in die Arbeiten an der Alpenkonvention einzubinden und sie zu veranlassen, die Politik für ihren eigenen Lebensraum selbst zu formulieren.

Davon auszugehen stellte sich jedoch sehr rasch als unrealistisch heraus. Die Alpenländer waren zunächst mit ihrer unverbindlichen grenzüberschreitenden Zusammenarbeit im Rahmen der Alpenländischen Arbeitsgemeinschaften zufrieden. Erst als das Europäische Parlament durch einstimmigen Beschluß die EG-Kommission aufforderte, eine Konvention zum Schutz des Alpenraums auszuarbeiten und dabei auch die Internationale Alpenschutzkommission CIPRA zu beteiligen, begann langsam ein Umdenkungsprozeß.

Es ist das große Verdienst der CSU-Fraktion im Bayerischen Landtag und der Bayerischen Staatsregierung, die Zeichen der Zeit rechtzeitig erkannt zu haben. Im Januar 1989 faßte der Bayerische Ministerrat den Beschluß, die Möglichkeiten des Abschlusses einer Alpenkonvention zu prüfen und bat die Bundesregierung, entsprechende Schritte einzuleiten. Nur zwei Tage später gab der deutsche Umweltminister Dr. Klaus Töpfer eine Pressemitteilung heraus, in der er die Einladung seiner Kollegen aus den übrigen Alpenstaaten zur Teilnahme an einer ersten Alpenkonferenz ankündigte. Diese Konferenz fand vom 9.–11. Oktober 1989 in Berchtesgaden statt.

Parallel zum politischen Entscheidungsprozeß bereitete die CIPRA konsequent die fachlichen Grundlagen für ihr großes Ziel Alpenkonvention vor. Nach der medienwirksamen Präsentation der „Bilanz zur Umweltpolitik im Alpenraum“ anläßlich der inter-

nationalen Alpenkonferenz 1988 in Lindau (vgl. den Beitrag des Autors in Berg '89) machte sich die CIPRA sofort an die Arbeit, um die Grundlagen eines Leitbildes für die Alpenkonvention auszuarbeiten. Sie ging dabei ähnlich vor wie bei der Aufstellung ihrer umweltpolitischen Bilanz: Für 13 Fachbereiche, von der Raumordnung über Berglandschaft, Tourismus, Verkehr und Wasserwirtschaft bis hin zu Kultur und Forschung, wurden fachliche Ziele, Grundsätze und Maßnahmen formuliert und mehr als 300 Experten, Verbänden und Regierungsstellen zur Stellungnahme zugeleitet. Der Entwurf hat daraufhin wesentliche Änderungen und Ergänzungen erfahren. Das auf diese Weise breit abgestützte Leitbild wurde von der Delegiertenversammlung der CIPRA am 28. September 1989 in Großkirchheim/Kärnten/Österreich angenommen, am 5. Oktober 1989 in München den Vertretern von Presse, Hörfunk und Fernsehen vorgestellt und am 9. Oktober 1989 als offizielle Unterlage der ersten Alpenkonferenz der Umweltminister präsentiert.

Daraufhin wurde der CIPRA gemeinsam mit der Internationalen Union zur Erhaltung der Natur (IUCN) das Recht eingeräumt, bei der Ausarbeitung der Alpenkonvention und ihrer Protokolle mitzuwirken. Es kann nicht unerwähnt bleiben, daß dieser Beschluß in den ersten zwei Jahren uneingeschränkt nur von der Bundesrepublik Deutschland umgesetzt wurde. Alle anderen Vertragsparteien haben CIPRA und IUCN entweder nur teilweise oder gar nicht an den Sitzungen der Protokoll-Arbeitsgruppen beteiligt. Auch eine Beteiligung an den Sitzungen der Arbeitsgruppe der Hohen Beamten fand anfangs nicht statt.

Inzwischen hat sich die CIPRA jedoch durch weitere konsequente fachliche Arbeit nahezu überall die Position eines offiziellen Beobachters erkämpft.

Im Laufe des Jahres 1990 war abzusehen, daß bei der für den Herbst 1991 vorgesehenen 2. Alpenkonferenz der Umweltminister lediglich eine Rahmenkonvention, nicht jedoch ein oder mehrere Fachprotokolle als Anhänge zu dieser Konvention, verabschiedet werden kann. Bereits die ersten Protokollentwürfe – Ausnahme: das Protokoll Naturschutz und Landschaftspflege – lassen erkennen, daß die vorgesehenen Regelungen sehr allgemein gehalten sind mit der Folge, daß auf der Grundlage dieser Entwürfe nur geringe Fortschritte in Richtung einer griffigen Umweltpolitik im Alpenraum erwartet werden können.

Die CIPRA-Deutschland hat daraufhin erneut die Initiative ergriffen und im Rahmen eines Forschungsvorhabens einen Überblick vermittelt, welche Forschungsfragen aus welchen Fachbereichen soweit geklärt sind, daß politische Entscheidungen sofort getroffen werden können. Sie hat das in den Alpenstaaten dezentral gestreute Wissen in einer Studie gesammelt und den an der Alpenkonvention arbeitenden Facharbeitsgruppen in deutscher, französischer und italienischer Sprache zur Verfügung gestellt.

Die Studienergebnisse basieren auf einer alpenweiten Umfrage, bei der 425 Experten aus Hochschulen, Fachbehörden, Unternehmen und Verbänden befragt wurden. Wie die Umfrageergebnisse zeigen, können in nahezu allen Fachbereichen die erforderlichen politischen Entscheidungen auf der Grundlage gesi-

cherten Fachwissens sofort getroffen werden. Trotzdem besteht bei einigen Fachbereichen noch erheblicher Forschungsbedarf. Alle Fachbereiche haben jedoch einen deutlichen Umsetzungsbedarf.

Es wird deshalb vorgeschlagen, ein von den Experten als sehr dringlich gefordertes Informations- und Dokumentationssystem raschestmöglich einzurichten und einen alpenweiten Forschungsverbund zu organisieren. Aufgabe dieser Einrichtung sollte es nach Auffassung der CIPRA sein, die mit dem Vollzug der Alpenkonvention zusammenhängenden Forschungsergebnisse zu sichten, aufzubereiten und in allgemein verständlicher Form zu dokumentieren sowie öffentlichkeitswirksam zu verbreiten.

Die Studie mit dem Titel „Alpenkonvention: Entscheidungsreife Fragen“ konnte von der CIPRA-Deutschland in deutscher, französischer und italienischer Sprache als offizielle Konferenzunterlage den Umweltministern der Alpenstaaten am 7. November 1991 anlässlich der Unterzeichnung der Rahmenkonvention in Salzburg präsentiert werden.

Inhalte der Alpenkonvention: Die Beschlüsse der Vertragsparteien

Die Vertragsparteien der Alpenkonvention sind die sechs Alpenstaaten Deutschland, Frankreich, Italien, Liechtenstein, Österreich und Schweiz. Slowenien wird als 7. Vertragsstaat in Kürze anstelle von Jugoslawien dem Übereinkommen beitreten. Ferner ist die EG, vertreten durch ihren Umweltkommissar, Vertragspartei der Alpenkonvention. Das von den Vertragsparteien unterzeichnete Dokument hat folgenden Inhalt (die Formulierungen orientieren sich weitestmöglich am deutschen Originaltext der Alpenkonvention):

In einer Präambel haben die Vertragsparteien festgestellt, daß die Alpen einer der größten zusammenhängenden Naturräume Europas und ein durch seine spezifische und vielfältige Natur, Kultur und Geschichte ausgezeichnete Lebens-, Wirtschafts-, Kultur- und Erholungsraum im Herzen Europas sind, an dem zahlreiche Völker und Länder teilhaben. Sie haben ferner erkannt, daß die Alpen Lebens- und Wirtschaftsraum für die einheimische Bevölkerung sind und auch größte Bedeutung für außeralpine Gebiete haben, unter anderem als Träger bedeutender Verkehrswege. Sie erkennen die Tatsache an, daß die Alpen unverzichtbarer Rückzugs- und Lebensraum vieler gefährdeter Pflanzen- und Tierarten sind. Die Vertragsparteien sind sich ferner der großen Unterschiede in den einzelnen Rechtsordnungen, den naturräumlichen Gegebenheiten, der Besiedlung, der Land- und Fortwirtschaft, dem Stand und der Entwicklung der Wirtschaft, der Verkehrsbelastung sowie der Art und Intensität der touristischen Nutzung bewußt. Es ist ihnen bekannt, daß die ständig wachsende Beanspruchung durch den Menschen den Alpenraum und seine ökologischen Funktionen in zunehmendem Maße gefährdet und daß Schäden nicht oder nur mit hohem Aufwand, beträchtlichen Kosten und in der Regel nur in großen

Zeiträumen behoben werden können. Schließlich sind sie überzeugt, daß wirtschaftliche Interessen mit den ökologischen Erfordernissen in Einklang gebracht werden müssen.

Im rechtsverbindlichen Teil der Rahmenkonvention verpflichten sich die Vertragsparteien unter Beachtung des Vorsorge-, des Verursacher- und des Kooperationsprinzips, eine ganzheitliche Politik zur Erhaltung und zum Schutz der Alpen unter ausgewogener Berücksichtigung der Interessen aller Alpenstaaten, ihrer alpinen Regionen sowie der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft unter umsichtiger und nachhaltiger Nutzung der Ressourcen sicherzustellen. Dabei wird die grenzüberschreitende Zusammenarbeit für den Alpenraum verstärkt sowie räumlich und fachlich erweitert.

Zur Erreichung dieses Ziels verpflichten sich die Vertragsparteien, geeignete Maßnahmen insbesondere auf den folgenden Gebieten zu ergreifen:

Bevölkerung und Kultur – mit dem Ziel der Achtung, Erhaltung und Förderung der kulturellen und gesellschaftlichen Eigenständigkeit der ansässigen Bevölkerung und der Sicherstellung ihrer Lebensgrundlagen, namentlich der umweltverträglichen Besiedlung und wirtschaftlichen Entwicklung sowie der Förderung des gegenseitigen Verständnisses und partnerschaftlichen Verhaltens zwischen alpiner und außeralpiner Bevölkerung,

Raumplanung – mit dem Ziel der Sicherung einer sparsamen und rationellen Nutzung und einer gesunden, harmonischen Entwicklung des Gesamttraumes unter besonderer Beachtung der Naturgefahren, der Vermeidung von Über- und Unternutzung sowie der Erhaltung oder Wiederherstellung von natürlichen Lebensräumen durch umfassende Klärung und Abwägung der Nutzungsansprüche, vorausschauende integrale Planung und Abstimmung der daraus resultierenden Maßnahmen,

Luftreinhaltung – mit dem Ziel der drastischen Verminderung von Schadstoffemissionen und -belastungen im Alpenraum und der Schadstoffverfrachtung von außen, auf ein Maß, das für Menschen, Tiere und Pflanzen nicht schädlich ist,

Bodenschutz – mit dem Ziel der Verminderung der quantitativen und qualitativen Bodenbeeinträchtigungen, insbesondere durch Anwendung bodenschonender land- und forstwirtschaftlicher Produktionsverfahren, sparsamen Umgang mit Grund und Boden, Eindämmung von Erosion sowie durch Beschränkung der Versiegelung von Böden,

Wasserhaushalt – mit dem Ziel, gesunde Wassersysteme zu erhalten oder wiederherzustellen, insbesondere durch die Reinhaltung der Gewässer, durch naturnahen Wasserbau und durch eine Nutzung der Wasserkraft, die die Interessen der ansässigen Bevölkerung und das Interesse an der Erhaltung der Umwelt gleichermaßen berücksichtigt,

Naturschutz und Landschaftspflege – mit dem Ziel, Natur und Landschaft so zu schützen, zu pflegen und, soweit erforderlich,

„... mit dem Ziel, Belastungen und Risiken im Bereich des [...] Verkehrs auf ein Maß zu senken, das [...] erträglich ist

wiederherzustellen, daß die Funktionsfähigkeit der Ökosysteme, die Erhaltung der Tier- und Pflanzenwelt einschließlich ihrer Lebensräume, die Regenerationsfähigkeit und nachhaltige Leistungsfähigkeit der Naturgüter sowie der Vielfalt, Eigenart und Schönheit der Natur und Landschaft in ihrer Gesamtheit dauerhaft gesichert werden,

Berglandwirtschaft – mit dem Ziel, im Interesse der Allgemeinheit die Bewirtschaftung der traditionellen Kulturlandschaften und eine standortgerechte umweltverträgliche Landwirtschaft zu erhalten und unter Berücksichtigung der erschwerten Wirtschaftsbedingungen zu fördern,

Bergwald – mit dem Ziel, Erhaltung, Stärkung und Wiederherstellung der Waldfunktionen, insbesondere der Schutzfunktion, der Verbesserung der Widerstandskraft der Waldökosysteme, namentlich mittels einer naturnahen Waldbewirtschaftung und durch die Verhinderung waldschädigender Nutzungen und Berücksichtigung der erschwerten Wirtschaftsbedingungen im Alpenraum,

Tourismus und Freizeit – mit dem Ziel, unter der Einschränkung umweltschädigender Aktivitäten, die touristischen und Freizeitaktivitäten mit den ökologischen und sozialen Erfordernissen in Einklang zu bringen, insbesondere durch Festlegung von Ruhe-zonen,

Verkehr – mit dem Ziel, Belastungen und Risiken im Bereich des inneralpinen und alpenquerenden Verkehrs auf ein Maß zu senken, das für Menschen, Tiere und Pflanzen sowie deren Lebensräume erträglich ist, unter anderem durch eine verstärkte Verlagerung des Verkehrs, insbesondere des Güterverkehrs, auf die Schiene, vor allem durch Schaffung geeigneter Infrastrukturen und marktkonformer Anreize, ohne Diskriminierung aus Gründen der Nationalität;

Energie – mit dem Ziel, eine natur- und landschaftsschonende sowie umweltverträgliche Erzeugung, Verteilung und Nutzung der Energie durchzusetzen und energiesparende Maßnahmen zu fördern,

Abfallwirtschaft – mit dem Ziel, unter besonderer Berücksichtigung der Abfallvermeidung eine den besonderen topographischen, geologischen und klimatischen Bedürfnissen des Alpenraumes angepaßte Abfallerfassung, -verwertung und -entsorgung sicherzustellen.

Diese Ziele sollen in sogenannten „Protokollen“ präzisiert und Maßnahmen zu ihrer Umsetzung festgelegt werden.

Zwei weitere Artikel sind der Forschung sowie der Zusammenarbeit im rechtlichen, wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und technischen Bereich gewidmet. Darin vereinbaren die Vertragsparteien, Forschungsarbeiten und wissenschaftliche Bewertungen durchzuführen und dabei zusammenzuarbeiten, gemein-

same oder einander ergänzende Programme zur systematischen Beobachtung zu entwickeln und Forschung und Beobachtung sowie die dazugehörige Datenerfassung zu harmonisieren. Die Vertragsparteien erleichtern und fördern ferner den Austausch rechtlicher, wissenschaftlicher, wirtschaftlicher und technischer Informationen, die für das Abkommen erheblich sind. Sie informieren einander zu größtmöglicher Berücksichtigung grenzüberschreitender und regionaler Erfordernisse über geplante juristische oder wirtschaftliche Maßnahmen, von denen besondere Auswirkungen auf den Alpenraum oder Teile desselben zu erwarten sind.

Die Vertragsparteien arbeiten mit internationalen staatlichen und nichtstaatlichen Organisationen soweit erforderlich zusammen, um das Übereinkommen und die Protokolle, deren Vertragspartei sie sind, wirksam durchzuführen.

Ferner sorgen die Vertragsparteien in geeigneter Weise für eine regelmäßige Information der Öffentlichkeit über die Ergebnisse von Forschungen, Beobachtungen und getroffene Maßnahmen.

Die gemeinsamen Anliegen der Vertragsparteien und ihre Zusammenarbeit sind Gegenstand regelmäßig stattfindender Tagungen der Konferenz der Vertragsparteien (Alpenkonferenz). Sie sollen in der Regel alle zwei Jahre bei der Vertragspartei stattfinden, die den Vorsitz führt. Vorsitz und Sitz wechseln nach jeder ordentlichen Tagung der Alpenkonferenz. Beides wird von der Alpenkonferenz festgelegt.

Die Vereinten Nationen, ihre Sonderorganisationen, der Europarat sowie jeder europäische Staat können auf den Tagungen der Alpenkonferenz als Beobachter teilnehmen. Das gleiche gilt für grenzüberschreitende Zusammenschlüsse alpiner Gebietskörperschaften. Die Alpenkonferenz kann außerdem einschlägig tätige internationale nichtstaatliche Organisationen als Beobachter zulassen.

Zu den Aufgaben der Alpenkonferenz gehört die Prüfung über die Durchführung des Übereinkommens sowie der Protokolle. Die Alpenkonferenz beschließt Änderungen des Übereinkommens sowie der Protokolle und richtet die zur Durchführung des Übereinkommens für notwendig erachteten Arbeitsgruppen ein. Sie nimmt die Auswertung wissenschaftlicher Informationen zur Kenntnis und stellt die Durchführung der notwendigen Sekretariatsarbeiten sicher.

Soweit nichts anderes bestimmt wird, faßt die Alpenkonferenz ihre Beschlüsse mit Einstimmigkeit, wobei jede Vertragspartei eine Stimme hat. In ihrem Zuständigkeitsbereich übt die EG ihr Stimmrecht mit einer Stimmenzahl aus, die der Anzahl ihrer Mitgliedsstaaten entspricht, die Vertragsparteien des Übereinkommens sind. Die EG übt ihr Stimmrecht nicht aus, wenn die betreffenden Mitgliedsstaaten ihr Stimmrecht ausüben.

Als ausführendes Organ der Alpenkonferenz wird ein Ständiger Ausschuß eingerichtet, der aus den Delegierten der Vertragsparteien besteht. Die in der Alpenkonferenz vorsitzführende Vertragspartei stellt den Vorsitz im Ständigen Ausschuß. Dieser Ausschuß nimmt insbesondere folgende Aufgaben wahr: Er sichtet die von den Vertragsparteien übermittelten Informationen, sammelt und bewertet Unterlagen im Hinblick auf die

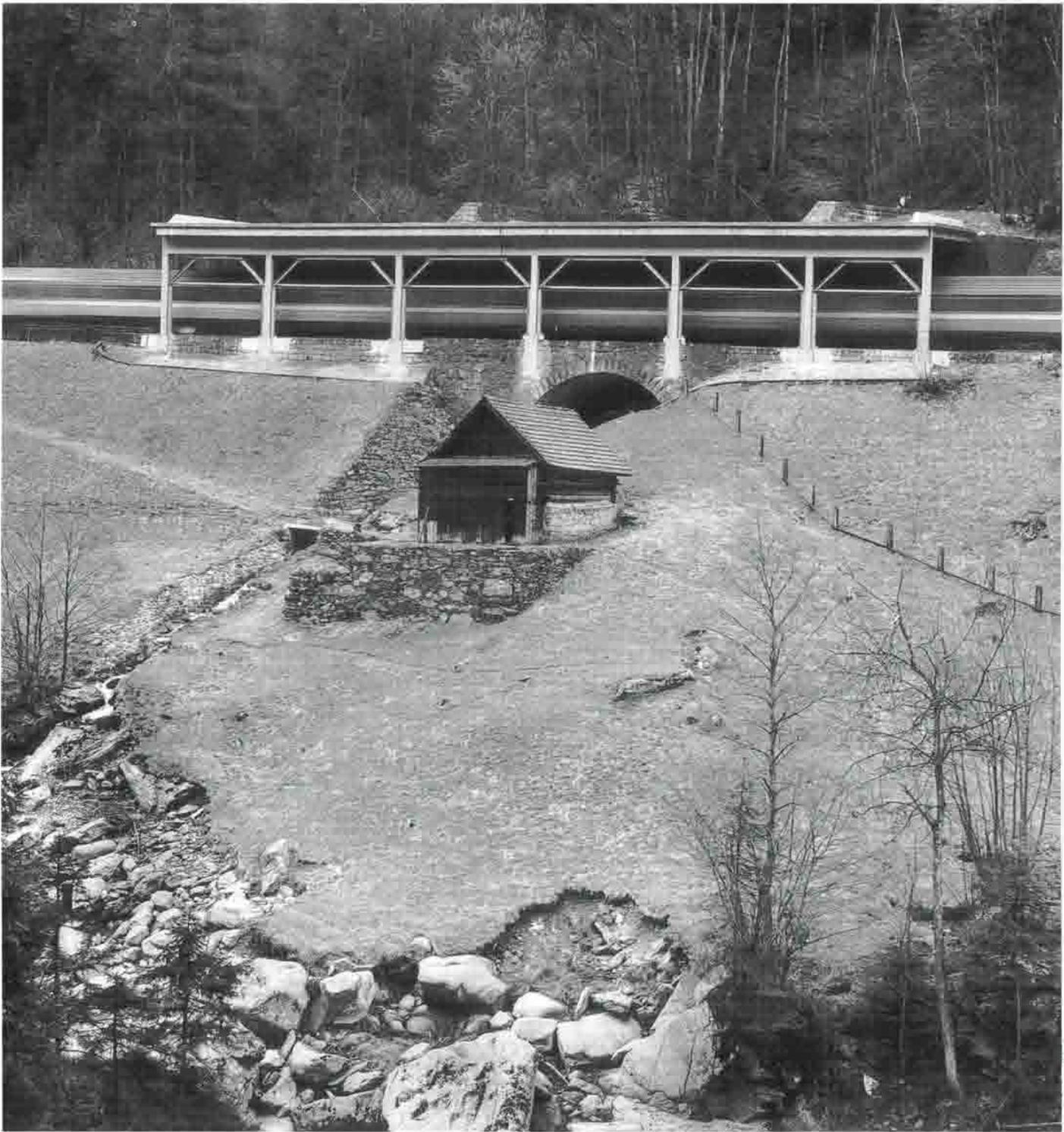


Foto: Jürgen Winkler

Durchführung des Übereinkommens sowie der Protokolle und legt sie der Alpenkonferenz zur Überprüfung vor. Er unterrichtet die Alpenkonferenz über die Durchführung ihrer Beschlüsse, bereitet inhaltlich die Tagungen der Alpenkonferenz vor und kann Tagesordnungspunkte sowie sonstige Maßnahmen betreffend die Durchführung des Übereinkommens und seiner Protokolle vorschlagen, setzt Arbeitsgruppen für die Erarbeitung von Protokollen und Empfehlungen ein, überprüft und harmonisiert Inhalte von Protokollentwürfen unter ganzheitlichen Aspekten

und schlägt sie der Alpenkonferenz vor. Schließlich schlägt der Ständige Ausschuss Maßnahmen und Empfehlungen zur Verwirklichung der in dem Übereinkommen und den Protokollen enthaltenen Ziele der Alpenkonferenz vor.

Die Alpenkonferenz kann die Errichtung eines ständigen Sekretariats mit Einstimmigkeit beschließen. Das Übereinkommen liegt ab dem 7. November 1991 bei der Republik Österreich als Verwahrer zur Unterzeichnung auf. Es bedarf der Ratifikation, Annahme oder Genehmigung. Es tritt drei Monate nach dem Tag

in Kraft, nachdem drei Staaten ihre Zustimmung ausgedrückt haben, durch das Übereinkommen gebunden zu sein. Für jeden Unterzeichnerstaat, der später seine Zustimmung ausdrückt, tritt die Alpenkonvention drei Monate nach Hinterlegung der Ratifikations-, Annahme- oder Genehmigungsurkunde in Kraft. Jede Vertragspartei kann das Übereinkommen jederzeit durch eine an den Verwahrer gerichtete Notifikation kündigen.

Das größte Problem: Der kleinste gemeinsame Nenner bei den Protokollen

Die Vertragsparteien haben beschlossen, Protokolle für die folgenden Fachbereiche auszuarbeiten:

Naturschutz und Landschaftspflege (Federführung: Deutschland)

Raumplanung (Federführung: Frankreich)

Tourismus (Federführung: Frankreich)

Verkehr (Federführung: Schweiz)

Berglandwirtschaft (Federführung: Italien)

Bergwald (Federführung: Österreich)

Energie und Wasserhaushalt (Federführung: Italien)

Bodenschutz: (Federführung: Deutschland).

Am weitesten fortgeschritten sind die Arbeiten am Protokoll Naturschutz und Landschaftspflege. Auch die Protokolle Raumplanung und Berglandwirtschaft sind hinsichtlich Inhalt und Abstimmungsprozeduren relativ weit gediehen. Es kann deshalb damit gerechnet werden, daß diese drei Protokolle auf der nächsten Alpenkonferenz der Umweltminister im Herbst 1993 in Frankreich unterzeichnet werden können. Offen ist derzeit, ob auch die Protokolle zu den Fachbereichen Tourismus und Verkehr bis zu diesem Zeitpunkt unterschriftsreif sein werden. Dies hatte die derzeit federführende französische Delegation bei der Unterzeichnung der Rahmenkonvention am 7. November 1991 in Salzburg zwar angekündigt, der Sachstand des Jahres 1992 läßt jedoch begründete Zweifel an der Fertigstellung dieser Protokolle bestehen.

Zunehmend schwierig gestaltet sich die Koordinierung der fachlichen Inhalte der einzelnen Protokolle. Vor allem der Abgleich der Protokolle zu den Bereichen Tourismus und Verkehr mit dem Protokoll Naturschutz und Landschaftspflege gestaltet sich konfliktreich. Während bei Tourismus und Verkehr Protokollinhalte überwiegend von ökonomischen Interessen bestimmt sind, sind im Protokoll Naturschutz und Landschaftspflege die Grundzüge einer alpenweiten Natur- und Umweltschutzpolitik formuliert. Der enorme Regelungsbedarf in diesem Bereich war letztlich Anlaß für das gesamte Vertragswerk Alpenkonvention.

Es besteht nunmehr die Gefahr, daß der eigentliche Anlaß für die Alpenkonvention, nämlich die Formulierung einer gemeinsamen alpenweiten Umweltschutzpolitik der Alpenstaaten und Alpenländer, in den Hintergrund gedrängt wird und sich die Diskussion innerhalb und außerhalb des Alpenraums mehr und mehr auf die Entwicklungsziele der wirtschaftlichen Fachbereiche Tourismus, Verkehr, Landwirtschaft und Energiewirtschaft verlagert. Derzeit ist nicht abzusehen, wie die unterschiedlichen Interessenlagen

für alle Beteiligten befriedigend untereinander abgeglichen werden können.

Die derzeit erkennbare Tendenz scheint wieder einmal nach dem bekannten Prinzip des kleinsten gemeinsamen Nenners zu verlaufen. Das würde bedeuten, daß der in einem Alpenstaat jeweils niedrigste Standard im Vertragswerk normiert wird. Die CIPRA hatte demgegenüber gefordert, den jeweils höchsten Standard einer Vertragspartei als anzustrebendes Ziel zu normieren und dafür unterschiedlich gestaffelte Zeithorizonte festzulegen. Nur so kann nach ihrer Auffassung ein umweltpolitischer Rückschritt in den Staaten mit höheren Umweltstandards vermieden und die dringend erforderliche griffigere Umweltpolitik mit hohen Qualitätsstandards in absehbarer Zeit erreicht werden.

Um dieses Ziel zu erreichen, müßte auch von dem in der Rahmenkonvention festgeschriebenen Prinzip der Einstimmigkeit abgegangen und Mehrheitsentscheidungen zugelassen werden. Gerade die Einstimmigkeit führt letztlich dazu, daß das langsamste Schiff im Geleitzug das Tempo bestimmt.

Damit würde sich die derzeitige Differenz zwischen den beiden Entwicklungsgeschwindigkeiten von Ökonomie und Ökologie weiter vergrößern. Wie eingangs dargestellt, wird mit der Vollenendung des Europäischen Binnenmarktes am 1. Januar 1993 die Entwicklungsgeschwindigkeit des Wirtschaftsbereichs auch im Alpenraum weiter erhöht, während die Entwicklungsgeschwindigkeit der alpenweiten gemeinsamen Umweltpolitik Gefahr läuft, auf einem niedrigen Niveau festgeschrieben zu werden. Gerade die Folgen des Binnemarktes für die alpine Umwelt sind es aber, die eine deutliche Erhöhung der Geschwindigkeit für eine griffige Umweltpolitik im Alpenraum dringend erforderlich machen. Allein zur Erhaltung des gegenwärtigen Umwelt-Status wäre es deshalb notwendig, die Orientierungsmarken für gemeinsame Umweltqualitätsstandards an den jeweils höchsten Normen eines Vertragsstaates zu orientieren.

Offene Fragen: Forschung, Information, Sekretariat, Umsetzung

Die Vertragsparteien haben in den Artikeln 3 und 4 der Alpenkonvention sehr weitreichende Vereinbarungen über die Zusammenarbeit in Wissenschaft und Forschung getroffen. Neue Forschungsergebnisse sind in manchen Fachbereichen zur Lösung der anstehenden Probleme sicher notwendig. Das darf jedoch nicht dazu führen, daß dringend erforderliche Entscheidungen unter Hinweis auf noch nicht endgültig wissenschaftlich geklärte Fragen zurückgestellt werden.

Offene Fragen ergeben sich auch im Hinblick auf die bisher viel zu geringe Information der betroffenen Bevölkerung über Ziele, Inhalte und Maßnahmen der Alpenkonvention. Gerade die davon besonders betroffene Bevölkerung innerhalb des Alpenraums hat ein Recht, frühzeitig in den Meinungsbildungsprozeß der Alpenkonvention eingebunden zu werden. Es ist deshalb nicht so recht verständlich, warum ein bereits 1990 unterbreitetes Konzept für eine alpenweite Informations- und Medienkampagne zur Aufklärung über die Alpenkonvention von der zustän-

digen Arbeitsgruppe Hoher Beamter nicht angenommen wurde. Die angekündigten nationalen Initiativen in Sachen Information wurden bisher in den meisten Alpenländern nicht und in den anderen nur sehr zaghaft angegangen.

Deshalb erscheint es auch nicht verwunderlich, wenn in weiten Kreisen der alpenländischen Bevölkerung Vorbehalte, Zweifel, ja sogar Ängste gegenüber dem Vertragswerk Alpenkonvention entstanden sind. Dies hat in einigen Teilen der Alpen nicht nur zu einer skeptischen, sondern sogar zu einer ablehnenden Haltung gegenüber der Alpenkonvention geführt. So lehnen derzeit mehrere große Bergkantone in der Schweiz die Alpenkonvention ab mit der Folge, daß die Ratifizierung des Abkommens vorläufig ruht. Die Frage bleibt offen, ob durch rechtzeitige Information diese Situation hätte verhindert werden können.

Weiterhin offen ist die Frage nach Einrichtung eines Sekretariats der Alpenkonvention und dessen Sitz. Nach Artikel 9 kann die Alpenkonferenz die Errichtung eines ständigen Sekretariats mit Einstimmigkeit beschließen. Das bedeutet, daß schon ein einziger Konkurrent um den Sitz des Alpensekretariats dessen Einrichtung verhindern kann. Hier wäre also eine Änderung in Richtung Mehrheitsentscheidung dringend zu empfehlen.

Auf der Salzburger Konferenz hat der Landeshauptmann von Südtirol, Dr. Luis Durnwalder, die Bewerbung Bozens für den Sitz des Alpensekretariats offiziell bekanntgegeben. Er hat diese Bewerbung u. a. damit begründet, daß Bozen an der Nahtstelle zwischen romanischem und germanischem Sprach- und Kulturraum liegt und damit eine verbindende Brückenfunktion zwischen beiden Räumen wahrnehmen kann. Als inneralpiner Standort wäre Bozen für ein solches Alpensekretariat sicherlich geeignet, zumal dort eine Europäische Akademie für angewandte Forschung und Fortbildung ihre Tätigkeit aufgenommen hat. Das Alpensekretariat könnte seine Arbeit im Rahmen der Tätigkeiten der Akademie erledigen, zumal an der Akademie ein Fachbereich „Umweltfragen im Alpenraum“ im Aufbau begriffen ist. Gerade diese Aufbauphase würde eine optimale Integration des Alpensekretariats in die künftigen Tätigkeitsfelder der Akademie gewährleisten.

Schließlich ist die Art der Umsetzung der in den Protokollen normierten Grundsätze, Ziele und Maßnahmen bisher offen. Die Formulierungen in den einzelnen Protokollen hinsichtlich der Verbindlichkeit der Vereinbarungen sind sehr unterschiedlich. Während etwa im Protokoll Naturschutz und Landschaftspflege relativ verbindliche Festlegungen vorgesehen sind, enthalten zahlreiche Formulierungen etwa im Verkehrsprotokoll nur unverbindliche Absichtserklärungen. Gerade die Verbindlichkeit war jedoch die Triebfeder für die CIPRA-Initiative Alpenkonvention. Ohne Verbindlichkeit hätte man es auch bei den Grundsätzen und Zielen etwa des Leitbildes zur Entwicklung und Sicherung des Alpenraums der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer belassen können. Dieses in der Substanz bemerkenswerte Leitbild hat nur einen einzigen Makel: es ist für die Mitgliedsländer der ARGE ALP nicht rechtsverbindlich. Man wird also die Ernsthaftigkeit der für die Alpenkonvention verantwortlichen Umweltminister für eine griffige Umweltpolitik im Alpenraum in erster Linie daran

messen müssen, inwieweit sie sich auf konkrete alpenspezifische und völkerrechtlich verbindliche Normen mit hohem Umweltstandard einigen können.

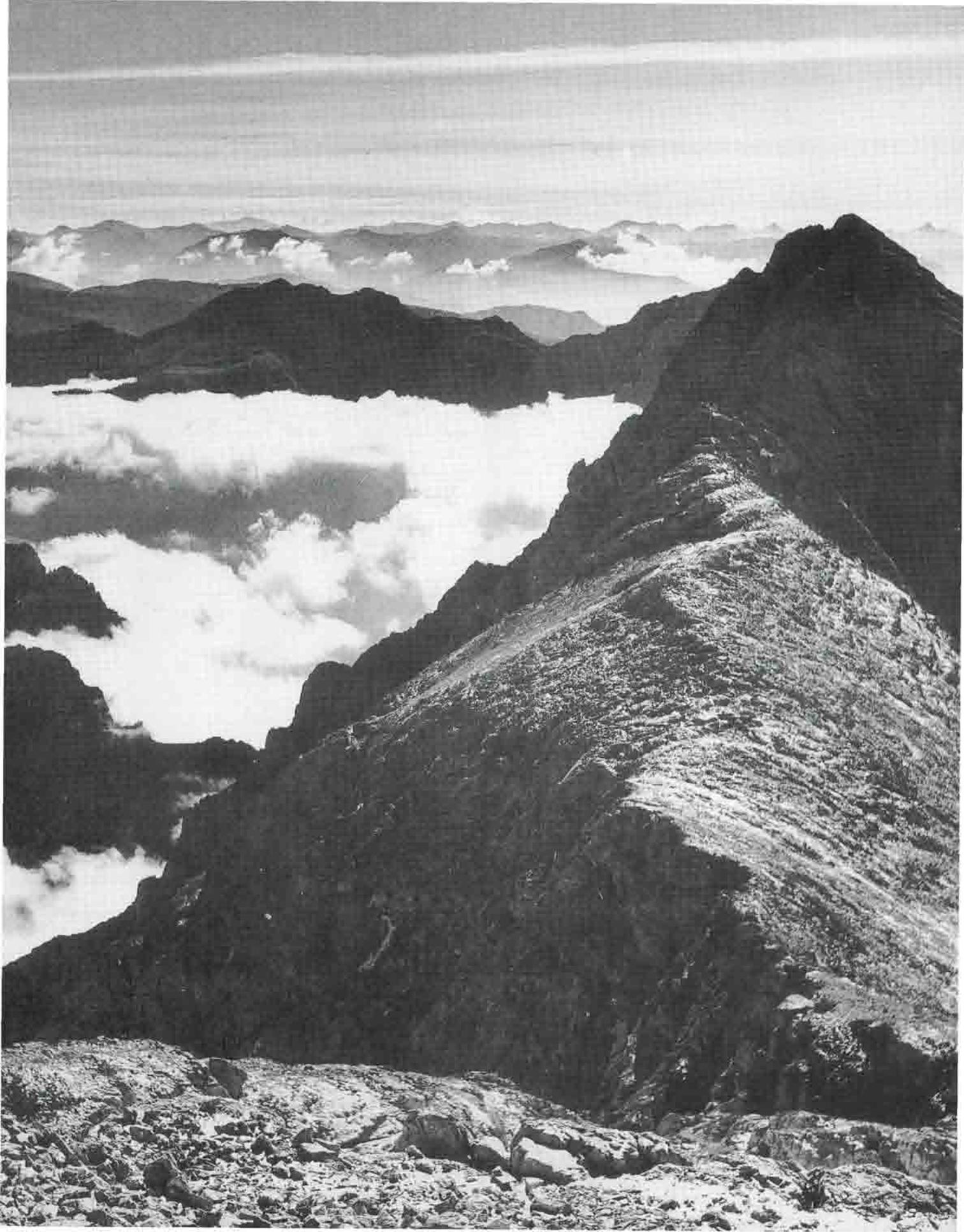
Neue CIPRA-Initiative: Ein alpenweiter Sachverständigenrat

Während durch die Alpenkonvention die für den Alpenraum verantwortlichen Umweltpolitiker an einen Tisch gebracht werden konnten, ist der für dieses Vertragswerk dringend erforderliche Sachverstand nach wie vor unorganisiert und zersplittert. Es ist jedoch dringend erforderlich, diesen Sachverstand zu bündeln und ihn für die Ausarbeitung und Umsetzung der Alpenkonvention verfügbar zu machen. Nur so wird es möglich sein, das hochkomplizierte Vertragswerk Alpenkonvention in etwa auf den Grundlagen des derzeitigen Standes von Wissenschaft und Forschung zu normieren.

Die CIPRA hat deshalb eine neue Initiative ergriffen und einen Rat von Sachverständigen für Alpenfragen (Alpenrat) ins Leben gerufen. In diesem Alpenrat sind namhafte Wissenschaftler und Experten aus den in der Alpenkonvention behandelten Fachbereichen versammelt. Aufgabe des Alpenrates ist es, die Vertragsparteien der Alpenkonvention fachwissenschaftlich zu beraten, zu den einzelnen Fachprotokollen Stellung zu nehmen sowie über die umweltrelevante Lage des Alpenraums öffentlichkeitswirksam zu berichten. Der Alpenrat will mit seiner Tätigkeit Verständnis für die Probleme des Alpenraums und ihre Lösungen bei Entscheidungsträgern und der betroffenen Bevölkerung gleichermaßen wecken. Er trägt damit auch zu Förderung eines „Alpenbewußtseins“ über die Grenzen der Alpenstaaten hinweg bei.

Seinem gesamtalpinen Auftrag entsprechend setzt sich der Alpenrat aus Experten nahezu aller Alpenstaaten zusammen. Er wird auf Anforderung der Vertragsparteien der Alpenkonvention tätig, kann aber auch eigene Initiativen entfalten. So ist etwa vorgesehen, einen umweltrelevanten Bericht zur Lage des Alpenraumes zu geben, der die längerfristig erkennbaren Trends sichtbar macht und damit als Informationsgrundlage für eine längerfristig angelegte Umweltpolitik für den Alpenraum dienen kann. Auf der Grundlage dieses Berichts wird es dann möglich sein, auch mittel- und kurzfristige Empfehlungen für die Alpenkonvention bzw. deren Vertragsstaaten abzugeben.

Die Konstituierung des Alpenrats ist die konsequente Fortsetzung des fachwissenschaftlichen Beratungsprogramms der CIPRA für die Alpenstaaten und Alpenländer. Die CIPRA hat diese Beratungsaufgabe bisher im wesentlichen auf ehrenamtlicher Basis erfüllen können. Die Fülle der mit der Alpenkonvention zusammenhängenden Aufgaben sprengt jedoch den ehrenamtlichen Rahmen erheblich und erfordert eine wesentlich breitere und professionellere Grundlage für die Beratungsleistungen. Mit dem Alpenrat schafft die CIPRA das fachwissenschaftliche Pendant zur Alpenkonferenz der Umweltminister. Die konstruktive Zusammenarbeit beider Gremien wird für die Zukunft des Alpenraums von entscheidender Bedeutung sein.



Innen-Ansichten einer Idee

Unterwegs im Nationalpark Kalkalpen

Franz Maier

**Links:
Blick vom Großen Priel
gegen die Spitzmauer
(Totes Gebirge)**

Nationalpark Kalkalpen. Bilder, Stimmungsbilder einer faszinierenden Idee soll ich liefern. Aber wo anfangen und wo aufhören? Soll ich von der Landschaft und den Bergen erzählen oder von den Ängsten der Menschen vor dem (vermeintlichen) Hinausgeschützt-werden? Von den Feindbildern in unseren Köpfen, die aus der Nationalpark-Diskussion entstanden sind, oder vom Nationalpark als Mittel zum Zweck, als Vehikel zum Umdenken, als Lernort zum Anders-Leben der Zukunft? Und: Ist der Nationalpark nicht im Kopf wichtiger als im Gesetzbuch?

Er ist es, aller Anfang ist immer in Köpfen. Ein Nationalpark fängt bei einem selber an, drum fang' ich bei mir, bei meinen Wurzeln an.

Nationalpark ist Heimat

Als ich das erste Mal auf einen richtigen Berg mitgenommen wurde, war ich noch ein ziemlich kleiner Stöpsel. Den höchsten Berg in unserer Gemeinde kannte ich bislang ja nur aus einer Erzählung meiner Mutter. Früher war sie manchmal am Berg. Einmal mit einer Partie auch am Nock, wo es windig, neblig, jedenfalls ganz unschön war. Der Abschied fiel ihr leicht: „Pfiat di Nockerl, mi siagst nimmer.“ Irgendwie hat sich dieser unfreundliche Eindruck auf mich übertragen und bis in den Traum verfolgt. So war allein die Nacht vor dem Aufbruch schon ein Erlebnis für sich. Ich hätte ja eigentlich schon bei meinen Taufpaten – dem Göd und der Godn – schlafen sollen, um am Morgen keine Zeit zu verlieren. Aber meine Mutter wollte mich unbedingt noch in ihrer Obhut haben, mir ein *letztes* Frühstück machen, bevor mich mein Göd endlich in Empfang nehmen konnte – versehen mit einer Unmenge an Ratschlägen.

Mit einem VW-Käfer ging es im Morgengrauen dann 25 km taleinwärts. Vom Auto aus habe ich im Bodinggraben damals auch zum ersten Mal einen richtigen Hirschen gesehen, der vor uns gemächlich die Flucht ergriff. Dem wird das Käfer-Geräusch vertraut gewesen sein, weil auch der Berufsjäger im Bodinggraben so herumtuckert. Das Fahrzeug muß man dann vor der Blumauer Alm stehenlassen, wo links bei den Wänden heute das Naturschutzgebiet anfängt. Sowas war mir damals aber noch ziemlich wurscht. Jedenfalls ging's dann bergauf. Erinnern kann

ich mich erst wieder an den Herzerlsee, der nämlich gar nicht wie ein Herz ausschaut. Von dort kletterten wir – ich teilweise auf allen vieren – über eine ziemlich steile, mit so „Platschn“ – Hochstauden weiß ich heute –, bewachsene Wiese zum Halterstz hinauf. Wenn ich ehrlich bin, weiß ich dann eigentlich nicht einmal mehr, ob wir überhaupt auf den Gipfel hinaufgekommen sind, was ich nachträglich aber doch stark annehme. Beim Abstieg haben wir dann noch einen kleinen Umweg über die Feichtau gemacht, das ist ein wunderschönes Almgebiet im Norden des Sengsengebirgshauptkammes. Noch nie habe ich vorher die hellgrau-weiß leuchtenden Kalkfelsen so nahe vor mir aufsteigen sehen. Und so schroff und abweisend. Dieses Bild ist seit damals im Kopf: nach diesem Ur-Bild ist heute meine Bergheimat definiert.

Molln wäre hübsch, ...

Die Feichtau ist seit jeher auch so etwas wie eine kollektive Bergheimat der Mollner gewesen: Nach dem Krieg waren es die jungen Sportler, die in der Paltnerhütte eine Zufluchtsstätte fanden und sich jahrelang mit dem Nocklauf gehörigen Respekt bei den Normalverbrauchern verschafften. Bei diesen alpinen Skirennen durch das Nockkar (später auch durch unser Mollner „Engadin“) wurde weitab von der Zivilisation Jahr für Jahr der „wilde Hund persönlich“ gekürt. Passiert ist zum Glück nie was Ernsthaftes.

Ende der sechziger und in den siebziger Jahren war die Feichtau im Sengsengebirge Kristallisationspunkt einer Naturschutzbewegung, die sich damals gegen den maßlosen Forststraßenbau der Bundesforste richtete. Daraus ging dann die AV-Sektion Molln und 1976 Oberösterreichs größtes Naturschutzgebiet hervor, vorgedacht als Teil eines späteren Nationalparks Kalkalpen. Bis heute ist diese Bewegung weder kaltgestellt noch abgeebbt. Ganz im Gegenteil, denn Molln hat sich zum ideologischen Zentrum der Nationalpark-Bestrebungen gemausert. So wurde im Mollner OeAV-Haus ein vorerst provisorisches Nationalpark-Forschungszentrum eingerichtet. Die geballte Nationalpark-Intelligenz werkt von hier aus. Der geballte Zorn der Nationalpark-Gegner trifft hierher. Aber auch die Zeit des Lächelns wird kommen.

... wäre man kurzsichtig

Das offizielle Molln ist anders: Das ist dort, wo noch Schnee liegt, wenn sonst nirgendwo mehr einer liegt. Als „Gloastn“ festgefahren auf den Straßen. Es ist an und für sich ja weder winters noch sommers etwas einzuwenden gegen schlechte Straßen. Wenn sie nur ein Hinweis darauf wären, daß das Geld für Besseres ausgegeben wird. – Molln pflegt österreichtypisch auch einen Club der toten Dichter: Es verehrt seine Dichter Otto Jungmair, Heimatkundler und Mundartautor¹⁾ sowie Marlen Haushofer²⁾ und setzt ihnen Gedenktafeln. Erst aber, wenn sie bald tot sind, oder wenn sie schon lange genug tot sind. – Molln, das hat soviel Heimat und soviel Natur, daß die Landesregierung zusätzlich zum Naturschutzgebiet Sengsengebirge weitere drei Naturschutz- und zwei Landschaftsschutzgebiete sowie zwei geschützte Landschaftsteile ausweisen wollte. Bis die Mehrheitsfraktion den Gang zum Verwaltungsgerichtshof androhte ...

Frühling für die Feichtau – Oder: Aus dem Leben eines jungen Nationalparks

Steigen wir nochmals in die Feichtau hinauf: Zwölf Almgebäude sind hier früher gestanden, wo heute nur mehr üppige Lägerfluren, zwei Selbstversorgerhütten und ein einziger Viehunterstand an die Sennereiwirtschaft vergangener Zeiten erinnern. Der letzte Almhalter der Feichtau war in den fünfziger Jahren der weithin bekannte „Tortenkönig“ gewesen. (Wie der wirklich hieß, wissen die wenigsten. Hausname war's aber sicherlich keiner.) Da ranken sich jedenfalls sagenhafte Geschichten um diese Figur! Und wie der gehaust haben muß!

Nach des Tortenkönigs Tod konnte kein Halter als Nachfolger mehr gefunden und finanziert werden. Der alte, in unserer Zeit dann – so scheint's – nicht mehr zeitgemäße Geist der Almwirtschaft lebte weiter im Herzen des Polz-Bauern. (Das ist jetzt ein Hausname.) Als Bub mußte er auf die Alm mit, dort – wohl selbstverständlich für damalige Zeiten – kräftig mitanpacken, und er bekam später dann zu seiner eigenen Freude den Tortenkönig zum Firmgöd.

Irgendwie mußte sich diese Beziehung ja auswirken: Seit Jahren träumte der Polz Gerd samt Familie vom Wiederaufbau seiner in der Zwischenzeit längst verfallenen und fast schon verschwundenen Almhütte. Die Weideflächen sind seither verfilzt mit *Nardus stricta*, dem Bürstling, einem nicht gar so beliebtem Weidegras, das von den Rindviechern nur in jungem Zustand gefressen wird. Almunkräuter und die Almampferflächen (= Lägerfluren) haben sich ebenso ausgebreitet und die Weidequalität mangels Pflege verschlechtert. Mit dem Almhüttenbau und einer späteren Bewirtschaftung nach traditionellem Vorbild soll dem entgegengewirkt werden, so wie früher. Durch eine Behirtung der Weidetiere wäre so wieder ein differenzierter Weidegang je nach Jahreszeit und Witterung möglich.

Das für die Landschaftserhaltung sinnvolle Vorhaben scheiterte bislang stets an der Finanzierungsfrage. Scharmützel seitens der Bundesforste standen zusätzlich auf der Tagesordnung. Die

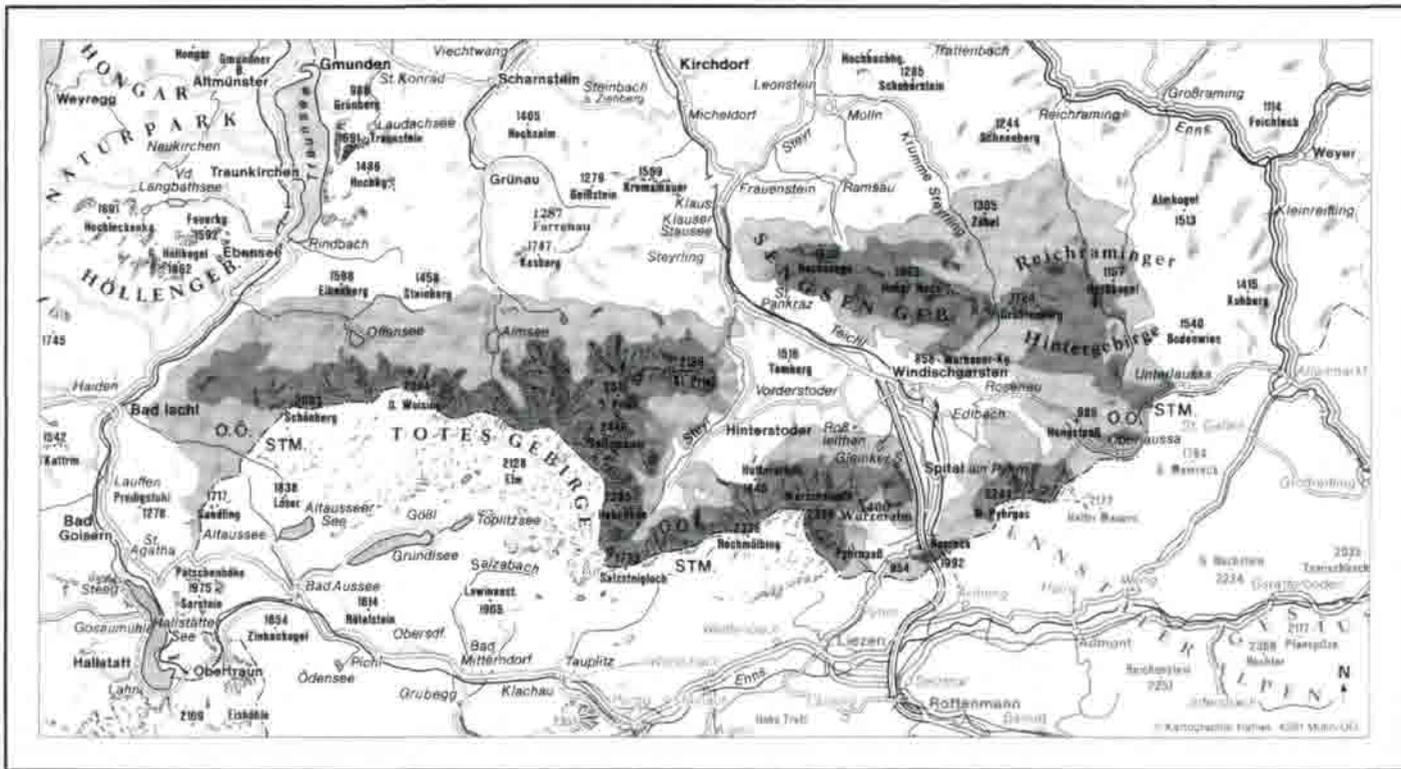
hätten die Servitutsalm seit jeher am liebsten aufgeforstet, um da heroben auch so fuhrwerken zu können, wie überall dort, wo es diesem „Staat im Staate“ kein Schutzgebiet oder Nationalpark verbietet. Eine Urkunde aus dem Jahre 1863 regelt die Weiderechte „für alle Zukunft“, ob sich ein Ortskaiser nun auf den Kopf stellt oder auch nicht: „(...) und alle ihre Besitznachfolger haben für alle Zukunft in jenen Teilen des zu Fideicomissherrschaft Steyr gehörigen Forstes Ramsau, welche die Alpe in der Feichtau genannt werden, das gleichfalls die Alpe in der Feichtau genannte ausschliessende Weiderecht, als ein (...) beliebig veräußerliches dringliches Recht zu gleichen Teilen.“

Nach langem Hin und Her obsiegte die Gerechtigkeit: Die Bundesforste haben ihren Grant, der Polz aber seine ihm zustehende Hütte. Die verfallene Almhütte und ein Stallgebäude wurden nach Originalplänen aus der Zeit Maria Theresias neu aufgebaut und sollen traditionell geführt werden. Eine Solaranlage liefert den Strom für die Milchgewinnung und Käseerzeugung. Ziele im Sinne des Naturschutzes sind die Unkrautregulierung, Entsteinung, Almpflege und ein differenzierter Viehtrieb, der besonders auf Urwald-Restflächen („Feichtauer Urwald“) und Flachmoorbereiche Rücksicht nimmt. Vertraglich abgesichert ist zwischen dem Weideberechtigten und dem Nationalpark-Verein als Geldgeber, daß kein Wirtshaus entsteht. Zur Verhinderung von allseits gefürchteten Besuchermassen wird es für almfremde Personen deshalb auch keine Nächtigungsmöglichkeit geben. Vorgehen ist ein kleiner Ab-Hof-Verkauf von eigenen Produkten. Ob dazu – nach alter Tradition, und die soll ja gepflegt werden –, auch einmal Torten gehören sollen, darüber herrschte bisher Stillschweigen ...

Nationalpark hat Geschichte

Vier ziemlich verschiedene, im Süden Oberösterreichs etwas zerstreut liegende Gebirgsgruppen soll der Nationalpark Kalkalpen umfassen: Reichraminger Hintergebirge, Sengsengebirge, Haller Mauern und Totes Gebirge. Die befinden sich am „Übersichtsplan der Alpenvereinskarten“ ungefähr dort, wo weiter rechts nur mehr das Gesäuse und weiter oben überhaupt nichts mehr kommt. Manchmal ist *dieser* Nationalpark Kalkalpen schon verwechselt worden mit der bayerisch-salzburgischen Kalkalpen-*Internationalpark*-Idee Berchtesgaden und Salzburger *Kalkhochalpen*. (Aber die sind auch nicht höher als unsere Kalkalpen.) Mindestens zwei Kalkalpen-Nationalparks (nämlich Berchtesgaden und Triglav) sind dennoch bereits dort, wo die Oberösterreicher hinwollen (sagt auch der Landeshauptmann und der muß es ja wissen): nämlich auf der UN-Liste der international anerkannten Nationalparks (IUCN-Kriterien, Kategorie II).

Zurück zu *unserem* Nationalpark Kalkalpen: Ob sich die Bevölkerung mit ihm identifizieren wird können? Werden die Bauern einmal sagen, das ist *unser* Nationalpark? Allein schon das Begriffspaar „Nationalpark Kalkalpen“ ist ja völlig neu in der Region. Die Naturschutz- und Nationalparkgeschichte ist relativ kurz, wenn man mit den Hohen Tauern vergleicht oder auch mit Berchtesgaden. Dennoch wissen zumindest die oberösterreichi-



Nationalparkkarte der Nationalpark-Planung Oberösterreich (Stand 1. 1. 1992)

schen Volksvertreter schon lange – nachweislich länger als das gemeine Volk –, daß es andernorts Nationalparks gibt. Bereits 1927 begründete der damalige Landesrat Josef Pfeneberger bei der „ersten Lesung des Naturschutzgesetzes“ in einer denkwürdigen Rede die „heutige Naturschutzbewegung“ nicht nur volkswirtschaftlich, kulturell und sittlich, sondern auch mit folgenden Worten: *„Die wissenschaftliche Notwendigkeit des Naturschutzes ist nicht nur theoretisch leicht begründet, sondern auch praktisch längst erwiesen. So hat z. B. die wissenschaftliche Erforschung des schweizerischen Nationalparks im Unter-Engadin, an der 40 Mitarbeiter mit dem Studium der Pflanzen- und Tierwelt des Parks und ihrer Lebensbedingungen, aber auch mit der Erforschung der geologischen und meteorologischen Verhältnisse beteiligt sind, bereits zu wertvollen wissenschaftlichen Veröffentlichungen geführt. Für die Entwicklung der Naturwissenschaften haben Naturschutzgebiete und Naturdenkmäler eine ähnliche Bedeutung, wie Laboratorien und Museen und es ist leicht einzusehen, daß Geologie, Botanik, namentlich die Formationsbotanik, die Feldzoologie, die für die Landwirtschaft so außerordentlich wichtige Vegetationskunde, ferner Biologie, Länderkunde und andere Wissenschaften durch den Naturschutz mächtige Förderung erfahren.“*⁽³⁾ Unterlagen über naturschutzwürdige Teile des heutigen Nationalpark-Planungsraumes wurden sodann ausgearbeitet und erstmals im Jahre 1940 die Unterschutzstellung des Gebietes „Feichtau-Hoher Nock“ von Bruno Weinmeister, Josef Zeitlinger und Josef Schadler der damaligen Reichsregierung in Berlin vorgeschlagen. 1966 wurde die Unterschutzstellung schließlich beim Land Oberösterreich beantragt.⁽⁴⁾ Dann kamen langsam die Molnir Naturschützer um Kurt Rußmann, den heutigen Nationalpark-Planer, und – siehe oben – feierten mit dem längst begonnenen Werk ein Jahrzehnt danach einen vorläufigen Etappensieg.

Oberennsische Potpourri

Kalkalpen sind überall in Österreich. Vom Wienerwald bis zum Rätikon. Rechts der Mitte liegt die oberennsische Zukunftshoffnung: Keine homogene Gebirgslandschaft, sondern ein Potpourri aus mittelgebirgigem Waldland im Nordosten und hochalpiner Felswüste im Südwesten. Nationalpark Kalkalpen – das werden vier Gebirge, die so verschieden sind, daß sie nie zusammengehört haben, von den Menschen auch selten im selben Atemzug ausgesprochen wurden. Allein die Entfernung zwischen dem Trauntal im äußersten Westen und der Steyr-Teichfurche, die beide das Tote Gebirge begrenzen, ist so groß, daß es zwischen ihren Bewohnern über das Gebirge hinweg kaum Berührungspunkte gab (gibt). Wer aus dem Salzkammergut kommt etwa je ins Stodertal? Nicht genug; Denn wer von beiden kennt aus eigener Anschauung auch noch die grünen Vorberge an der Enns, die den zukünftigen Nationalpark im Norden und Osten umgrenzen? Unterschiedlich wie die Naturräume sind auch die Wirtschaftstraditionen am Ost- und Westende der Region: Die unersättliche (Holz-)Wirtschaft im Hintergebirge hat sich lange Jahre an der Eisenindustrie und zum Erzberg („Innerberg“) hin orientiert, die Wälder im Salzkammergut hatten hingegen den immensen Holzkohlenbedarf der Salinen zu decken. Apropos Salzkammergut: Dort hat man bisher keine rechte Freude an der Nationalpark-Idee gezeigt. „Macht's do a Naturschutzgebiet und net glei an so an Nationalpark!“ bekommt man oft zu hören. Bei Nationalpark-Fragen herrscht also ein nicht zu unterschätzendes Ost-West-Gefälle und ein ebensolches von Nord nach Süd, von Oberösterreich zur Steiermark. Man sollte politische Grenzen nicht überbewerten, doch köchelt die Nationalpark-Entwicklung auf steirischer Landesseite tatsächlich noch auf Sparflamme.

Selten ein Schaden, wo nicht auch ein Nutzen: Geradezu vorbildhaft für viele Naturschutzgesetzgebungen sind die 1991 neu-verordneten Naturschutzgebiete „Steirisches Dachsteinplateau“ sowie „Totes Gebirge West“ und „Totes Gebirge Ost“. Die Latte ist folglich gelegt für das oberösterreichische Ringen um das „Tote“, wie man zum Toten-Gebirge-Massiv bei uns lediglich sagt. Mein Unterwegs-Sein im Nationalpark ist jedenfalls ziemlich einseitig, vorwiegend Oberösterreich-sichtig.

Wir reden also von einer oberösterreichisch(-steirisch)en Nationalpark-Konstruktion. Eigentlich bekam sie ja ein Kunstwort als Namen, ein Kürzel zum drüberstülpen. „Österreichische Kalkalpen“ blieb aber tatsächlich das einzige, was nach Abzug von Tourismus-Wortschöpfungen wie „OÖ. Waldalpen“ oder „Pyhrn-Eisenwurz“ (das Kürzel Pyhrn steht längst für die umstrittene Pyhrnautobahn und weniger für die Ferienregion) und manch lokalpolitischer Animosität übrigblieb als eine Bezeichnung mit solider (natur)wissenschaftlicher Begründung. Kurzzeitig reklamierte zu Beginn zwar noch Reichraming – bekannt durch das bergtouristisch erst in den achtziger Jahren (!) entdeckte Reichraminger Hintergebirge –, seinen Gemeindefürsten in die Nationalpark-Bezeichnung. Den Gemeindeobersten wurde daraufhin ausgedeutet, daß das unabsehbare Folgewirkungen haben könnte: Was wäre etwa, wenn plötzlich St. Pankraz, Roßleithen oder sogar Unterlaussa auf dieselbe Idee kämen und Namenspatron des Nationalparks werden wollten?

Zwischendurch war auch noch von Konrad-Lorenz-Nationalpark die Rede, als die nach Österreichs Nobelpreisträger benannte Forschungsstelle für Ethologie nahe des Grünauer Wildtierparks gerade knapp vor dem Zusperrern stand (in der Zwischenzeit Gott sei Dank auch ohne Nationalpark gerettet!). Hingegen wurden diverse Nationalpark-Väter als potentielle Namensspender wohlweislich nur scherzeshalber erwogen ...

Anders die Reaktionen bei Nennung von Chico Mendes, dem ermordeten Urwald-Schützer Brasiliens, als möglichen Namenspatron: Als Solidaritätsbezeugung und Ausdruck unseres erstweltlichen Schuldigseins an der 500 Jahre währenden (dritt)weltweiten Natur- und Kulturvernichtung wäre die Chico-Mendes-Kreation gar nicht so abwegig für einen zukünftigen Wald-Nationalpark inmitten des ach so umweltbewußten Europa. So hat Brasilien immerhin heute noch 82 Prozent Urwald, während Österreich – als waldreichstes Land Mitteleuropas – seine Urwaldfläche längst auf 0,03 Prozent dezimiert hat.

Nationalpark ist Natur, muß es sein

Deshalb hier ein Nationalpark-Steckbrief, auf daß es in Zukunft keine Verwechslungen mehr gibt:

Geologisch: Nördliche Kalkalpen (no na).

Tektonisch: Tirolikum und Hochbajuvarikum.

Landschaftsökologisch: Größtes geschlossenes Waldland der Nördlichen Kalkalpen und größte Karstwüste der Ostalpen. Alle vier Gebirge jeweils typisch für nordalpine Karstformationen.

Botanisch eine Region mit über 1000 (!) verschiedenen Pflanzen-

270

arten, worunter die sogenannten Nordostalpen-Endemiten die Besonderheiten sind. Solche Endemiten – Pflanzen, die weltweit nur hier in den nordöstlichen Alpen vorkommen – sind z. B. die Clusius-Primel (*Primula clusiana*), Kerners Lungenkraut (*Pulmonaria kerner*), der Nordostalpen-Mohn (*Papaver burseri*), die Anemonen-Schmuckblume (*Callianthemum anemonoides*), das Sternhaarige Hungerblümchen (*Draba stellata*) und die Alpen-Nelke (*Dianthus alpinus*).

Lichenologisch einziger mitteleuropäischer Fundort von *Verrucaria xyloxena*, einer Flechte ohne deutschen Namen, die sonst nur aus Norwegen bekannt ist.⁵⁾

Zoologisch ein Rückzugsraum für eine Fülle seltener und gefährdeter Tierarten (Vogelwelt: z. B. Rauhußhühner, Steinadler, Uhu, Schwarzstorch, Eisvogel; Amphibien und Reptilien: z. B. Gelbbauchunke, Erdkröte, Zaun- und Bergeidechse, Kreuzotter; Kleintiere wie altholzbewohnende Käfer, Großschmetterlinge, Hummeln, Zwergbienen u. v. a. m.; unzählige seltene und erst wenig bekannte Kleinstlebewesen: z. B. wurde *Anuraeopsis miraclei*, ein sogenanntes Rädertier, alpenweit erstmals in den Feichtauer Seen aufgespürt – weltweit handelt es sich um den ersten Fund außerhalb des „locus typi“ in Spanien!⁶⁾). Aber auch ein Gebiet, in dem u. a. Braunbär, Luchs, Wildkatze, Fischotter und Steinbock⁷⁾ heimisch waren, der Bär⁸⁾ es vielleicht schon wieder, der Fischotter⁹⁾ hoffentlich noch ist.

Vegetationskundlich mit einem der größten geschlossenen und gleichzeitig nie forstlich genutzten Lärchen-Zirbenwald der Alpen (am Warscheneck).

Hydrologisch ein enormer Reinwasserspeicher: im Hintergebirge mit 180 km Ausdehnung das längste unversehrte Bachsystem der Ostalpen und im Toten Gebirge ein riesiges Karstwasserreservoir.

Morphologisch: wilde Schluchten im Dolomitgestein, Österreichs größter Karstkomplex, ausgedehnte Höhlensysteme.

Sonst noch: Urwaldgebiete, Almen, Moore, Wasserfälle und jede Menge Landschaft.

Nochmals: Nostalgiker der Kindheit

Ort der Handlung: Bergheimat II, Sengsengebirgssüdseite, Stadlergut, Bergbauernhof unterhalb des Rießrieglers, einem der höchstgelegenen Bauernhäuser des Tales.

„Ungebärdige“ Zeiten waren das für uns immer am Stadlergut: Jahr für Jahr Stumm und Drang auf *unserm Bauernhaus*. Wie oft mußten wir früher, als die neue Straße noch nicht gebaut war, Lebensmittel, Musikinstrumente, Kind und Kegel hinaufschleppen, wenn wir wieder einmal eine Semester-Skiwoche oben verbringen wollten. Und jeden zweiten Abend mit dem Schlitten zum Milchholen hinunterfahren. Was hat es da nicht für verträumte Liebeleien gegeben? Spazieren im Wintermond. Händchenhalten, ganz zaghaft.

Einmal haben wir in der Küche sogar eine richtige „Männer“-Sauna abgehalten: Eingeheizt bis die Herdplatte glühte, in riesigen Töpfen Schneewasser erhitzt, die alte Badewanne, auf der

draußen im Vorhaus immer die Steigfelle zum Trocknen drübergehängt wurden, in die Küche geschleppt und mit Wasser gefüllt. Mit den Füßen im Nassen saßen wir Halbwüchsigen dann aufgefädelt am Wannenrand, erzählten gewisse Witzchen und versuchten, mit allerlei Gebräu und darin getränkten Fichtennadeln etwas Nordland-Duft in die verschwitzte Stube zu bekommen. Am einzigen Fenster – vom heißen Dampf natürlich längst beschlagen – wischten die ausgesperrten Mädchen draußen vergeblich, um einen neidvollen Blick von dem mystischen Treiben zu erhaschen.

In der Hauptsache haben wir – ausgehend von unserem AV-gepachteten Stützpunkt an der Sengsengebirgs-Südflanke – im Laufe der Jahre aber jede Menge Skitouren unternommen, die rundum verstreut in der kalkalpinen Gebirgsumrahmung des Beckens von Windischgarsten verborgen liegen. Das Angebot ist reicher, als man vielleicht denkt, und vor allem ohne allzu viele PKW-Kilometer ausschöpfbar: Da sind gleichwohl Geheimtips darunter, von denen hier bewußt keiner verraten wird, als auch klassische und vielbefahrene „Pflichttouren“.

Lediglich einige Anhaltspunkte: Skitourenmöglichkeiten bieten sich an der Südabdachung des Sengsengebirges, im Hengstpaßgebiet, am Pyhrgas, Pyhrn und rund ums Warscheneck. Um manchen Ängsten vorzubeugen: Der Nationalpark wird für naturbewußte Skibergsteiger keine Routen versperren. Vielleicht kann er aber einmal etwas bereitstellen, was ebenso regelmäßig angeregt wie als denkunmöglich abgetan wird: nämlich eine umweltfreundliche Alternative zum eigenen Auto für die An- und Abreise, zumindest aber für die Talschlußwege. Ob's geglaubt wird oder nicht: Tälerbusse oder Pendeldienste sind die touristische Zukunft lebenswerter Alpentäler.

Hintergebirge: Symbol für eine ökologische Sicht der Dinge

Reichraminger Hintergebirge: Hainburg und Dorfertal Oberösterreichs. Nur stiller.

Als einer der ersten und zugleich besten charakterisierte wohl der alte Hauenschild das touristisch bis heute ziemlich unbedeutend gebliebene Gebiet zwischen dem Sengsengebirge und dem oberösterreichischen Ennstal: „(...) *wimmelt eine Unzahl isolierter oder lose verbundener Waldkegel und Kuppen (...) gegen die Enns zu in einer Regellosigkeit der Anordnung und zugleich Aehnlichkeit der Formen, welche ich noch nirgends am Rande der Alpen gefunden habe.*“¹⁰⁾ In diesem unübersichtlichen Gewimmel aus Waldbergen und Bachschluchten wurde zu Beginn der achtziger Jahre die Nationalpark-Idee ein weiteres Mal erfunden. Mußte erfunden werden, um erst einen Kanonenschießplatz und dann – siehe Hainburg und Dorfertal – ein widersinniges Kraftwerksprojekt abzuwenden.

Das Reichraminger Hintergebirge, eine sonderbare Landschaft in jeder Hinsicht: reich an unbekannter Vergangenheit, Symbol für eine ökologische Sicht der Dinge, Erinnerungslandschaft für das stille Leben im Waldmeer, Protestlandschaft gegen den

großen Strom. Waschechte „Hintergebirgler“ haben darüber auch Bücher geschrieben, und es sind beileibe nicht die schlechtesten.¹¹⁾

Ein Prinz für Hinterstoder

Wahrlich nicht zu vergessen – und zwar aus verschiedenen Gründen – ist das Stodertal, wenn es um den Nationalpark geht, ein – im Gegensatz zum Hintergebirge – ohnehin altbekanntes Berg-Dorado. Frühe Alpenschilderer gerieten ins Schwärmen ob der Großartigkeit und Schönheit der alten Stoderlandschaft:

„Das Stoderthal ist eine der schönsten und grossartigsten Alpenlandschaften, ein reizend heiterer Thalzug, zunächst umgeben von malerisch gruppierten Hügeln, deren frisch grüne Bergmatten mit dem Grau der im Halbkreis gigantisch aufragenden Felscolosse des Priel, der Spitzmauer und anderer den wirkungsvollsten Contrast bilden. Trotz der unmittelbaren Nähe dieser Kalkschroffen wird das Thal doch nirgends zur Schlucht, dazu ist seine Sohle zu breit; überall lacht es vielmehr im üppigen Wiesengrün und prangt es im Golde der Aehrenfelder. Die lichtgrüne junge Steyer durchströmt seine Mitte, ringsum erglänzen die staatlichen weissen Höfe, hier von einiger Höhe der Thalwände, dort auf dem Thalgrunde selbst, wo wir auch das Kirchlein antreffen. Nach dem Urtheile von Ruthners und Hauenschilds das schönste unter den Kalkalpenthälern Oesterreichs. Ausgangspunkt für Gebirgstouren ersten Ranges in Oberösterreich.“¹²⁾

100 Jahre später ist die Idylle aus den Fugen geraten: Forststraßen, Kahlschlagwirtschaft, Fichtenmonokulturen und teilweise katastrophale Schäl- und Verbißschäden im Bergwald beeinträchtigen mancherorts den Naturhaushalt und das Landschaftsbild. Zu vieles ist selbstverständlich in Hinterstoder: Etwa das glasklare Wasser der Steyr hochzupumpen für die Schneekanonen des Pistenkreisels. Mit dem technisierten Skitourismus setzt man auf eine wirtschaftliche Einbahnstraße und hofft selbst heute noch auf Weltcup-Rennen als die großen Glücksbringer. Wie sagte doch der damalige Landeshauptmann Gleißner bei der Eröffnung der Höß-Seilbahn im Jahr 1960: *„Die neugeschaffene Seilbahn ist mit einem Prinzen zu vergleichen, der Hinterstoder aus seinem Domröschenschlaf wachgeküßt hat.“¹³⁾* Das war einmal. Und das war einmal schön.

In der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins klagte Dr. Fritz Benesch schon 1912: *„Prachtvolle Wälder bekleiden den Abfall des Toten Gebirges gegen Stoder. Einst gehörten sie zu den ältesten Bauerngütern des Tales, riesigen Besitzungen bis zu 2400 Joch. Jetzt haben reiche Jagdliebhaber auf einmal eine merkwürdige Vorliebe für Stoder bekommen. Weit und breit kaufen sie alles an, um ganz fabelhafte Beträge, als wäre hier das letzte Hochwild der Alpen. Die schmucken Almen werden aufgelassen, die Seitentäler versperrt, und wo ehemals das Jauchzen der muntern Schwaigerin von den Wän-*

den wiederhallte, ertönt jetzt nur mehr der heisere Pfiff der Gemse und das hundertfältige Röhren der Hirsche.¹⁴⁾ Als diese Zeilen veröffentlicht wurden, war der Ausverkauf der Almen und Bauerngüter am Abfall der Prielgruppe bereits gelaufen. Von den 15 noch 1860 gezählten Almbetrieben waren schon 1910 alle (!) an reiche Adelsfamilien veräußert bzw. aufgelassen.¹⁵⁾

Benesch weiter: „Warum soll auch der Bauer das schwere Geld nicht nehmen, das ihm der Boden nie und nimmer getragen hätte? Er lebt jetzt auch in Saus und Braus, und wenn auch die Kinder und Enkel vielleicht nichts mehr davon haben, so finden sie doch als Jäger und Holzknechte in den herrschaftlichen Besitzungen einen Verdienst. Es liegt eine arge Unmoral in diesem traurigen Bild unserer Zeit.“

Das Stodertal ist von Natur aus gesegnet mit einer großartigen landschaftlichen Szenerie, um die es – selbstverständlich auch in unseren Tagen – beneidet werden kann. Die natürlichen Voraussetzungen der imposanten Stoderlandschaft entstanden aber ohne Zutun des Menschen, was allzugern vergessen wird. Besonders dann, wenn über den Nationalpark diskutiert wird. Als wäre die verbliebene Schönheit eine Leistung der Bewohner. Zaghaft und dennoch überraschend spricht in der Zwischenzeit aber der junge Bürgermeister schon von Dorferneuerung und Verkehrsbeschränkung. Wird er jener Prinz sein, der das Umweltbewußtsein wachzuküssen vermag?

Doch am allerallerliebsten eß' ich Coco-pops ...

Richtige Bergsteiger mögen sich von grünkariertem Gesudel von wegen Ausverkauf der Landschaft und Waldvernichtung aber um Himmels willen nicht abhalten lassen: In ein paar Stunden hat man die Niederungen des Tages weit unter und die größte ostalpine Öde noch weiter vor sich, wendet man sich von der verträumten Polsterlucke talan und steigt irgendwo zwischen Spitzmauer und Großem Priel dem zentralen Toten Gebirge zu. „Wer ein guter Bergsteiger ist, dem rate ich, diese Wüstenei zu besuchen“ kann man getrost mit Erzherzog Johann sprechen. Und weiter steht in dessen Tagebuch: „Jeder Gedanke an die große Welt, jeder Kummer schwindet hier.“¹⁶⁾ Tatsächlich ist man etwas weggerückt da oben, in eine fremde Welt der Elemente. Und wenn die – nämlich die Elemente – verrückt spielen, kann man sich durchaus recht ausgeliefert vorkommen (wenigstens als normalsterblicher Berggeher). So ist es uns einmal ergangen, als wir mit sieben Kindern gerade mitten am Hochplateau zwischen Pühringer und Welser Hütte unterwegs waren und eine Gewitterfront im Rücken mit einigem Getöse immer näher kam. Das schönste mit Kindern ist ja, daß sie nicht an den Nationalpark denken, wenn man mit ihnen übers Gebirge marschieret. Die beschäftigten sich mit ganz was anderem: Sie rennen zu jedem Wasserloch und nehmen jedesmal mindestens ein halbes Bad, sie freuen sich den ganzen Tag auf die nächtliche Polsterschlacht und singen ungefähr viereinhalb Stunden am Tag denselben Werbesong: *Doch am allerallerliebsten eß' ich coco-pops. Doch am allerallerliebsten eß' ich coco-pops. Doch*

am allerallerliebsten eß' ich coco-pops. Doch am allerallerliebsten ... und so weiter und so fort. Doch wie gesagt, dann hatten wir plötzlich ein ausgewachsenes Gewitter im Nacken. Zwischen Rotkogelsattel und Temberg ist es aber gleichgültig, ob man vor geht oder zurück; s'Aufghackat, wie es dort so treffend heißt, bietet keine Unterstandshöhle oder Biwakschachtel, maximal vielleicht eine seichte Dolinenmulde oder einen bodenlosen Karstschacht. Unsere Werbetrommler waren längst verstummt, als uns urplötzlich ein herzerbebender Donnerschlag zum Erzitern brachte. So stark, daß Herzen in Hosen versanken. Möchte wissen, wer da nicht stoß-gebetet hat? Weil uns sowieso nichts anderes übrig blieb, kämpften wir uns – inzwischen etwas durchnäßt – unverzagt über die paar seilversicherten Steilstellen unterhalb des Fleischbanksattels zur Welser Hütte weiter, wo schön langsam wieder das Werbefernsehen einsetzte: *Doch am allerallerliebsten ...* und so weiter.

Was das Tote Gebirge nicht bieten kann, ist ein „Fluchtpunkt der Eitelkeiten“. So einen steuern laut gängiger Berg-Psychologie angeblich die Extremen oder auch manch besessene Vereinsbergsteiger immer an. Im ganzen Toten Gebirge wie im gesamten künftigen Nationalpark fehlen nämlich die wirklich attraktiven Gipfel und die bekannt-klassischen alpinen Unternehmungen, ebensowenig gibt es Eiswände wie mordsmäßige Kletterrouten. Hingegen bietet das Dreigestirn Spitzmauer, Brottfall und Großes Priel eine ganze Reihe von genüßlichen Klettereien, die Spitzmauer aber auch einige Routen annähernd-klassischer Prägung. Etwas aber ist tatsächlich großartig: die gewaltige Nordwand des Schermbergs, die in den Kalkalpen an Höhe nur von der Watzmann-Ostwand übertroffen wird.

Erwachsen im Nationalpark

Wenn heute unsere AV-Jugendgruppe zum alljährlichen Skilager aufbricht, genauso unbeschwert wie wir früher, dann ist mir leid um meine Jugendzeit. Wenn ich daneben stehe und sehe, wie von den Liederbüchern bis zur Lawinenschaufel alles eingepackt wird und die Kleinen aufgeregt zwischen Eltern und Lagerleiter hin und her tänzeln, spüre ich, daß ich da nicht mehr ganz dazugehöre. Es ist nicht mehr meine Welt, im zukünftigen Nationalpark *nur* einfach herumzutollen, Schanzen zu bauen mit den Kindern und am Abend Gitarre (oder manchmal auch Ökolopoly) zu spielen, einmal dahin aufzubrechen und morgen dorthin. Der Nationalpark ist mir zu ernst geworden: keine Zeit mehr, Stellung nehmen, Briefe schreiben, intervenieren; Sitzungen, Versammlungen, Statements. Und dabei baut man Feindbilder auf.

Ein Problem ist bei Nationalpark-Aktivitäten nämlich, daß man sich dauernd mit hohen Tieren herumschlagen muß. Einige davon sitzen in Kammern und Verbänden. Andere sind Jagdpächter, aber die brüllen meistens nicht so laut. Wenige gehören sowohl zur Kammer als auch zu den Jägern. Die brüllen am lautesten. Vereinzelt ist einer gleichzeitig ein Stoderer. Das ist dann ein wirklich harter Knochen.



Einen Berg in Ketten legen: Menschenkette gegen das geplante Atommüllendlager im Bosruck – mehr als 6000 Menschen Hand in Hand von der oberösterreichischen Bosruckhütte bis zur steirischen Ardningalm (im Bild der Arlingsattel – die höchste Stelle der Menschenkette an der Grenze Oberösterreich-Steiermark in 1425 m Höhe, im Hintergrund der Bosruck)



Foto: Bernhard A. Gruber

Einmaliger Bosruck

Österreichweit bekannt ist das junge Nationalpark-Projekt Kalkalpen vielleicht erst durch ein Vorhaben geworden, das es nun verhindern soll: ein Atommülllager im Bosruck.

Kurze alpine Einleitung: Der Bosruck, er gehört zu den Haller Mauern, die über die Landesgrenze Oberösterreich-Steiermark hinweg zwischen dem Windischgarstner und dem Admonter Becken vermitteln. Gemeinsam mit dem Großen und Kleinen Pyhrgas beherrscht er am westlichen Ende nämlicher Gipfelreihe das Blickfeld aus der Spitaler Gegend. Vom höchsten Punkt bietet sich ein prachtvoller Rundblick: Gesäuse, Niedere Tauern, Grimming, Dachstein, das Warscheneck sowieso, Totes Gebirge, Sengsengebirge und vieles mehr. Für seine imposante Gestalt soll er in der alpinen Literatur – so habe ich gelesen – eigentlich schlecht wegkommen, was auch stimmt. Noch schlechter aber bei den Verkehrsplanern, die in ihm schlichtweg ein Hindernis bemerkten und ihn deshalb schon zweimal untertunnelt haben, für die Eisen- und die Autobahn.

Aber auch der Nahblick vom Bosruckkamm ist *einmalig*, etwa vom westlich vorgelagerten Lahnerkogel, wo im Winter schon die Endstation einer Bosruck-Tour ist: Da frisst sich mitten durchs Tal die Pyhrrautobahn gen Süden, mit einem enormen Flächenverschleiß im Vergleich zur alten Bahnlinie, links drüben klotzt ein beständig größer werdender Steinbruch im Buchenwald, geplant ist ebendort noch eine niedliche Asphaltmischanlage mit einer Stundenkapazität von 130 Tonnen, und direkt zu Füßen stehen Hunderte von parkenden Autos in einer „roten Zone“ der Lawinenverbauer. Gegen die Wurzeralm zu durchheilt alle 15 Minuten die Standseilbahn den aufgerissenen Wald zugunsten der Pistenlemminge. Auch in der anderen Richtung – im Steirischen – bleibt kein Auge trocken: Da hat die Forstwirtschaft keinen einzigen Wald-Zwickel in Ruhe gelassen. Bei den Fuchs-

almen, da wo man heraufsteigt, wurde als Draufgabe eine überflüssige Lawinenumleitung für die berüchtigte Brennesselgrabenlawine gebaut.

Erst in 15 Jahren, dann aber, scheint's, gewiß, kommt dort jedoch der große Hammer: Schon jetzt – aufgeschreckt durch die Nationalpark-Pläne – will die Betreiber-Firma im Verein mit der Bergbaubehörde hier einen Claim abstecken und vollendete Tatsachen schaffen. Im „Grubenfeld Ingrid“ – heute noch Alm-, Moos- und Waldlandschaft – wird auf 80 Hektar Gips „begehrt“, wie es so scheinbar unverfänglich-freundlich in den Unterlagen heißt. Sollte es nach der Berghauptmannschaft gehen, ist sowieso alles paletti. Nur nicht für die Natur.

Doch nicht genug damit: Ausgerechnet das österreichische Atommülllager soll auch noch im Bosruck untergebracht werden. Daß hier ein Nationalpark geplant wird und ziemlich ungeeignete geologische Bedingungen bestehen (davon konnte man sich beim Tunnelbau zur Genüge überzeugen) wurde geflissentlich ignoriert. Aufschlußreich war in der heißen Phase der Atomdiskussion um den Bosruck jedenfalls eines: Wie schnell nämlich plötzlich der Nationalpark erhalten mußte, um den drohenden Atom-Friedhof abzuwehren (ist ja auch gut so, nur sollte man sich nicht nur bei „Gefahr in Verzug“ dazu bekennen); und wie mucksmäuschenstill die sonst oft so polternden Nationalpark-Gegner herumdruckten ...

Zwentendorf in Oberösterreich?

Ein einmaliger Aussichtsberg also der Bosruck! Stilles Sinnieren will einem trotzdem nicht recht gelingen, denn er ist kein ganz leiser Berg: Von der Autobahn hört man den Lärm bis in die Gipfelregion. Weiter im Norden fehlen noch gut 30 Kilometer bis in einigen Jahr(zehnt)en – „1996“, beeilt sich der zuständige Landesrat neuerdings zu versichern, was ohnehin keiner mehr glauben will – auch diese Transitschneise zur Gänze dem freien Waren- und Touristenverkehr überantwortet werden soll. Nach wie vor wird jeder neue Autobahnkilometer offiziös bejubelt, daß man sich fragt, ob denn wirklich kein Lernen aus der Geschichte (der Brenner- oder Tauernautobahn) möglich gewesen ist. Auch die Tourismusverwalter (oder -verweser?) freuen sich offenbar auf die Autobahn, obwohl – belegt durch zahlreiche Umfragen – auch der Urlaubsgast immer umweltbewußter wird. Das liest sich in einer Einschaltung der Pyhrn-Autobahn AG dann etwa so: *„Die A 9 – Pyhrnroute. Von Sattledt bis Kirchdorf stehen nun weitere 15 km Autobahn zur Verfügung! (...) Die Sehenswürdigkeiten und die abwechslungsreichen Erholungsregionen sind Perlen, die gleichsam auf einer Schnur zu beiden Seiten dieser Straße aufgefädelt sind. Durch den autobahnmäßigen Ausbau dieser Strecke wird die Fahrt zum Ferienort bereits zum Ferienerlebnis.“*¹⁷⁾ Wenn das nur kein Trugschluß ist! Unverständlich, daß bislang auch die Tourismus-Bosse immer beides wollen: Sanftes *und* Hartes. Beispiele gefällig? So etwa das Image eines ruhigen Kurorts *und* eine Biathlon-Anlage in einem der bislang beschaulichsten Wandertäler; eine intakte Kulturlandschaft zum

Urlauben am Bauernhof *und* einen elitären Golfplatz im Veichtal; den naturverträglichen Urlauber *und* gleichzeitig neue Lifts samt Pisten; und nicht zuletzt: den Nationalpark *und* mittendurch eine Autobahn.

Nationalpark Kalkalpen und Pyhrnautobahn, das ist wie Nationalpark Hohe Tauern und Kraftwerk Dorfertal. Die Pyhrnautobahn – ein Gruselkabinett für 50 Bauern, der ihren Grund und Boden um keinen Preis der Welt hergeben wollen. Ich bin überzeugt, sie werden nicht. Wird die Pyhrnautobahn zum zweiten Zwentendorf?

Auch rundum soll Nationalpark sein – zwischen Perchten und Poesie

So unterschiedlich die Natur der vier Gebirgsstöcke dieses Nationalparks ist, so vielseitig verspielt ist auch das kulturelle Leben in den Tälern dazwischen und rundherum. Natürlich wird bei manch kostümierter Possenreißerei auch Äplerisches dargeboten, so daß der Gast seine Mordsgaudi hat. Zwischen den paar touristischen Disneyland-Inseln ist aber noch einiges dabei, was mit Heimat zu tun hat.

Die Palette ist bunt für jedermann: In Ebensee, Bad Ischl, Gmunden, Traunkirchen, Altmünster und anderen Orten des Salzkammergutes verkünden in der letzten Rauhnacht am Vorabend des Dreikönigstages die Glöckler das baldige Ende der kalten Zeit und bringen als Symbolträger des Lichts neue Wachstumskräfte aus der winterlichen Finsternis. Im steirischen Salzkammergut wird mit dem Ausseer Poesiefestival versucht, an der großen literarischen Tradition (v. Hofmannsthal, Schnitzler, Torberg, Frischmuth u. a.) der alten aristokratischen Sommerfrischen anzuknüpfen. In St. Gallen, ganz im Osten der Region, erinnert der Hammerschmiedteufellauf an die Zeit der „Eisen-Blüte“ im obersteirischen Eisenwurzengebiet. Die eisenverarbeitende Tradition generell und ihr Umfeld neu erlebbar zu machen, hat sich der überregionale Verein OÖ. Eisenstraße mit Sitz in Steyr zum Ziel gesetzt. Eine andere, neue Art von Landesausstellung wird 1998 (gleich vormerken!) die vielen Ideen und Projekte einer ganzen Region erstmals dezentral präsentieren. In Molln beispielsweise projiziert ein eigener Museumsverein ein lebendiges Handwerksmuseum mit einer mittelalterlichen Schmiedewerkstatt als Herzstück.

In Bad Ischl hingegen wird alljährlich mit einem Großaufgebot an Marschmusik der Geburtstag von Kaiser Franz Joseph gefeiert; dortselbst gibt's jeden Sommer auch die traditionellen Operettenwochen. Weniger die „Sommer(fr)-Ischler“ als solche ihres altösterreichisch unbekannteren Ebensees und seiner 11 Ortschaften haben es dem Verein „B-Tracht Ebensee“ angetan. Dieser jungbunte „Verein zur Förderung und Erhaltung ästhetischer Werte“ hat Geschichte und Geschichterln veröffentlicht, die zu einem ebenso aufschlußreichen wie amüsanten Ausflug in die regionale Vergangenheit einladen. Zum Beispiel ein Brief von Fritz von Herzmanovsky-Orlando an Alfred Kubin vom 5. 9.

1920: „Denk Dir, unsere Gegend ist so dummheitsgeschwängert, dass sehr sensitive Leute diese auch als eine Art Käse schneiden könnten: Jetzt erfuhr ich die erschütterndste Tatsache die Ebensee zu einem neuen Schilda stempelt und alles erklärt: Die hiesigen Gemeindevertreter wurden beim Eisenbahnministerium bittfällig, sie möchten keinen Schnellzug mehr hier halten lassen [...] da Arbeiter nicht mit dieser Bourgoiserfindung fahren! Ist so etwas überhaupt in den kühnsten Träumen ersonnen worden?“¹⁸⁾ Aber nicht nur in Ebenseer Sommern wurden Akzente gesetzt: Der angeblich erste Skilift Österreichs, wenn nicht Europas, wurde 1936 in Ebensee erfunden und am Feuerkogel aufgebaut. Dieser „Skifahreraufzug“ bestand aus einem Benzinmotor, einer Seilwinde, Bremse, Kupplung und einer Querstange, die zum Festhalten und Hinaufziehen von sechs Personen ausgerichtet war.¹⁹⁾ Einen Schönheitsfehler hatte die ganze Angelegenheit: Oben angekommen mußte einer der sechs Skifahrer die Stange wieder mit ins Tal nehmen ...

Jahrzehnte später hat sich die Salinengemeinde Ebensee dann zu einem Zentrum zeitgenössischen Kulturlebens gemauert. Im Fasching liegt hier im Trauntal eine Oberösterreich-Hochburg des närrischen Treibens. Mit einem Minderheiten-Programm (Kino, Lesungen, Kabarett, Performance, Ausstellungen und Rockmusik) wird seit einigen Jahren auch der Aufstand in der „zeitkulturellen Wüste des Salzkammergutes“ geprobt. Alles in allem mit einigem Erfolg.

„Forum für Umwelt und Kultur“ nennt sich eine Plattform in Molln, die neuerdings ähnliches versucht. In Klaus werden „Konzerte bei Kerzenschein“ hingegen schon seit drei Jahrzehnten hoch geschätzt. Musiksommerlicher Treffpunkt ist Jahr für Jahr die frühbarocke Bergkirche. „Wasser für die Kulturwüste“ heißt das Ziel des neuen Kulturvereins „Pyhm-Priel“ in der Windischgarstner Gegend, dem geographischen Zentrum des Nationalparkgebietes. Bis die ehrgeizigen Ziele – nämlich Volks-, Jazz- und Rockmusik, Klassik, Kabarett und Literatur zu fixen Bestandteilen der Veranstaltungskalender zu etablieren –, bis also diese Ziele erreicht sind, bleibt für Beflissene nur der Besuch diverser Zeltfeste und volkstümlicher Moikiaden oder die Teilnahme an internationalen Treffs Marke „Lederhosentreffen“ oder „Sauschädel-Rodeln“. Sehr initiativ sind in jüngster Zeit aber ganz andere Freaks: Von den „Jazzfreunden Bad Ischl“ über das „Forum L“, wie sich der „1. Ennstaler Jazz and modern Art Club“ Liezens nennt, bis zum Molln-Kirchdorfer „Swing and modern Art Orchestra“ – Überall heißt's „Swing and waltz, Gott erhalt's!“

Jede Menge Initiativen und Einrichtungen wären darüber hinaus noch zu nennen: die „Galerie an der Fabrik“ und das Felsbildermuseum in Spital/Pyhm, das Handwerks- und Heimatmuseum in Windischgarsten, der „Verein für Friede, Kultur und Umwelt (FRIKULUM)“ in Weyer, der „Kulturkreis Gallenstein“ in St. Gallen, die drei Museen Forstmuseum in Reichraming, Kutschen- und Schlittenmuseum in Großraming und das Ennsmuseum Kastenreith in Weyer, die „Via Artis“ im Ausseerland, die Maultrommler zu Molln, die Land-Art-Künstler aus dem Kremstal der Autobahngegner, der Steyringer Konrad Leitzenberger,

Außenansichten

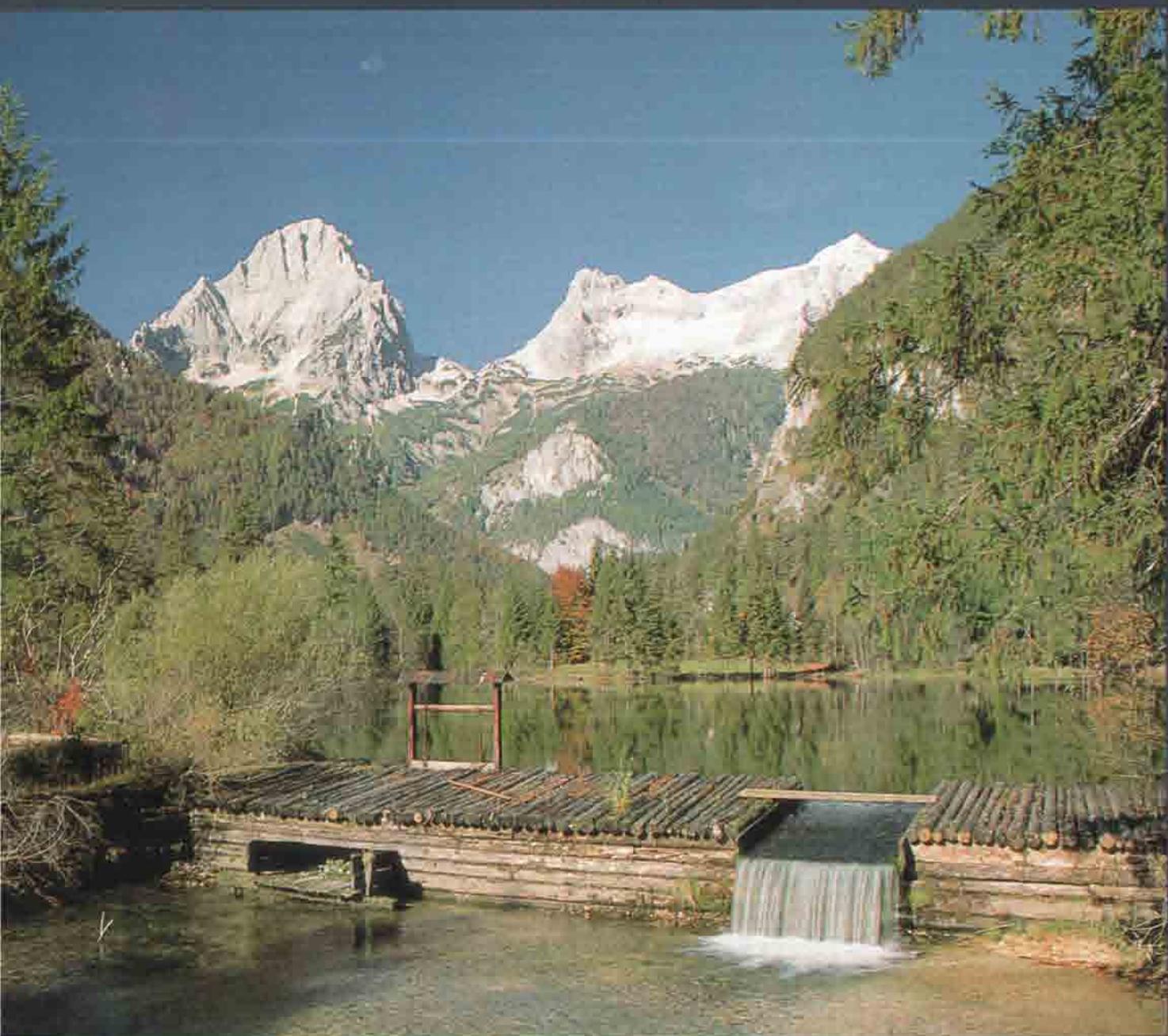
Nationalpark Kalkalpen

einer Idee



Oben: Feichtau-Alm (rechts hinten) mit dem sogenannten „Feichtauer Urwald“ drumherum und den Feichtauer Seen im Sengsengebirge.
Oben rechts: Schiederweiher in Hinterstoder mit Spitzmauer und Großem Priel (Totes Gebirge).
Bildeiste unten (v. l. n. r.):
Waschtag, Faschings- und Perchtentreiben





Maler seines Zeichens, das nimmermüde wandelnde Heimatmuseum Hinterstoders, Bernd Ehry, und der Märchenerzähler Helmut Wittmann aus Steinbach am Ziehberg, die alle drei allein für sich schon eine Institution sind.

Mit ihren vielen Blasmusikkapellen (mehr sind's als Orte!) und Goldhauben-, Hut- und Kopftuchfrauen betreiben die Nationalpark-Gemeinden die traditionelle Kulturpflege mit bestem Wissen und Gewissen. Kultur als Sonntagsschnörkel. Mancherorts gibt's auch noch Heimat- oder Trachtenvereine. Und Alltagskultur ist für viele, wenn man nach der „Zeit im Bild“ auf „Sport“ in FS 1 umschaltet. Daneben keimt aber eine alternative Kulturszene mit neuen Ansprüchen: Kultur als Lebensausdruck, als etwas Hauptsächliches; im Einklang mit dem Wertewandel auch avantgardistisch, zeitkritisch, gesellschaftspolitisch. Natur und Kultur, das ist auch ein Anspruch des Nationalparks.²⁰⁾ Man darf gespannt sein.

Nationalpark-Dialektik

In einer Umwelt-Zeitschrift steht, daß ein Nationalpark die höchst entwickelte Kulturlandschaft des 20. Jahrhunderts sei. Er sei schlicht ein Kulturphänomen. Darauf verweise „vor allem der

intellektuelle, juristische und gestalterische Aufwand, der notwendig ist, um Bäumen, Pflanzen und Tieren die Freiheit zu gewähren, uneingeschränkt zu wachsen, zu fallen und zu verrotten.“²¹⁾ Der Nationalpark also nur mehr eine Frage der Kultur-Entwicklung? Dessen Gegner nur Kulturbanausen?

Alles eben nur ein Frage der Zeit, weil der Zeitgeist für uns spielt, sagt manch einer der Nationalpark-Befürworter. Der Zeitgeist: Fahrwasser zum Mitschwimmen, Angst, sich gegen den Strom zu stellen ... Der Nationalpark – nur eine Zeitgeisterbahn?

Der Nationalpark – und wenn er auch noch so groß und international anerkannt wird – er darf niemals nur grünes Feigenblatt sein, geschickt inszeniert von Parteioberen.

Manchen würde das recht sein: Der Nationalpark degradiert zur Spielwiese der Naturschützer, Beschäftigungspolitik für Grüne, bunte Vögel und andere Lästigkisse.

Es stellt sich – einen Gedanken von Caritas Österreich-Präsident Helmut Schüller aufgreifend – wohl auch die Frage, ob ein Nationalpark als Inbegriff einer sauberen Umwelt auch ein Symbol einer solidarischen Mitwelt sein wird. Die Nationalpark-Idee löst vielleicht das ideologische Dilemma zwischen „konservativ die Welt erhalten wollen und progressiv sie eben deshalb, zwecks Erhaltung, revolutionieren“ (Günther Nening). Aber leben um ihn herum auch bessere Menschen?

Literatur und Anmerkungen

- 1) Sh. z. B. dessen Lebenswerk: JUNGMAIR, O. und A. ETZ, 1989: Wörterbuch zur oberösterreichischen Volksmundart (Hrsg.: Stelzhammer und der Freunde oberösterreichischer Mundartdichtung). 4. Aufl. Landesverlag, Linz. („Gloastrn“ ist darin übrigens – wie nur wenige andere gängige Ausdrücke – nicht enthalten).
- 2) Sh. z. B.: SCHMIDJELL, Ch., 1990: Marlen Haushofer 1920–1970. Zirkular, Sondernummer 22 (zugleich Vierteljahresschrift des Adalbert-Stifter-Instituts des Landes Oberösterreich, Jg. 39, Sonderheft 1990).
- 3) Aus: PFENEGER, J., 1927: Rede bei der ersten Lesung des Naturschutzgesetzes. Heimatgaue, Jg. 8, H. 1, S. 111–113.
- 4) BACHMANN, H., 1990: Die montanen Waldgesellschaften des Sengengebirges in Oberösterreich. Diss., Univ. Innsbruck.
- 5) WITTMANN, H. und R. TÜRK, 1989: Flechten und Flechtenparasiten der Ostalpen I. Ber. Bayer. Bot. Ges., Bd. 60, S. 169–181.
- 6) JERSABEK, Ch. und R. SCHABETSBERGER, o. J.: Limnologische Erstcharakterisierung stehender Gewässer im Nationalpark Kalkalpen. In: Jahres-Forschungsbericht 1990 des Vereins Nationalpark Kalkalpen (Hrsg.: NATIONALPARK-PLANUNG, AMT DER O.Ö. LANDESREGIERUNG). S. 196–200. Verein Nationalpark Kalkalpen, Kirchdorf.
- 7) Vgl. SEIDL, H., O. J.: Der Naturschutz im Bezirk Kirchdorf. In: Pyhmbahngebiet, Stoder- und Steyrtal im Sommer und im Winter (Hrsg.: Th. BRIEGER), S. 101–105. Leitner, Wels.
- 8) Vgl. Der Tourist, Folge 4, Juli/August 1990.
- 9) Vgl. MAIER, F., 1990: Im Fluß. Die Steyr und ihre Täler – Zauber einer (un)entdeckten Landschaft. In: Die Steyr. Landschaft und Menschen am Fluß. 2. Aufl. (Hrsg.: GIRKINGER W. u. W. HEITZMANN). S. 19–73. Landesverlag, Linz.
- 10) Aus: HAUENSCHILD, G., 1871: Das Sengengebirge. Jahrbuch des

- Österreichischen Alpen-Vereines, Bd. 7, S. 122–134.
- 11) Vgl. DAUCHER, H., RETTENEGGER, G. und O. SCHÖRKHUBER, 1991: Hintergebirge. Stilles Leben im grünen Meer. 1. „unzensurierte“ Aufl., Weishaupt, Graz.
Vgl. HEITZMANN, W. und O. HARANT, 1987: Reichraminger Hintergebirge. Vergessene Bergh Heimat zwischen Ennstal und Sengengebirge. 3. Aufl. Ennsthaler, Steyr.
- 12) Aus: A. N. GERHOFER (Pseudonym für Angerhofer), o. J. (vermutlich 1891): Hinterstoder mit dem Stoderthale. Kleine Orientierungs-Darreichung.
- 13) Zit. aus: SCHACHNER, H., 1988: Das Stodertal aus vergangenen Tagen. Ein Jahrhundert in Bild und Text. Eigenverlag Schachner, Hinterstoder.
- 14) Aus: BENESCH, F., 1912: Aus dem Toten Gebirge. Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines, Bd. 43, S. 184–198.
- 15) STADIK, St., 1981: Almwirtschaftliche Studien im Bereich des obersten Steyrtals. Hausarbeit, Univ. Salzburg.
- 16) Zit. aus: PRELL, G., 1989: Totes Gebirge. 2. Aufl. Ennsthaler, Steyr.
- 17) Aus: Pyhm-Eisenwurz-Journal, Ausgabe Sommer 1990, Kirchdorf a. d. Krems.
- 18) Zit. aus: REINISCH, M., 1991: Fritz von Herzmanovsky-Orlando und Ebensee. – Oder: Dämonie und Meschugginität in Rindbach. In: Auf Sommerfrische in Ebensee. Besuche im Ebensee der Jahrhundertwende (Hrsg.: B-TRACHT EBENSEE), S. 75–107. Selbstverlag Verein B-Tracht Ebensee.
- 19) Saizkammergut Zeitung, 12. 12. 1991.
- 20) Weiterführende Literatur zu „Kunst und Ökologie“ z. B. in: Kunstforum Nr. 93, 1988.
- 21) Aus: BOGNER, D., 1990: Ästhetik und Ökologie. Umweltschutz, H. 12, S. 46.

Grenzenlos grenzenlos?

Chancen der Natur beidseits des einstigen „Eisernen Vorhangs“

Elke Kellmann (Text und Fotos)

Wer kennt es nicht – das Gefühl der Grenzenlosigkeit und Weite, wenn der Blick vom Gipfel eines Berges über die Landschaft schweift. Wir fühlen uns losgelöst, von allem, was unser Leben einengt und begrenzt. Schon immer zog es die Menschen hinaus in die grenzenlose Natur, in die Wälder, auf die Berge – hinaus „aus grauer Städte Mauern“.

Je größer die industriellen Ballungszentren werden, je mehr Landschaft Beton und Asphalt weichen muß, um so größer wird der Drang der Menschen, ihre Freizeit im „Grünen“ zu verbringen. Gestiegene Wirtschaftskraft und höhere Einkommen ermöglichen es vor allem der Bevölkerung hochindustrialisierter Länder, sich weltweit Gebiete „unberührter Natur“ touristisch zu erschließen. Die Entfernung stellt heute kein Problem mehr dar, schnell hat man sich ins Auto gesetzt oder ins Flugzeug und erreicht dank günstiger Verkehrsverbindungen die entlegensten Gegenden, um dort endlich Ruhe zu finden.

Aber ein wenig seiner Lebenskultur und des Lebensstandards erwartet man schon am Urlaubsort. Und die Einheimischen sind froh über die Touristen, können sie doch an ihnen verdienen und sich selbst einen neuen Lebensstandard schaffen. Der Tourismus kennt keine Grenzen – er ist zum weltweiten Markt geworden und nutzt die „grenzenlose“ Natur.

Ist die Natur aber wirklich grenzenlos?

Kennt sie keinerlei Grenzen? Sind Grenzen nur vom Menschen geschaffen, um seine Besitztümer und Machtbereiche voneinander abzutrennen und um dieser Grenzen willen blutige Kriege zu führen?

Schauen wir uns genau in der Natur um, so finden wir auch dort Grenzen. Wir kennen die Schneegrenze, die Baumgrenze, das begrenzende Ufer, kennen Verbreitungsgrenzen von Arten, Reviergrenzen von Tieren. All das sind natürliche Grenzen, deren begrenzende Faktoren die jeweiligen Lebensbedingungen sind: Klima, Licht, Luft, Wasser, Nährstoffe und ausreichender Lebensraum. Alles Leben existiert innerhalb natürlicher Grenzen. Die Natur ist nicht so endlos und grenzenlos, wie der Mensch es immer annahm und – wie er sie grenzenlos nutzen will.

Die vom Menschen erdachten und errichteten Grenzen kümmern die Natur wenig. Sie fühlt sich viel mehr bedroht durch anderes menschliches Tun, durch die zunehmende Verschmutzung der Luft und der Gewässer, durch Roden von Wäldern, durch Verbauen und Betonieren, durch Zerschneiden der Land-

schaft mittels der menschlichen Fortbewegungstrassen.

Diese Eingriffe in das natürliche Gleichgewicht stoßen mehr und mehr an die natürlichen Grenzen.

Besonders in Mitteleuropa hat die Nutzung und Zersiedelung der Landschaft ein Maß erreicht, das vielerorts die natürlichen Grenzen berührt. Auch die einst „unwegsamen“ Gebirgsregionen, allen voran die Alpen, sind bereits so intensiv erschlossen, daß die Lebensräume für Tier und Pflanzenwelt, aber auch für die Bevölkerung immer knapper werden. Dieser Prozeß vollzieht sich langsam und schleichend, bis ein bestimmtes Ausmaß erreicht ist. Vor allem der Tourismus, der von der Landschaft und der Natur lebt, hat mehr und mehr die Tendenz, sich selbst zu zerstören, da er seine Grundlagen übernutzt.

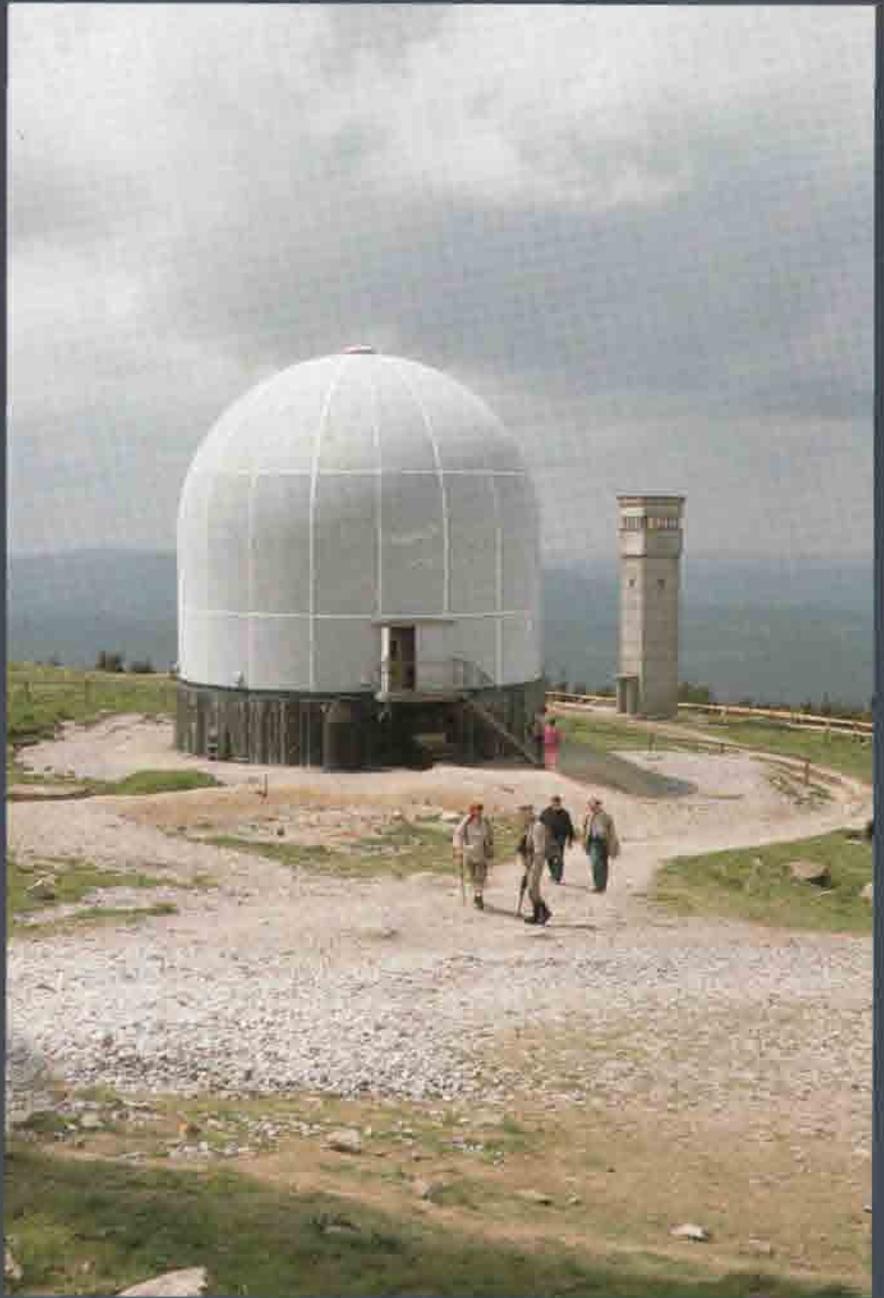
Die Natur baut keine Eisenzäune und Betonmauern an ihre Grenzen wie der Mensch. Sie stellt auch keine Sperrschilder auf für verbotene Gebiete. Aber sie setzt genügend Zeichen der Warnung vor ihren Grenzen – Zeichen, die wir erkennen und danach handeln müssen, damit unsere Kinder und Enkel auf dieser Erde noch leben können.

Dort, wo der Mensch Grenzen schuf gegen Seinesgleichen, schonte er vielfach die Natur. Schauen wir uns in Europa um, so verlaufen die historisch entstandenen Grenzen vielfach entlang von Gebirgskämmen oder Flußläufen – sie wurden nach natürlichen Gegebenheiten angelegt. Grenzgebiete sind meist dünn besiedelt und wirtschaftlich weniger entwickelt. Vor allem die Grenzen zum Osten und im östlichen Teil Europas weisen noch viele Ruhezone für die Natur auf, weil zum einen Menschen von diesen Grenzgebieten ferngehalten werden, zum anderen diese Länder wirtschaftlich bei weitem nicht so entwickelt und erschlossen sind.

Als Beispiele für noch relativ unberührte Naturlandschaften an der ehemaligen Ost-West-Grenze seien der Böhmerwald, die Auenlandschaften an Donau, Thaya und March, der Neusiedler See, die Auen an Mur und Drau sowie der Gebirgskomplex Pirin-Rhodopon genannt.

Hinzu kommen noch viele Landschaftsgebiete an Grenzen innerhalb des ehemaligen Ostblocks, die zum Teil auch dort bereits unter Schutz standen, wie der Tatra – und der Krkonose (Riesengebirge-) Nationalpark an der tschechisch-polnischen Grenze, die Bialowieta-Urwälder an der polnisch-weißrussischen Grenze, das Dreiländereck Polen, Slowakei, Ukraine in den Ostkarpaten, der Slowakische Karst an der ungarisch-slowaki-

Rechts: Nach
Jahrzehnten wieder
zugänglich:
Der Gipfel des Brocken
im Harz.
Unten:
Der ehemalige
Kolonnenweg
entlang der
Grenzbefestigungen
wächst langsam
wieder zu



Bilder

Wiederbelebt

aus dem ehemaligen Todesstreifen



Oben: Die Mauer entlang der einstigen Grenze im Bereich des Brocken (Harz).
Bildleiste links: Blick durch den Zaun; Abbau des Grenzzaunes; Gedenkkreuz an der gefallen Grenze zwischen Franken und Thüringen

Seite 283:
Straßenbau zwischen
Ost und West –
die Naturschützer
sehen's mit gemischten
Gefühlen

schen Grenze, das Donaudelta an der ukrainisch-rumänischen Grenze und – nicht zu vergessen, das Elbsandsteingebirge an der sächsisch-böhmischen Grenze.

Der sogenannte Eiserner Vorhang stellte eine der technisch aufwendigsten und perversesten Grenzen dar, die Europa vier Jahrzehnte lang in zwei unterschiedliche politische Lager teilte. Es gab „Hüben“ und „Drüben“ und „Ost“ und „West“. Die Eingegrenzten blieben ausgegrenzt von der anderen Seite. Die Errichtung des Eisernen Vorhanges ging einher mit der Unterbrechung von Schienenwegen und Straßen, der Sprengung von Brücken und dem rücksichtslosen Roden und Präparieren eines breiten Grenzstreifens. Ortschaften im Grenzgebiet bzw. im vorgelagerten Sperrgebiet wurden entvölkert bzw. von „unsauberen Elementen“ gesäubert. Das menschliche Leid der von Zwangsaussiedlungen oder jahrzehntelangen Trennungen Betroffenen und der Angehörigen bei versuchten Grenzübertritten ums Leben Gekommener ist unermesslich. Besonders dicht waren die Grenzanlagen, die Deutschland teilten. Vom Vogtland bis zur Ostsee zog man über 1400 Kilometer den tödlichen Streifen aus Eisen und Beton, teilte Gebirge, Flüsse, Städte und Länder und sperrte viele Kilometer ins Land hinein das Gelände für „Unbefugte“ ab. In der geteilten Stadt Berlin war die Mauer – auch für die aus dem „Osten“ offensichtlich – nackt und brutal, weithin sichtbar und gut bewacht. Ansonsten blieb der Eiserner Vorhang nach der Ostseite durch die Sperrgebiete gut abgepuffert, während auf der Westseite jeder bis zur eigentlichen Grenze gelangen konnte, ohne mit seinem Leben zu spielen.

Bauern bestellten ihre Felder, Wanderer und Spaziergänger nahmen den Weg an der Grenze entlang, um durch den Maschendrahtzaun zu den Wachtürmen zu schauen.

Der Wanderer im Osten scheiterte bereits weit vor der Grenze an Sperrschilfern und Armeepatrouillen. Wie der Hund vor der Metzgerkette mit dem Schild: „Hier darf ich nicht hinein“. Der Brocken im Harz, die Wasserkuppe in der Rhön, der Arber im Bayerischen Wald sind uns einige weithin sichtbare Punkte, die zu Symbolen der Eingegrenzten wurden. Einmal auf diesen Bergen stehen – einmal den gesamten Rennsteig im Thüringer Wald entlangwandern – oder das wenige Kilometer entfernte, aber Lichtjahre entrückte westliche Nachbardorf besuchen – Wunschträume, Sehnsüchte von Millionen von Menschen.

Das alles kümmerte den vogtländischen Schmetterling nicht – er flatterte unbekümmert ins bayerische, die böhmische Biene sammelte ihren Honig in den österreichischen Linden, Fischotter und Birkhuhn zogen sich in die Grenzgebiete zurück, um dort Ruhe vor den Menschen zu finden, ebenso Braunkehlchen und Schwarzstorch. Der Todesstreifen für uns Menschen wurde zur Überlebenszone seltener und bedrohter Tier- und Pflanzenarten, zum Gebiet der ungestörten Entwicklung der Natur.

Jeder Vorhang wird einmal aufgezogen und offenbart, was hinter ihm verborgen blieb. So fiel auch der „Eiserne Vorhang“, nachdem er porös und durchlässig geworden war. Menschen, die man jahrzehntelang trennte, begegneten einander im Freudentaumel – der Weg auf die andere Seite stand offen, die Sperrzo-

nen verloren ihr Tabu. Kann man den Ein- und Ausgegrenzten verdenken, daß sie nun alle die einst verbotenen Wege gehen, gesperrte Berge besteigen und Tabu-Gewässer nutzen wollen? Straßen werden gebraucht für Begegnung und Wirtschaft, stets benachteiligte Gebiete brauchen wirtschaftlichen Aufschwung, ehemalige Besitzer fordern ihr Land an der Grenze zurück. Neue unberührte Gebiete wittert der Tourismus, um das Geschäft zu beleben.

Das, was allen so lange vorenthalten blieb, soll jetzt endlich genutzt werden. Und besonders Raffinierte schlagen blitzschnell zu im ersten gesetzleeren Raum der neuen Demokratien, um gute Geschäfte zu machen und Tatsachen zu schaffen.

So geschehen an allen Abschnitten der deutsch-deutschen Grenze vor den Augen der händeringend Naturschützer, die trotz aller Freude über den Wegfall der Grenzen um ihre Kleinodien im Grenzgebiet bangen. Die Gefahr der endgültigen Vernichtung der letzten bedrohten Arten und der Verbauung noch intakter Landschaftsteile ist drohend.

Eine ausreichende Bewahrung der gefährdeten Biotope erreicht man aber nur durch Schutzmaßnahmen.

Schon wieder Eingrenzung, Abgrenzung, Tabu-Zonen? „Wir waren 40 Jahre der Freiheit beraubt, und nun sollen wieder Gebiete gesperrt werden“, sagen die einen, und von wirtschaftlichem Aufschwung und Erhaltung und Schaffung von Arbeitsplätzen reden die anderen. Die neuen Länder bauen arbeitsfähige Verwaltungen auf und erlassen Landesgesetze. Konzeptionen müssen erarbeitet, Biotope erfaßt und bewertet werden. Und es muß in vielen Fällen schnell und richtig gehandelt werden. Eines ist gewiß: Es wird in den Grenzgebieten keinen absoluten und durchgängigen Schutz der Natur geben können – keinen Naturschutz um jeden Preis. Und es wird auch nicht darauf ankommen, ob der Ornithologe, der Entomologe oder der Botaniker „sein“ Gebiet als das schützenswerteste ansieht. Naturschutz an sich führt zu keiner generellen Lösung für Mensch und Natur. Die Lösung muß für den Menschen als Bestandteil der Natur gefunden werden im Hinblick auf kommende Generationen. Es wird Kompromisse geben müssen, es muß genau abgewogen werden, was und mit welchen Auflagen touristisch oder wirtschaftlich genutzt werden soll. Gefragt sind engagierte und weitblickende Naturschützer und Politiker, die jetzt richtige Entscheidungen treffen für die Zukunft. Vermieden werden muß sinnlose Verbauung und Übernutzung der Landschaft. Wertvolle Biotope sollen erhalten bleiben, doch nicht als einsame Inseln inmitten von Wirtschaftsflächen, sondern im Verbund. Die Natur braucht ausreichend Raum zu ungestörter Entwicklung. Natürliche Lebensgemeinschaften brauchen ihre Lebensbedingungen zur Entfaltung, werden ihre Grenzen zu eng gesteckt, verschwinden viele Arten für immer.

Seit der Grenzöffnung ist bereits einige Zeit vergangen, in der der Naturschutz trotz immenser Anfangsschwierigkeiten keineswegs ruhte. Die Grenzsicherungsanlagen sind größtenteils verschwunden bzw. werden noch systematisch abgebaut. An der deutsch-deutschen Grenze wurde der unmittelbare Grenzstreifen



fen einstweilig sichergestellt und besonders schützenswerte Gebiete von den neuen Bundesländern ausgewiesen, Schutzkonzeptionen sind in Arbeit. Der Rahmen der Bundesnaturschutzgesetzgebung wird in den Ländern systematisch mit eigenen Gesetzen gefüllt. Entlang des einst Deutschland teilenden Streifens gibt es mittlerweile alle Schutzkategorien, angefangen bei Flächennaturdenkmälern über Landschaftsschutzgebiete bis hin zum Nationalpark. Wichtig ist auch die Erhaltung von Kulturlandschaften in historisch gewachsenen Regionen mit gebietstypischer Bewirtschaftung. In diesem Sinne werden große Teile der Hochrhön als Biosphärenreservat ausgewiesen, unter Beibehaltung der landschaftstypischen Schafzucht. Die Schaffung von Naturparks und Nationalparkregionen soll auch zu einer gesunden Entwicklung des Tourismus beitragen.

Bei der Gründung des Nationalparks Hochharz wurden die guten Erfahrungen des Nationalparks Bayerischer Wald genutzt. Primär hat er die Funktion, das einzigartige Gebirgsmassiv um den Brocken wirkungsvoll vor Beeinträchtigungen durch den Massentourismus zu schützen.

Aufgebaut wird ein Naturpark Erzgebirge/Vogtland entlang der sächsisch-böhmischen Grenze. Auf der Grundlage eines Landschaftsrahmenplanes, der sowohl die Siedlungs- und Gewerbestruktur, die kulturelle Entwicklung und die Naturraumausstattung miteinander in Einklang bringt, bleibt das natürliche Landschaftsbild erhalten. Naturnahe Bewirtschaftung und naturverträglicher Tourismus sollen im Vordergrund stehen. Spezielle

Biotope, vor allem im Erzgebirgskammgebiet werden grenzübergreifend geschützt.

Der länderübergreifende Schutz ist ganz wichtig für die Erhaltung der Naturlandschaften in den Grenzgebieten. Der Schutz auf der einen Seite ist ohne den Schutz auf der anderen Seite wirkungslos. Besonders begrüßenswert ist es deshalb, daß nach langem Tauziehen in den entscheidenden Behörden im März 1991 die tschechoslowakische Regierung die Verordnung über den Nationalpark Sumava (Böhmerwald) verabschiedete. Er erstreckt sich über ein Gebiet von über 685 Quadratkilometern und erfaßt damit ein fünfmal größeres Terrain als der Nationalpark Bayerischer Wald. Hinzu kommen noch Schutzgebiete auf östlicher Seite. Es gelang damit, das größte zusammenhängende und relativ unzerschnittene Waldgebiet Mitteleuropas unter Schutz zu stellen. Der Natur wurde ein riesiger Freiraum bewahrt zur ungestörten Entwicklung. Mit der Beseitigung der letzten Grenzsperranlagen soll es in der Kernzone der ausgedehnten Gebirgslandschaft beiderseits der Grenze keine direkten menschlichen Einflüsse mehr geben. Die Bergfichtenwälder, Auwälder und Hochmoore bleiben weiterhin sich selbst überlassen. Das Wandern ist nur auf bestimmten markierten Wegen gestattet.

Damit wurden alle Voraussetzungen geschaffen, in dieser Region das grüne Dach Europas zu erhalten und die Bewahrung der Artenvielfalt der Natur mit dem Lebensraum des Menschen in Einklang zu bringen. Tschechische, österreichische und deutsche Naturschützer müssen hier eng zusammenarbeiten und ein Beispiel setzen für andere Grenzregionen.

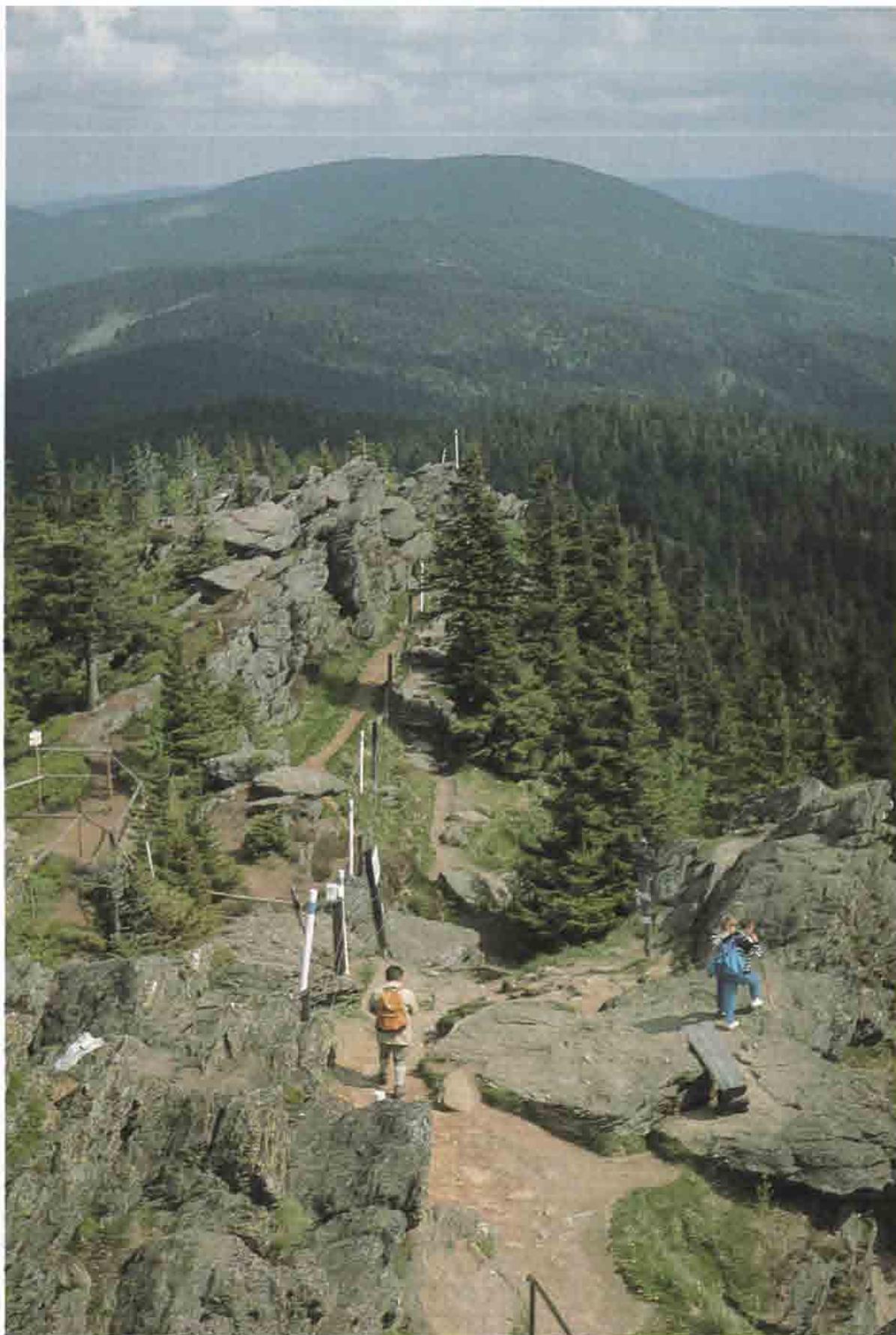
**Unten:
Am Osser-Schutzhaus
sitzen heute
wieder Besucher
beidseits der
böhmisch-bayerischen
Grenze an
einem Tisch**



Denn die Gefahr der Vermarktung und Vernutzung der Landschaften in den ehemaligen Ostländern ist groß. Solange es noch Unterschiede in der Wirtschaftsentwicklung und den Währungen zu den westlichen Ländern gibt, regiert das „harte“ Geld und setzt Maßstäbe. Die für diese Länder wichtige Entwicklung der Wirtschaft und des Tourismus wird auf Kosten der Natur stattfinden, zumal die Umweltgesetzgebung in vielen Ländern noch in den Kinderschuhen steckt. Die Probleme des Naturschutzes können von diesen Ländern nicht allein gelöst werden, da andere Probleme derzeit für diese Völker schwerwiegender sind.

Wenn der ehemalige Todesstreifen als grünes Rückgrat Europas und als Ruhezone der Natur erhalten bleiben soll, muß er zu einer Zone der Begegnung und Zusammenarbeit der Völker untereinander, aber auch mit der Natur werden. Das erfordert den Willen, aber auch so manches Umdenken der Bevölkerung, der Politiker und Manager.

Wir dürfen nicht zulassen, daß die unbewußt vom Menschen erhaltenen natürlichen Lebensräume in den Grenzgebieten unserem Wohlstandsdenken und -handeln zum Opfer fallen. Die Natur gibt uns die Chance – wir sind es den kommenden Generationen schuldig, diese Chance nicht um kurzfristiger wirtschaftlicher Vorteile Willen zu vergeben. Das gemeinsame Haus Europa braucht großflächig erhaltene Naturräume als Lebensräume für Tiere, Pflanzen und nicht zuletzt auch für uns Menschen. Die Bewahrung der Naturräume, aber auch der historisch gewachsenen Kulturräume entlang des ehemaligen Eisernen Vorhanges wird zum Prüfstein für unser gemeinsames Haus Europa werden, zum Prüfstein für eine langfristige Existenzsicherung uns nachfolgender Generationen. Das Prinzip der nachhaltigen Entwicklung muß das Prinzip der kurzfristigen Wirtschaftsinteressen ablösen. Wenn wir die letzten Reste naturnaher Landschaften in den ehemaligen Grenzgebieten als ökologische Bausteine verwenden, kann der Bau des Hauses Europa stattfinden.



**Auf dem
Großen
Osser –
dem Grenz-
berg
zwischen
Bayern
und
Böhmen –
zwischen
dem
Bayerischen
und dem
Böhmerwald**



Anmerkungen zu diesem Beitrag

Der Anlaß, mich mit der Problematik zu beschäftigen, war eine Schwarzweiß-Fotoserie über die ehemals deutsch/deutsche Grenze, die ich im Jahre 1991 für das Mitteilungsheft des DAV anfertigte. Mehrmals bewanderten wir (mein Mann und einige Freunde) verschiedene Abschnitte des ehemaligen Todesstreifens. Tief beeindruckt von den Resten der Grenzanlagen (die auch im Verfallstadium noch den Irrsinn dieser Grenze widerspiegeln), blieben uns aber auch die neuen Probleme in den größtenteils der Natur überlassenen Gebieten nicht verborgen.

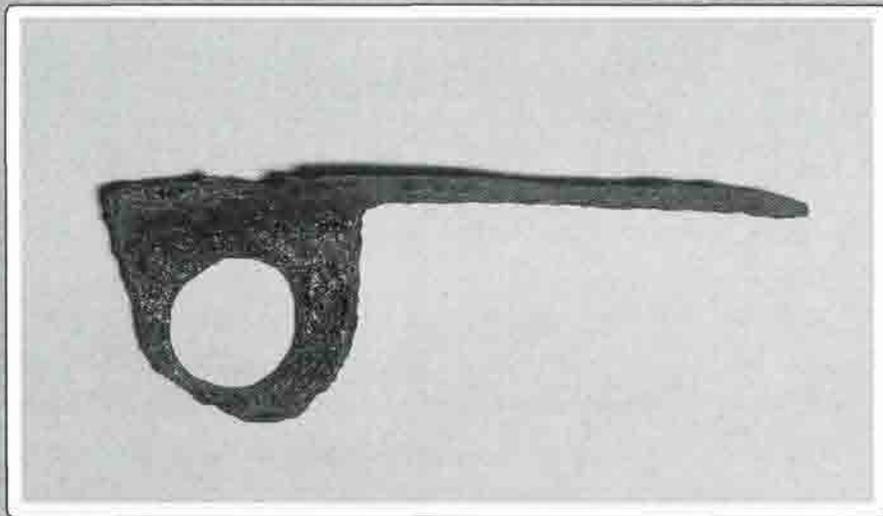
**Oben:
Ein Marterl zeugt noch
vom Dorf Schönberg,
das wegen seiner Lage
nahe der böhmisch-
bayerischen Grenze
geschleift wurde**

Wir erlebten den Massentourismus im Harz und erstes Besitzergreifen der „unberührten“ Gebiete durch den wirtschaftenden Menschen, und wir lernten viele engagierte Naturschützer kennen. Auch meine Weiterbildung zur Ökologieassistentin ließ mich vieles anders sehen, es wurde mir immer mehr klar, daß dieses Problem kein deutsches allein ist, sondern ein Problem des gesamten Eisernen Vorhangs – ein europäisches Problem. Wir sind in unserer Jugend sehr viel in den osteuropäischen Gebirgen gewandert mit Zelt und Rucksack (heute nennt man das Trekking und Abenteuerreise!). Es gab dort wunderschöne ursprüngliche Landschaften (von einigen Touristenzentren abgesehen) und sehr herzliche und gastfreundliche, aber vielfach auch sehr arme Menschen. Heute, wo uns die Grenzen nach Westen offenstehen, ist auch der Alpenraum Realität geworden. Doch zu aller Freude über die phantastische Bergwelt kommt eine kleine Enttäuschung über die Zernutzung der Alpenregion durch den Menschen. Aus der Kenntnis der Verhältnisse in Osteuropa und dem Wissen um des Menschen Drang nach wirtschaftlichem Aufschwung und Wohlstand soll dieser Beitrag ein Appell sein an alle, die die Natur lieben, die noch vorhandenen Freiräume der Natur zu erhalten und zu schützen, dabei aber auch die Probleme der osteuropäischen Länder nicht zu vergessen.

Sanierung von Kletterrouten in den Alpen

JA oder NEIN

Pit Schubert





Oben: Schlecht platzierter Haken an der Martinswand (Ostriß); er hätte einer Sturzbelastung an dieser Stelle aller Wahrscheinlichkeit nach nicht standhalten können.

Bildleiste rechts: Vier Haken, deren Schaft zum größten Teil durchgerostet ist, zu erkennen an den kleinen, teilweise winzigen, blanken Stellen, die noch die einzige metallische Verbindung zum vorderen Schaftteil waren; die beiden auf dem unteren Bild befindlichen Haken steckten nachweislich 33 Jahre im Fels (Kaiserweg im Donautal)

Derzeit wird an der Kletterbasis wieder einmal heftig diskutiert. Der Bohrhaken – inzwischen bei Sportkletterern ringsum beliebt – ist der Stein des Anstoßes. Einerseits wird heute die perfekte Sicherung mittels Bohrhaken vorgezogen – nämlich in den Sportkletterrouten – andererseits gibt es Stimmen gegen Bohrhaken in klassischen Routen der Alpen.

Die derzeitige Situation

Noch nie wurden so viele Bohrhaken gesetzt wie heute. Dies läßt sich schon allein an den Verkaufszahlen der Haken in Sporthäusern ablesen. Bohrhaken werden zuhauf verkauft, während die Händler auf den Normalhaken sitzenbleiben.

Heute wird praktisch keine Sportkletterroute mehr ohne Bohrhaken eröffnet. In Klettergärten und Klettergebieten genauso wie in den Alpen. Dies ist verständlich. Das Sportklettern zwingt mit seinem häufigen Annähern und Überschreiten der Sturzgrenze zu absolut sicheren Fixpunkten. Erst der Bohrhaken hat die heutigen Spitzenleistungen am Fels möglich gemacht.

Praktisch alle klassischen Routen in den Alpen werden heutzutage „rotpunkt“ zu klettern versucht. Dadurch werden die Routen mit der Zeit „freigestürzt“. Da kaum ein Kletterer mehr Hammer und Haken mitführt – beides ist inzwischen schon fast verpönt – kommen keine neuen Haken hinzu. Die verbleibenden werden durch die weiter fortschreitende Korrosion und Erosion nicht besser.

Es steckt ein fürchterlicher Schrott im Fels

Der Zustand der allermeisten Normalhaken in den allermeisten klassischen Kletterrouten ist katastrophal. Vier Gründe sind dafür ausschlaggebend:

- die schlechte Anbringung im Fels
- die Korrosion
- die Erosion
- die nicht fachgerechte Fertigung von Self-made-Haken

Alle vier Gründe bedürfen der Erläuterung. Die dazugehörigen Bilder sollen dies unterstreichen. Weitere Bilder dazu sind auf den Seiten 292 und 293 zusammengefaßt.

Schlechte Anbringung im Fels: Die Erstbegeher mußten viele Haken aus ungünstiger Kletterposition schlagen. Man kletterte, „bis es nicht mehr weiterging“, und hat dann versucht, einen Haken möglichst hoch zu setzen. Diese Haken konnten deshalb selten sicherungstechnisch richtig und sicher plaziert werden. Nicht selten stecken die Haken nur auf der halben Schaftlänge oder gar noch weniger tief im Fels. Die Folge ist ein größerer Hebelarm bei Belastung und wenig kraftschlüssige Verbindung mit dem Fels. Noch häufiger erfolgt die Klemmwirkung nur auf einem Teil der Schaftlänge, obwohl der Haken bis zur Öse im Fels steckt. Der Grund dafür ist die meist unregelmäßige Rißform, so daß der Schaft an nur wenigen Stellen kraftschlüssige

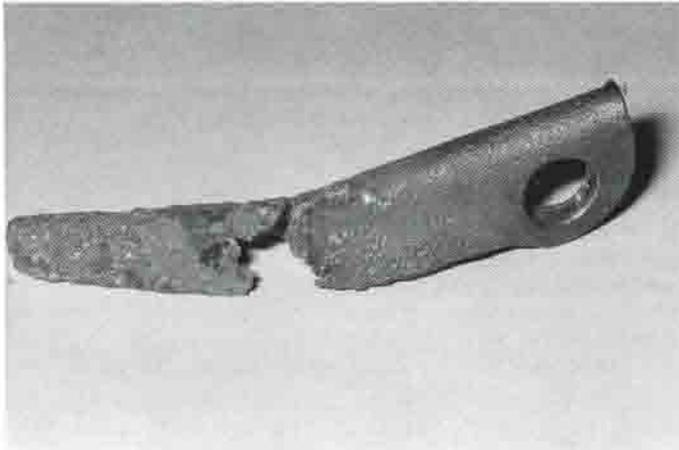
Verbindung mit dem Fels aufweist. Wenig kraftschlüssige Verbindung bedeutet immer geringe Belastbarkeit im Fels.

Korrosion: Aufgrund der meist jahrzehntelangen Wetteinwirkung ist die Korrosion der Haken sehr weit fortgeschritten. Sie schwächt den Querschnitt und trägt darüber hinaus durch ihre Kerbwirkung zu verminderter Festigkeit bei. Dies gilt insbesondere für den Schaft, der im Felsriß steckt und die Kraft bei Sturzbelastung auf den Fels übertragen soll. Im Felsriß herrscht aufgrund der Kapillarwirkung immer ein Mikroklima, und zwar ein feuchtes Klima, das zu intensiver Korrosion des Hakenschaftes führt. So wurden Haken entfernt, deren Schaft völlig oder bis auf einen Bruchteil des ursprünglichen Querschnittes durchgerostet war. Die Korrosion der Öse ist dagegen weit geringer, weil die Feuchtigkeit abtropfen und abtrocknen kann. Deshalb machen solche Haken äußerlich oft fälschlicherweise einen zuverlässigen Eindruck. In den Felsriß kann man leider nicht hineinsehen.

In den Mittelgebirgen und im Hochgebirge bis etwa 1200 m ist die Rosteinwirkung besonders stark. In diesen Höhen herrscht wesentlich öfter Nebelniederschlag als in den Höhenlagen darüber. Dieser Nebelniederschlag, der bei stärkerer Intensität als Sprühregen niedergeht, weist eine um ein Vielfaches höhere Konzentration von Saurem Regen auf als der Saure Regen selbst. Die Hauptbestandteile des Sauren Regens wie Schwefelsäure (H_2SO_4), schweflige Säure (H_2SO_3), Salpetersäure (HNO_3) und salpetrige Säure (HNO_2) sind sehr aggressiv und führen zu intensiver Korrosion. Ein Bild auf S. 292 zeigt Haken aus dem Thüringer Wald. Gerade in den neuen Bundesländern war – und ist auch derzeit noch – der Ausstoß und der Eintrag (CSFR und Polen) von Schwefeldioxyd (SO_2) und anderen industriellen Schadstoffen, die nicht minder aggressiv sind, besonders hoch.

Erosion: Wird der Fels lokal unter hohem Druck gesetzt und kommt Feuchtigkeit hinzu, erodiert er. Die Druckwirkung des Hakenschaftes auf den ihn umgebenden Felsbereich zersetzt diesen unter dem feuchten Mikroklima, das im Felsriß herrscht. Weniger feste Gesteine wie Kalk (im Gegensatz zu Granit) erodieren schneller. Dies war bisher nicht bekannt und ist erst durch umfangreiches Routensanieren herausgekommen. Der zersetzte Fels wird durch „blühenden“ Rost ersetzt. Dieser „blühende“ Rost hat natürlich keine Festigkeit, so daß der Haken nur noch am Fels „klebt“ oder „pickt“, wie die Tiroler sagen. An herausgeschlagenen Haken ist dies leicht festzustellen.

Nicht fachgerechte Fertigung von Self-made-Haken: Die allermeisten klassischen Routen wurden vor Mitte der sechziger Jahre erstbegangen. Da es bis zu diesem Zeitpunkt kaum eine industrielle Fertigung von Haken gab, waren die Haken solcher Routen überwiegend selbstgefertigt oder von einem Schmied in Einzelanfertigung hergestellt worden, der in der Regel den Einsatzbereich nicht kannte. Der allergrößte Teil dieser Haken ist deshalb entweder nicht richtig dimensioniert oder aus nicht geeignetem Werkstoff hergestellt. Entweder sind die Haken zu weich und sie ziehen sich bei Belastung wie ein krummer Nagel aus dem Fels (zäharten Schmiedestahl hat man damals für



Im Felsriß korrodierter Hakenschaft



Ein Bilderrhaken (!), der viele Jahrzehnte (Rost) als Zwischensicherung diente

Felshaken noch nicht verwendet), oder die Haken sind zu hart (falsche Wärmebehandlung) und damit zu spröde und brechen deshalb schon bei geringer Sturzbelastung ab.

Nicht nur, daß bis etwa Mitte der sechziger Jahre nur mehr oder weniger selbstgefertigte Felshaken gesetzt worden sind, es wurde praktisch jeder Schrott in den Fels gedroschen, sofern er auch nur annähernd eine Öse und einen Schaft besaß. So hat der Sicherheitskreis beim Sanieren von Routen Schloßschrauben, Holzschrauben, Zelttheringe und sogar Bilderrhaken aus dem Fels herausgeholt. Nun soll dies im nachhinein keine selbstgefällige Kritik sein. Es gab halt kaum etwas Besseres. Heute aber stellt sich die Frage: Wollen wir ewig an diesem Schrott sichern?

Fakten zweier Routen

Der Sicherheitskreis hat in den letzten Jahren Routen in Klettergärten und im Hochgebirge saniert und einige Tausend alter Haken entfernt. Dabei mußten die Sicherheitskreis-Mitarbeiter immer wieder frustriert feststellen, daß sie sich bei über drei Viertel aller Haken in der Festigkeit – richtig: Haltekraft der Haken im Fels – täuschten. Entweder trauten sie dem Haken eine hohe Belastung zu, und er fiel schon nach wenigen Hammerschlägen aus dem Riß heraus oder die Öse brach ab, oder – was weit seltener vorkam – die Sicherheitskreis-Mitarbeiter waren davon überzeugt, daß der Stift nicht viel hält, und er ließ sich nur mit viel Mühe und großem Zeitaufwand aus dem Fels entfernen und hätte deshalb wohl auch einem größeren Sturz standgehalten.

Um annähernde Anhaltswerte für die Haltekraft von Haken zu bekommen, die man im Fels vorfindet, wurden zwei sehr häufig begangene Routen in den Alpen beim Sanieren etwas genauer unter die Lupe genommen. Es handelt sich um eine Route in den Berchtesgadener Alpen und eine im Salzkammergut. Beide Routen werden an schönen Wochenenden nachweislich (Wandbuch) von durchschnittlich acht bis zehn Seilschaften durchstiegen. Jeder Haken im Fels wurde zunächst fotografiert. Die augenscheinliche Beurteilung „was könnte der Stift halten“ wurde schriftlich festgehalten. Danach wurden die Haken mit dem Hammer entfernt und gefühlsmäßig beurteilt „wie gut sie saßen“.

Eine gefühlsmäßige Beurteilung beim Hakenentfernen mit dem Hammer gibt natürlich keinen exakten Aufschluß über die tatsächliche Haltekraft eines Hakens bei Sturzbelastung. Doch es läßt sich – wie jeder Kletterer, der Haken geschlagen und entfernt hat, weiß – vom Sitz eines Hakens beim Herausschlagen doch recht genau auf dessen Ausreißkraft bei möglicher Sturzbelastung schließen. Haken, die schon nach wenigen, leichten Hammerschlägen locker sind oder gar aus dem Riß fallen, können in der Regel kaum einem größeren Sturz standhalten. Haken dagegen, die sich nur mit vielen, unter Umständen mehreren hundert Hammerschlägen lockern und entfernen lassen, besitzen in der Regel eine wesentliche höhere Ausreißkraft und können so aller Wahrscheinlichkeit nach eher einem größeren Sturz widerstehen. Kommt natürlich noch hinzu, welche Richtung der Schaft im Fels zur Sturzzugrichtung aufweist. Da die Mehrzahl der Mitarbeiter im Sicherheitskreis zur älteren Generation gehört und noch die „Eisenzeit“ erlebt und damit ausgesprochen viel Erfahrung mit dem Schlagen, Beurteilen und Entfernen von Normalhaken hat, kann davon ausgegangen werden, daß die ermittelten Ergebnisse halbwegs sichere Erfahrungswerte darstellen.

Aus Platzgründen können nachfolgend (siehe Tabelle und Bilder) ausführliche Ergebnisse von nur einer Route aufgeführt werden. Es wurde eine sechs Seillängen lange Route im Salzkammergut gewählt. Die augenscheinliche Beurteilung der Haken vor dem Entfernen ist wie folgt klassifiziert. (Die Ergebnisse der zweiten Route sind nur summarisch zusammengestellt).

Route im Salzkammergut mit 15 Zwischenhaken (die Standhaken waren schon früher durch Torstahlbügel ersetzt worden).

Seil-länge	Haken Nr.	Beurteilung des im Fels befindlichen Hakens hinsichtlich Haltekraft	Beurteilung der Haltekraft nach Entfernen des Hakens	Herkunft des Hakens
1.	1	mittelmäßig	praktisch Null ¹⁾	self-made
	2	mittelmäßig	praktisch Null ¹⁾	industr. Fertigung
	3	gut	praktisch Null	self-made
	4	mittelmäßig	für den hier möglichen Sturz ausreichend hätte jeden größeren Sturz gehalten	industr. Fertigung
	5	sehr gut		industr. Fertigung
2.	6	schlecht	für den hier möglichen Sturz ausreichend	industr. Fertigung
3.	7	mittelmäßig	für den hier möglichen Sturz ausreichend	self-made
	8	mittelmäßig	hätte jeden größeren Sturz gehalten	industr. Fertigung
	9	gut	praktisch Null	self-made ²⁾
4.	10	mittelmäßig	hätte den hier möglichen Sturz gehalten	self-made
5.	11	mittelmäßig	hätte den hier möglichen Sturz gehalten	self-made
	12	schlecht	praktisch Null	industr. Fertigung
6.	13	gut	hätte den hier möglichen Sturz gehalten	industr. Fertigung
	14	gut	hätte den hier möglichen Sturz gehalten	self-made
	15	gut	praktisch Null	industr. Fertigung

¹⁾ steckte hinter einer hohlen Schuppe

²⁾ Holzschraube (!) mit eingeschweißtem Ring; der Schraubenschaft war von außen nicht zu erkennen.

sehr gut = der Haken hält praktisch jeden Sturz, in jedem Fall den an dieser Stelle maximal möglichen Sturz (der beim Einhängen der nächsten Zwischensicherung gerade noch möglich ist)

gut = der Haken hält einen 5-m-Sturz

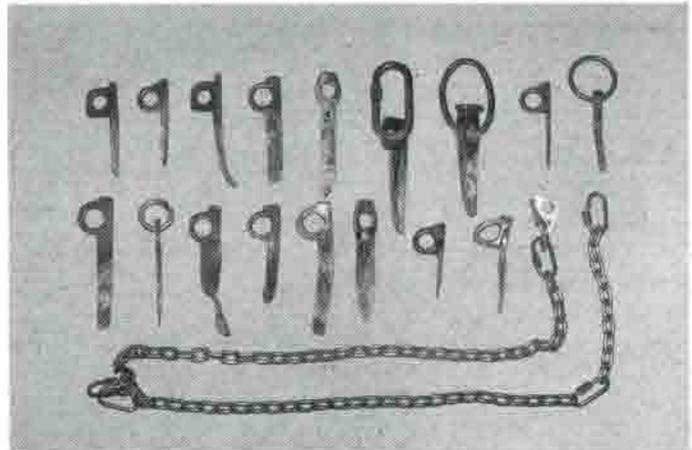
mittelmäßig = der Haken hält einen Ministurz (ca. 2 m)

schlecht = der Haken hält gerade das Körpergewicht; wollte man sich am Haken festhalten, müßte man schon Angst haben.

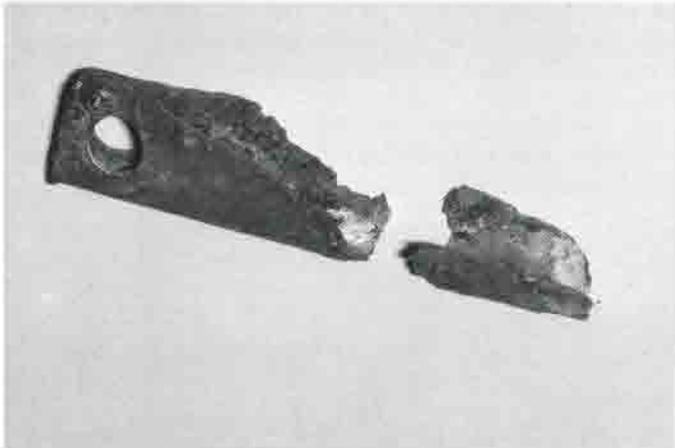
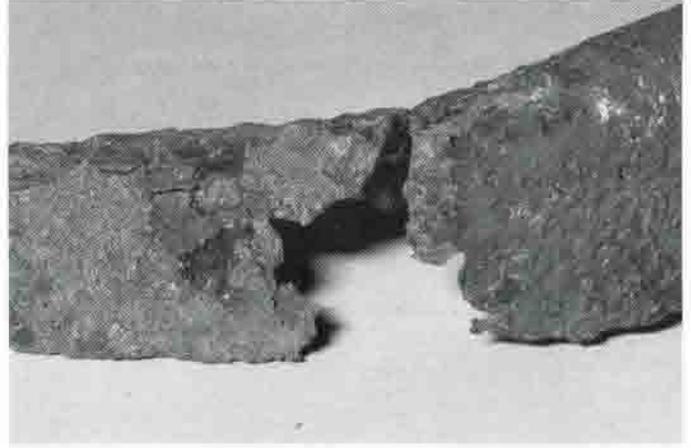
In der untersuchten Route muß einmal etwa 8 m abgeseilt werden. An der Abseilstelle befand sich eine Kette mit offenem (!) Kettenglied.

Als Resümee ist festzuhalten, daß von den fünfzehn Zwischenhaken nur die Haltekraft von vier Haken richtig beurteilt worden ist. Das sind gut 25 %. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätten immerhin neun Haken dem an der entsprechenden Stelle maximal möglichen Sturz standgehalten. Das sind rund 65 %.

Wesentlich erschreckender sind die Ergebnisse der zweiten sanierten Route (Berchtesgadener Alpen). Von den dreizehn Haken war die Haltekraft von nur drei Haken richtig eingeschätzt worden. Das sind 23 %. Und von den dreizehn Haken hätten wahrscheinlich nur vier dem an der entsprechende Stelle maximal möglichen Sturz standgehalten. Das sind nur rund 30 %. Zwei Haken stammen aus den Anfängen der industriellen Fertigung; sie sind form- und materialbedingt nach heutigen Gesichtspunkten unzureichend (zu geringe Querschnitte und/oder Weichstahl).



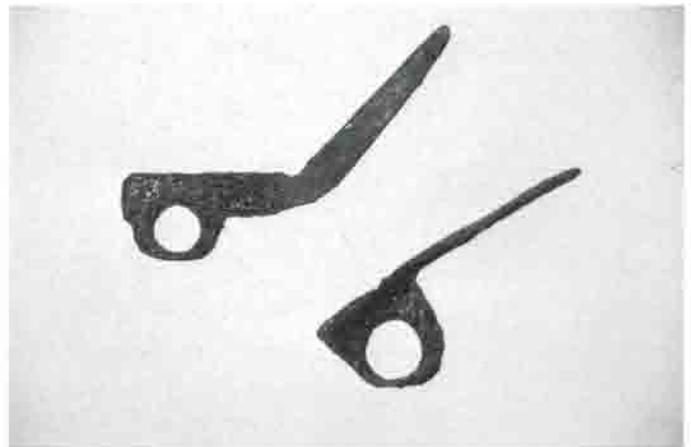
Schrott, der aus einer Route geholt wurde; der obere rechte Haken ist eine Holzschraube (!); bei der Kette deutlich zu erkennen das offene Kettenglied



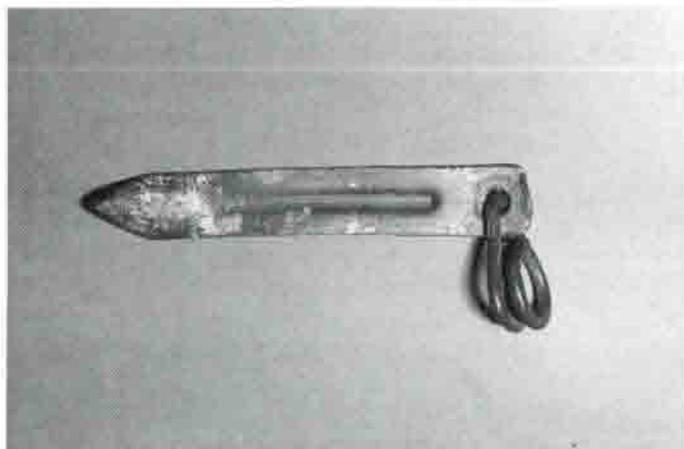
Oben: Vier Beispiele durchgerosteter Hakenschäfte, dabei macht die Öse noch einen absolut sicheren Eindruck; der Zustand des Schaftes im Reiß ist von außen nicht zu erkennen



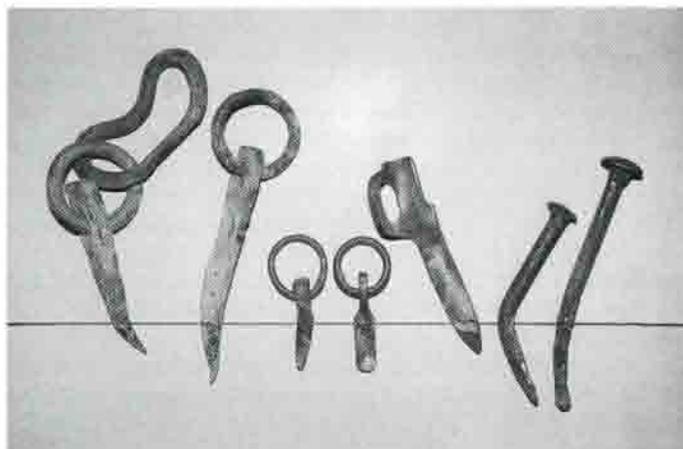
Eine bis auf wenige Quadratmillimeter (blanke Stelle) durchgerostete Schweißnaht eines Ringhakens (Standhaken aus dem „Gelben U“ am unteren Berggeistturm, Wetterstein)



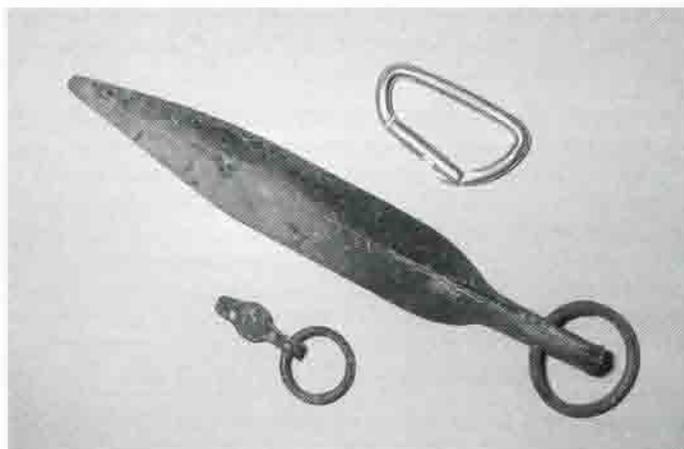
Zwei Haken, die durch Sauren Regen (Thüringer Wald) stark korrodiert sind; am untersten Teil der Öse hing immer der letzte Tropfen, der zu dieser starken Korrosion – einem regelrechten Rostfraß – führte



Die absoluten Topmodelle, links: ein Zelthering mit einer Öse aus Draht (nicht zusammengeschweißt), rechts: zwei Holzschrauben



Linkes Bild: Self-made-Haken aus Vierkant- und Wasserleitungsrohr. Rechtes Bild: links zwei Self-made-Haken aus dem Bayerländer-Riß (Ruchenköpfe), die unterhalb der Schlüsselstelle (VI-) steckten; rechts zwei Schloßschrauben aus der Via Tyszkiewicz (Arco). Die Linie zeigt, wie weit die Haken im Fels steckten



Links: Von der Größe des Ringes läßt sich selten auf die Länge des Schaftes schließen. Rechts: Ein Ringhaken, der im Fels so vorgefunden wurde (miserable Schweißnaht), der Ring wurde zum Fotografieren nur etwas aufgebogen

Forschungsvorhaben

Das Bayerische Staatsministerium für Arbeit, Familie und Sozialordnung hat den Sicherheitskreis mit einem Forschungsvorhaben betraut, mit dem nachgewiesen werden soll, was im Fels vorhandene Sicherungsmittel – also Normalhaken, Bohrhaken und Sanduhrschlingen – tatsächlich halten. Mit Hilfe einer hydraulischen Belastungsvorrichtung sollen die Sicherungsmittel in Sturzzugrichtung bis zum Bruch oder Ausziehen belastet werden. Anhand der Belastungswerte soll dann ein Sicherheitsprofil für die untersuchte Route erstellt werden, das Auskunft darüber gibt, wie weit man an jedem Haken hätte stürzen dürfen. Zum Vergleich soll zusätzlich zu jedem Haken die maximal mögliche Sturzhöhe angegeben werden. Daraus kann man dann leicht ableiten, wo man hätte stürzen dürfen und wo nicht. Da es sich um ein sehr umfangreiches Forschungsvorhaben handelt, ist mit Ergebnissen nicht vor Frühjahr 1994 zu rechnen.

Es taucht die Frage auf, warum das Bayerische Staatsministerium Interesse an der Festigkeit von Sicherungsmitteln im Fels hat. Die Antwort liegt auf der Hand. Es geht um Unfallverhütung. Jeder Unfall kostet unseren Staat bzw. die Gemeinschaft – und das sind wir alle – Geld. Jeder tote Bundesbürger kostet unseren Staat etwa eine dreiviertel Million Mark. Verunfallte mit Querschnittslähmung oder anderen irreversiblen Schäden wie Hirnverletzungen noch weit mehr. Derzeit wird ein Unfall verhandelt mit einem Kostenvolumen von vier (!) Millionen Mark bei zwei Verunfallten.

Der Staat hat bei der Unfallverhütung wirtschaftliche Interessen. Die an der Sicherheit am Berg Interessierten, insbesondere die Alpenvereine, haben ethische Gründe – oder sollten sie wenigstens haben.

Die hydraulische Belastungsvorrichtung bei einem axialen Hakenzugversuch; damit können Haken auch radial, also in Sturzzugrichtung, belastet werden



Argumente gegen Bohrhaken

Wie eingangs erwähnt, gibt es Stimmen gegen Bohrhaken in klassischen Routen. Es wird nachfolgend versucht, die Argumente der Bohrhakengegner aufzuführen. Es wird ferner dazu Stellung genommen. Dabei wird kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben.

Argument: „Mit Bohrhaken kann das Erlebnis des Erstbegeher nicht mehr nachempfunden werden“ (ALPIN-Magazin, Heft 2/92, Seite 38).

Auch in Routen mit Normalhaken – und darum geht es hier – kann das Erlebnis der Erstbegeher nicht nachempfunden werden, denn der Erstbegeher hatte ja seinerzeit über sich keinerlei Haken, auch keine Normalhaken. Der Wiederholer dagegen hat sie vor sich. Wollte man das Erlebnis der Erstbegeher heute wirklich nachempfinden wollen, müßte man alle Haken entfernen – auch die Normalhaken – und man müßte mit Manchonsohlen, Hanfseilen und Eisenkarabinern klettern. Von der alten, schweren Leinen- und Lodenbekleidung ganz abgesehen. Wer wollte das schon?

Kommt noch hinzu, daß die Normalhaken zur Zeit der Erstbegeher weder von Korrosion noch von Erosion angegriffen waren und so einem eventuellen Sturz vielleicht standgehalten hätten. Inzwischen aber hat der Zahn der Zeit an den Haken genagt. Das Erlebnis, heute an alten Normalhaken zu klettern, muß also auch aus diesem Grund ein ganz anderes sein, nämlich ein wesentlich risikoreicheres als zur Zeit der Erstbegeherung. Und zwar um so risikoreicher, je mehr Zeit zwischen der Erstbegeherung und der Wiederholung verstrichen ist. Und bei klassischen Routen sind dies in der Regel Jahrzehnte, während denen die Korrosion aus einem ehemals neuen Haken ein Stück Rost gemacht hat.

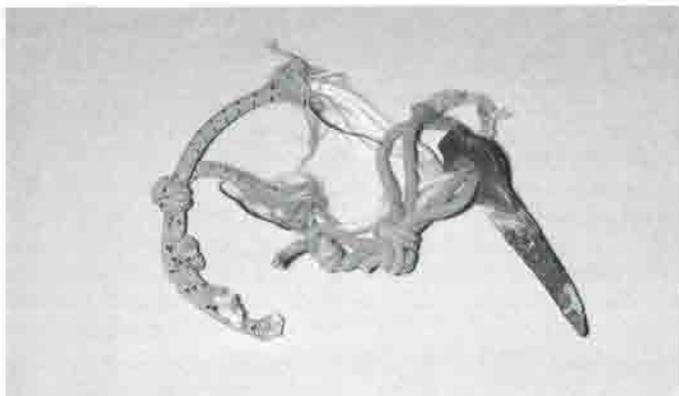
Kommt ferner hinzu, daß der Erstbegeher beim Schlagen eines Hakens dessen Haltekraft wesentlich besser beurteilen kann als der Wiederholer einer Route, der den geschlagenen Stift vorfindet. Auch insofern ist das Erlebnis des Wiederholers ein ganz anderes als das des Erstbegeher, nämlich ein auch aus diesem Grund wesentlich risikoreicheres.

Argument: „Man braucht keine Bohrhaken, weil jeder Standplatz mit Klemmkeilen, Klemmgeräten sowie Sanduhr- und Zackenschlingen ausreichend abgesichert werden kann.“

Diese Erfahrung konnte nur der gewinnen, der bisher an solchen Standplätzen überlebt hat. Diese Erfahrung aber ist trügerisch. Wäre jeder durch Klemmkeile und Klemmgeräte abgesicherte Standplatz wirklich durch einen Sturz belastet worden – sagen wir durch einen Faktor-2-Sturz – dann gäbe es inzwischen weit weniger Kletterer (und die Diskussion um die Bohrhaken wäre wohl kein Thema mehr).

Argument: „In Colorado gibt es derzeit Bemühungen, das Mitführen einer Bohrmaschine in Klettergebieten mit der Absicht, damit Bohrhaken zu setzen, zu einem kriminellen Verstoß zu machen – warum nicht auch bei uns?“

Wenn in Colorado bisher keinerlei Haken verwendet worden



Ehemaliger Ringhaken (Via Sommadossi am Colodri, Arco)

sind, so ist diese Meinung zu Bohrhaken durchaus naheliegend und verständlich.

In unseren Klettergärten und in den Alpen aber, wo seit dem ersten Auftauchen von Haken – also kurz nach der Jahrhundertwende – diese zur Sicherung verwendet werden, wäre jetzt ein Verbot von Bohrhaken, die nichts anderes sind als eine Weiterentwicklung des Normalhakens, gegen die bisherige Sitte und mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auch gegen die Meinung der Mehrzahl aller Kletterer. Im übrigen werden Bohrhaken in den Alpen seit knapp fünfzig Jahren verwendet. Und das in klassischen Routen.

Argument: „Der mündige Kletterer wird durch Bohrhaken bevormundet.“

Wenn man den Bohrhaken, der heute Stand der Sicherungstechnik in jeder Sportkletterroute ist, den Wiederholern klassischer Routen verweigert, so ist dies doch wohl – genauer betrachtet – eine viel größere Bevormundung. Man zwingt die Kletterer dadurch, an alten, erodierten und korrodierten Normalhaken zu sichern und damit unnötige Risiken einzugehen. Freilich, man kann schlechte Normalhaken mit Klemmkeilen und Klemmgeräten zusätzlich absichern. Doch bei dem Schrott, der in den klassischen Routen steckt, müßte man dies praktisch mit jedem Haken tun. Wem ist das schon zuzumuten?

Argument: „Man muß die Kletterer zum Absichern ihrer Routen erziehen – die Alpenvereine sind gefragt.“

Aus dem Bereich der Ausbildung ist bekannt, daß das Weitergeben von Lerninhalten an Anfänger und weniger erfahrene Kletterer klappt. Sie sind wiß- und lernbegierig. Das Weitergeben von Lerninhalten an erfahrene Kletterer klappt dagegen überhaupt nicht. Warum nicht? Man kann keinen erfahrenen Kletterer mit einem Fortbildungslehrgang im Absichern von Routen hinter dem Ofen hervorlocken. Hätten wir einen Alpen Führerschein mit Pflichtfortbildung jedes Jahr, dann ließen sich die Lerninhalte hinüberbringen. Doch Pflichtfortbildungslehrgänge gibt es nicht einmal in der Straßenverkehrszulassungsordnung. Und einen Alpen Führerschein? Wer wollte den schon verwirklicht sehen?

Wir müssen davon ausgehen, daß man die zwei Heeresbergführer, die im Sommer vergangenen Jahres mit drei Friends am Standplatz aus der Lammertalverschneidung zu Tode gestürzt sind (weil keiner hielt), nicht zuvor zu einer Fortbildung im Legen von Friends hätte bewegen können. Ebenso wenig die norddeutsche Seilschaft, die im gleichen Sommer in der Goedel-Steiner-Führe an der Niederen Türispitze im Dachstein zu Tode kam. Zwei Normalhaken als Zwischensicherung hielten der Sturzbelastung nicht stand, ebenso wenig die Standplatzhaken. Der springende Punkt in der Aus- und Weiterbildung ist der, daß es kein Regulativ gibt, Fortbildungslerninhalte an den Mann zu bringen. Mit der Aus- und Weiterbildung sowie mit Veröffentlichungen wird man immer nur einen winzigen Teil der Kletterer erreichen. Den allergößten Teil nicht. Auch dann nicht, wenn die Alpenvereine die Aus- und Weiterbildung um ein Vielfaches intensivieren würden. Dies muß leider als Axiom erkannt werden.

Argument: „Mit Bohrhaken wird der Fels verletzt. Hier werden die Belange des Naturschutzes tangiert.“

Es dürfte unstrittig sein, daß auch das Schlagen von Normalhaken den Fels zerstören kann. Ein Haken hinter einer Felsschuppe wird diese Schuppe irgendwann einmal beim Nachschlagen des Hakens oder bei Sturzbelastung wegreißen. Auch das Dazuschlagen von Normalhaken an schlecht abgesicherten Standplätzen oder wo auch immer wird den Fels immer nur beeinträchtigen. Wenn dagegen einmal eine Route „eingeböhrt“ ist, braucht der Fels nie mehr durch weitere Haken malträtiert zu werden. Dem Naturschutz wäre so auf Dauer mehr gedient.

Argumente für Bohrhaken

Sie gehen aus den obigen Stellungnahmen zu den GEGEN-Argumenten schon ausführlich genug hervor. Trotzdem seien – wieder ohne Anspruch auf Vollständigkeit – noch einige genannt.

Argument: „Bohrhaken nur in Sportkletterrouten?“

Wenn Bohrhaken in Sportkletterrouten allgemein akzeptiert werden – und das werden sie (auch im Wilden Kaiser) – warum sollen sie dann aus klassischen Routen verbannt bleiben? Sollen die Wiederholer von Sportkletterrouten mehr Überlebenschancen haben als die von klassischen Routen? Sollen letztere mit dem Schrott, der in der Mehrzahl aller Fälle schon Jahrzehnte im Fels vor sich hinrostet und erodiert, herunterfallen, während erstere sich auf ihre Haken, nämlich Bohrhaken, verlassen können?

Vor wenigen Jahren erhielt der Sicherheitskreis eine Zuschrift von einem leidgeprüften Vater. Sein Sohn war mit dessen Freund am Colodri im Saracatal tödlich abgestürzt. Der Standhaken hatte der Sturzbelastung nicht standgehalten. Der Vater schickte dem DAV ein Foto, das seinen Sohn und den herausgerissenen Haken zeigt. Der Vater schrieb dazu: „Ein Bohrhaken hätte dies verhindert!“

In der Bramroute im Velebit stürzte 1988 eine Zweierseilschaft durch einen ausbrechenden Standhaken gemeinsam mit einer Dreierseilschaft in die Tiefe (die Zweierseilschaft stammte aus Deutschland, die zum Standhaken aufgeschlossene Dreierseilschaft aus Tirol; mindestens einer der drei Tiroler war von der Bergrettung). Nach etwa 40 m Sturzhöhe verfangen sich drei der Kletterer in einem stabilen Busch. Die beiden übrigen stürzten weitere 50 m, nämlich die volle Seillänge zusätzlich. Wie durch ein Wunder gab es nur einen Toten, drei konnten schwer- und nur einer relativ leichtverletzt überleben. Da zu diesem Zeitpunkt (Pfingsten) viele Kletterer im Velebit waren, konnten die Verletzten binnen kürzester Zeit gerettet und in die Klinik nach Zadar geschafft werden. Hätte sich dieser Unfall in einer Route der Alpen ereignet, kaum einer der vier hätte Überlebenschancen gehabt.

Mit diesem Unfall wird einmal mehr das Argument widerlegt, man müsse die Kletterer zum Absichern ihrer Routen erziehen. Wenn nicht einmal die Österreichische Bergrettung ihren Mitgliedern das Absichern von Routen beibringen kann, wer dann sonst?

Argument: „Kalkulierbares Risiko“

Reinhold Messner hat einmal ein kluges Wort über das kalkulierbare Risiko am Berg gesagt (sinngemäß): „Bergsteigen ohne Risiko wäre fad“ - und damit meinte er wohl auch das Klettern – „doch das Risiko muß kalkulierbar sein!“ Die seit Jahrzehnten im Fels vor sich hinrostenden Normalhaken stellen ein unkalkulierbares Risiko dar. Mit diesen Haken haben wir Sollbruchstellen in der Sicherungskette, von denen wir nicht wissen, wo sie sind. Welcher Haken hält einen Sturz, welcher nicht? Im Grunde genommen müßte jeder Normalhaken im Fels durch einen Klemmkeil oder ein Klemmgerät abgesichert werden. Fragt sich dann: Warum überhaupt den alten Schrott?



Ein halber Zentner Schrott (der durch solide, nicht-rostende Bohrhaken ersetzt wurde)

Die Situation im Wilden Kaiser

Durch das Sportklettern und die damit verbundenen Stürze und dadurch, daß kaum ein Kletterer mehr Hammer und Haken mitführt, sind inzwischen etliche klassische Routen (bis zum VI. Grad) „freigestürzt“, also wesentlich schwieriger geworden und für Normalkletterer, die den VII. Grad nicht beherrschen, nicht mehr begehbar. Will man das?

Dabei ist die Geschichte des Bohrhakens im Wilden Kaiser wohl die älteste im gesamten Alpenraum. Der erste Bohrhaken wurde bereits 1944 bei der Erstbegehung der Fleischbank-Südostverschneidung gesetzt. Also lange bevor der Bohrhaken Mitte der fünfziger Jahre in den Alpen Verbreitung fand.

In den Jahren 1971/72 hat der Sicherheitskreis Bohrhaken an den Standplätzen von vier häufig begangenen Routen im V. Grad gesetzt. Die Anregung kam von Franz Rasp (späterer Präsident des Deutschen Bergführerverbandes), der mit einem Unfall an der Untersberg-Südwand argumentierte. Bei diesem Unfall riß eine abstürzende Zweierseilschaft eine nachfolgende Dreierseilschaft mit in den Tod. Die vom Sicherheitskreis gesetzten Standhaken wurden später von einheimischen Kletterern – überwiegend von Bergführern – in zwei der vier Routen entfernt.

Im Sommer 1973 richtete der Sicherheitskreis eine Abseilpiste am Bauernpredigtstuhl ein, um die unangenehme und gefährliche Eisrinne auf der Nordseite (Unfälle) zu umgehen. Mehrere Jahre später wurden die Haken von einheimischen Kletterern entfernt. Man mußte wieder durch die Eisrinne absteigen. Einige Zeit danach war dies auch den einheimischen Kletterern offensichtlich wieder zu riskant, und sie baten den Sicherheitskreis, die Haken wieder anzubringen (was auch gemeinsam mit einheimischen Kletterern geschah).

Seit Beginn der Entwicklung des Sportkletterns Ende der siebziger Jahre wurden im Wilden Kaiser – wie in allen anderen Gebieten der Alpen auch – weit über ein Dutzend Sportkletterrouten mit Bohrhaken eröffnet. So auch von einem bekannten einheimischen Bergführer, der jetzt (siehe unten) Bohrhaken an Standplätzen der Predigtstuhl-Nordkante entfernt hat.

Heinz Mariacher hat Mitte der achtziger Jahre Bohrhaken in der Direttissima am Predigtstuhl gesetzt, um diese Route fürs Fernsehen „rotpunkt“ klettern zu können. Diese Haken befinden sich noch heute in der Route. Sie finden offensichtlich nicht den Unmut der einheimischen Bergführer. Wird hier mit zweierlei Maß gemessen?

Im Sommer 1990 hat der Sicherheitskreis auf Anregung des Hüttenwirts der Gaudeamushütte Stand- und Zwischenhaken an der Rittlerkante am Bauernpredigtstuhl gesetzt. Damit sollte eine Route als Muster – wie man Routen sanieren könnte – dienen, und eine Diskussion, ob weitere Routen saniert werden sollten oder lieber nicht, hätte beginnen können. Mehr war nicht geplant. Und dies war auch bekannt. Ein gutes Jahr später sind diese Haken von einheimischen Kletterern mit einer Akkuflex entfernt worden.

Im Sommer 1991 hat der Tiroler Bergführer Paul Koller aus Kufstein gebohrte Standhaken an besonders kritischen Stellen der Predigtstuhl-Nordkante gesetzt. Kontrahenten unter den Tiroler Bergführern haben diese Haken im Herbst mit einer Akkuflex entfernt. Begründung: „Die Predigtstuhl-Nordkante wurde ohne Haken erstbegangen – folglich braucht man auch heute keine Haken und schon gar nicht etwa Bohrhaken!“ Soweit der Stand der Dinge im Wilden Kaiser, wie er sich im Winter 1991/92 darstellte. Zur oben genannten Argumentation „Erstbegeher keine Haken – also auch heute keine“ sei eine Erwiderung erlaubt. Kurz nach der Jahrhundertwende, als die Predigtstuhl-Nordkante (Schwierigkeitsgrad IV) erstbegangen wurde, glaubte man noch, einen Sturz ohne Fixpunkt halten zu können. Und diese Meinung wurde bis in die sechziger Jahre vertreten. Entsprechende Lehrschriften und ältere Kletterer können darüber Auskunft geben. Bis damals wußte man es nicht besser. Heute dagegen wissen wir, daß ein Sturz „in den Stand“ ohne sicheren Fixpunkt nicht zu halten ist. Damals, um die Jahrhundertwende und bis in die sechziger Jahre, stürzte man sozusagen unwissend in den Tod. Soll man heute wissend in den Tod stürzen? Wissend nämlich, daß Klemmkeile und Klemmgeräte nicht jeden Sturz halten können?

Die Situation in anderen Klettergebieten

Nachdem sich das Sportklettern weltweit etabliert hat, wird der Bohrhaken in allen Klettergärten und Klettergebieten sowie in vielen Teilen der Alpen begrüßt. Die in den letzten Jahren sanierten Routen wurden – mit einer Ausnahme im Wilden Kaiser (siehe oben) – angenommen. Da jetzt in der Regel weniger Bohrhaken stecken als früher Normalhaken, sind Wiederholer der Meinung, daß das Klettererlebnis jetzt wieder größer sei, wörtlich „man muß sich jetzt wieder mehr festhalten“. Dafür müsse man keinen Mannschaftsflug oder anderen Todessturz mehr riskieren. Und man könne die Routen jetzt „rotpunkt“ versuchen, was bisher nicht ratsam war. Man habe „bei den Rostgurken“ einen Sturz nicht riskieren wollen und sei dann doch lieber technisch (A0) geklettert. „Das hat man den Haken gerade noch zugetraut.“

Die Zahl der Kletterer in den sanierten Routen hat nachweislich nicht wesentlich zugenommen. Allerdings darf man nicht nur zwei beliebte Kletterrouten sanieren. Werden beispielsweise nur zwei Routen saniert, dann allerdings drängt sich alles in diese zwei (siehe Dachstein).

Wie soll es weitergehen?

Die in den klassischen Routen vorhandenen Normalhaken sind keine Lösung. Schon gar keine auf Dauer, da Korrosion und Erosion weiter fortschreiten und die Anzahl der Haken weiter

abnehmen wird. Bleiben logischerweise eigentlich nur zwei Möglichkeiten.

- Der Bohrhaken – also das Sanieren der Routen oder
- gar keine Haken – also den Schrott entfernen.

Keine Haken sind besser als schlechte, vor allem besser als solche, deren Fragwürdigkeit nicht einmal zu erkennen ist. Deshalb bietet sich als Alternative zum Bohrhaken in klassischen Routen nur die hakenlose Route, und jeder sichert seine Route mit Klemmkellen, Klemmgeräten selbst ab. Die Frage wurde oben schon gestellt: Was sollen schlechte Haken, die man mit einem Klemmkeil oder Klemmgerät zusätzlich absichern muß? Was sollen sicher aussehende Haken, die aber nicht sicher sein müssen, und die man deshalb auch durch Klemmkeile oder Klemmgeräte zusätzlich absichern sollte. Dann lieber gar keine Haken.

Solche Routen ohne Haken – siehe Pumprisse im Wilden Kaiser – wären eine echte Herausforderung und hätten einen hohen Stellenwert. Man könnte sie „Abenteurrouten“ nennen. Sie müßten in den Kletterführern als solche ausgewiesen werden. So wüßte jeder, worauf er sich einließe.

Eine dritte Möglichkeit bestünde in einer Art Misch-Masch. Sanierte Routen neben Abenteurrouten. Über das Verhältnis zwischen diesen beiden Routenkategorien müßte man sich noch den Kopf zerbrechen. Wieviele und welche Routen sanieren bzw. welche nicht? Das Verhältnis wird in Klettergärten und Klettergebieten anders aussehen müssen als in den Alpen. Folgende Größenordnungen wurden in ersten Diskussionen genannt.

- Klettergärten: (wenn man Abenteurrouten überhaupt will) etwa 75 % sanierte Routen und 25 % Abenteurrouten
 - Alpen: etwa 5 % sanierte Routen (die häufig begangenen; in den meisten Teilen der Alpen sind es nicht mehr) und 95 % Abenteurrouten (die sozusagen übrigbleiben).
- Darüber müßte auf breiter Basis diskutiert werden. Einige wenige Lokalmatadore sollten allein nicht entscheiden können. Bergretter bzw. Bergwacht müßten gehört werden. Vor allem hat die Masse der Kletterer ein Wort mitzureden, denn es geht auch um deren Überleben. Auch sie haben das Recht zu klettern und beim Klettern den Stand der Technik – den Bohrhaken – beanspruchen zu dürfen, nicht nur die Sportkletterer. Es sollte niemandem Zwang angetan werden dürfen, beim Ausüben seines Sportes unkalkulierbare Risiken (Reinhold Messner) eingehen zu müssen.

Es ließe sich weiter diskutieren, ob nicht auch einige wenige besonders kritische Stellen in Abenteurrouten doch durch Bohrhaken abgesichert werden sollten. Nämlich solche Stellen, die sich am oberen Rand der Route eigenen Schwierigkeitsgrades befinden und bei denen eine Absicherung durch Klemmkeile, Klemmgeräte, Sanduhr- und andere Schlingen nicht möglich ist und ein Sturz mit dem sicheren Tod enden würde. Bei dieser Diskussion wird das Problem auftauchen, daß ein Sturz mit Querschnittslähmung oder anderen irreversiblen Verletzungen

gen genauso fragwürdig ist wie ein Todessturz. Spätestens zu diesem Zeitpunkt wird man sich grundsätzlich über das Ausmaß des gerade noch tolerierbaren Risikos unterhalten müssen. Und das Ergebnis wird die Abenteurrouten wieder tangieren.

Sollte man diese Diskussion auf breiter Basis führen, wird eines deutlich werden: Die überwiegende Mehrzahl aller Kletterer sucht das Klettererlebnis am Fels, nicht etwa das Todeserlebnis oder das am Rande des Lebens. Die Blut- und Bodenromantik eines Eugen Guido Lammer: „Wer mit mir gehen will, muß bereit sein zu sterben“ gilt unter den heutigen Kletterern nicht mehr als zeitgemäß. Man will heute das Risiko, aber das kalkulierbare, nicht etwa das unkalkulierbare.

Dieses kalkulierbare Risiko ließe sich durch weniger Bohrhaken verwirklichen. So stecken zum Beispiel in der ersten Seillänge der Alten Westwand des Bauernpredigtstuhls im Wilden Kaiser elf rostige Normalhaken, von denen man nach Augenschein mindestens sieben mit Klemmkeilen und Klemmgeräten absichern müßte, weil sie zu unsicher aussehen. Dagegen würden fünf Haken reichen, wenn man sich auf sie verlassen könnte (Bohrhaken). Also fünf sichere Haken – gegen elf überwiegend unsichere. Ein Verhältnis von etwa 1:2. Dieses Verhältnis mag zunächst erstaunen. Doch ist dieses Verhältnis durchaus vertretbar, denn letztlich bedeuten weniger Haken, die absolut sicher sind, mehr, nämlich mehr Sicherheit, weil sie kalkulierbar ist. In etwa diesem Verhältnis wurden die bisherigen Routen vom Sicherheitskreis saniert. Oft war das Verhältnis sogar noch weit krasser, bis zu 1:3, weil an manchen Standplätzen drei oder gar vier schlechte Haken steckten und man statt dessen nur einen Bohrhaken braucht.

Und wie denken die Oberen der Alpenvereine darüber?

DAV und OeAV haben bereits Zeichen gesetzt. Während der gemeinsamen Verwaltungsausschußsitzung im vergangenen Februar in Oberaudorf haben sie folgendes Grundsatzpapier einstimmig verabschiedet.

- Die Argumente FÜR Bohrhaken haben aus Sicherheitsgründen mehr Gewicht als die Argumente DAGEGEN.
- Die Sanierung häufig begangener klassischer Routen ist aus Sicherheitsgründen wünschenswert, insbesondere für die Vielzahl der Kletterer im III. bis VI. Schwierigkeitsgrad.
- Besonderheiten der Klettergebiete soll Rechnung getragen werden, insbesondere soll die Meinung der Mehrzahl der einheimischen Kletterer respektiert werden, ebenso die Meinung der Erstbegeher (sofern einholbar).
- Wenn Routensanierung, dann mit Augenmaß und – aus Sicherheitsgründen – nur mit genormten Bohrhaken.
- Die Routen dürfen nicht schwieriger werden (dabei können durch die Verwendung sicherer Bohrhaken weniger Haken gesetzt werden als Normalhaken zuvor vorhanden waren).

- Naturschutzrechtliche Bestimmungen sind zu berücksichtigen.
- Aus Gründen der Fairneß gegenüber nachkommenden Generationen äußern OeAV und DAV große Bedenken gegenüber solchen Erstbegehungen, die von oben eingerichtet werden.

Es muß abgewartet werden, wie sich dies in die Praxis wird umsetzen lassen. Daß die weit überwiegende Mehrzahl der aktiven Kletterer hinter dem Inhalt dieses Papiers steht, dürfte unstrittig sein. Allein die Anzahl der Leserbriefe in den Alpinzeitschriften, die dieses Thema aufgegriffen haben, zeigt dies. Auch die Umfrage des DAV-Sicherheitskreises gemeinsam mit dem OeAV-Sicherheitsreferat Mitte der siebziger Jahre, als es noch kein Sportklettern gab, brachte schon ein PRO Bohrhaken von 97 % und nur ein CONTRA von 2,75 % (0,25 % unentschieden). Es ging damals zwar nur um die Frage der Standhaken, doch dürfte sich diese Größenordnung heute in etwa auch auf die Zwischenhaken übertragen lassen, denn das Sportklettern ist erst nach der Umfrage aufgekommen. Und das Sportklettern verlangt sichere Fixpunkte, auch als Zwischensicherung. Jeder Kletterer ist heutzutage versucht, eine Route sportlich – also „rotpunkt“ oder in einer der vielen Varianten des Freikletterns – zu bewältigen.

Daß die Meinung der Erstbegeher respektiert werden muß (sofern noch einholbar), darf als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Es wird Erstbegeher geben, die nicht mit dem Sanieren ihrer Routen einverstanden sein werden, zum Beispiel Wolfgang Müller (Wilder Kaiser) und Albert Precht (Hochkönig und Tennengebirge). Nicht sanierte Routen, die zusätzlich noch besonders gefährlich sind, werden dann von Wiederholern wohl eher gemieden werden (die Lammertalverschneidung, in der die beiden Heeresbergführer im Sommer vergangenen Jahres zu Tode stürzten, ist eine „Prechttroute“). Solche Routen werden dann mit der Zeit einen entsprechend hohen Stellenwert erhalten.

Als genauso selbstverständlich darf auch vorausgesetzt werden, daß die Meinung solcher Erstbegeher respektiert wird, die ihre Routen sanieren oder gegen eine Sanierung nichts einzuwenden haben. Der Sicherheitskreis wurde von Erstbegehern schon mehrfach gebeten, deren Routen zu sanieren oder wenigstens die Haken zur Verfügung zu stellen. Beides ist derzeit aus Kostengründen so ohne weiteres leider nicht möglich. Es wurde schon geäußert, „daß kein Geld des Alpenvereins so gut angelegt sei, wie das in sichere Haken.“ Finanzierungsmöglichkeiten sollten deshalb in naher Zukunft geschaffen werden. Die Nachfrage ist groß.

Auch viele Bohrhaken im Fels taugen nichts

Wie bis in die sechziger Jahre hinein viele Kletterer ihre Normalhaken selbst angefertigt haben und dieser Schrott heute noch in den Wänden steckt, so verwenden inzwischen viele Sportkletterer für ihre Neutouren ebenso minderwertige Bohrhaken. In

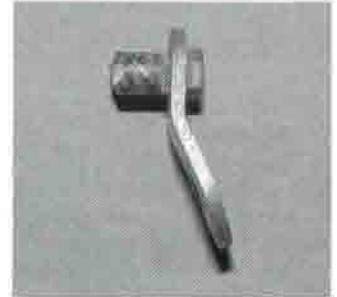
Baumärkten erworbene Bohrkronen werden mit einem selbstgebastelten Hänger und einer mehr oder weniger passenden Schraube versehen und in den Fels gedroschen. Die Unfälle bleiben nicht aus. Die Bilder zeigen einige solcher Haken, die bei Sturzbelastung zu Bruch gingen oder herausgerissen wurden. In den Bohrlöchern hält sich die Feuchtigkeit aufgrund der Kapillarwirkung ebenso wie in Felsrissen. Dies gilt auch für Bohrhaken, die man versucht hat, mit Silikon oder ähnlichen Dichtmitteln abzudichten. Zum einen läßt sich nicht feststellen, ob die Abdichtung geglückt ist, zum anderen kommt die Feuchtigkeit auch aus dem Felsinnern.

Der Spreizkeil herkömmlicher oder selbst angefertigter Bohrhaken, der beim Einschlagen vom Bohrlochgrund aus in die Bohrkronen oder den Dübel getrieben wird, ist ungünstig. Das Bohrloch kann zu tief sein (Bohrmaschine), so daß die Spreizwirkung unzureichend ist. Das Bild links oben zeigt einen solchen Haken, der bei axialem Zug (Zug nach außen) herausgerissen wurde. Der Kletterer, der diese Stelle am Sanetschpaß technisch, also A0, klettern wollte, wunderte sich arg, als er plötzlich mit dem Haken aus der Wand flog.

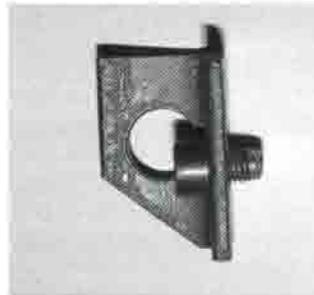
Auch die Verwendung von anderen, nicht normgerechten Anker, wie sie die Industrie für vielerlei Zwecke anbietet, ist nicht anzuraten. Mit diesem Hinweis soll keineswegs den Sporthäusern zur Umsatzsteigerung verholfen werden. Industrieanker sind in der Mehrzahl nicht rostfrei (die Normen verlangen korrosionsfreies Material). Rostfreie Anker werden nur in geringer Typenauswahl angeboten, sind dementsprechend teuer und werden deshalb von den Kletterern (aus Sparsamkeitsgründen) kaum verwendet. Kommt hinzu, daß manche Industrieanker nur von Fachkräften richtig gesetzt werden können; so müssen manche zum Beispiel mit einem ganz bestimmten Drehmoment angezogen werden. Dazu ist ein schwerer und teurer Drehmomentschlüssel notwendig. Ein Unfall in der Schweiz zeigte den Nachteil solcher Industrieanker. Die Mutter war nach dem Motto „Bohrhaken müssen halten, folglich muß man sie mit aller Kraft festdonnern“ angezogen worden mit dem Ergebnis, daß der Hakenschaft über das zulässige Maß vorgespannt – sprich: geschädigt – worden ist. Ein Dreimetersturz mit niedrigem Sturzfaktor brachte den geschädigten Hakenschaft zum Bruch. Und Bohrhaken dieser Sorte sind zu Tausenden in der Schweiz gesetzt worden – alle ohne (!) Drehmomentschlüssel. Mit jedem Bohrhaken kann das gleiche passieren wie mit dem genannten.

Bohrhaken lassen sich nicht so leicht entfernen; unter Umständen nur mit großem Aufwand. Wer nimmt den schon auf sich? Nicht selten findet man deshalb neben einem rostigen Bohrhaken einen neuen, weil man dem alten nicht mehr traut. Auch der neue Bohrhaken ist nicht aus rostfreiem Stahl. Auch dieser wird mit der Zeit korrodieren. Dann wird man den nächsten hinzufügen. So wird der Fels bald aussehen wie ein Schweizer Käse. Beispiele gibt es in den Klettergärten und Klettergebieten zuhauf.

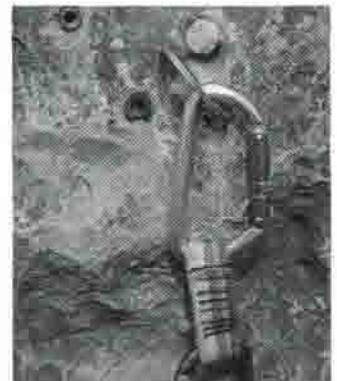
Auch die vielfach verwendeten Ketten sind keine Lösung. Sie sind maschinengeschweißt und nicht geprüft, das heißt, die



Ein herausgerissener Bohrhaken und ein gebrochener; beide Größe M8 (zu klein, nicht rostfrei und von falscher Konstruktion)



Links: Eine selbstgebastelte Bohrhakenlasche mit zu kurzer Schraube; bei Sturzbelastung Ausbruch des Gewindes, das nur zwei (!) Gewindegänge gegriffen hatte. Rechts: Ein durch Sturz gebrochener Industrie-Anker, dessen Schraube nicht fachgerecht (zu stark) angezogen und damit schon beim Setzen geschädigt worden ist (deutlich zu erkennen an der Einschnürung des Gewindes)



Links: Der linke angerostete Haken wird verschmätzt und deshalb daneben ein neuer gesetzt; auch dieser wird rosten, dann wird ein dritter hinzukommen. Diese Lösung entbehrt jeder Ästhetik. Rechts: Ein neuer Bohrhaken neben zwei alten Bohrkronen im Fels. Wenn es so weitergeht, sieht der Fels bald aus wie ein Schweizer Käse

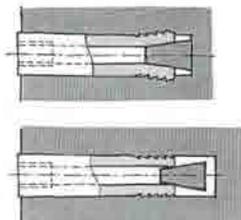
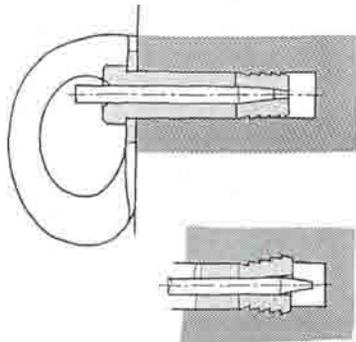
Schweißung kann in Ordnung sein – meist dürfte sie es auch sein – doch sie muß es nicht sein. Und eine Kette ist bekanntlich nur so stark wie ihr schwächstes Glied. Kommt hinzu, daß der Rost in nicht einwandfreien Schweißnähten stärker ansetzt als an der Oberfläche. Oberflächlich kann das Kettenglied einen völlig einwandfreien Eindruck machen, und die Schweißnaht kann an- oder zum größten Teil durchgerostet sein. Zum Toproppeulenlenken und zum Abseilen dürften die meisten Ketten halten, da keine größere Belastung als etwa 2 kN (ca. 200 kp) auftreten kann. Bei Fixpunkten an Standplätzen dagegen kann es schon bei geringer Sturzhöhe kritisch werden.

Empfehlenswerte Bohrhaken

Bohrhaken sind inzwischen genormt (DIN, ÖNORM, UIAA, prEN^{*)}), um ausreichende Festigkeit und andere die Sicherheit beim Klettern tangierende Eigenschaften zu garantieren.

Normanforderungen: Aufgrund des Feuchtigkeitseinflusses müssen genormte Bohrhaken aus rostfreiem Stahl gefertigt sein. Die Tiefe des Bohrloches darf keinen Einfluß auf die Spreizwirkung haben, sprich: „ein Keil von hinten“ ist nicht mehr zugelassen (da vielfach mit Bohrmaschinen und deshalb zu tief gebohrt wird). Spreizkeile, die von außen – also von vorn – eingetrieben werden, sind dagegen normgerecht (die Tiefe des Bohrlochs spielt in diesem Fall keine Rolle).

Der obere Bohrhakentyp ist normgerecht; der untere ist nicht mehr zugelassen (Gefahr zu tiefer Bohrung, Bohrmaschine)



Zeichnung:
Sepp Lassmann

Selbstgebastelte Hänger sind oft zu klein. Karabiner lassen sich häufig schlecht einhängen und – will man „abbauen“ – paßt zum Karabiner kein Seil und auch keine Reepschnur mehr durch die Öse. Deshalb schreiben die Normen eine Mindestgröße der Öse vor. Es müssen gemeinsam zwei Bolzen, der eine mit 15 mm Durchmesser und der andere mit 11 mm, in die Öse passen. Die Öse kann natürlich auch größer sein.

Die Festigkeitswerte in den Normen wurden höher angesiedelt als die von Karabinern. Die Haken müssen genügend Sicherheitsreserve besitzen. Schließlich kann ein Bohrhaken nicht wie ein Karabiner ausgewechselt werden. Die Bruchkraftwerte sind

- mindestens 25 kN (ca. 2500 kp) für radiale Belastung (Haken an senkrechter Wand, Sturzbelastung quer zum Hakenschaft),
- mindestens 15 kN (ca. 1500 kp) für axiale Belastung (Haken unter einem Dach, Sturzbelastung in Richtung des Hakenschaftes).

Welche genormten Bohrhaken sind auf dem Markt?

Es werden derzeit nur wenige normgerechte Bohrhaken angeboten. Normgeprüft ist keiner (normgeprüft = von einem zugelassenen Prüfinstitut nach Norm geprüft). Der Sicherheitskreis hat eigene Prüfungen durchgeführt oder sich die Prüfberichte der Hersteller beschafft. Es werden derzeit nur drei Fabrikate angeboten. Alle sind empfehlenswert. Ein viertes Fabrikat (SALEWA) ist ausgelassen (Preis über 31,- ! DM). Die Bühlerhaken werden überwiegend selbst angefertigt. Die DAV-Klebehaken sind nicht auf dem Markt erhältlich.

PETZL-Longlife: Prinzip Spreizkeil von außen, der Haken ist sofort belastbar. Bohrlochdurchmesser 12 mm (von Hand zu bohren mit verlängerter Bohrkronen M8, kann vom Hersteller bezogen werden), Bohrlochtiefe 46 mm, Preis 19,90 DM (der bisher am meisten gesetzte Bohrhaken).

MAMMUT-Bohrhaken: Prinzip Spreizkeil von außen (wie PETZL), der Haken ist sofort belastbar. Bohrlochdurchmesser 10 mm (nur mit Bohrmaschine, Bohrkronen dieser Größe sind nicht auf dem Markt), Bohrlochtiefe 51 mm; die um zwei Millimeter kleinere Bohrung ist trotz der etwas größeren Bohrlochtiefe günstig (weniger Kraft beim händischen Bohren, weniger Leistung beim Bohren mit Akkumaschinen). Preis: 12,50 (!) DM (der preiswerteste Bohrhaken auf dem Markt).

MSE^{*)}-Fischer-ZYKON-Anker: Prinzip Hinterschnittanker, ein spezieller Bohrer ist notwendig (der vom Vertreiber bezogen werden kann und mit seiner SDS-Plus-Aufnahme in die Akku-Bohrmaschinen von AEG, BOSCH, HILTI und Black & Decker paßt). Die Bohrung ist im Grund konisch, eine Hülse auf dem Schaft wird mit einem zusätzlich notwendigen Einschlagwerk-

^{*)} prEN = Proposal European Norm (Entwurf einer Europäischen Norm im Rahmen des Gemeinsamen Marktes)

^{*)} MSE = Mountain Safety Equipment (Werner Lang, D-8175 Greiling/Obb.)

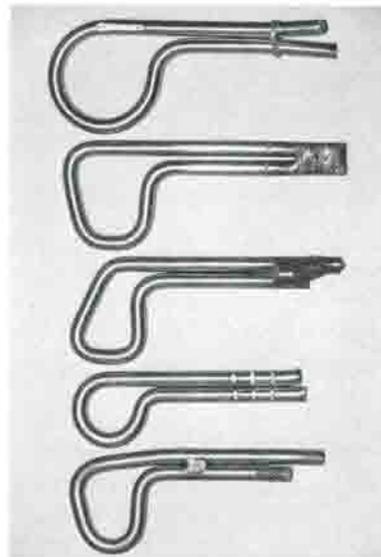


Linkes Bild:
Petzl- und Mammut-
Bohrhaken, beide
empfehlenswert.
Rechtes Bild:
MSE-Fischer-
Zyklon-Anker,
empfehlenswert

zeug auf den konischen Schaftbolzen getrieben, der Haken ist sofort belastbar. Bohrl Lochdurchmesser 14 mm, es werden zwei Längen angeboten, eine normale Länge von 40 mm und eine Sonderlänge von 60 mm für stärkere und häufigere Belastung (wie in Klettergärten) und insbesondere für die Platzierung unter Dächern (axiale Belastung). Eine Sichtkontrolle des richtig gesetzten Hakens ist möglich. Das Gewinde sollte durch einige gezielte Hammerschläge etwas gestaucht werden, um dem Hängerdiebstahl vorzubeugen. Preis für die Normlänge 16,- DM, für die Sonderlänge 24,- DM (in Entwicklung sind Standhaken mit Ring, Abseilhaken und Topropehaken).

Bühlerhaken: Sie sind aus 8 mm dickem, nichtrostendem Werkzeugstahl nach DIN 59334 selbst gefertigt (Oskar Bühler empfiehlt die Werkstoff-Nummern 1.4101 oder 1.4301). Die Bühlerhaken werden mit Racofix-V (Verzögerer) einzementiert. Racofix-R (Rapid) eignet sich *nicht*, da die Abbindezeit zu kurz ist (nur ein bis zwei Minuten). Bohrl Lochdurchmesser 20 mm. Das Bohrloch soll leicht nach hinten geneigt sein (etwa 20°–30°, damit der Mörtel nicht so leicht herausfällt). Das Bohrloch muß gut angefeuchtet sein, der Wasserrest muß mit einem Pinsel entfernt werden (es soll kein Wasser im Bohrloch stehen). Der Mörtel soll etwa die Konsistenz von Grießbrei bzw. die von normalem Mauermörtel haben (dünnere oder dickere Mörtel ist schlecht, u.U. Festigkeitsverlust). Fels- und Mörteltemperatur über +10 °C. Wer Bühlerhaken zum ersten Mal setzt, hat sicher Schwierigkeiten; am besten läßt man sich von einem im Setzen von Bühlerhaken erfahrenen Kletterer einweisen (durch falsche Mörtelmischung seien angeblich zwei Bühlerhaken bei Verwendung von Selbstzug herausgerissen worden; sie waren *nicht* von Oskar Bühler gesetzt worden). Belastbar nach 24 Stunden. Nicht für Erstbegehungen von unten geeignet, nur zum Routensanieren. Bruch- bzw. Ausreißkraft je nach Schaftlänge unterschiedlich, bei 150 mm Länge und radialer Belastung über 50 kN (über 5 t, ermittelt vom DAV-Sicherheitskreis).

Die bisher vielfach verwendete Öse des Bühlerhakens ist als Zwischenhaken nachteilig. Karabiner können sich bei Sturzbelastung selbstständig aushängen (mehrere Unfälle haben sich ereignet und wurden rekonstruiert). Die kleinere Öse (wie abgebildet) ist deshalb als Zwischenhaken empfehlenswerter, die bisher vielfach verwendete (große) Öse eignet sich nach wie vor gut für den Stand.



Verschiedene
Bühlerhaken,
der unterste stammt
aus industrieller
Fertigung

Fotos:
Archiv Sicherheitskreis;
MSE (1)

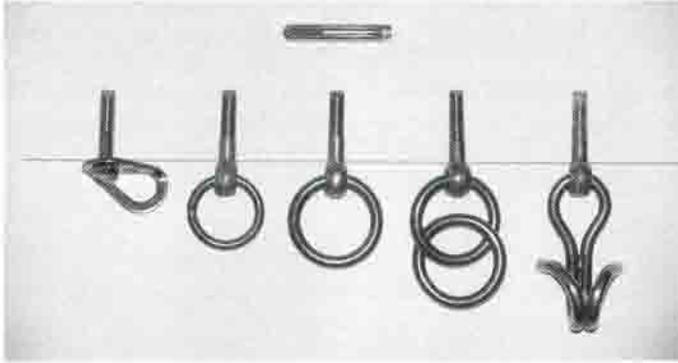
Bühlerhaken werden inzwischen auch industriell gefertigt, Fabrikat DMM, und unter der Bezeichnung ECO-Anchor angeboten, Oberfläche sandgestrahlt (deshalb etwas weniger blinkend), Bohrl Lochdurchmesser 18 mm, Bohrl Lochtiefe 90 mm, Vertrieb Schlager & Strobl, 8196 Eurasburg, Preis 11,90 DM (ohne Racofix).

DAV-Klebehaken: Prinzip Verbundanker der Befestigungsindustrie. Die DAV-Klebehaken werden mit einem Zweikomponentenkleber in Giaspatronenform ins Bohrloch eingeklebt. Bohrl Lochdurchmesser 14 mm, Bohrl Lochtiefe 55 mm. Aushärtezeit abhängig von der Felstemperatur: bei 20 °C – 20 Minuten, bei 10 °C – 30 Minuten, bei 0 °C – 1 Stunde. Nicht für Erstbegehungen von unten geeignet, nur zum Routensanieren.

Bruch- bzw. Ausreißkraft bei axialer und bei radialer Belastung über 30 kN (über 3 t); zwei Haken wurden zehntausendmal (!) mit 9 kN belastet (9 kN = 10-m-Sturz in eine Zwischensicherung); nach der zehntausendmaligen Belastung hielt jeder Haken noch immer über 30 kN (über 3 t).

Der DAV-Klebehaken ist in fünf verschiedenen Versionen erhältlich (Bohrl Lochdurchmesser und -tiefe bei allen gleich):

Die verschiedenen Versionen des DAV-Klebehakens mit der Klebpatrone (Verbundmasse)



- Hängerhaken (Sportkletterrouten)
- kleiner Ringhaken (Zwischensicherung oder Standhaken)
- großer Ringhaken (Standhaken)
- Doppelringhaken (Abseilhaken)
- Topropehaken (zum Seilumlenken, Seil wird eingeschlauff)

Die DAV-Klebehaken können nur in beschränkter Anzahl vom Sicherheitskreis abgegeben werden, da jeder Haken subventioniert wird (zwischen 2,50 und 9,- DM). Der DAV-Klebehaken wird nur an Kletterer abgegeben, die ins Hakensetzen (Kleben) vom Sicherheitskreis eingewiesen worden sind.

Ein Wunsch an die Industrie

Das hier Dargestellte ist der augenblickliche Stand der Technik. Zu wünschen bleibt, daß die Bohrhaken billiger werden und dadurch der Anreiz fehlt, sich Bohrhaken oder Teile davon selbst anzufertigen oder irgendwelche von der Industrie angebotene Anker, die nicht den Normen (DIN, ÖNORM, UIAA, EN) entsprechen, zu verwenden, möglicherweise sogar unsachgemäß, die dann bei Sturzbelastung versagen können.

Empfehlungen für das Sanieren von Kletterrouten

Zum vernünftigen Sanieren von Kletterrouten bedarf es gewisser Erfahrung. Es sollte nicht einfach darauflosgebohrt werden. Folgende Hinweise können nützlich sein:

- Der Charakter einer Route soll möglichst erhalten bleiben (ohne jede Veränderung allerdings ist eine Routensanierung nicht möglich).
- In der Regel können weniger Bohrhaken gesetzt werden als Normalhaken stecken (die Vielzahl der Normalhaken in manchen Passagen oder an manchen Standplätzen rührt daher, daß viele unsicher erscheinen und deshalb die größere Anzahl die Sicherheit bringen soll).
- Die Route soll nicht schwieriger werden als vor dem Sanieren; dabei kann eine Route, die beispielsweise nur eine V+Stelle

aufweist, nach dem Sanieren mehrere V+Stellen aufweisen. Doch soll keine Stelle schwieriger werden. Dies ist man der Geschichte (Erstbegeher) und den Wiederholern schuldig.

- Die Haken sollen sicherungstechnisch richtig plaziert werden, d. h. so, daß die Folgen eines Sturzes minimiert werden. So sollen insbesondere in Quergängen die Haken so angebracht werden, daß man sich bei Sturz mit den Beinen nicht im Seil verfangen kann. Achtung: Das sicherungstechnisch richtige Plazieren ist schwierig; es empfiehlt sich deshalb, eine Route vor dem Sanieren noch einmal zu klettern (auch, wenn man die Route von früheren Begehungen her kennt). Erst danach sollen die Entscheidungen getroffen werden, welche Haken wohin. (Nach den Erfahrungen des Sicherheitskreises nimmt die Diskussion und Entscheidung, wieviele Haken und wohin, meist mehr Zeit in Anspruch als das Setzen selbst.)
- Längere run-outs sollen dann, wenn sich Klemmkelle, Klemmgeräte oder Sanduhrschlingen anbringen lassen, nicht unbedingt mit Bohrhaken bepflanzt werden (es sollen auch nach dem Sanieren noch Anreize zum Selbstabsichern vorhanden sein).
- Die Anzahl der notwendigen Bohrhaken läßt sich bei Beachtung folgenden Hinweises am leichtesten festlegen: so viele Bohrhaken sind empfehlenswert, wie sie derjenige Kletterer benötigt, der den Schwierigkeitsgrad absolut sicher beherrscht („den Schwierigkeitsgrad locker drauf hat“). Wer mehr Zwischensicherungen benötigt, kann Klemmkelle, Klemmgeräte und Sanduhrschlingen verwenden.
- An Einstiegen – vor allem in Klettergärten – wo Haken am Boden aus optischen Gründen stören, können an geeigneten Stellen Sanduhren gebohrt werden. Empfehlenswert sind solche Felsstellen, die schon Löcher aufweisen, bei denen nur noch der letzte Durchbruch fehlt (geringste Felsbeeinträchtigung). Achtung: scharfe Kanten der Sanduhr mit der Maschine runden.

Dies sind vorläufige Empfehlungen, die der Sicherheitskreis für das Sanieren von Kletterrouten erarbeitet hat. Für das Sanieren nicht alpiner Kletterrouten werden zur Zeit weitergehende Empfehlungen von den Bergsteiger- und Kletterverbänden (u.a. den IGs Klettern) gemeinsam erarbeitet. Der Sicherheitskreis ist involviert.



Die Möglichkeit für Sicherungspunkte am Einstieg: künstliche Sanduhren. Mit einem Bohrloch wurde der halbfertigen Sanduhr zu ihrer Bestimmung verholfen

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Bernd Arnold, geb. 1947, selbständiger Buchdruckermeister, Bergsteiger und Sportkletterer seit 1959. Mehrere Beiträge zu bergsportlichen Themen in Zeitschriften und Büchern.

Peter Baumgartner, Ing. f. techn. Chemie, geb. 1941, macht zusammen mit seinem Sohn Harry die Redaktion und Gestaltung des AV-Jahrbuches und schrieb mehrere Bücher, u. a.: „Kleine bucklige Welt, Monographie einer Landschaft“.

Gottlieb Braun-Elwert, geb. 1949, Physikstudium, Bergführer, seit 1978 in Neuseeland ansässig, Leiter einer Bergsteigerschule. Aufbau des neuseeländischen Bergführerverbandes.

Thomas Bubendorfer, geb. 1962, Extrembergsteiger, Vortragender und Buchautor: „Der Alleingänger“, „Die Qualität des nächsten Schrittes“; bekanntgeworden ist er vor allem durch seine Solo-Unternehmungen wie Eiger-Nordwand (1983), Fitz Roy (1986) oder die erste Alleinbegehung der direkten Aconcagua-Südwand (1991) an einem Tag.

Manfred Buchroithner, Dipl. geol. Dr. phil., geb. 1950, Ordinarier für Kartographie an der Techn. Universität Dresden, staatl. geprüfter Berg- und Skiführer. Sechstausender-Soloerstbesteigung (afghan. Pamir), Erstbegehungen in Peru, Österreich und Hochasien. Dort seit 1975 Forschungstätigkeit unter Einsatz von Satellitenbildern. Wissenschaftliche Fachbücher.

Walter Danz, Dr., Dipl.-Geograph, geb. 1940, ehem. Leiter des Münchner Alpeninstituts, seit 1983 Vizepräsident der Internationalen Alpenschutzkommission CIPRA, seit 1991 Präsident CIPRA-Deutschland. Federführung der CIPRA-Initiative Alpenkonvention.

Wolfgang Dausch, geb. 1965, Student der Geographie, Ausbildung als Journalist für Tageszeitungen, betreut die Bergsteigerseite der Landshuter Zeitung; Mithilfe bei Redaktion und Layout (Klebeumbruch) für dieses Jahrbuch.

Ernst Gruber, geb. 1961. Elektriker, Klettern und Bergsteigen seit 1973, Sportklettern seit 1978, Gleitschirmpilot. Co-Autor von Kletterführern, Vorträge.

Roman Gruber, geb. 1958. Tischler, jetzt im Gemeindedienst tätig. Klettern und Bergsteigen seit 1973, Sportklettern seit 1978. Co-Autor von Kletterführern, div. Publikationen.

Dieter Elsner, geb. 1954, Studium Geographie und Sport (Lehramt). Sportlehrer an der TU München. Bergführer, Mitglied im DAV- und Bergführer-Lehrteam. Buchveröffentlichung, Zeitschriftenbeiträge.

Herbert Guggenbichler, Dr., geb. 1919, Südtiroler, Zahnarzt. Zahlreiche Bergfahrten in außeralpine Gebiete mit Schwerpunkt Kulturalpinismus. Besondere Hobbies: Biologie, Kulturgeschichte, Geschichte des Bergsteigens.

Tilmann Hepp, geb. 1955, Studium der Sport-, Politikwissenschaft und der Historischen Wissenschaften, Tätigkeit als Sport-

soziologe an der Uni Stuttgart, vier Jahre Redakteur bei einem Klettermagazin, Lehrbuchautor, seit 1990 freier Autor, leidenschaftlicher Freizeitkletterer ohne jegliche Aussicht auf einen Sponsorvertrag.

Klaus Hoi, geb. 1942, seit 1965 hauptberuflich als Berg- und Skiführer tätig. Zahlreiche Sicherheitsbeiträge zu alpinen Techniken und Methoden. Etwa 300 Erstbegehungen im Alpenraum, hauptsächlich Dachstein und Gesäuse.

Günter Jung, geb. 1939 in Thüringen, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der TH Ilmenau. Bergsteiger und Kletterer seit über 30 Jahren. Zahlreiche Fahrten in die Berge des Ostens (Hohe Tatra, Balkan, Kaukasus, Pamir, Mongolei). Text- und Fotobeiträge schon in Vorwendezeiten in westlichen Alpinzeitschriften, leider nicht unter richtigem Namen.

Elke Kellmann, geb. 1953, lebt in Dresden, Chemikerin in der Wasserwirtschaft, 1992 Zusatzabschluss als Ökologieassistentin, begeisterte Fotografin und Bergwandin in den Gebirgen Osteuropas (seit 1990 auch verstärkt in den Alpen).

Stefan König, geb. 1959, freier Schriftsteller. Publizistische Tätigkeiten für Presse und Fernsehen. Mehrere Buchveröffentlichungen („Sternstunden des Alpinismus“) und Filme.

Christoph Krahl, geb. 1961, staatl. geprüfter Bergführer, Mitglied im Lehrteam für Bergführerausbildung in Deutschland; Leiter der DAV-Trainingsexpedition 1991 nach Baffin-Insel.

Lydia Kraus, geb. 1960, Studium Deutsch und Sport-Philologie. Seit 1992 u. a. in erlebnispädagogischer Jugend- und Ausbildungsarbeit freiberuflich tätig. „Alpinistin“ seit dem fünften Lebensjahr, klettert seit 1985. Besonderes Hobby: Reisen.

Elmar Landes, geb. 1936, Redaktion und Gestaltung der DAV-Mitteilungen und des AV-Jahrbuchs.

Hans Lobentanzer, geb. 1922, Studiendirektor a. D. (Deutsch, Englisch, Geschichte), im Krieg dreimal verwundet; seit Rückkehr aus Gefangenschaft begeisterter Bergwanderer; Verfasser von und Mitarbeiter bei Lehrbüchern.

Karl Lukan, geb. 1923. Verlagsangestellter. Seit 1939 Bergsteiger; Verfasser vieler Zeitschriften- und Rundfunkbeiträge sowie bisher 47 Bücher alpinistischen und kulturgeschichtlichen Inhalts.

Fritz März, Dr. jur., geb. 1927, Rechtsanwalt, Fachanwalt für Steuerrecht, in der Wirtschaft tätig. Erster Vorsitzender des DAV von 1980 bis 1992.

Franz Maier, geb. 1966, Studium Biologie mit Schwerpunkt Botanik, Ökologie und Didaktik. Ab 1982 ehrenamtlich im OeAV engagiert (Jugendarbeit, Umwelterziehung und Naturschutz). Seit 1991 Nationalpark-Referent des OeAV-Landesverbandes Oberösterreich. Gründungs- und Vorstandsmitglied im Verein Nationalpark Kalkalpen. Mehrere freiberufliche Naturschutz-Projekte (Schwerpunkt: Vegetationsökologie), Zeitschriften- und Buchbeiträge.

Hans-Jürgen Panitz, geb. 1943 in Ludwigshafen/Rhein. Seit 1968 unabhängiger Filmmacher und Fernsehproduzent. Neben verschiedenen Fernsehportraits über Luis Trenker, Dr. Arnold Fanck, Leni Riefenstahl gilt sein Hauptaugenmerk der Realisation alpinistischer Themen für das Fernsehen. War über 20 Jahre freundschaftlich mit Luis Trenker verbunden und übernahm alle seine Filme weltweit.

Wolfgang Pohl, geb. 1961 in Garmisch-Partenkirchen. Diplom-Sportlehrer univ., staatl. gepr. Berg- und Skiführer, staatl. gepr. Skilehrer und Skilanglauflehrer. Bergführer- und Skilehrerausbilder. Sachbuch- und Lehrplanautor, zahlreiche Fachpublikationen. Klettert seit 1976. Seit 1990 verantwortlicher Leiter des Bereichs Spitzensport im DAV.

Heli Putz, geb. 1964, staatl. geprüfter Bergführer und Skilehrer, tätig als Ausbilder von österreichischen Bergführern und Skilehrern.

Gertrude Reinisch, geb. 1952, Journalistin und Buchautorin („Licht und Schatten am K2“). Reiseleiterin und staatl. gepr. Lehrwartin für Bergsteigen und Skibergsteigen mit Expeditionserfahrung in Tibet, im Himalaya, im Karakorum und am Mount McKinley in Alaska.

Herbert Schirmer, geb. 1957 in Innsbruck, Dipl.-Ing. für Vermessungswesen. Seit 1989 als Kartograph beim Oesterreichischen Alpenverein tätig.

Hias Schreder, geb. 1954, Lehrer und Bergführer. Allroundbergsteiger mit Vorliebe für Fels und Paragleiten.

Martin Schwiensch, geb. 1959, Pfronten, Dipl.-Psychologe, Berg- und Skiführer. Mitarbeit in den Lehrteams Bergsteigen, Sportklettern, Bergführer sowie im Schulungsteam der JDAV. Entwicklung vom alpinen Bergsteigen und Klettern zum Sportklettern (zumindest was die privaten Interessen anbelangt).

Pit Schubert, Dipl.-Ing., geb. 1935, Leiter des DAV-Sicherheitskreises, Untersuchung von Bergausrüstung und Unfällen. Zuvor

Projektingenieur in einem Luft- und Raumfahrtkonzern. Extremer Kletterer seit 1959, verschiedene Expeditionen, Erstbegehungen und Erstbesteigungen. Zahlreiche Veröffentlichungen, Bücher.

Christof Stiebler, Dr. rer. pol., geb. 1934, Leiter einer großen Privatschule in München. Allroundbergsteiger (stand 50mal auf Viertausendern, mehrere Fünf- und Sechstausender). 12 Bergbücher, das 13. mit dem Titel „Wandern in Italien“ erscheint im Frühjahr 1993 im Verlag J. Berg, München. Zwei Amtsperioden als Pressereferent des DAV.

Walter Stipberger, Professor, geb. 1919. Korrespondierendes Mitglied der Historischen Landeskommission für die Steiermark, Archivpfleger des Steierm. Landesarchivs für den Bereich Dachstein-Tauernregion. Mitarbeiter am Landesmuseum Joanneum/Graz in Ruhe. Seit 1953 freier Mitarbeiter im ORF-Landesstudio Steiermark, Abt. Volkskultur. Verfasser zahlreicher heimatkundlicher Werke.

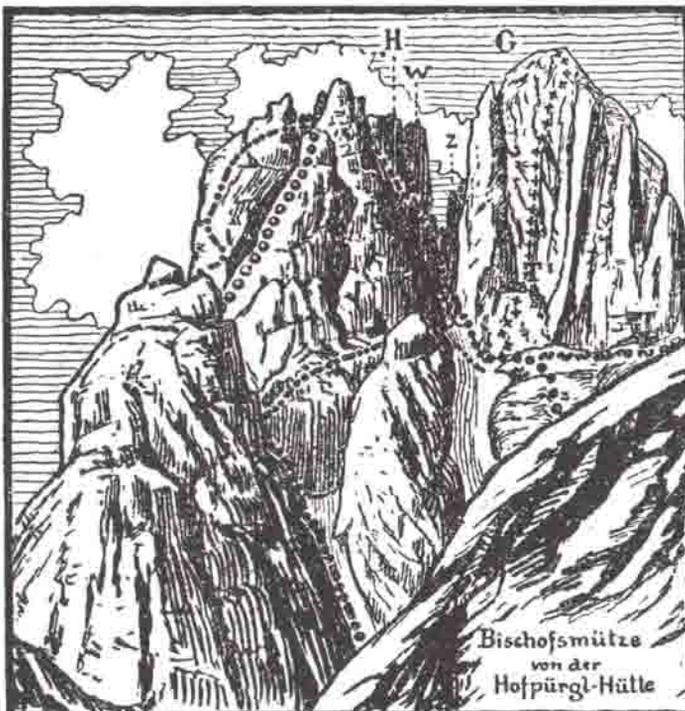
Pepi Stückl, geb. 1944, staatl. geprüfter Bergführer, Mitglied im Lehrteam des DAV für Bergsteigen, zahlreiche Fachpublikationen, Lehrbuchautor.

Andrea Tupi, geb. 1965, Pharmaziestudentin, staatl. gepr. Fluglehrerin, Bergführeranwärterin. Seit 1989 Mitglied der österreichischen Nationalmannschaft im Paragleiten.

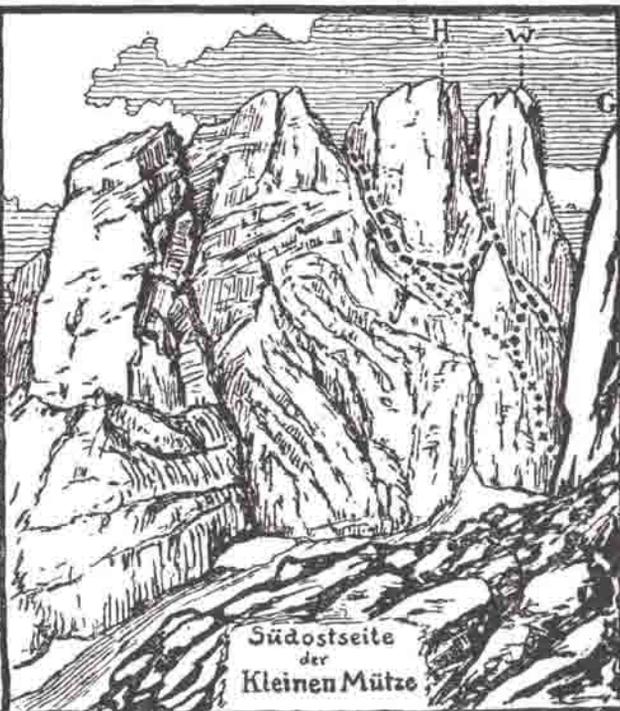
Hermann Warth, Dr., geb. 1940, Sozialwissenschaftler, entwicklungspolitischer Gutachter. 8 Jahre Landesbeauftragter des Deutschen Entwicklungsdienstes in Nepal und dreieinhalb Jahre Projektleiter der Schweizer Intercooperation in Pakistan. Zahlreiche Veröffentlichungen, darunter „Tiefe überall. Menschen, Schluchten und Achttausender“, Rosenheim 1986. Besteigung von drei Achttausendern, zwei Siebentausendern und neun Sechstausendern.

Helmuth Zebhauser, Dr. phil. (Kommunikationswissenschaft, Philosophie und Mathematik), geb. 1927. Kulturreferent des Deutschen Alpenvereins.

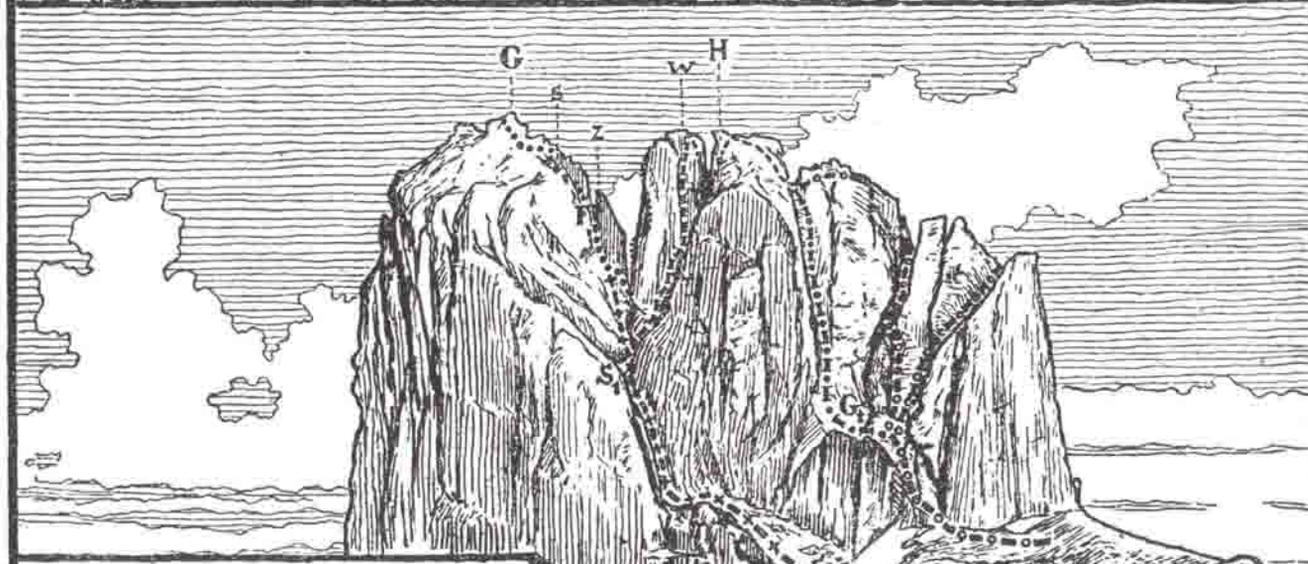




Bischofsmütze
von der
Hoptürgl-Hütte



Südostseite
der
Kleinen Mütze



- 1. Gewöhnlicher Weg a. d. Gr. Mütze
- +++++ 2. Alter Notdarslieg " " "
- 3. Gewöhnlicher Weg a. d. Kl. Mütze
- +++++ 4. Weg Schmitt-Oroszlany
- 5. Variante Eglauer-Stumme
- 6. Variante Pauli-Schadler-Wessely
- 7. Vermutl. Weg der Erstersteiger d. Kl. Mütze
(Faltavicini-Weg)
- MMMMMMMM 8. Variante Damberger-Obermüller
- MMMMMMMM 9. Weg Keidel-Wessely (W-Wandkamin)
- MMMMMMMM 10. Weg Damberger-Kirchmayr-Wessely (N-Wand)
- 11. Vermutlicher Weg Innerkofler-Treptow (Damberger
u. Ged.)
- 12. Abstieg Reder-Zwick (Südgrat) Kostner-Talzel
- 13. ++++++ Weg Jahn-Laubheimer (Südwand d.
Gr. Mütze)
- 14. Steinerweg auf d. Wesselyturm.

Bischofsmütze von Norden.